Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung 4

II. Im Strudel der Revolutionen. Das Kirchspiel in Zeiten des Umbruchs vom Ende des Mittelalters bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (von Richard Sautmann) 18

1 Die Grundlagen der Kirchspielsverwaltung 18
2 Spielball der Macht. Laer in Krieg und Revolution 25
2.1 Das Kirchspiel im Schatten der Reformation 25
2.2 Im Dreißigjährige Krieg 35
2.2.1 Zwischen Kriegsnot, Verarmung und katholischer Gegenreformation. Die Jahre von 1618 bis 1625 35
2.2.2 Kriegsnot im Dänisch-Niedersächsischen Krieg Die Jahre von 1625 bis 1633 40
2.2.3 Das Kirchspiel Laer mitten im Krieg 48
2.2.4 Die Schwedenzeit von 1634 bis 1648 50
2.3 Der Frieden von Osnabrück und die konfessionelle Neuordnung im Kirchspiel Laer 56
2.4 Der Fürsten Pracht 65
2.5 Eine *entsetzliche füersbrunst* 73
2.6 Die Französische Revolution verändert die alte Ordnung 77
3 Aus der Pfarrgeschichte im 18. und 19. Jahrhundert 84
3.1 Ausschnitte aus dem kirchlichen Leben 84
3.2 Die Pfarre organisiert auch die Armenfürsorge 96
3.3 Aus der Schulgeschichte bis zur Aufhebung der Vikarie 99
4 Bevölkerungsentwicklung, Gesellschaftsordnung und Gewerbestruktur 116
4.1 Bevölkerungsentwicklung im 18. und 19. Jahrhundert 116
4.2 Handwerk und Gewerbe im alten Laer 121
4.2.1 Traditionelles, ortstypisches Gewerbe 121
4.2.2 Handwerks- und Gewerbestruktur im alten Laer 126
4.3 Heuerleute, Hollandgang und Leineweberei 129
4.4 Legge und Leineweberei in Laer 138
5 Abschied von der mittelalterlichen Wirtschafts- und Sozialverfassung Die agrare Revolution in Laer 162
5.1 Zwischen Bergteilung und Verfall der gemeinen Mark 162
5.2 Die Teilung der Mark und ihre Folgen 168

5.3 Von der Eigenbehörigkeit zur Bauernbefreiung 182
6 Die *Noth der geringen Einwohner und Heuerleute*. Laers unterbäuerliche Schichten in Hungerkrise und deutscher Revolution von 1848 188
6.1 Hungerjahre 188
6.2 Die Revolution von 1848 196
7 Die Überseeauswanderung bietet einen Ausweg aus der ländlichen Dauerkrise 204
7.1 Auswanderungsverlauf, Rahmenbedingungen und die Laerer Auswanderer 204
7.2 Überfahrt und Leben in Amerika 213
7.3 Die Folgen der Auswanderung 217
8 Remsede und die Abpfarrung von 1851 220
8.1 Merkmale einer ungewöhnlichen Bauerschaft 221
8.2 Von der Säkularisation bis zur Abpfarrung 227

III. Die Samtgemeinde Laer. Verwaltung und Wirtschaft, Gesellschaft und Politik zwischen 1850 und 1975 (von Richard Sautmann) 232

I. Teil: Gemeindeverwaltung und Gewerbeentwicklung im 19. und frühen 20. Jahrhundert 232

1 Gemeindeverwaltung 232
1.1 Vom Vogtenamt zum Samtvorsteher 232
1.2 Armenlast und Armenfürsorge. Über den Umgang mit der Armut 239
1.3 Krankenhaus, Leichenbestattung und Wasserqualität Das Gesundheitswesen an der Schwelle zum 20. Jahrhundert 250
1.4 Schulneubauten und Lehreralltag. Aus der Schulgeschichte 261
2 Aus dem Wirtschaftsleben an der Schwelle zum 20. Jahrhundert 268
2.1 Spuren der frühen Industrialisierung 268
2.2 Geldwirtschaft und Mobilität 272
2.3 Handwerk und Gewerbe um 1900 281
2.4 Der „Fremdenverkehr“. Anfänge eines neuen Gewerbezweiges 293
2.5 Modernisierung in der bäuerlichen Arbeitswelt 297

II. Teil: Konfession und Nation, Nationalismus und Nationalsozialismus:
Laer im Strom von Politik und Krieg 303

1 Zwischen Konfession und Nation
Laers schwerer Weg ins deutsche Kaiserreich 303
2 Renitenz, Nationalismus und Militarismus
Laers Integration ins Kaiserreich 318
3 Vom Ersten Weltkrieg bis zur Weltwirtschaftskrise 329
3.1 *„Solange noch ein deutsches Schwert aus blanker Scheide blitzt“*
Laer im Ersten Weltkrieg 329
3.2 Zwischen Kriegsende und Weltwirtschaftskrise 345
4 Nationalsozialismus in Laer 354
4.1 Annäherung an die Zeit des Nationalsozialismus 354
4.2 „Gleichschaltung“ in Laer 355
4.3 Vom ländlichen Laer zum populären Solbad 373
4.4 Die Samtgemeinde im Zweiten Weltkrieg 390
4.5 Zwischen „Stunde Null“ und Neuanfang 410

IV. Literatur- und Quellenverzeichnis 429

1. Literaturverzeichnis 429
2. Quellenverzeichnis und Anmerkungen 442

I. Einleitung

Projektanlaß und Projektgestaltung

Im Jahre 851 n.Chr., vor 1150 Jahren also, ist die im Übergang von den Ausläufern des Teutoburger Waldes zur Münsterschen Tiefebene gelegene Osnabrücker Landgemeinde Bad Laer erstmals schriftlich erwähnt worden.[1] Das anstehende Jubiläum bot zweifellos Anlaß genug, einen neugierig fragenden Blick auf die Geschichte dieser mehr als tausend Jahre zu werfen. So hat der Gemeinderat von Bad Laer zum Jubiläum eine Ortsgeschichte in Auftrag gegeben, im Wunsch nach „historischer Selbstvergewisserung“, wie es damals hieß. Sie sollte zunächst einmal „wissenschaftlich“, soll heißen im weitesten Sinne „wahr“ sein, anhand „originaler“ Akten erarbeitet werden, dabei auch die Erkenntnisse der Fachliteratur und insbesondere der lokal- und regionalgeschichtlichen Forschung einbeziehen und vor allen Dingen verständlich sein. Diese Aufgabe wurde mir am 1. April 1997 übertragen.

Damals existierten nur eine Reihe älterer Beiträge zur Bad Laerer Ortsgeschichte, deren historiographischer Wert im Einzelfall durchaus fragwürdig war. Allerdings hatte der Umgang mit der Geschichte der engeren Heimat in Bad Laer Tradition, insbesondere im jüngst vergangenen 20. Jahrhundert. Am wirkungsmächtigsten erwiesen sich die Arbeiten der früheren Bad Laerer Heimathistoriker. Zu ihnen zählte etwa der Kaufmann Wilhelm Heimsath (1851-1930), der als Autor einer Vielzahl kleinerer Beiträge und Sammler heimatgeschichtlicher Notizen seinen Platz in der Laerer Heimathistorie gefunden hat.[2] Sein Werk, zu dem u.a. auch eine Sammlung von mehr als 100 Fotographien gehört, wurde allerdings erst lange nach seinem Ableben veröffentlicht.[3] Dabei ist grundsätzlich zu konstatieren, daß Heimsaths Aufsätze so gut wie keinen geschichtswissenschaftlichen Wert haben. Er stützte sich hauptsächlich auf Ortsüberlieferungen, die er in kleine Geschichten und in Gedichtform fasste und offenbar ohne weitere Prüfung niederschrieb. Gleichwohl hat er damit und mit seiner Fotosammlung nicht unerheblich zu einer Popularisierung der Geschichte vor Ort beigetragen. Ähnlich wie Wilhelm Heimsath engagierte sich auch der Lehrer Erich Merse (1889-1959) im kulturellen und gesellschaftlichen Leben der Gemeinde.[4] In Heimatbüchern, Kreisjahrbüchern und in der Tagespresse war er mit vielen einzelnen Beiträgen zur Laerer Geschichte vertreten. Insbesondere seine Ausführungen zur Geschichte des Laerer Schützenwesens sind bis heute grundlegend.[5] Heinrich Schockmann (1882-1953), er war von 1937 bis 1953 Pfarrer in Laer, erarbeitete mit seinen „Aufzeichnungen zur Geschichte des Kirchspiels Laer“ einen ersten Entwurf zur Geschichte Laers bis 1900, der allerdings erst nach seinem Tode bekannt wurde und dessen wenige Exemplare rasch vergriffen waren.[6] In seiner Darstellung konnte er auf eine Vielzahl von Quellen, insbesondere aus dem Pfarrarchiv, zurückgreifen, das er von dem späteren Paderborner Diözesan-Archivar Cohausz ordnen ließ. Heinrich Schockmanns „Aufzeichnungen“ sind bis heute von geschichtswissenschaftlicher Bedeutung geblieben. Die kirchengeschicht-lichen Beiträge seiner Ar-

beit dienten dem Kirchenhistoriker Bernd Holtmann als wesentliche Grundlage seines Buches „Die Geschichte der katholischen Pfarrgemeinde St. Marien Laer“.[7] Diese Arbeit erschien 1974 anlässlich der damaligen Gedenkfeier zum 100. Weihetag des neugotischen Kirchenschiffes. Anlässlich der 1125-Jahrfeier von 1976 erfolgte schließlich die Publikation der Schockmannschen Beiträge zur Ortskunde und Hofgeschichte, die von H. Hiltermann redaktionell betreut und herausgegeben wurde.[8] Professor Hiltermann (1911-1998), von Haus aus eigentlich Geologe und Paläontologe, sorgte dafür, daß Heimatgeschichte in Bad Laer im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts einen außerordentlich hohen Stellenwert bekam.[9] Neben anderen hatte er wesentlichen Anteil an der Einrichtung eines Heimatmuseums, das bis heute zu den wichtigsten Aktivposten der Kulturarbeit vor Ort gehört. Hiltermann trug auch zum Erfolg der Bad Laerer Ortszeitung „Laerer Nachrichten“, heute „Bad Laer actuell“ bei, für die er selbst eine Vielzahl heimatkundlicher Artikel geschrieben bzw. vermittelt hat. Darüber hinaus war er im neuen Heimatbund Osnabrücker-Land engagiert, der einen wesentlichen Beitrag zum Zusammenhalt des 1972 gegründeten Großkreises Osnabrück leistete. In diesem Zusammenhang ist es zunächst ihm zu verdanken, daß Bad Laer seinen Platz auch in der populärgeschichtlichen Regionalhistorie finden konnte. Nicht zuletzt um der historischen Arbeit in Bad Laer ein höheres Maß an Stabilität und Kontinuität zu vermitteln, initiierte er die Reihe „Suderberger Hefte“; neun entsprechende Beiträge brachte er mit auf den Weg, zum Teil forschte und schrieb er auch selbst. Die Reihe fand ihren Auftakt mit dem „Kleinen Führer“ durch Bad Laer; eine Arbeit, die nicht nur auf das historische Interesse der Bad Laerer Bevölkerung abzielte, sondern auch und gerade den Kurgästen interessante Einblicke in einzelne Aspekte der Ortsgeschichte vermittelte.[10] Dabei interessierten Hiltermann insbesondere erdgeschichtliche Zusammenhänge, die er aber erweitern konnte, um ausführliche Überlegungen zum heimischen Fachwerkbau etwa. Hiltermann veröffentlichte auch eine Reihe von Fotographien aus dem alten Laer; sein erster Bildband „Bad Laer in alten Ansichten“ war so erfolgreich, daß er nicht nur erneut aufgelegt, sondern noch um einen zweiten Band ergänzt wurde.[11] Am 18. Dezember 1987 verlieh ihm die Gemeinde Bad Laer die Würde eines Ehrenbürgers, eine Auszeichnung, die bis heute nicht wieder vergeben worden ist. Trotz aller Aufmerksamkeit, die Hiltermanns heimatkundliches Engagement in der Öffentlichkeit fand, ist die Relevanz seiner sozialgeschichtlichen Beiträge doch eher zweifelhaft. Insbesondere in seinen Überlegungen zur mittelalterlichen Geschichte stützte er sich vielfach ausschließlich auf Sagen und Legenden,[12] ohne die tatsächlich relevanten Forschungsbeiträge zur regionalgeschichtlichen Bedeutung des mittelalterlichen Laer auch nur zur Kenntnis zu nehmen.[13] Ebenso unreflektiert sind auch seine wenigen Beiträge zur Sozialgeschichte der frühen Neuzeit, insbesondere zur Geschichte der Leineweberei in Bad Laer, in denen er sich im wesentlichen auf Ortsüberlieferungen bezog, die er ungeprüft weitergab.[14] So liegen Hiltermanns eigentliche Verdienste eher darin, die Forschungen Schockmanns durch einen Neudruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht, die Fotosammlung Heimsaths erweitert und publiziert und sich für die Errichtung eines Museums und die konstante Aufnahme geschichtlicher Beiträge in der Bad Laerer Ortszeitung bzw. in den Su-

derberger Heften erfolgreich eingesetzt zu haben. Zudem hat Hiltermann auch eine Vielzahl von verstreut liegenden Quellen zur Ortsgeschichte in einer eigenständigen Sammlung (Nachlaß Hiltermann) zusammengetragen, die wiederum für die Forschungen zum Ortsjubiläum ausgewertet werden konnten.

Neben Hiltermann zählt K.H. Neufeld zu den wichtigsten Bad Laerer Heimathistorikern der Gegenwart.[15] Die Vielfalt seiner Interessen ist bemerkenswert, wenn sich auch bei genauerem Hinsehen zeigt, daß ihn insbesondere kirchengeschichtliche Fragen interessieren. Einer der Themenschwerpunkte Neufelds ist die Rolle des frühchristlichen Laer als Zentrum der Christianisierung im Südkreis Osnabrück, ein Themenkreis, in dem er sachkundig und auf der Höhe der Forschungen arbeitet.[16] Daneben gehört eine Vielzahl von Beiträgen zur Geschichte der katholischen Kirche in Laer zu seinem heimatkundlichen Werk, ein Themenkreis, den er allerdings oftmals in legitimatorischer Absicht zu verfolgen scheint, wobei er bisweilen sogar zentrale Quellen ignoriert, was dem Wert seiner Ausführungen Abbruch tut.[17] Bemerkenswert ist sein Zugang zur mittelalterlichen Sozialgeschichte, wobei er allerdings die Lage der bäuerlichen und unterbäuerlichen Schichten unter der Grundherrschaft weitgehend ignoriert. Statt dessen konzentriert er sich auf die Geschichte der Grundherren und beschränkt sich hinsichtlich der Geschichte der bäuerlichen und unterbäuerlichen Schichten im wesentlichen auf die Transkription alter Schatzungsregister, die er jedoch kaum interpretiert, sondern schlichtweg publiziert hat.[18] Für das Dissertationsprojekt hat er damit allerdings ein außerordentlich hilfreiches Material bereitgestellt, das ausgewertet werden konnte. Insgesamt gesehen ist sein Werk zunächst beeindruckend umfangreich und vielseitig, wobei die Relevanz der einzelnen Artikel sehr unterschiedlich ausfällt. Insbesondere seine in legitimatorischer Absicht verfassten Beiträge reizen zum Widerspruch. Zudem sind seine strukturellen Zugänge nachdrücklich zu hinterfragen, orientiert er sich in seinen ortsgeschichtlichen Beiträgen doch hauptsächlich an machtpolitischen Entwicklungslinien, ohne die sozialgeschichtlichen und alltagsgeschichtlichen Entwicklungen vor Ort ernstlich zur Kenntnis zu nehmen.[19]

Insgesamt erwies sich die Literaturlage in vielerlei Hinsicht als außerordentlich schwierig. Heimattümelei und legitimatorische Neigungen waren oftmals handlungsleitend, ortsgeschichtliche Überlieferungen, die ungeprüft weitergetragen wurden, bildeten in vielen Fällen die einzigen Quellen, die Gleichgültigkeit gegenüber der relevanten Forschungsliteratur ist oftmals nicht zu verkennen. Zugleich standen aber auch aufschlußreiche Beiträge zur Verfügung, z.B. mit Schockmanns Aufzeichnungen, in denen er umfangreiche Quellenbestände des Pfarrarchives ausgewertet hat, und auch mit Neufelds Quellentransskriptionen. Auch waren Neufelds Beiträge, selbst wenn sie z.T. legitimatorische Absichten verfolgten, in rekonstruktiver Hinsicht wertvoll und insbesondere auch der bemerkenswerten und weitreichenden Quellenkenntnis wegen aufschlußreich und weiterführend. Daneben waren Schockmanns „Aufzeichnungen“ richtungsweisend, weil er einen ersten Gesamtentwurf zur Ortsgeschichte vorgelegt hat und in einigen Be-

reichen, z.B. hinsichtlich der Schulgeschichte, sehr ausführlich recherchierte Aufsätze anbietet. Schließlich konnte im Zuge des Dissertationsprojektes auch der Hiltermannsche Nachlaß ausgewertet werden, in dem sich eine Vielzahl privater Quellensammlungen bündeln, die Hiltermann dank seines bemerkenswerten Engagements etwa im Umfeld des Heimatmuseums im Lauf einer 20jährigen Sammeltätigkeit zusammentragen konnte.

Sozial- und Alltagsgeschichte vor Ort. Forschungsbedingungen, Quellenlage und Kommunikationssystem

Der Überblick über die lokalgeschichtliche Literatur zeigt, daß sozial- und alltagsgeschichtlich orientierte Fragestellungen in der ortsgeschichtlichen Forschung zu keinem Zeitpunkt irgendeinen relevanten Stellenwert hatten. Zwar konnten die in den vergangenen Jahrzehnten vorgelegten heimatkundlichen Beiträge im Einzelfall durchaus hilfreich sein, aber einen eigentlichen sozial- und alltagsgeschichtlich nennenswerten Erkenntniswert besaßen sie fast nie. Insofern konnte in dieser Beziehung kaum einmal auf ältere Forschungen zurückgegriffen. Außerdem erwiesen sich auch die Rahmenbedingungen für sozial- und alltagsgeschichtliche Forschungen vor Ort als außerordentlich schwierig, herrschte hier doch der Eindruck vor, die lokale Geschichte sei per se unerheblich, ohne Aussagewert und letztlich nichts anderes als literarisierte Heimatliebe bzw. christlich-katholische Geschichtsrechtfertigung, auf die man auch gut verzichten könnte. Wenn der Geschichte vor Ort überhaupt eine Bedeutung zugebilligt wurde, dann vielleicht die, die „Heimatliebe“ zu stärken, so wie es die Masse der Heimathistoriker letztlich auch beabsichtigt hatte. Angesichts des Arbeitsauftrages, des Wunsches nach einer wissenschaftlich fundierten und zugleich populär vermittelten Darstellung der Ortsgeschichte, bestand die vordringlichste Aufgabe zunächst darin, Arbeitsformen zu entwickeln, mit denen sozial- und alltagsgeschichtliche Fragestellungen und Überlegungen so in das Blickfeld der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt werden konnten, daß die Lokalgeschichte, vom Verdacht legitimatorischer Absichten wie auch vom Ruch der Heimattümelei befreit, einen relevanten Platz im kulturellen Leben Bad Laers gewinnen konnte.

Um dem Umgang mit der Geschichte das notwendige Maß lokaler Aufmerksamkeit zu verleihen, wurde schließlich ein Arbeitsstil gewählt, der sich weitgehend am historischen Ort selbst vollzog und dabei dem Doppelauftrag einer wissenschaftlich fundierten und zugleich populär vermittelten Forschungsarbeit gerecht werden sollte. Grundlegend hierfür war der Aufbau eines Kommunikationssystems vor Ort, das als „Gespräch über Geschichte“ (Reulecke) beschrieben werden kann.[20] Zum wichtigsten Prinzip dieses Gespräches, als dessen Funktion die Moderation zwischen wissenschaftlichem Forschungsgang und seiner Vermittlung vor Ort verstanden werden kann, zählte die Einsicht, daß die Bevölkerung „über alle Vorhaben, Zwecke und Teilergebnisse historischer Forschung informiert und /.../ umgekehrt eine Beteiligung am Forschungsprozeß durch die Ver-

mittlung schwer zugänglicher Informationen“ ermöglicht werden muß.[21] „Jede Möglichkeit, die Partizipation an der historischen Arbeit auszudehnen, sollte sowohl im Hinblick auf die Verbreiterung der Informationsbasis als auch auf die Verstärkung der Teilnahme an der historischen Kommunikation genutzt werden. Je breiter die gesellschaftliche Basis, desto geringer ist auch die Gefahr parteipolitischer Funktionalisierung von Geschichte, deren Verwendung in legitimatorischer Absicht nach Kräften verhindert werden sollte. Der Fluß der historischen Informationen folgt dann dem Modell: Geschichte vom Bürger über den Historiker vor Ort und als Geschichtsschreibung, Vortrag oder Ausstellung wieder an den Bürger zurück“.[22]
Von diesem Arbeitsprinzip ausgehend, galt es zunächst, die Heimatforscher, die an der Mitgestaltung der Ortsgeschichte interessiert waren, in den Forschungsprozeß einzubeziehen. Rasch hatte sich in Bad Laer ein Autorenteam gebildet, das von mir betreut wurde. Insofern ist der hier als Dissertation vorgelegte Beitrag zur Geschichte Bad Laers vom 16. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts nur ein Teil jener in Bad Laer geforderten Gesamtdarstellung. Zu ihr gehören auch eine Reihe von Beiträgen, die aus dem Ort selbst kamen und unter meiner Betreuung entstanden sind. Hierbei handelt es sich einerseits um kurze Sonderbeiträge, aber auch um fundamentale Beiträge, etwa zur Siedlungs- und Agrargeschichte des Mittelalters. Dieser Beitrag entstand in enger Zusammenarbeit zwischen dem Autor und mir und ist für das Dissertationsvorhaben insofern von grundlegender Bedeutung, weil dasselbe zeitlich und inhaltlich daran anschließt.

Ebenso zählten auch eine ganze Reihe historischer Zusatzangebote zum Projekt einer Ortsgeschichte neuen Stils, Vorträge und Lesungen etwa, auch die Gestaltung mehrerer Ausstellungen und zudem noch einige Artikelserien in der örtlichen Zeitung und im zuständigen Kreisheimatbuch.[23] Diese wiederum dienten auch dazu, das Interesse an der Geschichte wach zu halten und auf die Ortsgeschichte selbst so vorzubereiten, daß sie von vorneherein auf Aufmerksamkeit stoßen und Akzeptanz finden konnte. Die damit zwangsläufig verbundene Popularisierung der Geschichtsarbeit vor Ort führte wiederum zu einem in seinem Ausmaß gar nicht erwarteten Ergebnis, der Gewinnung einer Vielzahl unmittelbarer Quellen nämlich, aus Privatnachlässen und Sammlungen, die der Forschung ohne die beständige Kommunikation vor Ort gar nicht zugänglich gewesen wären.

Zwischen wissenschaftlicher Forschung und populärer Vermittlung vor Ort operierend, erbrachte das Projekt schließlich noch einige weitere Ergebnisse für die lokale Kulturpolitik, die wiederum zu einer weiteren Popularisierung des Projekts vor Ort führten und somit noch weitere Quellenbestände zu Tage förderten. Eines jener lokalen Projekte betraf etwa den Erhalt der letzten örtlichen Mühle. Um dieses Projekt gründete sich schließlich ein „Heimat- und Mühlenverein“, der heute einige hundert Mitglieder zählt. Für den Historiker vor Ort galt es nun, Geschichte als Dienstleistung für das Mühlenprojekt anzubieten, d.h. die Geschichte jener besagten Mühle zu erarbeiten, entspre-

chende Vorträge zu halten, bei der Formulierung von Nutzungskonzepten zu assistieren und das ganze schließlich so zu publizieren, daß dem Anliegen auch ein Erfolg beschieden sein konnte. Im Jubiläumsjahr soll Richtfest gefeiert werden, und daß es soweit kommt, hat mit der Geschichte vor Ort zu tun.

Die Erfahrungen des Projekts dokumentieren deutlich, daß Bekanntheit und Vertrautheit mit dem Historiker am Ort die Bereitschaft enorm ansteigen läßt, private Bestände wie etwa den „Nachlaß Hiltermann“, Vereinsnachlässe und Chroniken und vor allem auch die für eine geeignete Publikation unverzichtbaren historischen Fotographien zur Verfügung zu stellen. Insbesondere die Sammlung der Fotos erwies sich als außerordentlich erfolgreich. Viele Dutzend Bad Laerer Familien haben ihre Fotoalben geöffnet und sich daran beteiligt, so daß schließlich einige hundert Fotographien digitalisiert werden konnten, von denen eine ganze Reihe spannende Einblicke ins ländliche Leben gewähren. Sie wurden schließlich noch um weitgehend unerschlossene Bildbestände des Diözesanarchivs Osnabrück ergänzt und boten vielfältiges Material für das Festbuch zum Ortsjubiläum und auch für Ausstellungen zur Geschichte des Kurwesens etwa, das für ein „Bad“ eine besondere Bedeutung hat. Gleichfalls zeigte sich der beständige Kontakt vor Ort außerordentlich förderlich, etwa zur Gewinnung geeigneter Partner für Intensivinterviews, also zur Gewinnung und Sicherung von erinnerter Geschichte, die wiederum die oftmals nur rudimentären Quellenbestände zur politischen Geschichte und zur Sozialgeschichte Bad Laers im „Dritten Reich“ ergänzen konnte. Die vor Ort gewonenen, z.T. außerordentlich umfangreichen Quellenbestände ergänzten schließlich die im Staatsarchiv Osnabrück genutzten Quellen, insbesondere die Überlieferung des Amtes Iburg, die wiederum über den Zugang vor Ort noch um die nur rudimentär verzeichneten Aktenbestände des Gemeindearchivs sowie vereinzelte kirchliche Nachlässe erweitert werden konnten. Hinzugenommen wurde schließlich noch die Bad Laer betreffende Presseüberlieferung, deren Auswertung einen enorm hohen Aufwand erforderte und in ihren Ergebnissen doch bescheiden bleiben mußte, weil das am südlichen Rande des Osnabrücker Raumes liegende Bad Laer zu keiner Zeit im Blickpunkt der journalistischen Neugierde stand.

Der Schlußpunkt der Arbeit bildete schließlich das Buch zum Fest, „Die Bad Laer Geschichte“, in der sich letztlich alles widerspiegelte, was über die Jahre an Aktivität zusammenkam. Hauptziel blieb die Rezeption des wissenschaftlichen Forschungsstandes, seine Erweiterung um die im lokalen Raum durch Interviews, Quellensammlungen aus Privatbesitz und Recherchen in den einschlägigen Archiven gewonnenen Erkentnisse und schließlich die populäre Vermittlung. Zudem galt es auch, ein Buch zu schaffen, das sich optisch und inhaltlich deutlich vom durchschnittlichen Heimatbuch abhebt, die verschiedenen, im Zuge des Projekts entstandenen Arbeiten aufnimmt und integriert, ein Buch, das auch das zusammengetragene Bildmaterial festhält und präsentiert, allein schon, weil daran viele Menschen gearbeitet haben und übrigens noch immer arbeiten. Es mußte hochwertig gedruckt werden und sich zugleich finanziell tragen, was wiede-

rum nur funktionieren konnte, weil das Publikum im Verlauf der Jahre kontinuierlich darauf vorbereitet und somit auch in erwerbsfreudige Stimmung versetzt worden war, wozu sämtliche Veranstaltungen und Kleinprojekte letztlich beigetragen haben.

In den ersten drei Tagen nach der Veröffentlichung konnten von 1.500 gedruckten Exemplaren 500 Stück verkauft worden. Damit hatte jeder sechste Haushalt in Bad Laer sofort nach dem Erscheinen ein Buch erworben. Dieses außerordentlich erfreuliche Ergebnis konnte nur zustande kommen, weil das Jubiläumsjahr unmittelbar bevorstand und weil die Vorbereitung auf das Buch außerordentlich weite Kreise gezogen hat. Außerdem scheint die Arbeit auch in ästhetischer Hinsicht ansprechend genug, um als reeller, mit Bedeutung und Gewinn versehener Wert erkannt zu werden, der nicht Heimatliebe sondern historische Erkenntnisse vor der eigenen Haustür verspricht. In den darauf folgenden Monaten sind weitere 300 Exemplare veräußert worden, so daß derzeit (April 2001) nur noch etwa 200 Stück für das verbliebene Jubiläumsjahr zur Verfügung stehen, hat sich doch die Gemeindeverwaltung selbst gleich 500 Bücher als Präsente für die kommenden Jahre gesichert. Im Zuge der bemerkenswert großen Nachfrage boomte auch das Interesse an weiteren Vorträgen und Ausstellungen, für die im Jubiläumsjahr hinreichend Platz ist.

Methodik und thematischer Ablauf des sozial- und alltagsgeschichtlich orientierten Forschungsganges

Dem vornehmsten Ziel der geplanten Darstellung zur Geschichte Bad Laers, der Verbindung einer wissenschaftlich fundierten, an sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragestellungen orientierten Forschung mit der Übertragung in einen für jeden historisch interessierten Bürger verständlichen und gut nachvollziehbaren Entwurf zur Ortsgeschichte, stand nicht allein die schwierige Literaturlage vor Ort entgegen. Grundsätzlich gilt, daß die Geschichtsforschung mittlerweile zu einem außerordentlich komplexen Vorgang geworden ist, dessen Ergebnisse nur mehr schwer vermittelbar sind. Die Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik suchte lange Zeit in erster Linie nach den „Strukturen“ der historischen Entwicklung. „Sie lenkt den Blick eher auf die Bedingungen, Spielräume und Möglichkeiten menschlichen Handelns in der Geschichte, als auf individuelle Motive, Entscheidungen und Handlungen selber; sie macht Wirklichkeitsbereiche und Einzelphänomene zum Gegenstand der Forschung, die eher durch Beschreibung und Erklärung als durch hermeneutisch-individualisierendes Sinnverstehen zu erschließen sind; sie interessiert sich vor allem für die relativ dauerhaften, nur schwer veränderbaren Phänomene, für Wirklichkeitsschichten mit langsamer Veränderungsgeschwindigkeit, nicht so sehr für Wirklichkeitsbereiche, die sich schnell ändern und Wandlungsanstößen nur geringen Widerstand entgegenstellen“.[24] Allerdings führte die Konzentration auf Strukturen und Prozesse in der Sozialgeschichte, so sinnvoll und erkenntnisfördernd sie auch sein mag, zu einer weitgehenden Verdrängung ereignisgeschichtlicher Zusammenhänge, zur Abkehr von individuellen Handlungen, von Ambi-

valenzen und Zufällen in der Geschichte. Geschichte schien kaum noch etwas mit „Geschichten“ zu tun zu haben, und die klassische Geschichtserzählung war bald als „unwissenschaftlich“ abqualifiziert. Stellenweise ging es soweit, daß man den Eindruck bekam, der Mensch sei aus der Geschichte längst vertrieben, ganz unwichtig geworden und eher Spielball als Mitgestalter des Lebens. So zeigte sich die Geschichtsforschung beherrscht vom „Hang zu Tabellen, Graphiken und ausgedehnten Rechenoperationen, die den Menschen, seine Erfahrungen und Wahrnehmungen hinter den erhobenen Datenmengen verschwinden ließen“.[25] Schließlich war es der „Alptraum von einer Sozialgeschichte ohne Menschen“ (Borscheid), der zu einer bemerkenswerten Umorientierung in der Geschichtswissenschaft führte, die bis heute eng an die sogenannte „Alltagsgeschichte“ gebunden ist. Der Begriff als solcher blieb lange undefiniert. Zunächst hauptsächlich als „Gegengeschichte“, als „Geschichte von unten“, mit Stoßrichtung auf die gerade erst etablierte Sozialgeschichte und ihre Vertreter verstanden, wurde sie von eben diesen lange als „unwissenschaftlich“ begriffen und heftig befehdet.[26] Der Streit um und die Kritik an der Alltagsgeschichte trug ihr allerdings womöglich mehr Aufmerksamkeit und Nutzen als Schaden ein, band die Kritik der Geschichtswissenschaft an ihrem ungeliebten Stiefkind deren Vertreter doch tatsächlich in jene fachwissenschaftliche Debatte ein, von der sie sich bis dahin vielfach ausgegrenzt fühlten.

Schützenhilfe und Förderung in ideeller und materieller Hinsicht fand die hauptsächlich im regionalen und lokalen Umfeld betriebene „Alltagsgeschichte“ zunächst außerhalb der universitären Zirkel. Als „Mikrohistorie“ oder auch als „Geschichte vor Ort“ von „Historikern vor Ort“ energisch betrieben, gelang ihr, was der Sozialgeschichte bis dahin weitgehend versagt geblieben war: Sie gewann Einfluß und Aufmerksamkeit in den Städten und Gemeinden, schaffte sie doch einen neue Erkenntnisse versprechenden Absprung von der antiquierten, eher heimattümelnd als erkenntnisorientiert betriebenen, aber gleichwohl nach Etats, Zuwendung und Aufmerksamkeit verlangenden Heimatliebhaberei, die ihr vordringliches Anliegen durch bisweilen mühevoll erarbeitete, geschichtlich-romantisierende Betrachtungen aller Art verfolgte. Alltagsgeschichte setzte an ihre Stelle eine kritisch-distanzierte, sowohl inhaltlich als auch methodisch elementar überlegene Perspektive, womit sie wiederum rasch zum historiographischen „Lieblingskind“ der kommunalen und regionalen Kulturpolitik aufstieg und einer Historikergeneration, deren Arbeitsfeld die Universität nicht sein konnte, zu Recht Einfluß, Position und Deutungsmacht vor Ort verlieh. Dadurch gewann letztlich auch die Geschichte als Wissenschaft, zunächst indem sie vor Ort zu einer Orientierungswissenschaft aufstieg, die dazu befähigen sollte, „das je eigene Leben als Teil überindividueller und überzeitlicher Ordnungen zu begreifen“.[27] In der Stadt, im Stadtteil und auf dem Dorf vermochte sie sich schließlich zu etablieren und in vielfältigen Einrichtungen, sei es in Museen, Bibliotheken oder Archiven Auseinandersetzungen mit der Geschichte in Permanenz anzubieten; die heutige Vielfalt an regional- und kommunalhistorischer Kulturarbeit jedenfalls ist in erster Linie ein Produkt und Verdienst alltagsgeschichtlich orientierter Forschungen. Auch innerhalb der etablierten Geschichtswissenschaft ist die

Alltagsgeschichte mittlerweile durchaus akzeptiert. Zumindest scheinen die heftigen aber weitenteils sinnlosen Debatten um ihren Wert Vergangenheit, zumindest für all jene, die bereit sind, sie als „ein Kind der Sozialgeschichte (zu begreifen), aus ihr hervorgegangen oder doch mit ihr aufs engste verschwistert“.[28] Alltagsgeschichtliche, auf das Einzelereignis, das Individuum und die ereignisgeschichtlich geprägte Situation gerichtete Perspektiven gewinnen auch für Sozialhistoriker an Wert, indem sie die Konzentration sozialgeschichtlicher Perspektiven auf überindividuelle Mächte, Strukturen und Prozesse, die für sich allein abstrakt bleiben, um die Perspektive auf die individuelle menschliche Existenz innerhalb ihrer „verzweigten mannigfachen Milieus“ [29] erweitern. In dieser Perspektive gilt Alltagsgeschichte weniger als Alternative zur, sondern als Variante der Sozialgeschichte, die den Spielraum der Forschung erweitert und sich dafür der Stärken strukturgeschichtlicher Betrachtung bedienen sollte. „Sie arbeitet zum Teil mit dem strukturgeschichtlichen Ansatz, weil nämlich die alltägliche Lebenswelt Strukturen besitzt, versucht aber auch, das Einzelergebnis nicht aus den Augen zu verlieren“.[30] Eine Einbeziehung alltagsgeschichtlicher Fragestellungen kann also als Erweiterung verstanden werden, weil sie das historische Untersuchungsfeld um die Ebene der individuellen Realisierung struktureller Veränderungen erweitert und konkretisiert.

Hinsichtlich der geplanten Gesamtdarstellung zur Geschichte der Gemeinde Bad Laer bot sich demnach die Chance, nicht nur einen stimmigen Entwurf für die verschiedenen Phasen kommunalgeschichtlicher Entwicklung zu kreieren, sondern diesen Entwurf als strukturgeschichtlichen Forschungsgang in seiner konkreten sozial- und alltagsgeschichtlichen Ausprägung vor Ort zu realisieren. Die Entwicklung des Kirchspiels bzw. der Samtgemeinde vom 16. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts wurde dabei in zwei Abschnitten verfolgt, deren erster die konfessionelle und politische, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung Laers vom frühen 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erarbeitet, während der zweite Abschnitt zeitlich von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts operierend, neben den Umschwüngen in Verwaltung und Wirtschaft auch einen ausgeprägten Teil zur politischen Geschichte des katholischen Bad Laer zwischen 1871 und 1945 umfasst.[31] Mit einem kurzen Abriß zur Verwaltung von Kirchspiel und Pfarre zum Ende des Mittelalters beginnt der erste Abschnitt zur Entwicklung Laers in der konfessionellen und politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umbruchzeit zwischen Reformation und deutscher Revolution von 1848. An der Schwelle zur Frühen Neuzeit sollte die „große Politik“, konkret die Frage der Reformation und die mit ihr verbundene machtpolitische Auseinandersetzung der Fürsten, die Lebensbedingungen und die Alltagserfahrungen der ländlichen Bevölkerung in vielerlei Hinsicht prägen. Erst mit dem Osnabrücker Frieden von 1648 war die Frage der Reformation für das Kirchspiel Laer endgültig geklärt. Dennoch hörten Furcht und Bedrükkung durch die Kriege der Fürsten und wegen ihrer innenpolitischen Ambitionen im Zeitalter des Absolutismus nicht auf. Das Hochstift wurde bald wieder in das kriegerische Geschehen der Zeit hineingezogen. Darum gehörten Truppendurchzüge, Plünderungen und Einquartierungen auch im 18. Jahrhundert zu den Lebenserfahrungen der

„Eingesessenen“ im Kirchspiel Laer. Im Gefolge der großen Französischen Revolution sollte das alte Hochstift Osnabrück schließlich vergehen. Laer wurde hannoversch, bald darauf westfälisch, dann französisch und endlich Teil eines Königreichs Hannover, das es eingangs der Epoche noch gar nicht gegeben hatte. Allerdings bestimmte längst nicht nur die „Große Politik“ der Fürsten den Alltag der ländlichen Bevölkerung. So werden hier neben dem Sonderereignis des Dorfbrandes von 1767 auch die Grundlagen des Gemeindelebens vorgestellt. Dazu gehören neben der weltlichen und geistlichen Verwaltung des Kirchspiels z.B. auch das Schulwesen bis zur Aufhebung der Schulvikarie und die Armenfürsorge, die bis Anfang des 19. Jahrhunderts in Händen der Pfarrverwaltung lag, dann aber von der Vogtei übernommen wurde. Die auf den Westfälischen Frieden folgende Epoche ist aber auch für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Gemeinde von ausschlaggebender Bedeutung und wird ausführlich untersucht. Vom langsamen Aufschwung des ländlichen Leinengewerbes begünstigt, entwickelte sich die landlose Schicht der Heuerlinge, die an der gemeinen Mark gänzlich unberechtigt blieben, zur stärksten Bevölkerungsgruppe im Kirchspiel. Das bäuerliche Laer erlebte die endgültige Auflösung der alten Wirtschafts- und Sozialverfassung; auf die Bergteilung folgte um 1800 die Aufhebung und Verteilung der gemeinen Mark, darauf die Bauernbefreiung. Während die bäuerlichen Schichten aus diesem Umbruch gestärkt hervorgingen, spitzte sich die Überlebenskrise der landlosen Bevölkerung, durch die Aufhebung der Mark und den Verlust der gemeinen Weide verstärkt, dramatisch zu. Der Hunger griff um sich, Hunger nach Brot, Hunger nach Land, und in den Tumulten des Revolutionsjahres 1848 brach sich die tiefsitzende Unzufriedenheit der Armen endlich Bahn. Erst die großen Auswanderungsströme der Zeit vermochten sie zu kanalisieren. Amerika versprach dem einzelnen eine Perspektive, die ihm die alte Heimat, das Kirchspiel Laer, längst schon nicht mehr bieten konnte. Doch mit der Auswanderung seiner Kinder kam auch das Kirchspiel, zum Ende einer revolutionären Zeit, endlich wieder zur Ruhe.

Jenseits der großen Auseinandersetzungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, zwischen großdeutscher und kleindeutscher Lösung, zwischen Kulturkampf und Sozialistengesetz, Nationalismus, Militarismus und Erstem Weltkrieg, liegt das Blickfeld eines ersten Teils des zweiten Abschnittes zur Geschichte von Gemeindeverwaltung und Gewerbeentwicklung im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert. Mit dem Samtgemeindestatut von 1853 wurde die Vogtei Laer aufgehoben. Endlich wurde der „erste Mann am Ort“ wählbar, aber nur die Steuerzahler durften ihren Samtvorsteher wählen. Der Umbruch in der Gemeindeverfassung veränderte langsam aber sicher den Verwaltungsalltag; öffentliche Aufgaben wie etwa die Sozialfürsorge oder auch die moderne Gesundheitspolitik wurden breit diskutiert und im Verein mit der Pfarrgemeinde umgesetzt. Auch das Schulwesen blieb eng mit der Pfarre verbunden. Doch seit Aufhebung der Schulvikarie waren weltliche Lehrer für den Unterricht verantwortlich. Wirtschaft und Gesellschaft zeigten sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert in tiefgreifendem Umbruch; ein Beitrag zur Gewerbegeschichte deutet die Entwicklung im Überblick an. Mit der Gründung der Spar- und Darlehenskasse eröffneten sich den Laerern Möglichkeiten

zur Kapitalbeschaffung und -verzinsung, die TWE erschloß neue Absatzmärkte und bot individuelle Mobilitätschancen bislang ungekannten Ausmaßes. Bald modernisierten sich Landwirtschaft und lokales Gewerbe. In kleinerem Umfang wurden die ersten Fabrikationsbetriebe gegründet - zur Jahrhundertwende erhielt der Ortsteil Müschen mit der Norddeutschen Kalkfabrik sogar ein stattliches Industrieunternehmen. Parallel dazu etablierte der Colon Springmeyer seinen Badebetrieb, ein Unternehmen, das für die spätere Geschichte des Kurortes Bad Laer enorm wichtig werden sollte.

Zwischen Konfession und Nation, Nationalismus und Nationalsozialismus - die Verquickungen der Lokalgeschichte mit den Leitlinien der „Großen Politik“ in der Epoche von Kaiserreich, Weimarer Republik und „Drittem Reich“ stehen im Vordergrund des nachfolgenden Kapitels zur politischen Geschichte Laers im späten 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Beginnend etwa im „Kulturkampf“, der sich vor Ort im Umfeld des Kirchenbaues realisierte, wird Laers schwerer Weg ins Deutsche Kaiserreich beschrieben und die Integration in das wilhelminische Deutschland in einigen Bereichen nachvollzogen. Sie fand ihren Höhepunkt und Abschluß in den Wirren des Ersten Weltkrieges, jener „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts (George F. Kennan), die zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenbruch des alten Europas führte. Die Laerer folgten diesem Weg, sie kämpften und arbeiteten, spendeten und sammelten für den großen Krieg. Sie litten unter ihm und dem Verlust ihrer Söhne, sie verzweifelten an ihm und bezahlten ihn schließlich mit dem Leben von beinahe 150 ihrer Einwohner. Wie eine Zwischenzeit muten die fünfzehn auf den Weltkrieg folgenden Jahre an, eine Zeit der Not und Geldentwertung, die aber auch Phasen von Hoffnung und Aufschwung kannte. Doch unter den Schlägen der Weltwirtschaftskrise brach das neue, das demokratische Deutschland rasch zusammen, und der Weg war bereitet für das „Tausendjährige Reich“ des Nationalsozialismus, zu dem sich auch Laer stellen mußte. Die im politischen Katholizismus geprägte Landgemeinde erlebte ihre „Gleichschaltung“, aber auch deren Grenzen. Sie wurde schließlich Teil des nationalsozialistischen Deutschlands, ohne dabei ihre konfessionelle Identität zu verlieren, die der nationalsozialistischen Ideologie und den neuen Herrschaftsträgern bis zum Schluß im Wege stand. Das sorgte für Konflikte, doch der, wenn auch künstlich erzeugte, wirtschaftliche Aufschwung unter der Herrschaft Hitlers kontrastierte allzu stark mit den katastrophalen Erfahrungen der jüngst erlebten Inflation und Weltwirtschaftskrise. Bald verbanden sich Hoffnung und wirtschaftliche Perspektive mit dem NS-Staat, in der Landwirtschaft etwa, im Handwerk und vor allem im Kurgewerbe, das in jenen Jahren einen beachtlichen Aufschwung erfuhr.
Mit dem Zweiten Weltkrieg forderte das Regime den Preis für die spürbare wirtschaftliche Befriedung des Alltages. Die Söhne mußten an die Front, und bald war jedermann, vom Luftwaffenhelfer bis zum Volkssturmmann, in den Formationen von Staat und Partei in den Krieg einbezogen. Zwar hielten sich die Anforderungen an die Heimatfront bis kurz vor Kriegsende im Rahmen des Erträglichen, doch im Angesicht der drohenden Niederlage verspielte das Regime, an dessen Ideologie das katholische Laer nicht wirk-

lich zu glauben genötigt war, seinen Kredit. Vor der Wahl zwischen dem Erhalt der Heimat und dem von den Machthabern geforderten, bedingungslosen Widerstand bis zur Selbstaufgabe entschied sich die Bevölkerung trotz aller Drohungen für die Kapitulation und den Erhalt des Lebens. Nun präsentierten die Zwangsarbeiter aus Polen und Rußland eine erste Rechnung, die Alliierten mit der Entnazifizierung eine zweite und der Flüchtlingsansturm der Nachkriegsjahre zeigte als drittes, daß auch Laer seine Geschichte im nationalsozialistischen Deutschland nicht einfach stillschweigend beiseite schieben konnte. Gleichwohl standen bald die Sorgen des Alltags im Zentrum der Überlegungen. Auch mit der Währungsreform von 1948, die gemeinhin als entscheidende Zäsur für den wirtschaftlichen Neuanfang gilt, war die ökonomische Krise der Nachkriegsjahre längst noch nicht behoben. Es sollte einige Jahre dauern, bis das „Wirtschaftswunder“ in Laer greifen und z.B. die Arbeitslosigkeit beseitigen konnte. Vordem aber erinnerten sich die Laerer am Gedenkkreuz ihrer Opfer in den großen Kriegen des 20. Jahrhunderts - die Zeit selbst war bald verdrängt.

Für beide Abschnitte gilt grundsätzlich, daß sie als Gesamtdarstellungen konzipiert sind, also die wesentlichen Entwicklungslinien in Verwaltung, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft erfassen, wobei berücksichtigt werden muß, daß weite Teile jener Geschichte bislang noch gänzlich unbearbeitet waren und daher am Ort besonders interessierten. Zudem waren im Interesse der angestrebten Adressatenorientierung verschiedene ortspezifische Besonderheiten, wie etwa der Dorfbrand von 1767, die Geschichte der Laerer Leinenlegge, der Neubau der katholischen Kirche mitten im Kulturkampf oder auch die Bedeutung des örtlichen Steinabbaus, des Mühlenwesens usw. entsprechend zu berücksichtigen. Doch galt es trotz der erkennbaren Themenfülle weniger, irgendeine „Vollständigkeit“ zu erreichen; die grundsätzlich Zielsetzung bestand vielmehr darin, Strukturgeschichte unter der Berücksichtigung lokalgeschichtlicher Besonderheiten so zu erarbeiten, daß ihre Ausprägung vor Ort erkennbar und nachvollziehbar präsentiert wird. Dabei lag der Schwerpunkt der Forschung im ersten Teil insbesondere auf der Erfassung der gesellschaftlichen Differenzierungsprozesse im Zuge der Ansiedlung der Heuerleute im 18. und 19. Jahrhundert und der unterschiedlichen Entwicklung der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen vor Ort sowie ihrer jeweiligen Überlebensstrategien. Deutlich wird die dauernde Schwächung der unterbäuerlichen Schichten im Zuge des Niedergangs der Leineweberei bis hin zur letztlich sozial entspannend wirkenden Auswanderungswelle ebenso wie die komplexe und im Detail umstrittene „agrare Revolution“ durch Markteilung und anschließender „Bauernbefreiung“, ein Prozeß, aus dem die bäuerliche Bevölkerung letztlich gestärkt hervorging. Im zweiten Untersuchungsteil stand nach einem einleitenden Abschnitt zur Verwaltung und wirtschaftlichen Entwicklung die politische Geschichte der Gemeinde zwischen Konfession und Nation, Nationalismus und Nationalsozialismus im Vordergrund der Forschung, ein Themenkomplex, der für die katholische Landgemeinde zeitlich im Kulturkampf einsetzt, ihren schwierigen Weg ins protestantische Reich, die erfolgreiche Integration im Ersten Weltkrieg und schließlich die schwierige Annäherung an den Nationalsozialismus umfasst

und vor Ort insbesondere deshalb interessiert, weil es bislang keine entsprechende historische Auseinandersetzung gegeben hat.[32]

Neben der grundsätzlichen Forderung nach einer Vermittlung zwischen Struktur- und Wahrnehmungsgeschichte als Basisstrategie für die Geschichte vor Ort und unter Berücksichtigung der bereits skizzierten Forschungsschwerpunkte galt es nunmehr, den gesamten Forschungsgang so zu vermitteln, daß er für all jene gut nachvollziehbar ist, die sich nicht aus fachhistorischer Neigung, sondern aus ortsgeschichtlichem Interesse der Geschichte ihres Gemeinwesens nähern. Der zum Jubiläum bekundete Wunsch nach einer gut verständlichen Einführung in die Geschichte der heimatlichen Gemeinde, nach einer Darstellung der Zusammenhänge, die man auch verstehen kann, ohne deshalb gleich ein Geschichtsstudium absolvieren zu müssen, ist durchaus berechtigt und sinnvoll, beruht er doch auf der Erkenntnis, daß es nicht genügen kann, wenn sich nur ein kleiner Kreis von Fachleuten Einsicht in die Geschichte verschafft. In diesem Zusammenhang mag es hilfreich sein, sich für einen Moment nur zu vergegenwärtigen, daß in der antiken Welt Klio als Muse für die Geschichte zuständig war. Und es ist gerade hundert Jahre her, seitdem der Historiker Theodor Mommsen für sein geschichtswissenschaftliches Werk den Literaturnobelpreis bekommen hat. Heute gilt Wissenschaft gegen Kunst (Nipperdey)[33] zumindest innerhalb der Universitäten, der wissenschaftlichen Bibliotheken und Archive. Man muß es der Geschichte als Wissenschaft wohl nachsehen, daß sie, wie andere Geisteswissenschaften auch, nach durchrationalisierten Sprachformen verlangt, die mit Kunst oder Literatur nichts mehr zu tun haben. Doch mit einer rein strukturgeschichtlichen, ausschließlich nach abstrakten Entwicklungslinien forschenden Auseinandersetzung, einzig auf das fachhistorische Erkenntnisinteresse weniger „Vergangenheitsspezialisten“ angelegt, würde der Weg zur heimatlichen Geschichte zwangsläufig verbaut werden. Denn je mehr Geschichte, als reine Strukturgeschichte betrieben, Erkenntnisräume öffnet, desto unverständlicher wird sie gleichzeitig. In gewissen Grenzen wird man damit leben müssen, doch gilt es ebenso, neben einer strategischen Erweiterung um alltagsgeschichtliche Perspektiven auch akzeptable Kommunikationsformen in der historischen Auseinandersetzung zu finden, die der interessierten Öffentlichkeit den Zugang zur Geschichte ihres Gemeinwesens eröffnen. Vor Ort nämlich trifft sich das Erkenntnisinteresse des Historikers mit der Neugierde des Publikums, einer Neugierde, die den Gesichtskreis erweitert und nun nach dem Erfahrungsraum Geschichte fragt, so wie sie sich im Auftrag zur Ortsgeschichte in Bad Laer zeigt. Die Neugierde ist vorhanden und kann aufgenommen werden; vielleicht gelingt es sogar, einzelne noch im Verborgenen schlummernde Interessen zu wecken. Damit aber die Neugierde auch wirklich aufgenommen werden kann und der Leser sich eingeladen fühlen darf, sein Welterleben um die Erfahrungen des Gestern zu bereichern, galt es grundsätzlich, sich auch sprachlich zu bemühen „einem aufgeschlossenen Publikum von Laien im Umgang mit der Geschichte verständlich zu sein - nicht so, daß /sich der Historiker/ zu Zeiten wohlwollend vom hohen Pult einer Gelehrtensprache herablasse ..., sondern indem er die Begriffe seiner Fachsprache ständig auf allgemeine Verständ-

lichkeit hin überprüft und so auch sprachlich gelegentlich spüren läßt, daß die Geschichte nicht nur der geistige Lustgarten einer geschlossenen Gesellschaft von Spezialisten, sondern der allumfassende Raum menschlichen Schicksals ist“.[34]

Neben dem grundsätzlichen Bemühen um verständliche Ausdrucksformen galt es außerdem, den jeweiligen historischen Hintergrund, vor dem der einzelne Forschungsgang operiert, so zu erinnern, daß die lokalgeschichtliche Entwicklung in ihrem historischen Kontext erkennbar wird. Dabei war zu bedenken, daß die grundsätzlichen Kenntnisse über allgemeinhistorische Entwicklungen und Zusammenhänge, wie sie unter Historikern völlig selbstverständlich vorausgesetzt werden können, dem Publikum zumeist gänzlich fremd und unbekannt sind. Insofern mußte, um einer Isolierung des Forschungsganges entgegenzuwirken, alltagsgeschichtliche Forschung und historische Bildungsarbeit auch textlich miteinander verbunden werden, entweder durch die Beifügung spezieller, auch optisch herausgehobener Textfelder oder durch eine erzählende Verbindung von historischem Hintergrund und der jeweiligen lokalgeschichtlicher Ausprägung. Zudem war zu berücksichtigen, daß die theoretische Leitlinie des Forschungsprojekts, die Entwicklung eines strukturgeschichtlichen Forschungsganges in seiner konkreten wahrnehmungsgeschichtlichen Ausprägung vor Ort, in der Publikation selbst weitgehend verdeckt bleiben mußte, in erster Linie, um der Verständlichkeit der Inhalte und der Lesbarkeit der Texte keinen Abbruch zu tun. Dieses Vorgehen war schon deshalb notwendig, weil die Forschungsstrategien, die geschichtswissenschaftlichen Studien zu Grunde liegen, vor Ort niemanden interessieren. Daher stehen die Inhalte im Vordergrund des Textes, nicht die Prinzipien, die sie organisieren und ihnen Bedeutung zuweisen. Dadurch wird die Orientierung an den grundlegenden Forschungsstrategien in keinem Falle aufgehoben, aber sie bleibt unsichtbar im Verborgenen, denn sie leitet allein den Forschungsgang, nicht seine auf Vermittlung bedachte Umsetzung vor Ort. Schließlich galt es im Sinne der angestrebten Adressatenorientierung, die Darstellung auch in optischer Hinsicht so attraktiv und ansprechend zu gestalten, daß sie vor Ort Aufmerksamkeit und Interesse finden konnte. Dazu diente vor allem das während der Forschung vor Ort gewonnene Bildmaterial, zu dessen Sammlung viele Dutzend Bad Laerer Familien beigetragen haben. Mehrere Hundert historischer Aufnahmen wurden im Verlauf des Projekts digitalisiert und in verschiedenen Ausstellungen gezeigt, die wiederum weitreichende Aufmerksamkeit fanden, vielleicht auch, weil Geschichte im Bild anschaulich zu werden scheint und weil über das Angebot der Bildarchivierung viele historisch interessierte Laien eine Möglichkeit fanden, sich materiell und inhaltlich zugleich am Forschungsgang zu beteiligen. Für eine Popularisierung der abschließenden Publikation war die reiche Bebilderung schließlich mitentscheidend, bot sie doch in vielen Fällen Anknüpfungspunkte und vor allem Wiedererkennungsmöglichkeiten, die auf sprachlicher Ebene allein nicht hätten geleistet werden können.

II. Im Strudel der Revolutionen

Das Kirchspiel in Zeiten des Umbruchs vom Ende des Mittelalters bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

(von Richard Sautmann)

1. Die Grundlagen der Kirchspielsverwaltung

Politk und Verwaltungsstrukturen im Hochstift Osnabrück

Das alte Kirchspiel Laer, landschaftlich seit alters her von westfälischen Gebieten umgeben, gehörte politisch zum Hochstift Osnabrück. Die Fürstbischöfe waren geistliche und gleichzeitig auch weltliche Führer ihres Territoriums. Ihre Politik bestimmte damals ganz entscheidend den Verlauf der Laerschen Geschichte. Das Bistum Osnabrück, also der Raum der geistlichen Herrschaft des Bischofs, ging zum Ende des Mittelalters noch weit über die Fläche des Hochstifts hinaus. Es umfaßte *„zur Zeit der Reformation im wesentlichen das Hochstift Osnabrück, das Niederstift Münster, sowie ganz oder teilweise die Grafschaften Tecklenburg, Lingen, Diepholz, Ravensberg, Rietberg und die Herrschaft Rheda*“.[1] Immer schon hat es zur Politik des Bischofs gehört, sein weltliches Territorium zur Deckungsgleichheit mit seinem ungleich größeren geistlichen Territorium zu bringen. Doch im Verlauf des 16. Jahrhunderts schlossen sich diese Territorien der Reformation an, und damit reduzierte sich der geistliche Herrschaftsraum des Bischofs von Osnabrück erheblich: er erlitt einen Machtverlust. Ihm verblieb im wesentlichen die geistliche und weltliche Autorität über das Gebiet des Hochstifts Osnabrück. Der Bischof war allerdings kein Alleinherrscher. Ihm zur Seite standen die sogenannten Landstände. Sie setzten sich aus dem Domkapitel, der Ritterschaft und den Vertretern der Stiftsstädte, insbesondere dem Rat von Osnabrück, zusammen. Sowohl das Domkapitel, das von Geistlichen besetzt war, als auch die Ritterschaft repräsentierten den Osnabrückischen Adel, während die städtischen Vertreter vor allem aus dem Osnabrücker Patriziat kamen. Die Landstände unterstützten den Bischof aber nicht nur. Als Vertreter geistlicher, adeliger und bürgerlicher Interessen konkurrierten sie sowohl untereinander als auch mit dem Bischof um die Macht. Die Bauern des Landes, die die weitaus überwiegende Zahl der Untertanen ausmachten, waren als Landstand nicht vertreten. Geistliche Herrschaften, wie etwa das Hochstift Osnabrück, unterschieden sich von rein weltlichen Territorien u.a. auch dadurch, daß es in ihnen zu keiner Dynastienbildung von Seiten des jeweiligen Landesherrn kommen konnte. Die Bischöfe wurden vom Domkapitel gewählt und dann von Papst und Kaiser bestätigt; sie entstammten je unterschiedlichen Häusern des Hochadels, und die Interessen ihrer Häuser dominierten leicht auch die ihrer fürstbischöflichen Amtsführung. Nach ihrem Tode aber würde der Vertreter eines anderen Hauses an ihre Stelle treten. Das konstante Element im politischen Entscheidungsfindungsprozeß waren die Landstände, die Vertreter von Geistlichkeit, Adel und städtischem Bürgertum. Sie standen ihrer unterschiedlichen Interessen wegen aber

oft in Konkurrenz- und Konfliktsituationen. Ihre Trennlinien sollten im Zeitalter von Reformation und Glaubenskriegen noch häufig aufbrechen.

„Monasteriensis et Osnabrugensis Episcopatus" ca. 1568. Die Hochstifte Osnabrück und Münster zum Ende des Mittelalters, Detailausschnitt.

Praktisch verwaltet wurde das Land von den alten Grenzburgen aus, *„die sich wie Fürstenau oder Vörden zu Städten bzw. Flecken weiterentwickelten. Die Grenzburgen waren die Grundlage für die Entwicklung der Ämter"*,[2] und eines dieser Ämter war Iburg. An der Spitze der Ämter standen adelige „Drosten". Ihnen zur Seite wirkten die für die eigentliche Verwaltungsarbeit zuständigen „Rentmeister". Die Gerichtsbarkeit lag zu dieser Zeit noch bei den sogenannten „Gogerichten", die wiederum dem Bischof unterstanden.

Verwaltungsstrukturen im alten Kirchspiel Laer

Das Kirchspiel Laer gehörte zum Amt Iburg. Seit dem Jahr 1493 sind in Laer die sogenannten „Vögte" nachgewiesen. Sie wurden nicht etwa von den Bauern gewählt, sondern von der fürstbischöflichen Regierung eingesetzt. In deren Auftrag trugen sie ein Stück weltlicher Verantwortung für ihr Kirchspiel. Nach der Amtsordnung, die Bischof Johann von Hoya im Jahre 1555 einführte, galten die Vögte als Vollzugsbeamte auf Kirchspielsebene, denen die Polizeigewalt über die Landbevölkerung übertragen war.[3] Der Vögteordnung des Jahres 1651 nach, in der die Erfahrungen der vergangenen Kriegsjahre aufgearbeitet waren, hatten die Vögte im wesentlichen drei Aufgabenberei-

che zu versehen. Erstens waren sie militärische Befehlshaber und mußten im Verteidigungsfall die Wehrkraft ihres Kirchspiels organisieren. *„Bei Einfall von Landsknechten, bei Räubereien usw. hatten sie die Pflicht, auch ohne den ausdrücklichen Befehl des Drosten Bauerschaften oder Kirchspiele zur Abwehr aufzubieten*“.[4] Zweitens waren sie Steuerbeamte im weitesten Sinne, sollten also die regelmäßigen wie auch die außerordentlichen Abgaben, die dem Landesherrn zustanden, an dessen Rentmeister in Iburg abführen. Schließlich waren sie auch weiterhin Träger der polizeilichen Gewalt in ihrem Kirchspiel. *„Damit befanden sie sich in keiner angenehmen Lage, sollten sie doch gewissermaßen als Polizist, Ankläger und Staatsanwalt fungieren*“.[5] Einmal wöchentlich hatte sich der Laersche Vogt auf dem Amt in Iburg einzufinden. Er mußte über seine Tätigkeit Rechenschaft ablegen und Anweisungen entgegennehmen. Treue und diensteifrige Vögte konnten in landesherrlichem Dienst aufsteigen und ihr Amt, das ihnen im Kirchspiel sicherlich auch großes Ansehen und so manchen Vorteil eintrug, an den Sohn weitergeben. Aber große Reichtümer konnten sie nicht erwerben, denn ihr Dienst wurde kaum bezahlt. Ihre geringe Vergütung erhielten sie in Geld und Naturalien. *„Um 1556 erhielten sie jährlich ein Kleidungsgeld, mit dessen Zahlung der Landesherr aber wiederholt auch noch in Rückstand geriet. ‚An Naturalien bezogen sie aus ihren Kirchspielen Sammelgaben, Korn, Hühner und dergleichen‘*“.[6] Später sollten sie dann noch ein Stück Land als Lohn erhalten. Sie hatten es natürlich selbst bzw. unter Hinzuziehung von Dienstpflichtigen zu bestellen.

In Laer nachgewiesene Vögte:
1493 bis 1650

1493 nachgewiesen: Vogt Ludeke
1545: Hinnerk Bermann
1556: Johan Campelmann
1585: Eberhard Furbruch
1592: Tonies Krauell
1601: Hinrich Beckmann
1603: Heinrich Hundorf
? bis 1633: Johan Hundorf
ab 1633 bis 1650: Johan Diederich Nüsse

Im Kirchspiel Laer wirkte von 1650 bis 1684 der Vogt Bernard Hiltermann, dem sein Neffe Caspar im Amt folgte. Caspar Hiltermann verstarb 1690 und es folgten bis 1704 die Vögte Hans Christoff Hollmann, Rudolf Cappel und Bernd Abel Henseler.[7] In ihrer Arbeit wurden die Laerschen Vögte von den „Zwölfen“, den Vorstehern der sechs Bauerschaften des Kirchspiels, unterstützt. Jeder Bauerschaft, also dem Dorf Laer, Müschen, Hardensetten, Winkelsetten, Westerwiede und Remsede standen zwei Eingesessene vor, die sicherlich wichtige Informationsträger für den Vogt waren. Das Amt der Vögte war außerordentlich schwierig, nicht zuletzt auch weil sie ihren Dienstauftrag vom Fürstbischof, nicht etwa von der örtlichen Bevölkerung erhielten. Als Beauftragte des Fürsten eröffnete sich ihnen vor Ort ein sehr breiter Handlungsspielraum. Gleichwohl waren die Vögte auch Mitglieder der Kirchspielsgemeinschaft, in der sie lebten. Vogt Bernard Hiltermann etwa leistete seinen Dienst 34 Jahre lang, und wenn er auch in erster Linie sei-

nem Fürsten gehorsam schuldete, so war er doch ebenso ein Laerer Bürger. Er kannte die mannigfachen Sorgen und Nöte, die Belastungen, denen sein Kirchspiel seit einem Jahrhundert schon beständig ausgesetzt war. Außerdem war er gebürtiger Laerer und verbrachte sein Leben und seine Dienstgeschäfte im Kreis seiner Verwandten, Freunde und Bekannten. Er wird ihnen gegenüber ebenso loyal gewesen sein wie seinem Fürsten. Über die praktische Ausgestaltung des Vogtendienstes aber sind zuverlässige Angaben kaum möglich. *„Wie beispielsweise das Verhältnis zwischen Vogt und Bevölkerung aussah, wenn ersterer oft jahrelang für zahlungsunfähige Dorfbewohner die Steuern aus Eigenkapital vorstreckte, auf welche Art und Weise der Vogt sich letztlich das Geld zurückholte, wie hoch sein Gewinn dabei war, wurde für die Zentralverwaltung nicht aktenkundig und entzieht sich erst recht der historischen Rekonstruktion“.*[8]

Vogtenhaus Hiltermann an der alten Kirchhofsburg, rechts daneben das Gildehaus, Aquarell v. Josef Hundelt. Zweimal jährlich erschien der Archidiakon zum „Send“ in Laer und übernachtete im Gildehaus. Im Jahre 1803, als das Hochstift Osnabrück „säkularisiert“ wurde, ging das Gildehaus in den Besitz der Familie Niehaus über.

Im Jahre 1704 wurde Gerhard Friedrich Docen als Nachfolger des Bernhard Abel Henseler Vogt von Laer. Docen stammte aus Lienen. Dort diente schon sein Vater als Vogt, so daß der berufliche Werdegang des Sohnes offenbar vorprogrammiert war. Das Vogtamt war ja eine mit verschiedenen Vorteilen verbundene Dienststellung; schon die Vogtfamilie Hiltermann hatte im Jahre 1657 *„vom Kloster Iburg einen Kamp und Telmanns' Steinwerk erwerben können“.*[9] Dabei erhielten die Vögte erst seit dem Jahre 1708 *„für die Steuereintreibung eine feste Einnahme, die 1 Prozent der Gesamtsumme des von ihnen im Jahr erhobenen Monats- und Rauchschatzes betrug“.*[10] Bis dahin war eine landesherrliche Entlohnung gar nicht geregelt. Denn letztlich ging die Regierung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts davon aus, daß sich die Vögte aus ihrem Amt selbständig ernähren würden. Sie behielten also einen Teil der Steuern als Entgelt für sich, ohne daß das nachteilige Folgen für sie gehabt hätte. Das funktionierte auch, solange die Regierung mit den verbleibenden Steuereingängen insgesamt zufrieden war. Anders als der langjährige Vogt Hiltermann, war Vogt Docen ortsfremd. Einige seiner Nachfolger, die Vögte Behrens (1765-1791) und Greve (1791-1840) waren sogar protestantischen Glaubens. Die Vögte waren eben Kontrollbeamte und Steuereinnehmer, und je weniger sie am Ort verwurzelt waren, desto besser für den Landesherren, der sie einsetzte. Gerhard Friedrich

Docen aber war offenbar fest entschlossen, im Kirchdorf Laer heimisch zu werden. Schon im Jahre 1706, also nur zwei Jahre nach Dienstantritt, heiratete er die Tochter eines seiner Vorgänger im Amt, des Vogten Caspar Hiltermann. Und im Jahre 1710 baute sich Vogt Docen am Paulbrink ein Haus, das ihm auch als Verwaltungssitz diente. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts richteten die Laerer hier ihre Legge ein (s.u.).[11] Die Vogtfamilie Docen-Hiltermann versuchte auch nach dem Tode Gerhard Friedrichs das Amt in der Familie zu halten. Von 1729 bis 1745 gelang es der Witwe Docen, einer geborenen Maria Elisabeth Hiltermann, das Amt nur stellvertretend besetzen zu lassen. Danach ging es an ihren Schwiegersohn, den Vogten Johann Nicolaus Beckmann. „*Bis 1764, also annähernd 20 Jahre blieb er auf seinem Posten, dann starb er und wurde (eine besondere Vergünstigung übrigens!) in der alten Kirche von Laer begraben*“ .[12] Derlei Ambitionen hatten seine protestantischen Nachfolger, die als Fremde nach Laer kamen, naturgemäß nicht. Aber auch sie blieben sehr lange im Amt: Vogt Hinrich Behrens fast 30 Jahre und Vogt Heinrich Christian Greve mit Unterbrechung durch die französische Besatzungszeit fast 50 Jahre (1792 bis 1840). Auch Greve war dem Kirchspiel eng verbunden. Seine besondere Aufmerksamkeit galt der Armenfürsorge, an anderer Stelle wird davon berichtet. Greves Nachfolger Rüpke war der letzte Vogt im Kirchspiel. Im Jahre 1853 wählten ihn die Laerer zu ihrem Samtvorsteher, ein Amt, das es bis dahin noch gar nicht gegeben hatte. Von nun an mußte er ausdrücklich auch die Interessen der Gemeinde gegenüber der Amtsverwaltung vertreten. Nach Rüpkes Versetzung im Jahre 1859 blieb das Laerer Vogtenamt verwaist, was indirekt den Posten des Samtvorstehers aufwertete. Allerdings zeigen die Akten auch, daß Glandorfs Vogt Nieberg und manchmal auch der nach Dissen versetzte Rüpke verschiedentlich Dienstgeschäfte in Laer wahrzunehmen hatten.

Grundlagen der Verwaltung der Pfarre Laer

Weltliche und geistliche Gewalt waren im Hochstift in der Person des Fürstbischofs konzentriert, aber seine Drosten und Vögte waren nicht mit geistlichen Aufgaben beschäftigt. Die Verwaltung der Pfarreien im Hochstift fand stattdessen im Zusammenspiel zwischen den sogenannten „Archidiakonen“ und den Pastören vor Ort statt. „*Der Archidiakon sollte nach einem alten Spruche das ‚Auge des Bischofs‘ sein. Er hatte danach zunächst die Ordnung in kirchlichen Dingen zu erhalten*“.[13] Das Amt der Archidiakone stammt aus dem hohen Mittelalter. Eine Urkunde aus dem Jahre 1208 berichtet erstmals über die Archidiakonalgerichtsbarkeit des Domscholasten. Durch die politischen Aufgaben, die den Bischof als Landesherrn schon früh in Anspruch nahmen, hatte er seine geistlichen Aufgaben an die Domherren von Osnabrück deligieren müssen. Im Verlauf der Jahrhunderte aber verschoben sich die Gewichte: Bald hatten die Archidiakone einen größeren Einfluß auf das kirchliche Leben in ihren Pfarreien als der Bischof selbst. Reibereien zwischen den Fürstbischöfen und dem Domkapitel konnten auf Dauer nicht ausbleiben. Die Domherren aber waren in einer starken Position, denn sie wählten den Bischof. Als Archidiakone von Laer wirkten die „Domscholasten“, die als Domherren

Vogtenhaus Docen, die spätere Legge am Paulbrink, Nachlaß Hiltermann.

für die Domschule in Osnabrück zuständig waren. Sie kamen zweimal jährlich nach Laer (im Frühjahr und im Herbst), um den „Send", also das geistliche Gericht und mit ihm die Prüfung der kirchlichen Rechnungsbücher vorzunehmen. Pastor Heinrich Schockmann, der uns mit seinen „Aufzeichnungen zur Geschichte des Kirchspiels Laer" ein beeindruckend material- und kenntnisreiches Werk hinterlassen hat, konnte die Unterlagen dieser Jahre um 1600 auswerten. Anlässlich der Prüfung der Kirchenrechnungen kam der Archidiakon mit Gefolge und Dienerschaft ins Dorf zum Send gefahren, *„tafelte gut und ließ sich und seinem Commissarius die Gebühren der Rechnungsprüfungen zahlen und zwar für beide 4 Taler, das ist der Wert von 2 Rindern"*.[14] Schockmann kam zu dem Schluß, daß *„wenn man mit den heutigen Vorstellungen die alten Kirchenrechnungen betrachtet, glaubt man eher, die Abrechnung eines Vergnügungsvereins vor sich zu haben, als die Jahresrechnung einer Kirchengemeinde"*,[15] aber damit wird er der Sache doch nicht ganz gerecht. Der Send war auch ein Fest- und Feiertag, aber gleichwohl erfolgte hier die Prüfung der Kirchenbücher und das geistliche Gericht, bei dem der Archidiakon über die Streitfälle in der Pfarre entschied. Dazu gehörten z.B. Verstöße gegen Glauben, Keuschheit, Ehe, Schandtaten auf kirchlichem Gelände, Entweihung heiliger Tage, Vernachlässigung des Sakramentenempfangs, Nichtleistung kirchlicher Abgaben.[16] Außerdem wurde auf dem Send auch über weltliche Fragen entschieden, soweit sie die Pfarrei betrafen, etwa wenn es um den Verkauf oder den Ankauf von Kirchenbesitz ging. Über diese Rechte des Archidiakons hinaus war das Domkapitel mit der Pfarrgemeinde Laer aber noch enger verbunden, denn Laer gehörte seit dem Jahre 1276 zu den Bischöflichen Kaplaneien (Sazellanate) und wurde einem Domherren übertragen. *„Das Merkwürdige im Fall von Laer ist der Umstand, daß beide Ämter – wenigstens in späterer Zeit – nicht von ein und demselben Domherrn wahrgenommen wurden, sondern zwei verschiedenen Domherren übertragen waren"*.[17] Für das Kirchspiel ergab sich hieraus zunächst einmal eine Doppelbelastung, weil ja beide Domherren aus Laer Bezüge erhielten, was aber auch darauf hindeutet, daß die Einkünfte der Pfarrei ursprünglich groß genug

waren, um eine solche Doppelbelastung tragen zu können. Das System funktionierte immerhin gut 500 Jahre lang, wenn auch auf Kosten des Pfarrers. Recht betrachtet waren die Bischöflichen Kapläne, die „Sazellane", die eigentlichen Pastöre, während die Pastöre vor Ort nur stellvertretend für sie tätig waren. Doch haben die Laerer Pastöre, auch wenn sie im Prinzip nur Stellvertreter waren, ihren Dienst im Kirchspiel tatsächlich voll verantwortlich versehen. Die Sazellane selbst hatten also gar keine richtige Aufgabe und man kann vermuten, daß es sich bei ihrem Amt *„lediglich um eine Art Versorgung und Einkunft handelt(e), die vom Domkapitel dem Bischof gewissermaßen abgenötigt wurde"*.[18] Für die Bevölkerung wichtig waren die Pfarrer vor Ort. Man nannte sie übrigens auch „Leutepriester" oder „Plebane", weil sie unter den einfachen Leuten wirkten.[19] Ihre Einkünfte waren vergleichsweise gering, denn ein guter Teil der Einnahmen der Pfarrei ging an die Osnabrükker Domherren. So lebten die Pastöre in Laer hauptsächlich von den Naturalabgaben der Bauern und von den Erträgen ihres Pfarrackers, den sie selbst zu bewirtschaften hatten.[20] Außerdem war die Pfarre Laer mit ein wenig Kapital ausgestattet. Es „betrug *an Renten 2 Rtl (Reichstaler), 4 ß (Schilling) und 6 & (Pfennig). An Stolgebühren* (d.s. Gebühren für Handlungen, zu denen der Pfarrer die Stola anlegt) *für die Beerdigung mit Predigt und hl. Messe wurden 10 ß gegeben. Für die Leichenrede bei Kindern vor dem Altare 5 ß 3 &. Für die Taufen ehelicher Kinder erhielt der Pfarrer 5 ß 3 &, der unehelichen ... 1 Rtl An Trauungsgebühren wurden an den Pfarrer 1 Rtl. für die Trauungsmesse 5 ß, für die Proklamation 3 ß gegeben. An Gesamtgebühren für Trauung, Messe, Proklamation und Fürbitten wurden insgesamt 1,5 Rtl gegeben. Die Einsegnung einer Wöchnerin wurde mit 1 ß berechnet"*.[21] Diese Form der Priesterentlohnung mag uns heute befremden, jedoch gilt zu bedenken, daß der Pastor jede Einnahme dringend brauchte. Er hatte nun einmal kein festes monatliches Gehalt und war auf die Gebühren angewiesen. Den Löwenanteil an den Pfarreinkünften erhielten schließlich nicht die Laerer Pastöre, sondern die zuständigen Domherren.

In Laer nachgewiesene Pfarrer: 1521 bis 1650/51

1521: Johannes Pelle
1552: Domenicus Beirmann
bis 1596: Heinrich Rupe d. Ä.
1597 bis 1601: ein „Herr Lambert"
1601 bis 1606: ein „Vicecurat"
– Vertreter für:
1606 bis 1625: Heinrich Rupe d. J.
1625 bis 1632/33: unbekannter (kath.) Pfarrer
1632/33: Henricus Augustini
1633 bis 1634/35: Laer ohne eigenen Pastor
1634/35 bis 1650: Pastor Schulrabe (ev.)
1650/51: Hermann Geistmann

Neben den Pastören und Archidiakonen, die als Inhaber der geistlichen Gewalt am Ort über die Belange der Kirchengemeinde zu wachen hatten, gab es im Kirchspiel noch die Kirchenprovisoren. *„Die Aufgabe dieser Leute läßt sich heute nicht ganz leicht verständlich machen. Man kann sagen, daß sie so etwas wie Vorstände der Gemeindekasse waren, die zugleich mit ihrem Vermögen für die gute Verwaltung der Ein- und Ausgaben einzustehen hatten"*.[22] Auf dem zweimal jährlich stattfindenen Send hatten sie ihre Rechnungsführung

vor Pastor, Archidiakon und dem ganzen Kirchspiel vorzulegen. Dem Archidiakon, der wohl mächtigsten Person in der Verwaltung der Pfarrei, waren sie besonders verpflichtet, denn er setzte die Provisoren ein.[23]

2. Spielball der Macht. Laer in Krieg und Revolution

2.1 Das Kirchspiel im Schatten der Reformation

Heinrich Böll schreibt in einem Artikel, daß er noch in der Schule gelernt habe, der Dreißigjährige Krieg sei ein Glaubenskrieg gewesen. Jedoch beschlichen ihn in späteren Jahren Zweifel. „*Wem denn ging es um den Glauben?*“ – so fragt er rhetorisch. „*Den meisten Söldnern wohl kaum, wenn sie auch auf Fahnen und in Liedern einen demonstrierten, besangen und verteidigten; den Potentaten und Heerführern mit ihren gemischten Motiven im entscheidenden Augenblick nie*“.[1] Bölls Skepsis ist verständlich, denn tatsächlich war der Dreißigjährige Krieg ja auch ein Krieg um Macht und Herrschaft in den Ländern Europas. Schlaglichtartig wird das beim Kriegseintritt des katholischen Frankreich auf Seiten des protestantischen Schweden gegen das katholisch deutsche Kaisertum des österreichischen Hauses Habsburg deutlich. Vielleicht aber wurden die Zweifel an den Motiven des Dreißigjährigen Krieges zu sehr aus unserer Gegenwart heraus formuliert. Im 16. und 17. Jahrhundert steckten die europäischen Staatswesen, die sich erst im Verlauf der frühen Neuzeit in feste Formen zu fügen verstanden, noch sehr in ihren Anfängen. Religion und Politik, diese zwei für uns heute doch weitgehend getrennten Sphären, waren im Verlauf der Epoche von Reformation und Glaubenskrieg eng miteinander verzahnt. Im Jahre 1521 etwa hörte Kaiser Karl V. Martin Luthers Protest gegen die römische Kirche und ächtete ihn daraufhin im Wormser Edikt, denn für den Kaiser gehörte die religiöse Einheit seiner Untertanen zu den Grundlagen seines Staatsverständnisses. Ohne die religiöse Einheitlichkeit konnte er sich eine politische Einheit nicht vorstellen. Fraglos wäre der Dreißigjährige Krieg ohne die im 16. Jahrhundert vorausgehende Scheidung der Konfessionen, die wiederum zur Bildung je eigenständiger Territorialstaaten entscheidend beitrug, nicht denkbar gewesen. Vom Jahre 1521 an wurde die Frage der Reformation auch im Hochstift Osnabrück zu einer entscheidenden machtpolitischen Alltagsfrage; wirkliche Macht hatte der, der die Konfession der Untertanen bestimmen konnte. Das sollte letztlich bis zum Friedensschluß von 1648 gelten. Während all dieser Jahrzehnte prägte die Frage der Reformation und die mit ihr verbundene machtpolitische Auseinandersetzung der Fürsten die Lebensbedingungen und die Alltagserfahrungen der ländlichen Bevölkerung. Die Menschen im Kirchspiel Laer wurden über Jahrzehnte hinweg mit Reformation und Gegenreformation, mit Plünderung, Raubzug und Krieg konfrontiert. Darin mußten sie aushalten und Strategien des Überlebens finden. Die enge Verquickung von lokaler, regionaler und allgemeiner Geschichte wird dabei deutlicher als je zuvor. Sie wird auf dem Hintergrund der bereits bekannten wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Grundlagen Laers thematisiert, die Ludwig Wahlmeyer in seinem Beitrag zur Siedlungsgeschichte ausführlich dargestellt hat.

Bischof Franz v. Waldeck führt die Reformation ein

In der Stadt Osnabrück selbst predigte bereits im Jahre 1521, also nur vier Jahre nachdem Martin Luther seine 95 Thesen verkündet hatte, der Augustinerpater Hecker im reformatorischen Sinne. Anders als für die Stadtbevölkerung aber hatte die neue Lehre für die ländliche Bevölkerung im Hochstift Osnabrück noch lange Jahre keine Bedeutung. Das änderte sich erst unter der Herrschaft des Bischofs Franz von Waldeck, der von 1532 bis 1553 als Bischof von Osnabrück regierte. Franz, der auch Bischof von Minden und Münster war, war nicht bereit, die Beschränkung seiner fürstlichen Macht durch die Landstände, insbesondere durch das Domkapitel weiter hinzunehmen. Sein Plan war es vielmehr, *„seine drei Fürstbistümer zu säkularisieren und sie in ein evangelisches Erbfürstentum zugunsten seiner Dynastie umzuwandeln. Dieser Plan war freilich unrealistisch“.*[2]

Franz v. Waldeck

Franz v. Waldeck (um 1491 bis 1553) war eine der bedeutendsten politischen Persönlichkeiten Westfalens im 16. Jahrhundert. Als dritter Sohn des Grafen Philipp v. Waldeck geboren, war er für den geistlichen Stand bestimmt. Als Domherr in Köln, Mainz, Trier und Paderborn war er schon früh ein erfolgreicher Sammler kirchlicher Pfründe, bevor er 1530 zum Bischof v. Minden und 1532 zum Bischof von Münster und von Osnabrück gewählt wurde. Franz war nicht zuletzt aus politischen Gründen der Reformation gegenüber positiv eingestellt und versuchte, sie in Stadt und Hochstift einzuführen. Seine Erfolge aber blieben begrenzt: im Hochstift Münster schwächte das Täufertum seine Position, und im Hochstift Osnabrück wurde er schliesslich auch zum Rückzug gezwungen.

Zu Ostern des Jahres 1543 weilte der fürstbischöfliche Hof auf dem Schloß Iburg. Bischof Franz hatte den lutherischen Theologen Hermann Bonnus hierher eingeladen, damit er mit dem altgläubigen Domprediger von Münster, Johann v. Aachen, disputiere.[3] Solche Disputationen waren übliche Scheingefechte, die der Einführung der Reformation an vielen Orten vorausgingen. So geschah es auch in diesem Fall: Bischof Franz beauftragte Bonnus, der schon die neue lutherische Kirchenordnung für die Stadt Osnabrück entworfen und dort eingeführt hatte, gleiches für das Gebiet des Hochstifts Osnabrück und auch für das Niederstift Münster zu tun. Bonnus verfasste eine entsprechende Ordnung und sorgte auf seinen Reisen durch das Hochstift für ihre Bekanntmachung. So kam es noch 1543 zu einer *„schnellen Lutheranisierung“* im Hochstift, *„wobei unter der Einführung der Reformation zu verstehen war, daß im Gottesdienst deutsche Kirchenlieder gesungen wurden, daß in der jetzt deutschsprachigen Messe die Wandlung mit dem Emporzeigen der Hostie ... wegfiel, daß die Kommunion unter beiderlei Gestalt gereicht wurde und daß die meistens ohnehin beweibten Geistlichen ihre Konkubinen jetzt zu legalen Ehefrauen nahmen“.*[4] Zur Begründung des letzten Punktes, der Priesterehe, sei die Landkirchenordnung in hochdeutscher Übersetzung zitiert: *„Die Pastoren und Kapläne, die nun das Evangelium predigen, sollen ihren Haushalt ehrenhaft führen und nicht in Unzucht und anderen öffentlichen Schanden leben. Deshalb sollen sie nach der Lehre des*

hl. Paulus (1. Tim 3,2 ff.) ihre angetrauten Ehefrauen haben und ihre Kinder ehrenvoll aufziehen, damit sie jedem ein gutes Beispiel geben und niemanden belästigen“.[5] Man kann daher davon ausgehen, daß Laer erstmals im Jahre 1543 von der Reformation berührt worden ist. Allerdings war der Übergang in eine reformierte Kirchenordnung eher gleitend, denn die neue Ordnung beließ eine Reihe das kirchliche Leben prägende Traditionen. Es blieben die liturgischen Gewänder des Pastors ebenso, wie die vertrauten Zeremonien, die Altäre und auch die Heiligenbilder. Daß die Kirchenlieder nun in deutscher Sprache gesungen wurden, dürfte nicht auf Mißfallen gestoßen sein und auch die Erwähnung der Priesterehe wird der Landbevölkerung nichts Neues gewesen sein. Zwar wissen wir nicht, ob der damalige Pastor Dominicus Beirmann von der Möglichkeit zur Eheschließung Gebrauch gemacht hat, aber der Laerer Landbevölkerung war sicherlich bewußt, daß der im benachbarten Iburg residierende Bischof Franz dort ganz öffentlich mit der Wäscherin Anna Poelmann gelebt und mit ihr neun Kinder gezeugt hat. Das war in dieser Zeit nichts Ungewöhnliches mehr – im Gegenteil: das war normal. Daher leistete die Reformation diesbezüglich auch nichts Revolutionäres, sondern sie regelte einfach nur die Tatbestände und schuf sowohl für den Priester als auch für seine Geliebte und seine Kinder ein rechtlich abgesichertes Verhältnis: die Ehe.

Bischof Franz betrieb seine Reformation aber noch ganz anderer Motive wegen. Seine persönlichen Interessen waren „*wohl eher auf die Konzentration politischer Macht und Arrondierung seiner Territorien Münster, Minden und Osnabrück gerichtet, als allein auf die Ausbreitung der lutherischen Lehre*“.[6] Er beauftragte die städtischen Magistrate, die Drosten und die Vögte mit der Durchsetzung der Reformation. So umging er das mächtige Domkapitel, das eigentlich für die geistlichen Belange des Hochstifts zuständig war. Damit machte Franz deutlich, daß er das Hochstift nicht nur verantwortlich verwalten, sondern möglichst eigenständig regieren wollte. Das wurde auch in seiner Außenpolitik deutlich. Während Franz im Hochstift selbst die Reformation vorantrieb, schlug er sich auf die Seite des Schmalkaldischen Bundes, der ein Zusammenschluß der protestantischen Fürsten war.

Der Schmalkaldische Bund

Der Schmalkaldische Bund wurde im Jahre 1531 von Kurfürst Johann v. Sachsen, Landgraf Philipp I. von Hessen und anderen Fürsten und Städten zur Verteidigung des evangelischen Glaubens gegen die Religionspolitik des katholischen Kaisers Karls V. gegründet. Der Bund wurde bald zum Zentrum gegen das Haus Habsburg, das nicht nur katholisch war, sondern auch traditionell den deutschen Kaiser stellte. Kaiser Karl konnte den Bund im Schmalkaldischen Krieg von 1547 bei Mühlberg an der Elbe schlagen. Das Bündnis zerfiel, aber die Fürsten beugten sich dem Kaiser dennoch nicht, denn sie wußten, daß Karls eigentliche Absicht die Schaffung einer starken Zentralgewalt auf Kosten der Fürstenmacht war. Sie kämpften bis zum Augsburger Religionsfrieden von 1555 weiter.

Nach dem Sieg des Kaisers über den Schmalkaldischen Bund im Jahre 1547 sollte Bischof Franz sein Reformationsprojekt zurückziehen, erstens weil ihn der Kaiser dazu

zwang und zweitens weil das Osnabrücker Domkapitel drohte, den Bischof in Rom als Ketzer zu verklagen.[7] So mußte Franz auf dem Osnabrücker Landtag unter der Hohen Linde zu Oesede die Reformation widerrufen. *„Er wurde oberflächlich und zum Schein wieder katholisch, ebenso wie das gesamte Hochstift Osnabrück und das Niederstift Münster“.*[8] *„Wem ging es denn um den Glauben?“* – so hat Heinrich Böll einige hundert Jahre später kommentierend nachgefragt. Dem Bischof Franz sicherlich nicht. Ihm ging es um Macht und Herrschaft, aber dazu gehörte die Macht über den Glauben, genauer über die Konfession seines Herrschaftsraumes. Ohne die Macht über die Konfession konnte der Fürstbischof sein Hochstift nicht beherrschen, und als der Landtag ihn zwang, diese Macht abzugeben, war auch seine politische Herrschaft weitgehend zerstört.

Philipp Magnus vor Iburg, Sepiazeichnung von Georg Berger, 1607 .[9]

Nun aber drohte dem Hochstift Kriegsgefahr. Bischof Franz hatte als Verbündeter des Schmalkaldischen Bundes entscheidenen Anteil an der Vertreibung des katholischen Herzogs Heinrich von Braunschweig – Wolfenbüttel aus dessen Herzogtum gehabt. Franz war es dabei vor allem um die Sicherung seiner Macht als protestantisch orientierter Fürst und um die Sicherung seines Bistums Minden gegangen. Später wurde der

Herzog bei dem Versuch, seine Herrschaft zurückzuerobern, von den Schmalkaldenern gefangengesetzt und erst 1547 wieder freigelassen. Im Jahre 1553 nun rückte Heinrichs Sohn Herzog Philipp Magnus über Springe auf das Stift Minden zu. Er forderte vom Bischof einen Brandschatz von 80.000 Talern für die Stifte Minden, Osnabrück und Münster, und da Franz die Summe für unerschwinglich erklärte, marschierten die Truppen in das Hochstift ein. Während Philipp Magnus über Melle und Bissendorf gegen Osnabrück zog, überfiel ein Truppenteil unter Christoph Wrisberg, Johann von Münchhausen und Dietrich von Quitzow Iburg, wohl um den Bischof gefangenzunehmen. Der aber war mit Drost und Rentmeister natürlich noch rechtzeitig nach Münster entkommen. So raubten die Truppen die Iburg, das Kloster Oesede und die umliegenden Bauernschaften aus und preßten dem ohnehin schon kranken Abt, dessen Mönche über Nacht *„aus den Betten gesprungen und ... so, wie sie waren, in die Berge geflohen waren“*, einen Brandschatz von 4000 Talern ab.[10] Die um Osnabrück lagernden Truppen konnten die Stadt nicht erobern. Sie zogen sich schließlich aus dem Hochstift zurück. Am 17. April verließen die Soldaten Iburg *„und ein Teil lagerte am 18. April in Laer, das an der alten Heerstraße Osnabrück – Warendorf lag. Wie Iburg und die umliegenden Dörfer litt auch Laer. Von dort ging der Raubzug weiter nach Sassenberg, das im Sturm genommen wurde“*.[11] Bischof Franz hatte den Braunschweigisch–Wolfenbüttelschen Truppen schließlich nichts mehr entgegenzusetzen. Er mußte, um den Frieden wiederzugewinnen, sein Stift Minden an Herzog Heinrichs jüngeren Sohn, Herzog Julius abtreten. Kurz darauf, am 15. Juli 1553 starb Franz von Waldeck. Mit seiner dynastischen Politik war er gescheitert, die Landstände hatten seiner Macht getrotzt, und den Braunschweigischen Angriffen mußte er sich beugen. Gleichwohl hat Fürstbischof Franz in seiner Regierungszeit entscheidende Weichen für die politischen Auseinandersetzungen der kommenden 100 Jahre gesetzt. Für diesen Zeitraum bemaß sich der Grad an Macht und Herrschaft eines jeden Landesherren an der Konfessionsfrage, wie sie Franz im Sinne seiner Interessen eingesetzt hatte. Insofern war seine Regierung für die Geschichte des Hochstifts Osnabrück prägend.

Die katholische Gegenreformation unter Bischof Johann von Hoya

Der katholische Kaiser hatte zwar den Schmalkaldischen Bund der protestantischen Fürsten besiegt, jedoch fehlte dem Reich als Ganzem die Kraft, um sich als zentrale Gewalt gegen die Unabhängigkeitsbestrebungen der Reichsfürsten, gegen die „Libertät“ durchsetzen zu können. Kaiser Karl V. dankte 1556 ab, überließ seinem Bruder Ferdinand die Kaiserwürde und seinem Sohn Philipp II. das spanische Erbe des Hauses Habsburg. Schon im Jahre 1555 hatte Karl einsehen müssen, daß er die konfessionelle Spaltung des Reiches, die er politisch als Ausdruck der unabhängigen Macht der Reichsfürsten in ihren Territorien werten mußte, nicht mehr zu Gunsten eines universellen katholischen Kaisertums würde aufheben können. Karl zog sich nach Spanien zurück und überließ es seinem Bruder Ferdinand, den „Augsburger Religionsfrieden“ auszuhandeln.

Der Augsburger Religionsfriede

Der Augsburger Religionsfriede von 1555 entschied wesentliche Streitpunkte zwischen Kaisermacht und Fürstenmacht im Reich. Künftig sollten die lutherischen Fürsten und Reichsstädte mit denen katholischen Bekenntnisses gleichberechtigt sein. Ganz wichtig war, daß die protestantischen Landesfürsten die eingezogenen Kirchengüter behalten durften. In geistlichen Territorien sollte dem Adel und den Städten die Glaubensfreiheit zugestanden werden. Die Fürsten der geistlichen Gebiete aber mußten nach persönlichem Glaubenswechsel auch ihre Ämter niederlegen, sprich: sie konnten aus den Wahlfürstentümern keine eigenen, dynastischen Herrschaften errichten. Die Bevölkerung wiederum hatte sich dem Glauben ihres Landesherrn anzuschließen. Immerhin wurde der andersgläubigen Bevölkerung für den Fall, daß sie den Glauben des Landesherrn nicht annehmen wollte, das Recht zur Auswanderung eingeräumt. Dieses am Menschen orientierte Recht war für die damalige Zeit, die ja einen Katalog von Grund- und Menschenrechten in unserem heutigen Sinne nicht kannte, äußerst bemerkenswert. Bislang hatten die Lutheraner in katholischen Regionen noch damit rechnen müssen, um ihres Glaubens willen von der Inquisition der römischen Kirche verfolgt zu werden. Nun aber konnten sie dem durch Auswanderung begegnen.

Im Hochstift Osnabrück regierte zu dieser Zeit der katholische Bischof Johann v. Hoya (1553 bis 1574). Er war Zeit seiner Amtsführung darum bemüht, zumindest die Landbevölkerung zum katholischen Glauben zurückzuführen. Dieses Ziel ergab sich aus dem Augsburger Religionsfrieden, nach dem der Glaube der Bevölkerung gleich dem des Landesherrn sein mußte. Es ergab sich zudem aus den Beschlüssen des Konzils von Trient.

Das Konzil von Trient

Das Konzil von Trient (1545 bis 1563) kam zu spät, um noch eine Reform der katholischen Kirche zu schaffen, die auch die protestantischen Konfessionen zufriedengestellt hätte. Im Gegenteil: Vertreter protestantischer Kirchen nahmen gar nicht mehr am Konzil teil. In 18jähriger Arbeit schuf sich die katholische Kirche in Trient ein Profil, das sie entschieden von den protestantischen Konfessionen abgrenzte, deren Lehren (Luther, Zwingli, Calvin) verworfen wurden. In Trient reformierte die katholische Kirche ihre Strukturen. Der Papst wurde als oberste Autorität der Kirche bestätigt. Man legte die bischöflichen Amts- und Aufsichtspflichten in den einzelnen Diözesen fest und verbot die Anhäufung und den Kauf von geistlichen Ämtern (Simonie). Schließlich regelte das Konzil die Ausbildung der Priester. Künftig sollten sie in speziellen kirchlichen Seminaren geschult und im Amt verpflichtet werden, regelmäßig in der Kirche zu predigen. Das künftige Verhältnis zu den protestantischen Kirchen wurde offensiv geregelt. Es ging nicht um eine friedliche Aussöhnung, sondern um die Rückgewinnung verlorener Positionen, denn Rom strebte die Gegenreformation an.

Die Bevölkerung der Stadt Osnabrück blieb – und nach dem Augsburger Religionsfrieden war das ihr gutes Recht – sowieso evangelisch, womit dem Bischof im Rat der Stadt Osnabrück, der als Landstand mächtig war, eine starke Opposition erwuchs. Außerdem scheiterte sein Versuch einer Rekatholisierung der Landbevölkerung.[12] Die evangelischen Prediger hatten nach der Kapitulation des Jahres 1548 die Stadt Osnabrück ver-

lassen, um den obsiegenden Katholiken Platz zu machen, aber das Hochstift verließen sie nicht. Sie blieben in den umliegenden Landgemeinden und setzten dort die lutherische Lehre durch, so etwa der evangelische Hauptpastor der Katharinenkirche, der 1548 nach Dissen ging. Aber auch in den Landgemeinden, deren Pastorenstellen nicht von Protestanten besetzt wurden – und hierzu gehörte Laer –, konnte die neue Lehre nicht vollständig ausgelöscht werden. Zwar blieben die sieben Sakramente des Katholizismus erhalten, jedoch waren Laienkelch und Priesterehe auch künftig geduldet.[13] Die Reformation des Bischofs Franz v. Waldeck hatte deutliche Fakten geschaffen, die nicht einfach zurückgenommen werden konnten. Das mußte Bischof Johann von Hoya offenbar akzeptieren, denn er führte die Beschlüsse des Konzils von Trient nicht im Hochstift Osnabrück ein.[14] Darum konnte sich hier auch kein entschiedener Katholizismus durchsetzen. Das hatte zur Folge, daß der Einfluß des Protestantismus in den ländlichen Kirchen, sichtbar etwa in der Priesterehe, auch in den folgenden Jahrzehnten unkontrolliert groß blieb. Erst Mitte der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts – der Dreissigjährige Krieg war also bereits im vollem Gange – setzte sich die katholische Gegenreformation im Hochstift Osnabrück und damit auch im Kirchspiel Laer für einige Jahre durch.

Laer in den Wirren des Spanisch-Niederländischen Krieges

Während im Hochstift auf den katholischen Johann von Hoya, der im Jahre 1574 starb, drei evangelische Fürstbischöfe folgten,[15] die die konfessionelle Uneinheitlichkeit im Osnabrücker Land weitgehend tolerierten, verschärften sich in unmittelbarer Nachbarschaft, nämlich in den von Spanien beherrschten Niederlanden, der Gegensatz von territorialer Freiheit und königlicher Macht und mit ihm der von Protestantismus und Katholizismus.

Der Spanisch-Niederländische Krieg

König Philipp II. von Spanien (1556-1598) verfolgte in den Niederlanden, die eine spanische Provinz aus der Erbmasse des Hauses Habsburg waren, eine strenge, auf die Stärkung der königlichen Macht gerichtete Politik. Wie schon sein Vater Karl V. vor ihm, so kämpfte auch Philipp deshalb entschieden gegen den Protestantismus, der ja auch ein politischer Ausdruck der niederländischen Libertät war. Zur Einheit der Herrschaft aber gehörte im Zuge der Zeit auch die einheitliche Konfession. Philipp setzte mit unerbittlicher Strenge die katholische Inquisition in den Niederlanden ein, um dieses Ziel zu erreichen. Sein Statthalter, der Herzog von Alba (1507-1582), der schon gegen den Schmalkaldischen Bund gekämpft und gesiegt hatte, führte in den Niederlanden ein grausames Terrorregime gegen den Protestantismus und jede politische Autonomie, was schließlich zum Abfall der sieben nördlichen niederländischen Provinzen führte. Die südlichen belgischen Provinzen aber blieben als spanische Niederlande bestehen. Der Norden erreichte in einem langen, furchtbaren Krieg von 1581 bis 1609 die Unabhängigkeit und wurde zur Republik der Vereinten Niederlande.

Das Osnabrücker Hochstift und Laer blieben hiervon nicht unberührt, denn in den Kriegen des Reformationszeitalters ernährten sich die Heere im wesentlichen mittels

Plünderungen bei der Zivilbevölkerung. Nachdem die niederländische Bevölkerung völlig verarmt war, zogen plündernde Heere sowohl spanischer als auch niederländischer Herkunft durch das Osnabrücker Land. Hinzu kam, daß beide Seiten seit den 1580er Jahren im Hochstift Söldner warben. So eröffnete der spanische Oberst Taxis von Deventer in Lengerich einen sogenannten „Laufplatz", eine Werbestelle für Söldner, und der Herzog von Parma erpreßte für Spanien im Jahre 1587 die stolze Summe von 10.000 Talern aus dem Hochstift.[16] Die Raubzüge der marodierenden Truppen waren das schwerwiegendste Problem der ländlichen Bevölkerung. *„1595 waren nur 7 Raubzüge gemeldet, 1596 gab es 26, und nicht bloß im Norden; auch die südlich der Berge gelegenen Kirchspiele Hagen, Laer, Glane, Lienen, Glandorf wurden wiederhohlt ausgeraubt"*.[17] Versuche des Fürstbischofs, das Amt Iburg durch ein Rott Soldaten zusätzlich zu sichern, scheiterten am Widerstand des Domkapitels. *„Es geschah nichts; Glandorf und Laer wurden abermals schwer geplündert"*.[18] Nun erst bewilligte das Domkapitel Verstärkung für das Amt Iburg und damit auch für das mehrfach heimgesuchte Laer. Karl H. Neufeld hat den Ablauf eines solchen Überfalls im Hochsommer 1596 rekonstruieren können, der übrigens noch recht glimpflich verlaufen ist.[19] Achtzig sogenannte „staatische" Reiter (Truppen aus den sieben niederländischen Provinzen, die sich auch „Generalstaaten" nannten) und einiges Fußvolk waren ins Kirchspiel eingefallen und hatten aus der Laerer Mark 64 Pferde geraubt, mit denen sie sich dann in sichere Entfernung zurückzogen. Es ging diesen niederländischen Truppen nicht um die Pferde – davon hatten sie wohl selbst genügend – sondern um eine Erpressung: In Laer *„haben die armen Leute für jedes Pferd 4 Taler und 7 Schillinge geben müssen"*, so steht es in den Kriegsakten der Zeit.[20] In diesen Jahren durchzogen immer wieder Söldner, die sich von der einen oder anderen Seite anwerben lassen wollten, die Dörfer des Hochstifts. Rücksichtslos erpreßten sie Geld und Wertsachen von der wehrlosen Landbevölkerung. *„So führt die Kirchenrechnung von 1596 zwei Posten auf: Den Soldaten 6 Schilling gegeben, den fodtknechten 4 Schilling gegeben"*.[21] Die Laerer hatten offensichtlich Angst vor weiterer Bedrängung und vor Überfällen. Deshalb schickten sie einen Boten aus, der die Bewegungen des Kriegsvolkes ausspähen sollte. Die Nachrichten, die der Späher heimbrachte, haben aber offenbar erst recht beunruhigend gewirkt. Noch im Jahre 1596 ging man daran, die Kirchhofspforte als Teil der alten Kirchhofsburg zu reparieren. Sicherlich würde die Kirchhofsburg keinem regelrechten Angriff disziplinierter Truppen standhalten, aber immerhin konnte sich die Bevölkerung im Angriffsfalle dorthin flüchten.

Der Krieg ging in den folgenden Jahren weiter, und das Kirchspiel sandte bis zum Jahr 1613 jährlich Späher zur Erkundung der Truppenbewegungen aus. Im Jahre 1598 verbreitete auch noch die Pest, die von 1597 bis 1599 im Hochstift grassierte, in Laer ihre Schrecken.[22] Die Kriegsjahre von 1599 bis 1604 waren besonders schlimm. *„Ende Januar 1599 raubten etwa 150 spanische Reuter des Rittmeisters Caspar v. Budberg in Damme, Ankum, Berge, Bippen, Batbergen und Dinklage für etwa 2000 Thlr. (= Taler); und gleichzeitig plünderten staatische (niederländische) Haufen in Voltlage, Bramsche, Hagen, Glandorf, Dissen, Bersenbrück, Berge, Menslage. Man zählte in diesem Unglücksjahre nicht weniger als 54 solcher Raubzüge, die außer dem, was sie verzehrten, über 10.000*

Der „Griese Toarn“ im Zentrum der Kirchhofsburg, in der die Laerer Schutz vor den Überfällen des Kriegsvolkes suchten, Aufnahme Raudisch um 1938, Diözesanarchiv Osnabrück.

Taler gekostet hatten“.[23] Laer mußte, wenn es auch nicht wie etwa Glandorf ausgeplündert wurde, mehrere Truppendurchzüge über sich ergehen lassen. Der Kirchenrechnung des Jahres nach war das mindestens dreimal der Fall. Immer wieder mußten Lebensmittel bereitgestellt und daneben die in dieser Zeit ohnehin knappen Barmittel ausgegeben werden, um Laer vor Plünderungen zu schützen. *„Um das Maß des Unglücks für die Bevölkerung voll zu machen, brach auch noch ein Brand aus. Zur Linderung der ersten Not gab die Kirchenkasse 12 Schilling her. Im Jahre 1604 kehrten die staatischen Horden nochmals nach Laer zurück. Mit einem guten Trunk Wein fertigte man sie ab. ‚item din staten Kriegesluden gegeven ahn win = 2 dall‘“*.[24] Der Spanisch-Niederländische Krieg ließ das Kirchspiel auch in den folgenden Jahren nicht zur Ruhe kommen. Jahr für Jahr hatte die Bevölkerung mit marodierenden Truppen zu kämpfen, ohne daß die Landstände des Hochstifts die Kraft zu einer ausreichenden Verteidigungspolitik aufgebracht hätten. Dem Fürstbischof Philipp Sigismund von Braunschweig, der als Protestant von Kaiser und Papst nicht anerkannt wurde, *„stand seit Ende des (16.) Jahrhunderts im Domkapitel ein mächtiger Gegner gegenüber, da nach einem Generationswechsel die Mitglieder im Kapitel die Mehrheit erlangt hatten, die nach dem Studium am Deutschen Kolleg in Rom sich als Träger der (katholischen) Gegenreformation sahen“* .[25] Ein Machtkampf war unvermeidlich. Der Fürstbischof versuchte, die Verteidigungskräfte des Landes zu stärken, um damit auch seine Position zu stabilisieren. Das Domkapitel kämpfte dagegen an, weil es jede Stärkung der protestantischen Macht im Hochstift – und der Fürstbischof war ein

Protestant – verhindern wollte. Das Domkapitel konnte sich gegen Philipp Sigismund durchsetzen, aber dabei litten die Verteidigungskräfte des Landes. So geschehen im Jahre 1604, als *„das Capitel ... nicht heftig genug darauf drängen (konnte), das Land wehrlos zu machen“* [26] und ähnlich auch im Jahre 1609, als sich die Landstände im August anlässlich eines Landtages in Oesede glücklich zu einer allgemeinen Musterung durchgerungen hatten. *„Die Vollerben sollten mit Büchsen, die Halberben mit Hellebarden, die Kötter mit Vorjägern (Jagdspießen) und Halbspießen bewaffnet sein. Vollerben, die die Büchse nicht zu handhaben wüßten, sollten solche einem tüchtigen Kötter abgeben, demselben Kraut und Lohn ersetzen und dessen Waffe nehmen. Den einrückenden fremden Rotten sollten die Amtleute mit einem oder mehreren Kirchspielen begegnen und auch die Ritterschaft herbeiziehn“*.[27] Den Kern dieser Truppen sollten die wenigen in Fürstenau und Iburg stationierten Soldaten bilden (es dürften in Iburg knapp 50 Mann gelegen haben[28]), jedoch wollte das Domkapitel diese schon zum Ende des Jahres entlassen, und auch die Ritterschaft drängte auf Reduzierungen. Für die einzelnen Kirchspiele hatte der Machtkampf um die Herrschaft im Hochstift katastrophale Folgen, denn das offene Land blieb wehrlos. Deshalb war man gezwungen, sich selbst um die Verteidigung des Landes zu kümmern. In Laer kam das gesamte Kirchspiel zu diesem Zweck schon im Jahre 1603 erstmals zusammen, *„um über die zu ergreifenden Maßnahmen zu beraten, die Schäden festzustellen und die Obrigkeit um hinreichenden Schutz zu bitten“*.[29] Dieser Schutz aber blieb aus. Noch in diesem Jahr versammelte sich das Kirchspiel erneut und hat *„de Kirchradt midt Edtlichen soldaten noch Iborch gewist“*.[30] Die Provisoren wurden also mit einem Trupp Soldaten, die vermutlich zum Schutz vor marodierenden Truppen in Hardensetten gelegen haben, zum Bischof nach Iburg geschickt. Dort sollten sie die weitere Verteidigung des Kirchspiels beraten. Der Krieg verschonte Laer auch in den folgenden Jahren nicht. Ende 1608 plünderten spanische Truppen Laer, aber auch Glane und Lienen, obwohl die spanischen Hauptleute sich gegen das Friedensversprechen reichlich vom Hochstift hatten bestechen lassen. Dennoch nahmen die Plünderungen eher noch zu. Schon im Januar 1609 fiel *„ein Haufen von 600 Fußknechten und 50 Reutern, die ins Münsterland und Tecklenburg geschickt waren, in Hilter, Bissendorf, Holte, Bramsche und Damme ein. Es wurden 3000 Thlr. (Taler) erpreßt“*,[31] und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Plünderungen in Hilter auch Remsede berührt haben. Noch in diesem Jahre 1609 setzte der zwölfjährige Waffenstillstand zwischen den Niederlanden und Spanien ein. Aber damit war längst noch kein Friede verbunden, denn zum einen wollten die spanischen Truppen auch weiterhin ernährt werden, und zum anderen trat am 25. März 1609 der sogenannte „Jülicher Erbfall“ ein, für den die Spanier, aber auch die Niederländer nun die Hände frei hatten.

Jülicher Erbfall

Bereits seit 1592 stand ein bewaffneter Konflikt um das Herzogtum Jülich-Kleve-Berg zu befürchten, weil Herzog Johann Wilhelm gestorben war, ohne Erben zu hinterlassen. Erbansprüche wurden von den protestantischen Häusern Brandenburg und Pfalz-Neuenburg erhoben, aber damit drohte das Herzogtum protestantisch und die Sache der katholischen Mächte

geschwächt zu werden. Der Kaiser drohte mit Gewalt, während sich aus konfessionellen wie auch aus machtpolitischen Gründen Frankreich, England und die Niederlande zur militärischen Unterstützung Brandenburgs rüsteten, um den katholischen Kaiser zu schwächen. Der Pfalzgraf von Neuenburg seinerseits trat zum Katholizismus über, woraufhin der Kaiser, Spanien und die 1609 gegründete katholische Liga unter Maximilian I. von Bayern auf seine Seite traten. Ein Krieg lag drohend in der Luft, aber da wurde Heinrich IV. von Frankreich ermordet, und durch Vermittlung von England und Frankreich gelang ein Teilungsvertrag, der den Krieg verhinderte: Brandenburg, das jetzt calvinistisch war, erhielt Kleve, Mark und Ravensberg, während Neuenburg Jülich und Berg bekam.

Erstmals vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges standen sich die verfeindeten Machtblöcke im Rahmen dieses Erbstreites gegenüber, aber der allgemeine Krieg konnte noch verhindert werden. Die Soldaten jedoch waren bereits zusammengezogen bzw. noch aus dem Spanisch-Niederländischen Krieg verfügbar. Für Laer sollte das verhängnisvoll sein. Spanien war auf katholischer Seite voll in die drohende Auseinandersetzung verwickelt. Sein Heerführer Pompeo Geustiniani überschritt im Juni 1609 den Rhein und ging von dort nach Greven. Statt aber dann die Ems abwärts weiter nach Lingen zu marschieren, machten die Spanier einen Zug über Lengerich und Lienen ins Amt Iburg. Drei Nächte lagen sie in Laer, Glandorf sowie in anderen Orten und hausten dort geradezu barbarisch. Über 6000 Taler wurden der Landbevölkerung in den Kirchspielen abgepreßt und die Heerführer selbst verlangten für sich zusätzlich weitere 500 Taler.[32] Bis zum Ende des Konflikts im Jahre 1614 sollte der Jülicher Erbfall das Hochstift und hierin das Kirchspiel Laer immer wieder bedrücken. Im August 1614 lagerten 200 Brandenburgische Reiter unter Blasius Eichenberger in Laer und Glandorf; *„im Oktober staatische und im Dezember wieder 300 Brandenburger in Reckenberg. Andre erpreßten Geld in Glandorf oder plünderten. 1615 wurde es noch schlimmer. Spanische, Staatische und Brandenburger schwärmten nun überall durch das ganze Land und übten Erpressung“*.[33] Auch in den Folgejahren marschierten immer wieder Truppen bzw. marodierende Truppenteile durch, obwohl der Erbkonflikt von Jülich bereits beigelegt war. Die Soldaten aber wurden nicht abgemustert und mußten doch ernährt werden.

2.2 Im Deißigjährigen Krieg

2.2.1 Zwischen Kriegsnot, Verarmung und katholischer Gegenreformation. Die Jahre von 1618 bis 1625

Die erste Phase des Dreißigjährigen Krieges

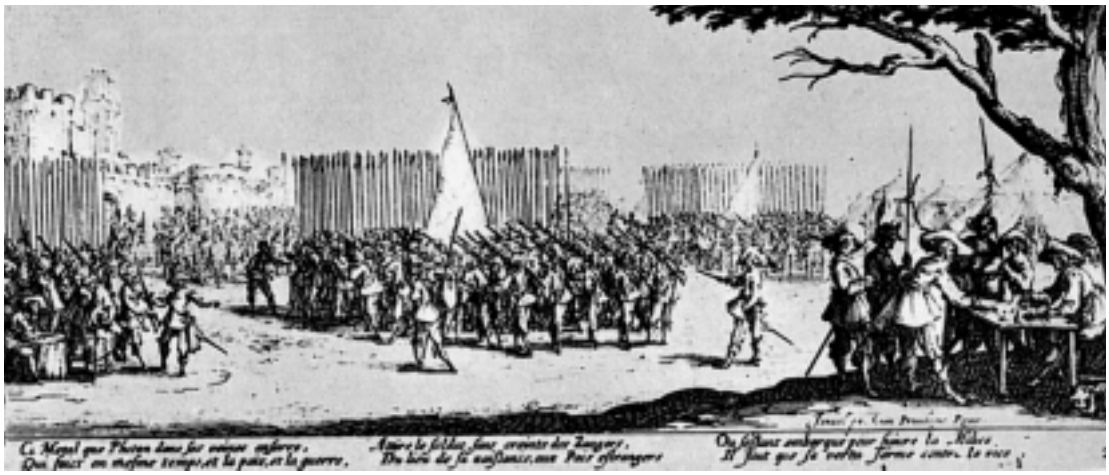
Das allgemeine Kriegsgeschehen der Jahre von 1618 bis 1648 läßt sich in vier verschiedene Phasen einteilen. Das ist nützlich, allein schon um bei der Vielzahl der Ereignisse den Überblick zu behalten. Die erste Phase umfaßt die Jahre von 1618 bis 1623. Es ist die Zeit des Böhmisch-Pfälzischen Krieges. Das protestantische Böhmen wehrte sich mit dem „Prager Fenstersturz“ von 1618 gegen das katholische Haus Habsburg, dessen Oberhaupt Ferdinand,

ohne Zustimmung der böhmischen Stände, König wurde. Er mißachtete die böhmische Religionsfreiheit und leitete gewalttätig die Gegenreformation ein. Die böhmischen Stände erhoben Friedrich von der Pfalz zum König, aber in der Schlacht am Weißen Berg siegte Ferdinand, der von Spanien, der katholischen Liga unter Maximilian von Bayern, vom Papst und von Kursachsen unterstützt wurde. Friedrich floh (über Osnabrück) in die Niederlande. Ferdinands Feldherr Tilly siegte über die protestantischen Truppen in der Pfalz. Dann marschierte er nach Norden, um die ebenfalls protestantischen Heere unter Mansfeld und Christian von Braunschweig zu schlagen. Diese beiden und Tillys Unterführer Graf Anholt durchzogen und verheerten dabei auch das Osnabrücker Land. Tilly schlug die Protestanten 1623 schließlich in der Schlacht bei Stadtlohn.

„... und im armen Laer lebten die Leute ... nur noch von Eichelbrot“
Besatzung und Einquartierung prägen den Alltag

Seit langen Jahren schon war das Osnabrücker Land immer wieder Nebenschauplatz kriegerischer Auseinandersetzungen, übrigens ohne daß das Hochstift selbst als kriegführende Partei in Erscheinung getreten wäre. Auch Laer war von der Allgegenwart der kriegerischen Unruhen hart getroffen. Zunehmend prägte der Krieg die gesamte Alltagskultur in den deutschen Ländern und entsprechend wird das Leben im Kriege auch im Kirchspiel Laer zur Normalität geworden sein. Der Übergang in den Dreißigjährigen Krieg, von dessen Dauer die Zeitgenossen natürlich nichts ahnten, war insofern gleitend und anders als die Kriege unseres Jahrhunderts kaum von dramatischen Kriegsausbruchsszenarien eingeleitet. In Laer begann die Sorge vor kriegerischen Unruhen außerdem schon ein Jahr früher. *„In den Kirchenrechnungen vom Jahre 1617 stehen schon wieder die Auslagen: Boten ausgesandt wegen Kriegsvolkes. Söldnerführer richteten Laufplätze für Werbungen ein ... . In Gruppen zogen die Söldner ihren Laufplätzen zu und belästigten das Landvolk“*.[34]

Die erste direkte Kriegserfahrung des Dreißigjährigen Krieges erlebte Laer nach der Schlacht am Weißen Berg (1620), die die kaiserlichen Truppen gewannen. *„Die Trümmer der geschlagenen (protestantischen) Heere warfen sich wieder nach Westphalen, um hier durch Werbungen unter dem Schutze der Staaten (Niederlande) ..., sich wieder zu stärken“*.[35] Ein solcher Heerhaufen, etwa 2000 Reiter, marschierte am 4. März 1621 in Dissen, Laer, Hilter, Borgloh, Melle und Neuenkirchen ein, um dort für einen Tag Quartier zu nehmen. Sie blieben schließlich vier Tage lang, ohne daß es zu größeren Ausschreitungen gekommen wäre. Die Truppen der katholischen Liga siegten derweil in Süddeutschland und näherten sich dann dem Norden, um hier die Heere des Grafen v. Mansfeld und Christian v. Braunschweigs zu zerstreuen. Mansfeld, der sich in Ostfriesland festgesetzt hatte, marschierte wieder auf Osnabrück und Christian von Braunschweig setzte bei Rinteln über die Weser, um sich mit ihm zu vereinen. Am 19. Juli lagen die Truppen Christians in Iburg. Er verlangte von der Stadt Osnabrück 20.000 Pfund Brot, 400 Faß Bier, 50 Fuder Hafer und Schlachtvieh, um damit seine Truppen zu verpflegen. Osnabrück lieferte, wenn auch unter Protest, alles was gefordert wurde,[36] aber damit gab sich



Die Anwerbung der Truppen, Radierung von Jacques Callot, 1633.

das Heer noch längst nicht zufrieden. Zusätzlich wurden die südlichen Kirchspiele Dissen, Hilter, Glandorf, Hagen und auch Laer gänzlich ausgeraubt. *„In dem kleinen Dorfe Borgloh lagen 1000 Mann, und in dem armen Laer lebten die Leute im November nur noch von Eichelbrot“*.[37] Man fragt sich unwillkürlich, wovon denn die Bevölkerung im bevorstehenden Winter gelebt haben mag! Am 6. August 1623 siegten Tillys Truppen über die des Braunschweigers, aber das erleichterte das Los der ländlichen Bevölkerung nicht, denn nun lagerten rings um die Stadt Osnabrück katholische Truppen, die ihrerseits auch verpflegt werden wollten.

Bischof Eitel Friedrich setzt gegenreformatorische Akzente

In der Nacht vom 20. auf den 21. März 1623 starb der protestantische Fürstbischof Philipp Sigismund in Verden, wohin er sich der unsicheren Lage auf der Iburg wegen geflüchtet hatte. Das Osnabrücker Domkapitel wählte angesichts der sicheren Siegesaussichten für die katholischen Truppen unter Tilly nun einen katholischen Kandidaten, den Kardinal Eitel Friedrich von Hohenzollern. Eine Art Gegenreformation im Domkapitel selbst hatte sich etwa seit der Jahrhundertwende vollzogen, *„da nach einem Generationswechsel die Mitglieder im Kapitel die Mehrheit erlangt hatten, die nach dem Studium am Deutschen Kolleg in Rom sich als Träger der Gegenreformation sahen“*.[38] Seit dem Jahre 1615 wurden ausdrücklich nur noch Katholiken ins Domkapitel aufgenommen. Deshalb erstarkte in den Folgejahren die katholische Position im Osnabrücker Domkapitel, so daß die Wahl eines katholischen Bischofs denkbar, ja angesichts der Kriegslage des Jahres 1623 fast zwingend wurde. Seit der Zeit des Johann v. Hoya hatte das Domkapitel drei protestantische Bischöfe gewählt, aber nun sollten sich die Verhältnisse grundlegend ändern. In seiner kaum einjährigen Regierungszeit – Eitel Friedrich verstarb bereits am 19. September 1625 – setzte der Bischof im konfessionell noch ganz offenen und unentschiedenen Osnabrücker Land klare gegenreformatorische Akzente. Er ernannte den bisherigen Domprobst von Köln, Albert Lucenius, zu seinem Generalvikar und schickte ihn auf eine Visitationsreise durch die

Osnabrücker Landgemeinden. Die Visitationsprotokolle dieser Reise sind erhalten geblieben und zeigen wie in einer Momentaufnahme das vorläufige Ergebnis einer sich über 75 Jahre relativ frei entwickelten Konfessionsausübung in den ländlichen Kirchspielen: *katholisch nach Art des Landes*, so nannte Lucenius das.

„Die Kirche gleicht einem Stall“
Pastor Rupe und die kirchlichen Verhältnisse in Laer

Am 28. September 1624 erreichte der Generalvikar das Kirchspiel Laer, und mit den Augen des an die mittlerweile geordneten Kölner Verhältnisse gewohnten Priesters dürfte ihn das, was er hier sah, entsetzt haben: *„Die Kirche gleicht einem Stall. Es herrscht erschreckende Unordnung, nichts ist heil. Die Bilder sind kaum erkennbar, das offene Ziborium (= Speisekelch im Tabernakel) enthält viele kleine Hostien, die nach Aussagen des Priesters geweiht sind, aber offen auf dem Altar stehen, ganz von Wachs und Staub überzogen. Die große Hostie für die Monstranz (geweiht!) lag offen in der Sakristei zwischen anderen Dingen. Als der Generalvikar dem Pfarrer befahl, er solle das hl. Sakrament wieder ins Sakramentshäuschen stellen, rief dieser dem Küster zu: Breng dat Ding her! Daraufhin besorgte es der Generalvikar selber*“.[39] Solche Verhältnisse traf Lucenius aber nicht nur in Laer an. Im Gegenteil: solche kirchlichen Zustände waren geradezu symptomatisch für die Verhältnisse in den meisten Osnabrücker Kirchspielen. Von den visitierten *„54 oder 55 Geistlichen haben wenigstens 35 entweder selbst oder doch ihre Capläne Frauen und Kinder, letztere bis 12 an der Zahl, bei sich. Von 28 wird angeführt, daß sie nach katholischer Weise ordiniert waren. Der nicht verheirateten oder mit ihren Familien lebenden sind 16 oder 17. Davon erklären sich 3 unumwunden für lutherisch, fünf andere zweifelhaft“* .[40]

Pastor Heinrich Rupe d.J.

Zur Zeit der Visitation des Albert Lucenius war Heinrich Rupe d.J. ein Sohn des gleichnamigen Pastors der bis 1596 in Laer gewirkt hatte (Heinrich Rupe d.Ä.), Pastor in Laer (1606-1625). Wie schon sein Vater vor und so viele seiner Amtskollegen mit ihm, lebte auch Rupe nicht im Zölibat, sondern ganz selbstverständlich mit einer Frau zusammen. Die Pfarre Laer dürfte er sich schon zu einer Zeit reserviert haben, als er noch gar nicht geweiht war. Dafür spricht auch der Umstand, daß seine Mutter auch noch nach dem Tode ihres Mannes im Pfarrhaus wohnen blieb.[41] Heinrich Rupe d. J. wurde im Jahre 1604 zum Priester geweiht, ließ sich aber noch einige Zeit vertreten, um dann 1606 seinen Dienst anzutreten. Des Visitationsprotokolls späterer Jahre wegen ist Rupe in der Beurteilung durch die Geschichtsschreiber in der Regel ziemlich schlecht weggekommen. Zweifellos aber hat er ein Pfarrhaus gebaut (1615), das von 1772 bis 1910 als Pastoratsstall gedient hat, und auch der Bau einer Küsterei ist auf ihn zurückzuführen. In die Anfänge seiner Amtszeit fällt auch die Anstellung des Lehrers Sommer und damit die Einführung einer Schule in Laer. Im Anschluß an die Visitation wurde er seines Amtes enthoben. Das sah er aber nicht ein: Rupe mußte schließlich mit Gewalt aus dem Pfarrhaus vertrieben werden. Es wird vermutet, daß er in späteren Jahren noch im Bistum Münster als Priester tätig war.

Im Anschluß an die Visitationsreise, setzte Bischof Eitel Friedrich den Pastor von Laer, Heinrich Rupe d.J., ab, weil er ihn natürlich für die Zustände im kirchlichen Leben der Gemeinde verantwortlich machte. Es wäre jedoch falsch, die hiesigen Verhältnisse ausschließlich an Rupes Person festzumachen. Er stand in einer jahrzehntealten Tradition konfessioneller Unentschiedenheit, einer Tradition, die für das Hochstift insgesamt kennzeichnend war. Die Priester in den ländlichen Kirchspielen hatten während dieser Zeit die kirchliche Ordnung aus eigener Kraft zu erhalten, und das hat sie vermutlich einfach überfordert. Schließlich herrschte Krieg, seit Jahrzehnten schon, und zwar nicht Krieg im modern geordneten Sinne des 20. Jahrhunderts, der zwischen Front, Etappe und Heimat zu unterscheiden weiß. Die Kriegszüge des ausgehenden 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren permanente Alltagsbedrohungen, weil zu ihnen die Plünderungen der Dörfer ebenso gehörten, wie die Kampfhandlungen in der Schlacht. Zudem hat die kirchliche Obrigkeit die Verhältnisse unter Pastor Rupe während langer Jahre geduldet und ihn damit geradezu ermuntert, in seinem Tun fortzufahren. Insofern war die langjährige Unentschiedenheit des Domkapitels einer der eigentlichen Gründe für die Fehlentwicklungen im kirchlichen Leben der Gemeinde Laer. Hinzu kam, daß Rupe als Sohn des Laerer Pastors Heinrich Rupe (d.Ä.) ein ganz anderes Priestertum kennengelernt hatte. Schließlich sollte er auch Erbe seines Vaters im Amt werden, etwa so, wie ein Bauernsohn im Ort seinem Vater in die Hofstelle nachfolgen würde. Heinrich Rupe d.Ä. wiederum amtierte unter der Herrschaft evangelischer Bischöfe, welche die konfessionellen Zustände im Hochstift ganz bewußt in der Schwebe zu halten versuchten.

„Pastorsstall“, im Jahre 1615 von Heinrich Rupe als Pfarrhaus erbaut, Nachlaß Hiltermann.

Das Pastorenamt dieser Jahrzehnte war demnach insgesamt ein schwieriges Amt, das seinem Inhaber einiges abverlangte: die Ernährung einer Familie, die selbständige Aufrechterhaltung einer an den alten Traditionen orientierten Religiösität, mit der sich die Gemeinde auch identifizieren konnte und das eine wie das andere unter den Bedingungen des permanenten Krieges. Keiner der beiden Pastöre Rupe war dem gewachsen, ähnlich wie die Masse der Priester in den ländlichen Kirchspielen des Hochstifts auch. Insofern waren sie Kinder ihrer Zeit oder, wie Lucenius es ausgedrückt hatte, *„katholisch nach Art des Landes“*. Fürstbischof Kardinal Eitel Friedrich v. Hohenzollern führte im Folgejahr 1625 die Beschlüsse des Trienter Konzils im Hochstift Osnabrück ein. Das war der bedeutendste Akt seiner kurzen Regierungszeit. Auch sein Nachfolger, Fürstbischof Franz Wilhelm von Wartenberg, setzte diese Politik entschieden fort. Sein Ziel war die vollständige Wiedergewinnung des Hochstifts Osnabrück für den Katholizismus, und er verfolgte dieses Ziel *„mit allen militärischen und politischen Zwangmitteln des Landesherrn ... . Vor allem die überwiegend protestantische Stadt Osnabrück hatte unter Wartenberg zu leiden“*.[42] Aber auch an Laer ging die Gegenreformation nicht ohne Kampfhandlung vorüber. Pastor Rupe d.J. wollte sein Pfarrhaus nicht freiwillig verlassen, so daß die bischöflichen Soldaten seine Fenster einschlugen, um ihn aus dem Haus zu treiben.

2.2.2 Kriegsnot im Dänisch-Niedersächsischen Krieg

Die Jahre von 1625 bis 1633

Die zweite Phase des Dreißigjährigen Krieges

Der zweite Teil des Dreißigjährigen Krieges wird gemeinhin als „Dänisch-Niedersächsischer Krieg“ (1625-1629) bezeichnet. Christian IV., König von Dänemark – als Herzog von Holstein war er auch deutscher Reichsfürst – stand an der Spitze der protestantischen norddeutschen Stände. Finanziell wurde er in seinem Kampf gegen die habsburgischen Truppen unter Tilly und Wallenstein von England, Holland und Frankreich unterstützt. Christian wünschte die Wahl seines Sohnes, des Prinzen Friedrich zum Bischof v. Osnabrück, jedoch wählte das Domkapitel den katholischen Grafen Franz v. Wartenberg. Nach der Bischofswahl wurde Osnabrück von den Dänen belagert, von Kaiserlichen bedroht und war gezwungen, mit den unterschiedlichen Seiten zu verhandeln, um Einquartierungen wenn irgend möglich zu vermeiden. Im Jahre 1626 schlug Tilly König Christian in der Schlacht bei Lutter am Barenberg. Nun begann Bischof Franz Wilhelm v. Wartenberg seinen Zug ins Hochstift mittels eigener und kaiserlicher Soldaten. Mit Gewalt erreichte er die Unterwerfung der Stadt Osnabrück und die Annahme einer kaiserlichen Besatzung, die die Stadt bis aufs Blut aussaugte. Nach dem Frieden von Lübeck 1629 zog sich König Christian zurück, während der Kaiser die Rückführung der geistlichen Gebiete betrieb (Restitutionsedikt). V. Wartenberg besorgte das für Norddeutschland. Im Hochstift, besonders in der Stadt Osnabrück, betrieb er eine letztlich erfolglose Politik der Rekatholisierung.

Durchzüge und Plünderungen quälen die Bevölkerung

König Christian von Dänemark eröffnete die Dänisch-Niedersächsischen Kriegsjahre mit einer Generalmusterung auf der Lockumer Heide. Bald darauf schon starb Kardinal Eitel Friedrich, Bischof von Osnabrück, und Christian empfahl dem Domkapitel die Wahl seines Sohnes, des Prinzen Friedrich von Dänemark, der als einziger Protestant noch Domherr von Osnabrück war. Im Hochstift standen zu dieser Zeit kaiserliche Truppen, aber dänische Verbände rückten bereits heran. Im Oktober 1625 durchzogen 5000 Reiter unter Mansfeld und Christian v. Braunschweig das Osnabrücker Land, so daß sich das Domkapitel zur Flucht genötigt sah. Dennoch wählte es den katholischen Grafen Franz Wilhelm v. Wartenberg, was in dieser Kriegslage gefährlich war, denn die protestantischen Verbände unter Christian standen nahe. *„Die Folge war, daß Anfang März 1626 ein dänisches Heer unter dem Herzog Johann Ernst von Weimar in das Stift Osnabrück einrückte, Einlaß in die Stadt begehrte und diesem Verlangen dadurch Ausdruck gab, daß es den unmittelbar über ihr gelegenen Gertrudenberg besetzte. Osnabrück rüstete sich zwar zur Abwehr, doch zwei Prälaten, die sich zu Verhandlungen hinausbegaben, wurden vom Feinde durch eine List gefangen. So kam es am 16. März zu einem Vertrage, dem zufolge den Dänen Fürstenau, die Hauptfeste des Landes, eingeräumt und eine Kriegssteuer von 40.000 Tlrn. bewilligt wurde; dazu mußten die wenigen in der Stadt verbliebenen Domherren nunmehr den (dänischen) Prinzen Friedrich zum Koadjutor erwählen. Als darauf Tilly nahte, zog sich der Herzog von Weimar wieder zurück, nicht ohne Besatzungen zu hinterlassen, die sich jedoch auf die Dauer nicht behaupteten; schon im Juni nahm (Graf) Anholt (Tillys Unterfeldherr) Wiedenbrück*“.[43] Die beständigen Durchzüge sowohl kaiserlicher als auch protestantischer Heere belasteten das Land schwer, denn nach dem Grundsatz, „Der Krieg ernährt sich selbst“, erhoben alle Seiten beständig hohe Kontributionen. So etwa der kaiserliche General Tilly im Jahre 1625. Er ließ den Osnabrücker Ständen am 3. Juli vortragen, daß er sich in der *„Nachbarschaft“ „eine Zeit lang mit einem ansehnlichen kaiserlichen Heere aufhalten (wolle) und begehre zur Verschonung des Stifts die nöthige Contribution an Roggen. Es wurden deshalb 2 Scheffel vom Erbmann bewilligt, unter der Bedingung, daß die Armee außer Landes gehalten werde*“.[44] Der Not gehorchend bewilligten die Stände diese und später auch noch eine zweite entsprechende Lieferung an das Lager der kaiserlichen Truppen. Dabei überschätzten sie aber die Möglichkeiten der drangsalierten Landbevölkerung. Die Bauern im Kirchspiel Venne widersetzten sich, mißhandelten ihren Vogt und konnten nur durch Gefängnis und Pfändung ihrer Pferde zur Zahlung gezwungen werden. *„Der Vogt zu Laer konnte nur 50 grobe Brote anschaffen*“, denn die Not in Laer war groß.[45] Neben die unmittelbare Gefährdung der wirtschaftlichen Existenz trat dann noch die physische Bedrohung durch Hunger, Seuchen und direkte Kampfhandlungen. Quasi wehrlos war das Hochstift den Anstürmen der verschiedenen Heere ausgesetzt, denn die Interessen der Stände galten als zu unterschiedlich, als daß sie sich auf eine wirksame Landesverteidigung hätten einigen können. Hauptsächlich standen das Domkapitel und die Stadt Osnabrück gegeneinander: Während letztere im wesentlichen neutral zu bleiben versuchte, um so der Auszehrung durch die verschiedentlich geforderten Einquartierun-

gen zu entgehen, hatte das Kapitel mit der Wahl des bayrischen Katholiken v. Wartenberg aus dem Hause Wittelsbach eine eindeutige Option für die katholische Liga getroffen.

Die Gehenkten, Radierung von Jacques Callot, 1633.

Die Landbevölkerung litt unter den hohen Kriegskosten und versuchte, sie durch inständige Bitten bei den Ständen zu lindern. Zu diesem Zweck sandte Laer die Bauern Beckmann, Hoen und Thiemann im Jahre 1626 zur Ständeversammlung nach Osnabrück, jedoch liegen über den Ausgang dieser Unternehmung keine Informationen vor.[46] Neben den drückenden Kontributionen suchten aber vor allem die Plünderungen und Räubereien einer völlig verwilderten Soldateska das Osnabrücker Land heim. In ihrer Not halfen sich die Kirchspiele untereinander. *„Als Laer (im Jahre 1626) von einer Räuberbande angegriffen wurde, das Vieh weggeführt wurde, kamen die Bewohner von Hilter und Lienen Laer zu Hilfe“*.[47] Solche Räubereien betrafen nicht nur Laer. Ende 1626 lagen Nachrichten über 45 vergleichbare Raubtaten vor, und man konnte den Bauern nicht verweigern, selbst kirchspielsweise Soldaten zur Abwehr marodierender Söldnerbanden aufzunehmen. So war am 7. Januar zu Wallenhorst ein Haufen Räuber gefangen genommen und nach Iburg, andere nach Vörden abgeführt worden. Im ganzen war die Bande 21 Mann stark. Das Erschreckende daran war, daß *„fast alle ... Bauernsöhne aus dem Lande (waren), von denen die meisten in Bourtange in Garnison standen“*.[48] Sie waren Landeskinder und hatten doch keine Scheu, in ihrer Heimat zu rauben und zu plündern. Denn das mittlerweile alltäglich gewordene Leben im Krieg hatte zu einem Zivilisationsverlust geführt, der aber noch nicht allgemein akzeptiert wurde. Die Regierung des Hochstifts jedenfalls bestrafte die Täter hart. Acht von ihnen wurden zu Iburg nach *„peinlichem Verfahren“* und erfolgter *„Tortur“* hingerichtet und von einigen noch die Köpfe aufgesteckt.

Die Laerer setzen ihre Kirchhofsburg in Stand

In diesem Jahr 1626 hatte der kaiserliche General Tilly den Dänenkönig Christian bei Lutter am Barenberg vollständig geschlagen, jedoch sollte sich der Krieg in Norddeutschland noch über weitere Jahre hinziehen. Die Laersche Bevölkerung scheint das

geahnt zu haben. Seit einigen Jahrzehnten stand man nun schon im Krieg, und gleichgültig wer auch immer Sieger oder Besiegter war: das unheilvolle Prinzip „Der Krieg ernährt sich selbst“, würde auch weiterhin gelten. Darum ging man noch im Herbst des Jahres 1626 daran, die alte Laerer Kirchhofsburg vorsorglich wieder in Stand zu setzen. Im Mittelalter hatte der befestigte Häuserkranz rund um die Kirche mit ihrem alten romanischen Wehrturm Schutz vor den gewalttätigen Fehden des regionalen Adels geboten. Jetzt mußte man die Kirchhofsburg als letzte Zufluchtsstätte vor einer entfesselten Soldateska nutzen. Dafür galt es als erstes die Hauptzugänge zur Kirchhofsburg wieder mit Pforten zu versehen. Diese Arbeit dürfte Ende 1626 erledigt gewesen sein. 1627 wurden dann die Pforten an der Küsterei und hinter dem Gildehaus erneuert, so daß der Platz auch wirklich abgeschlossen werden konnte. In den beiden folgenden Jahren wurden die Hauptzugänge, also die West- und die Ostpforte noch weiter gesichert und mit Schlössern versehen. *„Am Ende konnte man den Kirchbereich jedenfalls wieder so schließen, daß er wenigstens einen ersten und vorübergehenden Schutz vor allem bei Überfällen bieten konnte“*.[49] Insgesamt gab man für das Befestigungswerk über 25 Taler aus, also etwa ein Viertel der durchschnittlichen Jahreseinnahmen. Das allein schon zeigt, von welch großer Bedeutung das mittelalterliche Burgwerk auch im Dreißigjährigen Krieg war.[50]

Die Kirchhofsburg, Skizze von H. Hiltermann.

Bischof Franz von Wartenberg unterwirft das Hochstift

Die Laerer Sorge vor der Zukunft war wohl begründet, denn nach der Niederlage des Königs Christian kehrte keineswegs Frieden ins Land ein. Im Gegenteil: Bischof Franz von Wartenberg erzwang an der Jahreswende 1627/28 mittels eigener und kaiserlicher Truppen den Zugang zum Stift.

Bischof Franz Wilhelm v. Wartenberg

Graf Franz v. Wartenberg, 1593 als unebenbürtiger Sohn eines bayerischen Prinzen geboren und von Ingolstädter Jesuiten erzogen, war wohl am stärksten durch den Besuch des römischen Collegium Germanicum geprägt. Vor seiner Wahl zum Bischof von Osnabrück diente er seinem Vetter Ferdinand v. Köln als erzbischöflicher Obersthofmeister. Seit 1628 in Osnabrück, führte er die Rekatholisierungsmaßnahmen seines Vorgängers entschieden fort. Er ließ die Stadt mit einer kaiserlichen Besatzung belegen – das war so in etwa das Schlimmste, was man einer Stadt im Dreißigjährigen Krieg antun konnte – verjagte den evangelischen Klerus, förderte die Jesuiten und schuf u.a. zur Priesterausbildung eine Universität. Franz wurde 1629 kaiserlicher Kommissar für die Rückführung der ehemals katholischen Stifte und Bistümer (Restitutionsedikt) und erhielt dafür 1630 die Bistümer Minden und Verden. Nach der Kapitulation Osnabrücks 1633 wich Franz vor den Schweden zurück und spielte später eine bedeutende Rolle in den Friedensverhandlungen von Münster. Nach 1648 erhielt er auf Lebzeit Osnabrück zurück und wurde 1649 noch Bischof von Regensburg, später auch Kardinal. Er starb im Jahre 1661.

Unter Androhung von Gewalt unterwarf er die Stadt, entwaffnete die Bürger und bedrückte sie über lange Jahre mit den Lasten einer kaiserlichen Einquartierung. *„Die zur Unterhaltung der Truppen wöchentlich aufzubringende Schatzung belief sich auf 3000 Taler“*,[51] eine unglaublich hohe Summe. Zur Machtpolitik v. Wartenbergs gehörte auch sein geistliches Regiment. Nachdem er die evangelischen Prediger der Stadt verwiesen und die Kirchen neu geweiht hatte, verlangte er von den Bürgern, die katholischen Predigten zu besuchen und ihre Kinder künftig katholisch taufen zu lassen. Nur – die Bürger gingen nicht hin, und für einige Wochen wurden nun eben überhaupt keine Kinder mehr getauft. Auf diesem Gebiet konnte sich Osnabrück also wohl noch wehren, jedoch drohte die Last der Einquartierungen, die Bürger zu Grunde zu richten. *„Als Ende Juli der Rat die fällige Kontribution nicht zahlen konnte, begannen die Soldaten zu plündern. Der Bischof kannte kein Erbarmen; der Druck sollte eben die Bürger zwingen, zur katholischen Kirche zurückzukehren“*.[52] Das war selbst dem kaiserlichen General Tilly zuviel. Die plündernden Soldaten drohten, die militärische Disziplin zu untergraben. Nachdem Tilly sich persönlich von der Not der Bürger überzeugt hatte, verlegte er zwei Kompanien von der Stadt aufs Land, so sehr sich Bischof Franz dem auch widersetzen mochte.

Die Rekatholisierungsmaßnahmen des Bischofs Franz trafen die Laerer Bevölkerung kaum bzw. eher positiv, denn die eigentliche kirchliche Erneuerungsarbeit hatte im Kirchspiel bereits mit der Absetzung des Pastors Heinrich Rupe d. J. im Jahre 1625 eingesetzt. Am Ort wirkte ein neuer Pastor, dessen Name aber nicht überliefert ist. Hier wurden im Laufe der Jahre die Kirche und die Sakristei renoviert und verschiedene Ausgaben getätigt (z. B. im Jahre 1627 ein Weihquast angekauft). Die Gemeinde legte einen Brunnen an, und es fanden auch wieder Prozessionen statt.[53] Im ganzen betrieb man seit 1625 eine konsequente Rekatholisierung in Laer, wobei aber undeutlich bleibt, inwieweit die hiesige Bevölkerung das angenommen hat. Doch kann man wohl davon ausgehen, daß die baulichen Maßnahmen, die etwa zur Instandsetzung der Kirche getroffen wurden, den

Beifall der Mehrheit der Kirchspielsbevölkerung fanden. Die politisch-militärische Beherrschung des Stifts durch den neuen Bischof aber bedrückte das Land schwer. Im Sommer des Jahres 1628 lagen in Glandorf über 19 Wochen lang kaiserliche Truppen. Stüve berichtet in seiner Geschichte des Hochstifts Osnabrück: *„als nun das Volk abgeführt werden sollte, kamen noch 2 Compagnien hinzu, verzehrten und raubten allen Vorrath, Vieh, Kleider usw. Glane wurde zu einer eigenen Last und Contribution noch mit der Iburger Schloßwache belegt“*.[54] Diese 2 Compagnien, von denen Stüve hier berichtet, waren möglicherweise diejenigen Truppen, die Tilly aufs Land hatte verlegen lassen, und man kann mit Pastor Schockmann davon ausgehen, daß sie auch Laer schwer bedrängt haben.[55] Im Jahre 1628 baten die Provisoren um Milderung der Einquartierungslasten und ebenso auch im Folgejahr, als marodierende Truppen in Laer Fensterscheiben eingeschlagen und Gott weiß was sonst noch alles angestellt hatten. Die Provisoren werden ihr Ziel aber wohl kaum erreicht haben. Die Truppen des Fürstbischofs belasteten die Bevölkerung nicht nur durch Einquartierungen und Plünderungen, sondern auch durch die Kriegssteuern, die Franz Wilhelm eingeführt hatte. Er brauchte Geld, um seine Soldaten zu entlohnen. Der Bauer Jürg Hackemöller aus dem Kirchspiel Laer konnte die ständigen Kriegsbelastungen nicht länger tragen. Seine Einkünfte waren ohnehin nur noch gering, aber wegen eines *„großen Überfalls und streifender Rotten (hatte er die) auch noch versetzen müssen, also daß ich nichts mehr habe als eine einzige Kuh, welche der Vogt mir dieser Tage abpfändet und die ich nicht zurückbekommen kann, bis ich die Contributiones bis heute gänzlich erlege“*.[56] Dieser große Überfall hatte Hackemöller also bis auf eine Kuh alles geraubt und die nahm nun der Landesherr als Pfand für die schuldige Steuer. K.H. Neufeld, der den Vorgang in den Akten gefunden und aufgearbeitet hat, geht allerdings davon aus, daß Fürstbischof Franz Wilhelm ihm die Steuerschuld dann erlassen hat; *„es konnte auch dem Landesherrn nicht daran liegen, daß den Bauern keine Lebensmöglichkeit mehr blieb“*.[57]

Die Schweden vertreiben Bischof Franz

Die dritte Phase des Dreißigjährigen Krieges

Die dritte Phase des dreißigjährigen Krieges wurde mit Gustav Adolfs Landung in Usedom eingeleitet. Nach der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly und Pappenheim schlossen sich die protestantischen Reichsstände Sachsen und Brandenburg dem Schwedenkönig an. In der Schlacht von Breitenfeld 1631 besiegte Gustav Adolf das kaiserliche Heer unter Tilly. Er zog dann gen Süden in die Pfalz. Bei Rain am Lech schlug er Tilly 1632 erneut, daraufhin wurde Gustav Adolf von Wallenstein zur Schlacht bei Lützen gestellt. Der König fiel, sein Heer aber besiegte Wallenstein. Die politische Macht der Schweden übernahm nun Reichskanzler Oxenstierna, der den Heilbronner Bund als Organisation der von Schweden abhängigen Territorien einrichtete. In der Schlacht bei Nördlingen 1634 verlor Schweden aber seine süddeutschen Positionen. Eine Reihe protestantischer Reichsstände schloß daraufhin mit dem Kaiser den Frieden von Prag (1635).

Der Sieg der katholisch-kaiserlichen Truppen schien nach dem Ausscheiden König Christian IV. endgültig zu sein. Da jedoch landete Gustav Adolf von Schweden im Jahre 1630 auf Usedom. Schweden ist sicherlich nicht nur zu dem Zweck in den Krieg eingetreten, die Niederlage der protestantischen Stände zu verhindern. Schweden war gewiß eine protestantische Macht; es war aber auch eine Ostseemacht. Nach dem Abzug des Dänenkönigs bot sich Gustav Adolf außerdem die Chance, die alte schwedisch-dänische Auseinandersetzung um die Vormacht in Skandinavien nun auf den Schlachtfeldern des Reiches endgültig auszufechten. Die Gründe für den Eintritt der Schweden hier weiter zu diskutieren würde zu weit führen,[58] aber festgehalten sei doch, daß sich der Krieg entschieden zu internationalisieren begann. Eine rein reichsinterne Friedenslösung wurde unmöglich, und das verlängerte den Krieg. Für das Hochstift Osnabrück und insbesondere für seinen katholischen Fürstbischof Franz v. Wartenberg war der schwedische Siegeslauf eine schwere Option, denn es stand durchaus zu erwarten, daß Gustav Adolfs Interesse im wesentlichen der Beherrschung Norddeutschlands galt. Das katholische Stift Osnabrück und sein ambitionierter Fürst würden nur schwerlich ungeschoren davonkommen. Schwedische Truppen drangen zwar offenbar erst 1633 in das Hochstift Osnabrück ein, jedoch waren die Verhältnisse schon vorher äußerst unsicher. Anfang 1632 marschierte der niederländische Oberst Stackenbruch mit *„33 Cornet Reitern und 1000 Mann zu Fuß in das Amt Iburg, plünderte Dissen, Laer, Iburg usw. und mußte mit schwerem Gelde abgekauft werden, das man aus Fürstenau und Vörden wieder eintrieb“*.[59] Doch damit nicht genug, 1632 durchzogen noch verschiedene Truppen das Kirchspiel Laer, und dabei *„sindt auß der kirchen genommen 16 Pfund wachs so in bereitschaft gelegen, haben gekostet 4 Taler“*.[60] Nach Schockmann soll es sich bei diesen Truppen um kaiserliche und schwedische Verbände gehandelt haben, die sich 1633 in Wellingholzhausen ein Gefecht lieferten. Daß bereits im Jahre 1632 schwedische Truppen durch Laer marschiert sein sollen, ist aber eher unwahrscheinlich; denn die Schweden sind wohl erst im Februar 1633 ins Hochstift Osnabrück einmarschiert. Unter Herzog Georg von Lüneburg nahm das schwedische Heer Fürstenau und zog bis vor die Stadt Osnabrück. Es kam aber zu keiner Belagerung, weil der Herzog das Osnabrücker Land wieder verließ, um Hameln zu belagern. Währenddessen rückte Bischof Franz mit einem im Rheinland geworbenen Heer auf das Hochstift zu. Am 4. Mai trafen die katholischen Truppen ein, schlugen ein Lager bei Osnabrück auf und rückten dann nach Osten vor. Herzog Georg setzte die Belagerung von Hameln mit nur schwachen Kräften fort und drang mit starken Verbänden gegen das fürstbischöfliche Heer bis an die Grenze von Osnabrück vor. *„Hier entspannen sich bei Wellingholzhausen Reitergefechte, in denen der Schwede Stahlhantsch das Feld behauptete“*.[61] Nach seinem Sieg setzte Georg den Truppen des Bischofs nach, die sich am 23. Mai 1633 nach Telgte zurückzogen, während die Schweden Iburg nahmen. *„Es wäre denkbar, daß sie bei ihrem Zug nach Iburg über Laer gekommen sind“*.[62] In Iburg besetzten sie am 1. Juni Schloß und Kloster und verlangten – unter schweren Drohungen – Wein, Bier, Brot und Hafer. Das bedrückte natürlich auch die südlichen Kirchspiele des Amtes. Die beständigen Truppendurchzüge und Belagerungen des Jahres lasteten schwer auf dem Land, das mittlerweile so ausgesogen war, daß jede Zufuhr

von Lebensmitteln vom Land in die Stadt Osnabrück unterblieb. *„Als um Pfingsten in der Stadt und auf dem Gertrudenberge etwa 4000 Mann waren und in der Gegend von Belm ein ebenso großes schwedisches Heer lag, stieg der Mangel fast bis zur Hungersnot“*.[63]

Für die weitere Entwicklung des Krieges sollte die Schlacht bei Hessisch-Oldendorf entscheidend sein. Dort schlugen die Schweden am 28. Juni in einer großen Umfassungsschlacht die kaiserlichen Truppen. Unmittelbar darauf nahmen sie das Hochstift und belagerten die von kaiserlichen Truppen verteidigte Stadt Osnabrück vom 13. August bis zum 12. September. Bischof Franz übrigens war nicht mehr im Stift. Einem zeitgenössischem Bericht zu Folge hat er sich *„mit Abführung seiner besten Sachen/bey Zeit auß dem Staub gemacht“*.[64] Nach erfolgter Kapitulation am 12. September verließen die kaiserlichen Reiter Osnabrück sofort in Richtung Warendorf, während ihr Fußvolk sich in die Petersburg zurückzog, um dort noch bis zum 5. Oktober hungernd auszuharren. Danach kapitulierten auch sie und verließen das Stift. Die alte Heerstraße Osnabrück - Warendorf aber geht über die Laerer Hölle. Deshalb stand zu befürchten, daß nach den Reitern nun auch die Fußtruppen über diesen Weg das Stift verließen. Auf jeden Fall schickte Laer den Kirchenprovisor Beckmann insgesamt zweimal nach Osnabrück, um einen drohenden Durchzug abzuhandeln. Ob ihm das gelungen ist, muß bezweifelt werden, denn gleich nach der Notierung seiner Reise in den Kirchenrechnungen des Jahres 1633/34 folgt der Eintrag: *„Für einen Becher in de Kirchen, den die soldaten genommen ...“*.[65] Demnach dürften die abrückenden kaiserlichen Truppen doch über den alten Heerweg marschiert sein, haben dabei in Laer Station gemacht und dort vermutlich noch einiges mehr, als nur einen Becher aus der Kirche geraubt; das Prinzip, daß der Krieg den Krieg ernährt, galt zum Leidwesen der drangsalierten Bevölkerung natürlich noch immer!

Plünderung eines Wirtshauses, Radierung von Jacques Callot, 1633

2.2.3 Das Kirchspiel Laer mitten im Krieg

Im Kirchspiel sind viele Stellen verarmt

Der Krieg überzog nun schon seit mehr als drei Jahrzehnten das Land, und er hatte in den Kirchspielen mittlerweile tiefe Spuren hinterlassen. Auch in Laer spürte man seine Folgen deutlich. Ein Steuerregister des Jahres 1630 bietet Einblicke in die unmittelbaren wie auch in die mittel- und langfristigen Veränderungen, die das kriegerische Geschehen dieser Jahre hier verursacht hat .[66] Eine Reihe von Hofstellen stand leer, andere Stellen wiederum konnten im Zuge der allgemeinen Teuerung des Dreißigjährige Krieges ihre Steuern nicht mehr oder nur noch zum Teil bezahlen. Diese Höfe werden als *„pauper“* (verarmt) geführt. Im Kirchdorf Laer etwa stand das Erbe Heidhauß leer. Der einzige Sohn diente *„bei den Burschen“*, hatte sich also wohl den Soldaten angeschlossen. Andere Stellen, etwa das Erbe Schulte Südhoff im Südteil Hardensettens zwischen den Höfen Kersten und Krimphoff (Munnemann) gelegen, waren von ihren Besitzern verlassen und wurden mittlerweile von den Leibzüchtern besetzt. Eine ganze Reihe anderer Stellen stand vollständig leer. Sie lagen wüst, wie es damals hieß. Dieses Höfeschicksal traf nicht nur die kleinen Erb- und Markenkötter, sondern auch die großen alten Erben des Kirchspiels. Bemerkenswert war die verbreitete Armut der „Hüsselten“, die als „Mietlinge“ in Nebengebäuden der landwirtschaftlichen Betriebe hausten und sich als Tagelöhner durchs Leben schlugen. In Zeiten von Teuerung und Geldknappheit waren sie etwa zur Hälfte nicht mehr im Stande, ihren geringen Steuerbeitrag zu leisten. Dazu traten individuelle Tragödien, so etwa die des Erbkötters Brockamp in Müschen, der *„thodt geschossen“* worden war und Frau und Schwester hinterließ, die nun in Armut leben mußten. Andere Familienväter zogen als sogenannte *„vagabundi“* durch das Land, um sich und ihre Familien zu ernähren. Die Kiepenkerle, die ja weit über die Region hinaus bekannt sind, haben hier ihre Wurzeln. Wieder andere waren vom Erbe auf die Leibzucht umgesiedelt, wohl aus Angst vor Überfällen auf ihre großen, den marodierenden Soldaten reiche Gewinne versprechenden Hofstellen. Im Zuge eines solchen Überfalls war sogar ein Hausvater, der Leibzüchter auf dem Halberbe „Vogelsanck“, gekidnappt worden. Die Stelle stand nun leer, die hinterlassene Frau war verarmt.

Kriegsfolgen in den einzelnen Bauerschaften

Die unmittelbare Wirkung des Krieges traf die einzelnen Bauerschaften in ganz unterschiedlichem Ausmaß. In Westerwiede war die Lage um 1630 bereits äußerst verzweifelt. Fast 40 % der Hofstellen konnten die Steuer nur noch zum Teil bzw. gar nicht mehr aufbringen. Am schlimmsten traf es hier die großen Vollerbenstellen, von denen zwei Drittel nicht mehr oder nur noch teilweise zahlungsfähig waren. Im Kirchspielsdurchschnitt traf das nur auf etwa halb so viele Vollerben zu. Aber nicht nur die Vollerben, auch die Halberben und die Markkötter Westerwiedes waren hart vom Kriege bedrängt. Im Kirchdorf selbst war die Situation weniger dramatisch, aber auch hier vermochten

ca. 17% der Stellen ihre Steuer nicht mehr zu entrichten – das waren insgesamt 13 Stellen unterschiedlicher Größe, von denen einige sogar vollständig leer standen. Ähnliche Verhältnisse herrschten in Müschen, wo ein Fünftel der Stellen nicht mehr zahlen konnte. Betroffen waren hier wie auch in Laer Hofstellen jeder Größenordnung, so daß man nicht etwa davon ausgehen darf, daß die alten und reichen Betriebe die Lasten der Kriegsjahre leichter hätten tragen können. Vergleichsweise günstig gestalteten sich die Verhältnisse in den Bauerschaften Hardensetten und Winkelsetten. Hier waren 14 bzw. 6% der Betriebe zahlungsunfähig. Insofern kann man sagen, daß der Dreißigjährige Krieg die Bauerschaften Laers unterschiedlich intensiv heimgesucht hat. Das zur Iburg nächstgelegene Westerwiede war offenbar stärker gefährdet, von umherziehenden Truppen, die ja oft in Iburg lagen, geplündert zu werden. Die Söldner suchten dabei offenbar jene Hofstellen heim, die reiche Beute versprachen. Das waren nun einmal die Voll- und Halberben, was die besondere Betroffenheit der vollen Erbstellen erklären mag. Während Hardensetten und Winkelsetten recht glimpflich davonkamen, wurde das Kirchdorf Laer selbst noch oft genug von Durchzügen und Einquartierungen gequält, so daß auch hier eine Reihe unmittelbarer Kriegsschäden auftraten, die aber in der Dimension nicht mit den Leiden Westerwiedes vergleichbar sind.

Hof Dölken in Westerwiede, Nachlaß Hiltermann.

2.2.4 Die Schwedenzeit von 1634 bis 1648

Gustav Gustavson, Landesherr von 1634-1650

Der Sohn Gustav Adolfs und Halbbruder der Königin Christine von Schweden war bereits am 12. September 1633 als Kommandeur eines livländischen Regiments in Osnabrück einmarschiert. Seit 1634 offizieller Landesherr im Hochstift, verbrachte er die Jahre bis 1639 aber beim schwedischen Heer. Osnabrück wurde in dieser Zeit von Hermann Meyer v. Münzebruch, dem Hofmeister und Statthalter des neuen Landesherrn verwaltet. Von 1639 bis 1643 regierte Gustavson in Osnabrück, mußte dann aber zum Auftakt der Friedensverhandlungen die Stadt verlassen. Bis zum Frieden von 1648 residierte er in Vörden. Den Bestimmungen des Westfälischen Friedens nach wurde das Stift erneut Franz v. Wartenberg übergeben. Gustav ließ sich mit 80.000 Rthlr. abfinden und siedelte nach Huntlosen bei Oldenburg über, wo er 1653 starb.

Am 29. Januar des Jahres 1634 um acht Uhr morgens versammelten sich Rat und Bürgerschaft der Stadt Osnabrück, um ihrem neuen Landesherrn, dem schwedischen Reiteroffizier Gustav Gustavson, zu huldigen. Die Übertragung des Hochstifts in die Hände Gustavsons war eine schwedischen Politik, die in Deutschland Verbündete suchen mußte, um die militärisch gewonnene Macht auf Dauer zu halten. Schweden konnte die hohen Kosten des Krieges längst nicht allein aufbringen. Ebensowenig war es möglich, die weite Fläche des eroberten Territoriums ohne Verbündete vor Ort politisch zu beherrschen. So mußte die Finanzierung des Krieges wie auch die politische Absicherung der militärischen Erfolge von deutschen Klientelstaaten geleistet werden. Der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna, der seit dem Tode Gustav Adolfs 1632 die Leitung der politischen Geschäfte Schwedens in Händen hielt, gründete zu diesem Zweck den „Heilbronner Bund“, dem auch das Stift Osnabrück als wichtigste Bastion des schwedischen Protestantismus im Nordwesten des Reiches angehörte.

Evangelische Reformation in den Kirchspielen des Hochstifts

Schon die Bischöfe Eitel Friedrich v. Hohenzollern und Franz v. Wartenberg hatten versucht, den Aufbau eines *„frühmodernen Territorialstaates mit einem konfessionell einheitlichen Untertanenverband“* zu verbinden.[68] Anders ausgedrückt, kämpften sie um die Stärkung ihrer landesherrlichen zentralen Gewalt, indem sie ihre Untertanen unter Einsatz auch weltlicher Machtmittel in eine einheitliche Konfession zu pressen suchten. Ihre Gegenreformation, die sich etwa in Laer als Rekatholisierung konkretisierte, hatte insofern nicht nur religiöse, sondern vor allem machtpolitische Aspekte. Mit ihr wollten die Fürstbischöfe ihre Macht als Landesherren festigen. Mit dem Einzug der Schweden aber endete die katholische Gegenreformation im Hochstift. *„Konsequent wurden die konfessionellen Verhältnisse, die vor 1624 geherrscht hatten, wiederhergestellt und die Rekatholisierung Franz Wilhelms von Wartenberg wieder rückgängig gemacht“*.[69] Die Politik der neuen protestantischen Herren entsprach demnach der ihrer katholischen Vorgänger. Sie strebten ebenfalls einen konfessionell einheitlichen Untertanenverband an, der die

Macht der Zentrale stärken sollte. Der einzige Unterschied lag im Bekenntnis selbst; Schweden wollte das Hochstift lutherisch reformieren. Zu diesem Zweck berief der neue schwedische Landesherr Gustav Gustavson den aus Dissen gebürtigen Rintelner Theologieprofessor Johannes Gisenius nach Osnabrück. Unter seiner Leitung fand im Juni 1634 eine Synode statt, auf der eine neue Kirchenordnung vorgestellt wurde, die *„allen evangel(ischen) predigern dieses stiffts und fürstenthumbs Oßnabrück biß auf fernere verordnung ... so auch zu halten beständig angenommen“*.[70] Am Schluße dieses Dokuments wurden alle Pfarrer namentlich aufgeführt, die an dieser Synode teilgenommen hatten. Für das Kirchspiel Laer wurde ein *„Johannes Schulrabius, pastor zu Laer“* notiert.[71] Mit ihm waren auch Laers Schulmeister Sommer, der Küster und die beiden Kirchenprovisoren Beckmann und Wechelmann nach Osnabrück gekommen; sie wollten die neue Kirchenordnung kennenlernen. Über die Besetzung der Laerschen Pastorenstelle zu dieser Zeit besteht bis heute aber noch eine gewisse Unklarheit. Im Rechnungsjahr 1632/33 taucht *„als Pastor von Laer ... Henricus Augustini auf“*,[72] der wohl noch katholisch war. Während der Synode im Juni 1634 wird Johannes Schulrabe als Pastor von Laer aufgeführt. Damit scheinen die Verhältnisse klar, aber in der zweiten Jahreshälfte 1634 weilten des öfteren die Pastöre von Dissen und Hilter in Laer, um hier Gottesdienst zu halten, während der Kirchenprovisor Beckmann im Herbst 1634 bei Gisenius in Osnabrück war, um dort *„einen pastor zu verhören“*.[73] Seit dem Jahre 1635 schließlich führte Schulrabe die Kirchenbücher der Gemeinde. Es scheint, daß er diesen Dienst als zuständiger Pastor verrichtet hat, der er vermutlich schon während der Synode im Juni 1634 war. Demnach dürfte Laer in der Zeit zwischen dem schwedischen Sieg im Hochstift (September 1633) und der evangelischen Synode im Juni 1634 eine evangelische Reformation durchgemacht haben. Grundlage dieser Reformation könnte der „Akkord“ vom 12. September 1633 gewesen sein, nach dem die kirchlichen Verhältnisse im wesentlichen auf die Normen zur Zeit vor der katholischen Gegenreformation zurückgeführt werden sollten. Demnach galt Laer zu dieser Zeit als ursprünglich protestantisches Kirchspiel – eine Einschätzung, die sich in späteren Jahren wiederholen sollte. Übrigens ist nichts davon bekannt, *„daß damals von schwedischer Seite Maßregeln ergriffen (worden sind), um katholische Pastoren zu entfernen“*.[74] Jedoch ist es durchaus möglich, daß so mancher, wenn auch nicht aus Zwang, so doch aus Furcht seine Stelle verlassen hat. Das könnte für den Pastor Henricus Augustini zutreffen, der nur ganz kurze Zeit in Laer gewirkt hat. Es ist aber auch durchaus möglich, daß Augustini einfach gestorben ist. Schulrabe jedenfalls vertrat das Kirchspiel Laer auf der Synode in Osnabrück, doch war seine Position im Kirchspiel wohl nicht allzu stabil. Denn nun kamen die Pastöre aus Hilter und Dissen aushilfsweise nach Laer, während der Kirchenprovisor Beckmann noch im Herbst 1634 bzw. Anfang 1635 in Osnabrück um einen neuen Pastor für Laer bat. Es blieb schließlich bei Johannes Schulrabe. Die gesamte weitere Schwedenzeit hindurch arbeitete er in Laer, wohnte im Pfarrhaus und dürfte darum entgegen anders lautenden Einschätzungen als evangelischer Pastor jener Jahre gelten.[75]

Die vierte Phase des Dreißigjährigen Krieges

Diese Periode (1635 bis 1648) begann mit dem Kriegseintritt Frankreichs gegen das katholische Haus Habsburg, das die deutsche Kaiserkrone trug. Der konfessionelle Charakter der Krieges verschwamm nahezu vollständig, und mehr denn je trat die machtpolitische Auseinandersetzung in den Vordergrund. Seit 1638 waren das evangelische Schweden und das katholische Frankreich offiziell verbündet, ein Bündnis, das den Krieg und damit die Kriegsleiden der Bevölkerung nochmals verlängerte. Erst im Jahre 1644 begannen die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück, die sich dann aber um vier Jahre hinzogen, bis endlich im Jahre 1648 der „Westfälische Friede" verkündet werden konnte.

Die Zeit der schwedischen Besatzung ist in der hiesigen Geschichtsschreibung als die härteste des gesamten Krieges bewertet worden. So etwa schreibt Heinrich Schockmann daß die *„Leidenszeit unserer Bevölkerung"* mit dem Schwedeneinzug begann,[76] eine Einschätzung, die nach Lage der Dinge so wohl nicht haltbar ist, wenn man sich das Elend der vorausgegangenen Jahrzehnte des Krieges ins Bewußtsein ruft. Dennoch war die Zeit der schwedischen Besatzung eine ausgesprochene Prüfung, auch wenn das nicht unbedingt ausschließlich an den Schweden selbst, sondern eher an der fortschreitenden Auszehrung des Landes lag, die sich aus der Dauer des Krieges ergab. Das Land insgesamt *„litt entsetzlich unter der fast ununterbrochenen Einquartierung und den Räubereien"*. Als die geschundene Bevölkerung im benachbarten Glandorf schließlich zur Selbsthilfe schritt und einige schwedische Soldaten im Wald zwischen Schierloh und Harkotten erschoß, wurde ihnen Dorf, Kirche und Pastorat am 5. Mai 1635 zur Strafe vollständig in Asche gelegt.[77]

Plünderung auf einem Bauernhof, Radierung von Jacques Callot, 1633.

Der Krieg wurde zweifellos immer unmenschlicher. Die Bevölkerung, das Glandorfer Beispiel zeigt das deutlich, sah sich zunehmend von den Soldaten terrorisiert. Möglicherweise kann eine literarische Quelle zum Dreißigjährigen Krieg, *„Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch"*, die Formen des Terrors deutlicher wiedergeben, als bloße

Fakten das vermögen. Der Verfasser des Simplicissimus, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, scheint im Jahre 1634 in den Strudel des Krieges hineingeraten zu sein. Als Musketier focht er auf kaiserlicher Seite, avancierte später zum Regimentssekretär des Obristen Reinhard von Schauenburg und blieb auch nach Kriegsende in dessen Diensten. 1668 schrieb er den bis heute so berühmten Simplicissimus, die Geschichte des abenteuerlichen Lebens eines *„thoren“*, der seine Erfahrungen mit sich und der Welt im Krieg macht. Grimmelshausen war mit diesem Roman ungemein erfolgreich; er ließ weitere Werke folgen, deren berühmtestes *„Landstörtzerin Courasche“* später von Berthold Brecht bearbeitet worden ist. In der folgenden Textpassage beschreibt der junge Simplicissimus den Überfall marodierender Soldaten auf sein heimatliches Gehöft.

> *„Das erste, das diese Reuter taten, war, daß sie ihre Pferde einstellten, hernach hatte jeglicher seine sonderbare Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte ... . Andere die durchstürmten das Haus unten und oben, ja das heimliche Gemach war nicht sicher ... . Andere machten von Tuch und Kleidung und allerlei Hausrat große Päck zusammen, als ob sie irgends ein Kremelmarkt anrichten wollten, was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen, etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schaf und Schwein genug zu stechen gehabt hätten, etliche schütteten die Federn aus den Betten, und fülleten hingegen Speck, andere dürr Fleisch und sonst Gerät hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen gewesen wäre; Andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie den ewigen Sommer zu verkündigen ... Unsere Magd ward im Stall dermaßen traktiert, daß sie nicht mehr daraus gehen konnte, ... den Knecht legten sie gebunden auf die Erd, stecketen ihm ein Sperrholz ins Maul, schütteten ihm einen Melkkübel voll garstig Mistlachenwasser in Leib, das nenneten sie ein Schwedischen Trunk ... . Da fing man erst an, die Stein von den Pistolen, und hingegen an deren Statt der Bauren Daumen aufzuschrauben und die armen Schelmen so zu foltern, als wenn man hätte Hexen brennen wollen, ...; einem anderen machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten (=drehten) es mit einem Bengel zusammen, daß ihm das Blut zu Mund, Nas und Ohren heraus sprang“.*[78]

Der Simplicissimus ist zwar als literarische Quelle kein Tatsachenbericht, aber gleichwohl hat Grimmelshausen in diesem Werk prägende Erfahrungen seines Lebens verarbeitet. Sie dienen uns noch heute bei dem Versuch, jenseits bloßer Zahlen und Fakten, Einblick in die Dimensionen von Angst, Schrecken und menschlicher Verrohung zu gewinnen, wie sie das Leben in Deutschland unter der Fuchtel des Dreißigjährigen Krieges bestimmten.

Überleben in der Schwedenzeit

Das Hochstift Osnabrück wurde nicht nur von schwedischen, sondern auch von kaiserlichen Truppen bedrängt. Im Jahre 1635 durchzogen aus Warendorf kommende Reiter raubend, plündernd und brandschatzend das Stift.[79] Ebenso schlimm wurde das Land

im Winter 1635/36 bedrängt. Kaiserliche Truppen unter Graf Lorenz v. Wartenberg, dem Bruder des Fürstbischofs, hatten im Stift ihr Winterquartier und forderten Contributionen. Ebenso forderten natürlich auch die schwedischen Garnisonen ihren Teil, und diese Doppelbelastung, so klagte die Ritterschaft dem Domkapitel, erschöpfte *„alle Kräfte des Landes“*.[80] Im April 1636 zogen sich einige kaiserliche Truppen nach verschiedenen Gefechten wieder auf Warendorf zurück, aber bis dahin hatten das Land und seine Bevölkerung schwer gelitten. Es ist durchaus möglich, daß der Rückzug nach Warendorf wiederum Laer berührte und das Dorf und seine Bauerschaften besonders quälte. Die Verhältnisse im Hochstift waren insbesondere auch deshalb chaotisch, weil das Land keine funktionierende Regierung mehr hatte. In den Ämtern Reckenberg (seit 1633), Fürstenau und Vörden (seit 1636) war noch immer Bischof Franz v. Wartenberg an der Macht, während das übrige Hochstift in Händen der Schweden lag. Die Landstände, also Domkapitel, Ritterschaft und der Rat von Osnabrück, blieben allerdings auch weiterhin für das Hochstift insgesamt verantwortlich, was praktisch bedeutete, daß sich sowohl der Bischof als auch der Landesherr Gustav Gustavson je mit den Ständen auseinandersetzen mußte. Der Zweck war immer derselbe: die Erhebung von Kontributionen, also ordentlichen und außerordentlichen Steuern zum Zwecke des Heeresunterhalts. Im Verlauf des letzten Kriegsjahrzehnts begann sich auf diesem Gebiet eine gewisse Ordnung zu entwickeln. Obwohl Schweden und Kaiserliche eigentlich Kriegsgegner waren, verfolgten beide doch ein einigendes Interesse, nämlich *„so viel als möglich aus dem Lande zu ziehen“*. Die Kriegsparteien erkannten, daß das *„in Ordnung besser geschähe, als durch rohe Gewalt. So fingen denn beide Theile an, sich um die Belastung des Volkes güthlich zu einigen“*.[81]

Für die bäuerliche Bevölkerung bedeutete dies vor allem eine beständige Zunahme ihrer Lasten. Die von Schweden und kaiserlich-bischöflichen Herren gleichermaßen geforderten Kontributionen wurden recht willkürlich auf die einzelnen Ämter des Hochstifts verteilt, welche sie wiederum fast nach Gutdünken auf die Kirchspiele und Bauerschaften umlegten, in denen die Forderungen eingezogen wurden. Ursprünglich war in der Kontributionsberechnung zwischen den unterschiedlichen Hofklassen der Voll- und Halberben sowie der Erb- und Markkötter unterschieden worden. Dieses an sich folgerichtige System führte aber zu Streitigkeiten innerhalb der Besitzklassen einzelner Ortschaften. Durch die je unterschiedliche Belastung, die sich in Folge von Plünderungen, Durchzügen und Einquartierungen noch zusätzlich ergaben, war es nämlich durchaus möglich – und in Laer war es sogar der Fall! –, daß große Höfe in Folge zusätzlicher Belastungen einfach nicht mehr zahlen konnten. Ehemals wohlgestellte Voll- und Halberben mochten von den Unbilden des Krieges viel stärker getroffen worden sein, als Erb- oder Markkötter. Kurzum: Streitigkeiten um die Verteilung der Belastungen, dazu deren Höhe an sich, zusätzliche Lasten durch Truppendurchzüge, Plünderungen, Einquartierungen und die damit verbundenen Grausamkeiten des Kriegsalltages gehörten zu den Kennzeichen des bäuerlichen Lebens im Krieg. In diesem Spannungsfeld standen die Bauerrichter und Vögte, die letztlich vor Ort für die Einziehung der Kontributionen zu sorgen hatten. In Laer war das der Vogt Nüsse, der als Landfremder wahrscheinlich noch

am ehesten dazu geeignet war. Aber natürlich konnte kein Vogt den Umstand, daß die Landbevölkerung kaum noch über Mittel verfügte, ungeschehen machen. Das galt auch für Laer. Zwar sind aus dem Ort kaum Daten über die Entwicklung in der Schwedenzeit übermittelt, jedoch weiß man immerhin, daß die Einnahmen der Kirchenkasse fast um die Hälfte zurückgingen.[82] Daraus kann man auf einen erheblich verringerten Einkommensstand schließen. Die Lasten der bäuerlichen Bevölkerung nahmen im Laufe des Krieges nicht ab, sondern eher noch zu. Der Höhepunkt scheint in den Jahren 1643/44 erreicht gewesen zu sein, als sich bischöfliche und schwedische Verwaltungen in der Erhebung ordentlicher wie auch außerordentlicher Contributionen offenbar gegenseitig überboten, wobei immer bedacht werden muß, daß Land und Bevölkerung nach jahrzehntelangem Krieg längst ausgeblutet waren.[83] Die Lasten führten bald dazu, daß *„die Unterthanen ... den Druck nicht mehr ertragen (konnten). Die Klagen, daß manche Haus und Hof verließen und davongingen, häuften sich immer mehr ...“*.[84] Am schlimmsten aber waren die Executionsmittel der Herren, gleichgültig welcher Seite auch immer. *„Pfändung des Viehes, der Kühe, der Pferde, sodaß die nothwendigsten Feldarbeiten unterbleiben mußten; (dazu) die Wegschleppung der Landleute (...) als Geiseln zur Erzwingung der Zahlungen. So war es denn kein Wunder, wenn Haus und Hof verlassen wurden und wüst lagen“*.[85]

Der Dichter Andreas Gryphius (1616 bis 1664), der neben Grimmelshausen zu den bedeutensten deutschsprachigen Literaten des 17. Jahrhunderts gehört, gewährt uns mit seinem Gedicht „Tränen des Vaterlandes“ einen beeindruckenden Einblick in diese verzweifelten Jahre des nicht enden wollenden Krieges. Er selbst lebte für lange Kriegsjahre in Schlesien, aber sein Gedicht beschränkt sich nicht auf diesen Raum. Gryphius suchte die Schrecken der Zeit allgemein zu fassen; dabei zeigt er die Ohnmacht des einzelnen Menschen inmitten der Strudel jener schier unendlich scheinenden Jahrzehnte des ununterbrochen wütenden Krieges. Die Erfahrung der Hilflosigkeit dem Kriege gegenüber, durchzieht auch die Geschichte Laers im Dreißigjährigen Krieg. Deshalb soll Gryphius‘ Gedicht die Darstellung der hiesigen Kriegsereignisse abschließen.

„Tränen des Vaterlandes
Anno 1636 [86]

Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!
Der frechen Völker Schar, die rasende Posaun,
Das vom Blut fette Schwert, die donnernde Kartaun
Hat aller Schweiß und Fleiß und Vorrat aufgezehret.

Die Türme stehn in Glut, die Kirch ist umgekehret,
Das Rathaus liegt im Graus, die Starken sind zerhaun,
Die Jungfraun sind geschänd`t und wo wir hin nur schaun
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret.

Hier durch die Schanz und Stadt rinnt allzeit frisches Blut
Dreimal sind schon sechs Jahr, als unser Ströme Flut
Von soviel Leichen schwer, sich langsam fortgedrungen.

Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnot,
Daß auch der Seelenschatz so vielen abgezwungen“

2.3 Der Frieden von Osnabrück und die konfessionelle Neuordnung im Kirchspiel Laer

Der Osnabrücker Frieden regelte die territorialen Ansprüche vor allem Schwedens und Kurbrandenburgs. Außerdem wurde hier die Konfessionsfrage entschieden.

Friedensbedingungen

Mit dem Osnabrücker Frieden erhielt Schweden Vorpommern mit Stettin, Greifswald und Rügen. Außerdem wurden die alten Fürstbistümer Bremen und Verden säkularisiert, d.h. in weltliche Fürstentümer umgewandelt und gleichfalls Schweden zugeschlagen. Für diese Besitzungen erhielt Schweden die Reichsstandschaft mit Sitz und Stimme im Reichstag. Da der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der spätere „Große Kurfürst“ ebenfalls Ambitionen auf Vorpommern hatte, erhielt er zum Ausgleich neben Hinterpommern noch die säkularisierten Fürstbistümer Minden und Halberstadt. Neben der Regelung der territorialen Fragen aber stand als zweites die Überwindung der Religionsstreitigkeiten auf der Tagesordnung. Als Lösung wurde für fast das ganze Reich vereinbart, daß der am 1. Januar 1624 tatsächlich innegehabte Besitz- und Konfessionsstand darüber entscheiden solle, ob eine Kirche, ein Dorf, eine Stadt oder ein Territorium künftig zum evangelischen oder zum katholischen Deutschland zählen sollte. Künftig sollte der Konfessionswechsel eines Landesherrn für seine Untertanen keine Rolle mehr spielen.

Macht und Herrschaft im Hochstift Osnabrück

Für das Hochstift Osnabrück fand man allerdings bezüglich seiner Herrschaftsverhältnisse wie auch seiner konfessionellen Zuordnung eine Sonderregelung, die sogenannte *„Capitulatio perpetua“*. Die hiesigen Konfessionsverhältnisse waren sehr verworren. So war die Stadt Osnabrück mehrheitlich protestantisch, während in den Landgemeinden im Stichjahr 1624 häufig katholische und evangelische Einflüsse in je unterschiedlicher Mixtur das Bild der örtlichen Religionsausübung bestimmten. Daher wäre es sehr schwer gefallen, das Territorium des Hochstifts eindeutig einer Konfession zuzuordnen, ja es war unmöglich. Kaum lösbar schien auch das Problem der künftigen Herrschaft im Hochstift. Auf der einen Seite wollte Franz v. Wartenberg wieder auf den Fürstensitz. Ihm und den katholischen Vertretern bei den Verhandlungen von Münster und Osnabrück war die Aufteilung der ehemaligen Fürstbistümer an Schweden und Brandenburg ohnehin zuwider. Gleich-

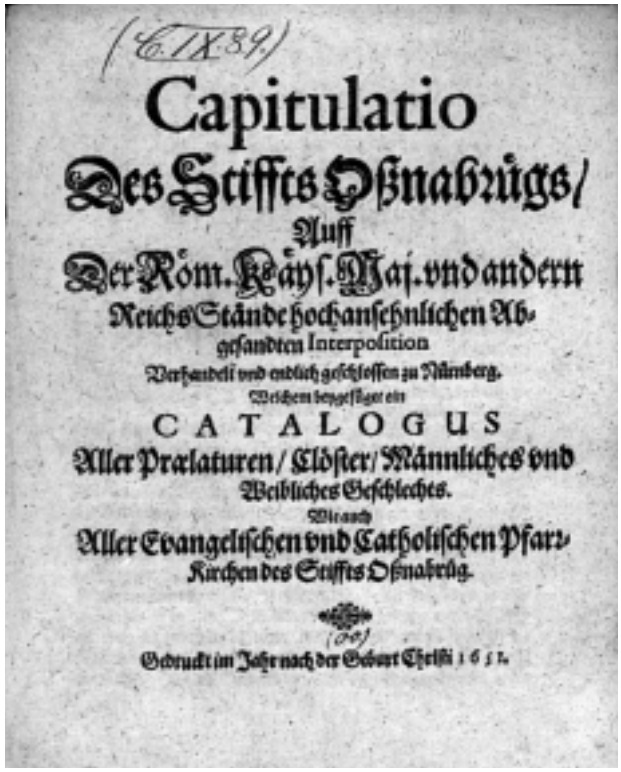
zeitig aber forderte das protestantische, hannoversche Welfenhaus eine territoriale Entschädigung und spekulierte dabei auf das Osnabrücker Land. Erst nach langen und zähen Verhandlungen fand man eine einzigartige Lösung, die sogenannte „Osnabrücker alternative Sukzession“, auch das „Osnabrücker Unikum“ genannt. Künftig sollte auf

Der Friedenssaal im Rathaus von Osnabrück, Kupferstich, 1735

einen katholischen Fürstbischof ein protestantischer Fürstbischof aus dem Welfenhaus folgen. Die Capitulatio sah einen besonderen Schutz für die Katholiken im Osnabrücker Land vor: Der Erzbischof von Köln sollte als Metropolit die geistliche Aufsicht über die katholischen Kirchspiele wahrnehmen. Natürlich übten die Kölner Erzbischöfe ihr Hirtenamt im Osnabrücker Land nicht selbst aus. Sie bestellten Metropolitan-Vikare, die in der Regel auch als Weihbischöfe und Generalvikare der Diözese Osnabrück dienten. Als erster Fürstbischof wurde Franz v. Wartenberg bestimmt, der sein neues altes Fürstentum allerdings erst nach Auslösung des Gustav Gustavson für die Kleinigkeit von 80.000 Talern zurückerhalten sollte. Selbstverständlich zahlte Bischof Franz diese Summe nicht selbst – das erwartete auch niemand ernstlich von ihm. Statt dessen berief er zum 7. Oktober 1649 einen Landtag unter die Hohe Linde beim Kloster Oesede. Er selbst kam vom Gut Harkotten in Füchtorf, wo er damals wohnte und nahm, wiewohl noch nicht Landesherr, am Landtag teil. Dort wurde beschlossen, zur Aufbringung der 80.000 Taler einen doppelten Kopfschatz (Kopfsteuer) zu erheben. Vollerben beispielsweise zahlten hierfür 2,75 Taler, Markkötter 0,33 T. und selbst die Hüsselten, die wirklich ganz armen Untertanen, trugen mit einigen Schillingen zu den Lasten bei. Weil das alles immer noch nicht hinreichte, ließ Fürstbischof Franz noch mehrmals verdoppelte Rauch- und Viehschatzungen erheben, bis er dann endlich, am 18. Dezember 1650, in alter Pracht und Herrlichkeit wieder in Osnabrück einmarschieren konnte.[87]

Das Kirchspiel Laer wird katholisch

In der Religionsfrage sollte auch im Hochstift die jeweilige Konfession des Pastors aus dem Stichjahr 1624 gelten. Die konfessionellen Zugehörigkeitsgefühle der Bevölkerung wurden nicht berücksichtigt. So war die *„Capitulatio Perpetua ... ein Diktat, dem sich die Bevölkerung zu fügen hatte“*.[88] Gleichwohl sollte jedermann seine Konfession behalten dürfen. Allerdings war es unendlich schwer, das auch wirklich umzusetzen. Im Kirchspiel Laer konnte man nicht redlich unterscheiden, ob man im Jahre 1624, also unter dem Pastor Rupe d. J., evangelisch oder katholisch gewesen war, weil der Pastor selbst in einer Mischform gelebt und gewirkt hatte. Diese wiederum schien dem damaligen Visitator Albert Lucenius derart zweifelhaft, daß er Rupe aus dem Dienst genommen hatte. Heinrich Rupe d. J. nun war bei allen Fehlern, die er hatte, doch ein geweihter katholischer Priester, auch wenn er sich nicht entsprechend verhielt. Der Sage nach hat er außerdem gemeinsam mit seinem Glandorfer Amtskollegen Geistmann Jahr für Jahr und auch in den Jahren 1623 und 1624, *„nach jahrhunderte altem Brauch am Montag vor Christi Himmelfahrt ... auf der Laerer Höhe eine heilige Messe gelesen. Und diese heilige Messe ist zweifellos eine katholische Kulthandlung, so daß dadurch der Beweis erbracht war, daß sie katholische waren“*.[89] Es ließen sich also durchaus Argumente finden, um das Kirchspiel Laer der katholischen Konfession zuzuordnen. Bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück konnte man sich jedenfalls nicht einigen, denn solche Probleme gab es in einer Reihe von Osnabrücker Landgemeinden. Erst im Jahre 1650 wurde auf dem Reichstag in Nürnberg eine Lösung gefunden. Von den 53 Kirchspielen waren im


(6. IX. 89.)

Capitulatio
Des Stiffts Oßnabrügs/
Auff
Der Röm. Kayſ. Maj. vnd andern
Reichs Stände hochanſehnlichen Abgeſandten Interpolition
Verhandelt vnd endlich geſchloſſen zu Nürnberg.
Welchem beygefüget ein
CATALOGUS
Aller Prælaturen/ Clöſter/ Männliches vnd Weibliches Geſchlechts.
Wie auch
Aller Evangeliſchen vnd Catholiſchen Pfarr-Kirchen des Stiffts Oßnabrüg.

Gedruckt im Jahr nach der Geburt Chriſti 1651.

Die capitulatio perpetua von 1650.

ganzen 14 konfessionell zweifelhaft. Der kaiserliche Gesandte Volmar entschied den Disput schließlich damit, daß jeder Konfession, von den vierzehn noch undefinierten Kirchspielen, vorerst je sieben zuzuschlagen wurden. Laer und auch Glandorf wurden erst nach sehr langen Debatten den Katholiken zugeordnet – es hätte leicht anders ausgehen können.[90]

Der reale Pfarrzwang

Immerhin konnte die evangelische Bevölkerung im Kirchspiel ihr Bekenntnis auch weiterhin behalten. Das war in der capitulatio perpetua vereinbart worden. Grundsätzlich galt aber ein sogenannter „realer Pfarrzwang", nach dem der Pfarrer des Kirchspiels für alle, die darin lebten, zuständig war. Der örtliche Pfarrer betreute also auch die Andersgläubigen seines Kirchspiels. *„Auch die Pfarrschule, die zumeist einzige Bildungsmöglichkeit der Kinder auf dem Land, war nur schwer zu umgehen"*.[91] Dennoch konnte man sich als evangelischer Christ in Laer durchaus zur Hilteraner oder Dissener Kirchengemeinde zählen. Umgekehrt galt das auch. *„So schrieb Bischof Franz Wilhelm von Wartenberg schon bei seinem ersten Besuch in Laer nach dem 30jährigen Krieg die Katholiken im Kirchspiel Dissen der Seelsorge von Laer zu. Auch die katholischen Familien des Kirchspiels Hilter hielten sich zu Laer. Von Anfang an tauchen entsprechende Namen in den Laerschen Kirchenbüchern auf. Das heißt aber, daß die religiöse Pfarrei Laer über den Bereich des alten Kirchspiels Laer hinausgriff, während umgekehrt die im Kirchspiel Laer ansässigen Evangelischen religiös zu Dissen oder Hilter zählten. Die alte Übereinstimmung von Lebens- und Glaubensgemeinschaft war damit aufgehoben"*.[92] Die Protestanten im Kirchspiel Laer mußten sich künftig also an den Pastor von Dissen wenden, wenn sie die Dienste eines evangelischen Pastors in Anspruch nehmen wollten. Sie mußten übrigens konkret nach Dissen gehen, denn der reale Pfarrzwang verhinderte, daß die einzelnen Pfarrer offizielle Handlungen in anderen Kirchspielen vornahmen.

Martin Huge wird Laers neuer Pastor

Für Laer war sehr wichtig, daß der bisherige Pastor Johannes Schulrabe, der hier 15 Jahre gelebt und gewirkt hatte, nach einem Besuch des Amtmannes von Iburg am 23. Dezember 1650 – Bischof Franz Wilhelm war noch keine vier Wochen an der Macht – seine Pfarrstelle in Laer aufgeben mußte. Gleichzeitig setzte man den aus Glandorf stammenden Hermann Geistmann, Sohn des dortigen Pfarrers Johannes Geistmann, in Schulrabes Amt. Schulrabe seinerseits war nicht bereit, das Pfarrhaus sofort zu räumen, denn er hatte bis dahin offenbar noch keine Gelegenheit gefunden, sich nach einer anderen Stelle umzusehen. Er war ein verheirateter Familienvater und ließ sich nicht mit Sack und Pack auf die Straße setzen.[93] Außerdem hatte er noch Forderungen an die Gemeinde, die der Bischof schließlich zu begleichen versprach. Damit lösten sich offenbar die Probleme, und Pastor Geistmann konnte einziehen. Er mußte jedoch nach ein paar Monaten den Dienst wieder quittieren; offenbar war er für seine Tätigkeit nicht

hinreichend qualifiziert.[94] Ihm folgte dann ein entschiedener Katholik, der Pastor Martin Huge, ins Amt.[95]

Pastor Martin Huge

Martin Huge (1624-1684) trat seinen Dienst in Laer im Alter von 26 Jahren an. Er hat seine Ausbildung in Münster auf Kosten des Fonds des Osnabrücker Seminars erhalten. Im Februar 1651 schickte Bischof Franz Wilhelm ihn nach Köln, um ihn dort vom päpstlichen Nuntius Fabio Chigi weihen zu lassen. Der Nuntius und der Bischof von Osnabrück waren einander seit den Friedensverhandlungen von Münster gut bekannt. Beide hatten vehement für die Sache der katholischen Fürstentümer, insbesondere für das katholische Fürstbistum Osnabrück, gestritten und dabei sogar den Frieden riskiert. Huge war der Zögling ihrer Schule, ein junger Priester, ausgebildet nach den strengen Anforderungen, die die katholische Kirche seit dem Konzil von Trient an ihre Priester stellte. Seine Aufgabe war auch entsprechend anspruchsvoll: Er sollte das Kirchspiel Laer nach langen Jahren der konfessionellen Unentschiedenheit zum Katholizismus zurückführen und damit auch zu einer Stärkung der Position des durch die Alternative Sukzession geschwächten Landesherrn v. Wartenberg beitragen.

Als Vertreter eines für Laer neuen, sehr entschiedenen Katholizismus begann Huge seine Tätigkeit mit einigen Neuerungen. Seine Aufmerksamkeit galt einmal der Renovierung der Kirche, der Anschaffung neuer Gewänder und insbesondere der Betreuung der Schule bis hin zur Errichtung einer Schulvikarie im Jahre 1681. Außerdem *„ließ er auf dem Loh zwischen Laer und Glandorf eine Kapelle errichten, damit die hl. Messe dort am Montag vor Christi Himmelfahrt besser gehalten werden konnte“*.[96] In seiner Verwaltung war er sehr genau, so daß sich seinen Kirchenbüchern vielfältige Informationen über das Kirchspiel Laer seit Ende des Dreißigjährigen Krieges entnehmen lassen. Daneben führte Huge noch Listen über die Kommunikanten im Kirchspiel. Das geschah auf Anweisung der bischöflichen Regierung. An bestimmten Stichtagen hatte der Pfarrer zu notieren, welche Untertanen die Kirche besuchten und die Kommunion erhielten. Diese Listen waren dann an die Ämter, hier an das Amt Iburg, abzugeben, so daß sich die fürstlich-bischöfliche Verwaltung rasch einen Überblick über den Stand der Rekatholisierungsmaßnahmen im Hochstift verschaffen konnte. Gleichzeitig war nun auch namentlich bekannt, auf welche Kräfte sich die katholische Landesherrschaft in den einzelnen Kirchspielen würde stützen können und auf welche nicht; so blieben konfessionelles und politisches Leben auch weiterhin eng verquickt. Religion war also alles andere als eine Privatsache, sie war immer auch eine Frage der tatsächlichen Machtverhältnisse im Land und in den einzelnen Kirchspielen.

Im Kirchspiel Laer gehörten zu Weihnachten 1651/52 etwa 150 Personen,[97] zu Ostern 1652 etwa 160 Personen zum Kreis der praktizierenden Katholiken, auf die sich die Macht des Priesters in der Gemeinde stützen konnte. Zu ihnen zählte an führender Stelle der neue Vogt von Laer, Bernard Hiltermann, der mit Magd und Knecht in der Liste verzeichnet ist. Der bisherige Vogt Nüsse war als Vertreter der schwedischen Macht gleich dem Pastor Schulrabe durch einen Katholiken ersetzt worden, womit die beiden

seit 1650 führenden Repräsentanten des Kirchspiels fest in die neue Herrschaft des Bischofs Franz Wilhelm eingebunden waren. Gleiches galt auch für die Kirchenprovisoren, die – ein Protokoll über eine Kirch- und Schulvisitation von 1653 weist das aus – ebenfalls katholisch waren.[98] Zu dieser Zeit, drei Jahre nach Übernahme der Macht durch Franz Wilhelm v. Wartenberg, war die Einheit von Politik und Konfession zumindest auf Ebene der führenden Gemeindevertreter hergestellt. Doch in der Gemeinde selbst gab es nach Schockmann noch einige hundert Protestanten.[99] Erst im Laufe der folgenden Jahrzehnte sollte sich der Katholizismus im Kirchspiel Laer durchsetzen. Dazu trug sicherlich auch Pastor Huges Engagement auf einem Gebiet bei, das man heute vielleicht „Jugendpflege" nennen würde; nach anfänglicher Zurückhaltung hatte er mit dem Unterricht in der katholischen Glaubenslehre für Kinder begonnen. Der Bischof war durchaus mit Pastor Huges Arbeit zufrieden, jedoch wurde diese Einschätzung zumindest von einem Teil der Kirchspielsbevölkerung nicht geteilt. Im Gegenteil: Um 1660/61[100] verfassten einige Einwohner Laers eine bemerkenswert scharfe Beschwerde über Huge und seine Arbeit. Das Dokument ist als Beispiel für die Wahrnehmung der „Verlierer" von 1648, der protestantischen Bevölkerung in einem katholisch gewordenen Kirchspiel also, außergewöhnlich eindrucksvoll und wird hier darum vollständig wiedergegeben.

> *„Ist Anno 1624 zu Laer ein Pastor gewest, Hr. Rupe genannt, welcher im Ehestand gelebet. Seine Hausfrau geheißen Katharina Brocksterman, womit er, der Pastor, gezeuget in der Ehe sechs Kinder. Folgents nach der Frauen Tode hat er die Magd wieder genommen, mit der er 4 Kinder gezeugt. Hat man in der Kirche evangelische Gesangbücher gebraucht. Hat man das Nachtmahl des Herrn in beider Gestalt gereicht.*
> *Folgende Gravamina (Beschwerden) sein über jetzigen catholischen Pastor, welcher durch Schmäh- und Drohworte viele abfällig von der evangelischen Wahrheit gemacht hat.*
> *1. Ist Anno 1656 ein Jubeljahr gewest, da der Pastor hat gepredigt, man sollte in diesem Jahr sich bekehren, alsdann würd man Vergebung der Sünden erlangen.*
> *2. Im Anno 1656 ungefähr ist ein Jubelmonat eingefallen, welches angestiftet worden von Ihrer päpstlichen Heiligkeit, da er der Pastor angemahnet von der Kanzel, ein jeder sollte sich bekehren, in dem Jubelmonat könnten ihm alle grobe und abscheuliche Sünden vergeben werden.*
> *3. Hat der Pastor vier Wochen vor diesem annahenden Jubelmonat alle Sonn- und Festtage auf der Kanzel heftig mit Predigen angemahnt, wer sich nicht zu ihrem Glauben gegen die obengesetzte Zeit accomodieren und begeben würde, so wollte er derer selben Namen Ihrer hochfürstlichen Eminenz übergeben. Er wüsste nicht, ob sie ihre hochfürstliche Eminenz an Gut und Blut bestrafen werde, durch welches er sich nachmals berühmet, das er über 200 Personen damit gewonnen hätte und zu dem catholischen Glauben gebracht.*

4. Hat er die Schule öffentlich visitiert und der Jugend die evangelischen Bücher genommen, gesprochen, er wollte sie verbrennen und ihnen andere geben und keine andere als catholische Lehre in der Schule haben.
5. Hat der jetzige Pastor verschiedene Personen nicht wollen copulieren, sie seien dann zuvor catholisch geworden.
6. Hat der katholische Pastor die Evangelischen, so auf andere evangelische Kirchspiele kommuniziert öffentlich auf der Kanzel ausgerufen, sie wären Ketzer, keine wahren Priester, es wäre kein gesegnet Brot noch Wein, das sie empfingen und nicht besser, als wenn sie ins Wirtshaus gingen.
7. Hat der Pastor dieselbe, so evangelisch gestorben, keine Christen begraben heissen, ohne Gesang und Predigt. Dieses obengesetztes bekennen wir wahr zu sein mit unserer Unterschrift.
Heineman Pock *Tonius Veltmöller*“ [101]

Dieser Beschwerdebrief ist bemerkenswert, verrät er doch, daß zumindest Teile der Bevölkerung mit der Einstufung Laers als katholisches Kirchspiel nicht einverstanden waren. Die protestantische Bevölkerung von Laer fühlte sich offenbar ungerecht behandelt. Denn schließlich habe Pastor Rupe damals eher wie ein protestantischer Pastor gelebt und gewirkt. Und tatsächlich hatte die Visitation des Generalvikars seinerzeit ja auch zur Entfernung Rupes geführt. Das Beschwerdeschreiben war wohl an die Stiftsregierung gerichtet. Von dort ging es ohne weitere Veranlassung an den Pfarrer Huge in Laer. Rein rechtlich betrachtet gab es keinen Anlaß, auf Grund dieser Beschwerde gegen ihn vorzugehen. Bei der konfessionellen Zuordnung der Kirchspiele im Jahre 1650 ging es ja nicht um Gerechtigkeit für die Bevölkerung, sondern um den Konfessionsstand des Pastors Rupe im Normaljahr 1624. Und Rupe war einst zum katholischen Priester geweiht worden, auch wenn seine Amts- und Lebensführung davon nur selten zeugte. Im übrigen war die Stiftsregierung auch nicht weiter an den womöglich berechtigten Wünschen der Bevölkerung interessiert; die Bestimmungen des Friedensvertrages waren längst unantastbar geworden, und nichts würde sie je wieder verändern können. Im zweiten Teil ihrer „Gravamina“ gehen die Beschwerdeführer auf das „Bekehrungswerk“ des Pastors ein. Auch dies ist ein sehr interessanter Abschnitt, weil er recht tiefe Blicke in das Alltagsleben der Gemeinde nach 1648 bietet. Die protestantisch gesinnten Pock und Veltmöller beschweren sich einmal darüber, daß der Pastor Huge überhaupt Bekehrungsarbeit leistete, aber das war natürlich seine eigentliche Aufgabe. Allerdings kam er dieser doch recht energisch nach. Er drohte den Verstockten mit Strafen des Bischofs an „Gut und Blut“ (und dem Bischof Franz Wilhelm war das ja durchaus auch zuzutrauen), verweigerte den evangelischen Untertanen die Ehe, ja beleidigte sie sogar als „Ketzer“.

Ohne auf die Einzelheiten weiter einzugehen, wird doch deutlich, daß Laer zum Ende des Dreißigjährigen Krieges konfessionell längst noch nicht geschlossen war. Im Gegenteil: die Kirchspielseingesessenen waren, soweit sie sich zum evangelischen Glauben be-

kannten, durchaus noch nicht bereit, sich dem Diktat des landesherrlichen Vertreters am Ort zu beugen. Pock und Veltmöller standen dagegen auf und setzten die über hundertjährige Auseinandersetzung um die „Freiheit eines Christenmenschen“ innerhalb des Kirchspiels Laer fort. Sie stellten die hiesige Auseinandersetzung recht präzise, aber vielleicht auch absichtsvoll übertrieben dar: die Drohung mit Strafe an „Gut und Blut“, die Wegnahme der evangelischen Bücher aus der Schule, die Verweigerung der Sterbesakramente. All das zwang so manchen in die Bekehrung, doch gleichzeitig rief es auch Widerstände hervor, die sich in diesem Beschwerdebrief ausdrückten. Die Entschiedenheit von Huges Predigten gegen den Protestantismus in Laer entsprang im wesentlichen einer mittlerweile schon hundertjährigen katholischen Tradition, die nicht den Ausgleich mit dem Protestantismus, sondern Konfrontation und Ausgrenzung anstrebte. Huge war der erste Laerer Priester, in dessen Ausbildung und Tätigkeit sich die Konturen des Katholizismus seit dem Trienter Konzil ausdrückten. Er tat genau das, was sein Fürstbischof von ihm forderte und drängte die Gläubigen mit Macht in die Kirche hinein. Im Ergebnis war seine Arbeit nachweislich von Erfolg gekrönt. Man mag über die Methoden seiner Bekehrungsarbeit heute denken wie man will: Martin Huge hat Laer auf Dauer gesehen einen hohen Grad an konfessioneller Identität und damit auch an sozialer Übereinstimmung gegeben.[102]

Zum Wiederaufbau der Pfarre nach 1650

Zu Huges Rekatholisierungswerk gehörten nicht nur Konfrontation und Ausgrenzung, sondern auch die Intensivierung und Pflege des religiösen Lebens in der Gemeinde, so wie es sein Bischof verlangte. Franz Wilhelm v. Wartenberg gab, nachdem eine erste Visitationsreise im Jahre 1651 ergeben hatte, daß *„in vielen Kirchspielen keine klaren Regelungen für das religiöse Leben vorlagen“* eine Agenda in Auftrag, die den Priestern etwa zwei Jahre später zur Orientierungshilfe vorlag.[103] Im Jahre 1653 wurde das Kirchspiel Laer zum zweiten Male visitiert.[104] Der Offizial Johannes Bischopinck begutachtete gemeinsam mit dem Abt von Iburg zunächst die Kirche. Einige Dinge waren noch zu verbessern: der Tabernakel etwa war nicht hinreichend geschmückt, das Reliquiengrab im Altar war verletzt, es fehlte ein Beichtstuhl in der Kirche und auch das Buch für die Meßgesänge der Vorsänger. Besondere Aufmerksamkeit widmete die Visitation nun dem Erziehungs- und Schulwesen, denn nach den Friedensbestimmungen der Capitulatio Perpetua hatten einpfarrige Kirchspiele wie etwa Laer *„trotz ihrer gemischten Bevölkerung nur das Recht, eine ihrer Konfession entsprechende Schule zu halten“*.[105] Die Volksschulen wurden also konfessionell gebunden, und deshalb hingen Kirche und Schule in jener Zeit ganz eng zusammen. Es war darum nicht nur wichtig, daß der Lehrer seinen Dienst gut versah; er mußte auch der richtigen Konfession angehören, in Laer also katholisch sein. Die Visitatoren des Jahres 1653 waren mit dem Lehrer von Laer, Otto Sommer, recht zufrieden, *„beklagen aber den Mangel an Mitteln und empfehlen, dem Lehrer etwas aus dem Erbe ‚Swarten‘ zukommen zu lassen. Früher sei der Lehrer Sommer evangelisch gewesen; er müsse deshalb das Glaubensbekenntnis neu ablegen“*, hieß es.[106] Ebenso zufrieden

wie mit dem Lehrer waren die Visitatoren auch mit dem Küster Konrad Woestmann, mit den Kirchenprovisoren und schließlich auch mit Pastor Huge, der unlängst mit dem Katechismusunterricht angefangen hatte und im Besitz der notwendigen Bücher war. Doch so kurze Jahre nach Ende des Krieges konnte natürlich noch nicht alles zum besten stehen. Die Provisoren etwa beklagten sich über die hohen Kosten der zweimal jährlich stattfindenen Send-Tage des Archidiakons. Sie kosteten Jahr für Jahr 40 Rthlr., und dabei verfügte die Kirchengemeinde nur über 100 Rthlr., von denen der Pastor weitere 40 Rthlr. erhalten sollte. Für die weitergehenden Bedürfnisse der Kirche blieb da nicht viel Geld übrig.

So war in den Jahren und Jahrzehnten nach Ende des Dreißigjährigen Krieges noch einiges für den Pastor zu tun. Anfang der 60er Jahre kümmerte er sich um die Reparatur der Kirche. Dafür wurden ihm im Jahre 1661 100 Rthlr. von der Bischöflichen Kanzlei ausbezahlt. *„Im Jahre 1676 bemühte sich der Pastor dann auch um einen Kappellenbau auf dem Loh; Heinrich Schockmann berichtet darüber"*.[107] Damit förderte er das Prozessionswesen in der Gemeinde. Zu den wichtigsten Neuerungen und Aufbauleistungen während der Amtszeit des Pastors Huge zählte schließlich die Einführung der Schulvikarie im Jahre 1681. Ein Schulbetrieb ist in Laer schon seit dem Jahre 1607 bezeugt. In diesem Jahre, so hat es Heinrich Schockmann herausgefunden, taucht erstmals ein entsprechender Ausgabeposten in den Kirchenrechnungen auf: *„dem scholmester 2 Taler"*.[108] Als Schulgebäude hat ursprünglich wohl das Gildehaus bzw. der Speicher des Kirchrats gedient,[109] doch um die Jahrhundertmitte war das nicht mehr der Fall. Zu jener Zeit beanspruchte die Gemeinde das Gildehaus für sich und benutzte es anderweitig, wie das Visitationsprotokoll von 1653 ausweist.[110] *„Später war die Schule auf der Südseite des alten Kirchhofs"*; ein schmales Gebäude, das nach dem Schulbau am Thie von 1824 weiteren Generationen als Mädchenschule dienen sollte.[111] Der erste Lehrer von Laer war der schon mehrfach erwähnte Otto Sommer. Er lebte und unterrichtete in Kriegs- und Nachkriegszeit, bis er im Jahre 1662 vom Lehrer Heinrich Hundorf abgelöst wurde, der 1680 verstarb.[112] Nun stellte das Kirchspiel mit Pastor Huge an der Spitze den Schulbetrieb auf eine gänzlich neue Grundlage: Künftig sollte die Lehrerstelle von einem Geistlichen besetzt werden. Die Lehrer der Schule von Laer waren also seit 1681 Priester und als solche konnten sie auch den Dorfpfarrer unterstützen, wenn ihre Hauptaufgabe auch eindeutig im „Schule halten" lag. Everhard Georg Prangen wurde der erste Schulvikar von Laer. Von 1681 bis 1685 diente er hier, *„resignierte"* dann aber. *„Zu seinem Nachfolger wurde ... vom Archidiakon* (Heinrich Brunen, Mettingen) *ernannt"*.[113]

Zu dieser Zeit war Pastor Martin Huge bereits seit einem Jahr verstorben. 33 Jahre lang hatte er der Gemeinde vorgestanden und sie in dieser Zeit zu einem hohen Maß an konfessioneller Übereinstimmung führen können. Sein Erfolg dürfte auch mit der Entschiedenheit seines Auftretens zusammenhängen, das noch durch Huges persönlich untadelige Lebensführung gewann. Daneben hat die langsame Abnutzung des Protestantismus in Laer nach Ende des Dreißigjährigen Krieges sicher auch mit den ganz

praktischen Problemen des realen Pfarrzwanges zu tun. Es war teuer und umständlich, für einen protestantischen Gottesdienst, für eine Taufe o.ä. bis nach Dissen zu reisen. Außerdem dürfte es auf Dauer auch schwer gewesen sein, sich innerhalb des doch recht gut überschaubaren Kirchspiels außerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen zu stellen, die ja mehr und mehr deckungsgleich mit der sozialen Gemeinschaft der Laerer Bevölkerung wurde. Schließlich wird auch die Konfessionalisierung des Schulwesens ihren Beitrag zur langsamen Rückführung des Kirchspiels zum katholischen Glauben beigetragen haben, denn es gab nur diese eine Schule im Kirchspiel Laer, die von allen Kindern besucht wurde, soweit sie zur Schule gingen. Und ein ganz wesentlicher Teil der Schulbildung war zu jener Zeit neben einfachem Lesen, Schreiben und Rechnen nun einmal der Religionsunterricht. Dennoch, während mehrerer Jahrzehnte blieben einzelne Familien (z.B. Pock und Veltmöller im Kirchdorf, Koke in Müschen, Telkamp in Remsede [114]) protestantisch.

Das Zeitalter von Glaubensspaltung und Dreißigjährigem Krieg war für Laer mit dem Jahr 1648 also noch längst nicht abgeschlossen. Das Kirchspiel erlebte eine erneute, diesmal eine katholische Reformation, und in ihrem Zuge entwickelten sich auch Widerstände in den eigenen Reihen. Diese Widerstände aber blieben ohne Erfolg, denn es sollte keine weitere Reformation mehr geben. Über die Jahrzehnte dieser Laerer Nachkriegszeit kam es letztlich zu einer endgültigen Aussöhnung und Vereinheitlichung des Kirchspiels. Dieser Aussöhnung aber wird man auch dringend bedurft haben, denn das Dorf und seine Bauerschaften sahen sich nach dem Ende des Krieges ja nicht nur einem konfessionellen, sondern auch einem politischen und wirtschaftlichen Neuanfang gegenüber.

2.4 Der Fürsten Pracht

Von Ernst August I. bis Karl von Lothringen

Den Bestimmungen der „Capitulatio“ folgend, trat nach dem Tode Franz v. Wartenbergs der hannoversche Prinz Ernst August die Regierung im Hochstift Osnabrück an. Seine Regierungszeit belastete die ländliche Bevölkerung schwer, denn Ernst August forderte erhebliche Steuermittel. Zusätzlich zum bislang üblichen Vieh- und Kopfschatz besteuerte er auch Grundstücke; *„ausgenommen (waren) geistliche und adelige Güter sowie der Grundbesitz der Stadt Osnabrück*“.[115] Trotz dieser Einschränkung konnte Ernst August seine Einnahmen wesentlich steigern. Allein seine Grundsteuer brachte im Jahr zwischen 90.000 und 120.000 Rthlr. Seit 1670 erhob er auch zweimal jährlich einen Rauchschatz, der ihm weitere 12.000 Rthlr. pro Jahr einbrachte.

Fürstbischof Ernst August I. von Braunschweig-Lüneburg.

Ernst August I. von Braunschweig-Lüneburg

Ernst August war der jüngste Sohn des Herzogs Georg von Calenberg aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg. Von 1662 bis zu seinem Tode im Jahre 1698 war er Fürstbischof von Osnabrück. Ernst August war der erste Fürst, der nicht in Iburg residierte. Er errichtete das Stadtschloß zu Osnabrück, in dem er seit 1673 Hof hielt. 1680 übernahm er das Fürstentum Calenberg. Ernst August ging nach Hannover, für das er im Jahre 1692 die Kurwürde errang. Die Regierung in Osnabrück überließ er einem „Geheimen Rat", den er schon zu seinem Amtsantritt eingerichtet hatte. Damit traf er vor allem das Domkapitel, dem das Recht zur Regierungsführung in Abwesenheit des Fürsten eigentlich zugestanden hätte. Ernst August I. gilt als erster absoluter Herrscher im Fürstentum Osnabrück. Mittels des Geheimen Rates gelang es ihm, die alte Macht der Stände, insbesondere der Stadt Osnabrück, vorläufig zu brechen. Er beseitigte die Militärhoheit Osnabrücks, das zur Garnisonsstadt wurde. Besonders in seiner Steuerpolitik bewies er eine ungewöhnliche Durchsetzungskraft, die voll zu Lasten seiner Untertanen ging. Die fürstliche Hofhaltung verschlang ungeheure Summen an Steuergeldern. Unter Umgehung der Stände und unter Weglassung von Landtagen ließ er sie direkt von den Vögten einziehen.

Ernst August brauchte enorm viel Geld, allein schon um sein teures Schloß in Osnabrück bauen und seine luxuriöse Hofhaltung finanzieren zu können. Dieses Geld mußten seine Untertanen aufbringen. Es spielte dabei keine Rolle, wie verarmt die Bevölkerung nach Jahrzehnten des Krieges und in Folge der Mißernten, die in der zweiten

Hälfte des 17. Jahrhunderts periodisch auftraten, auch immer war. Im Zuge der Zeit war seine Politik normal, denn die Fürsten strebten in allen Ländern nach der absoluten Macht. Ihre Hofhaltung machte die einzigartige Stellung des Fürsten im politischen und gesellschaftlichen Alltag machtvoll sichtbar und sollte schließlich auch den Abstand ausdrücken, den sie zwischen sich und dem „restlichen" Volk empfanden. Der Preis dafür war die Verarmung weiter Teile der Bevölkerung. Das traf für Frankreich unter dem „Sonnenkönig" Ludwig XIV. ebenso zu, wie etwa für Brandenburg unter Kurfürst Friedrich III. (später König Friedrich I. in Preußen). Insofern waren der Schloßbau zu Osnabrück und die hohen Kosten der fürstlichen Hofhaltung, die die Bevölkerung so schwer drückten, zu dieser Zeit nicht ungewöhnlich.

Für die ländliche Bevölkerung, die letztlich jede Herrschaft finanzieren mußte, waren die fürstlichen Forderungen aber dennoch eine furchtbare Belastung, der man ebenso hilflos ausgeliefert war wie etwa dem Wetter und der Ernte. Doch gerade im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts waren Mißernten an der Tagesordnung. *„Im Jahre 1690 erwies der Himmel der Erde vom Februar bis etwa gegen Ende August nur einmal die Wohltat des Regens. Ein rauher Nordwind wehte den ganzen Mai und Juni, und als die Sonne ins Zeichen des Löwens trat, folgte ein nicht bloß trockener und warmer, sondern heißer Sommer, so daß die Saat kaum aufgehen, geschweige denn auf den Wiesen, Feldern oder in den Gärten etwas wachsen konnte, und daß sogar die Teiche austrockneten*".[116] Entsprechend schlecht war die Ernte dieses Sommers, und der Bevölkerung blieb nur die Hoffnung auf das kommende Jahr. Der Herbst aber brachte so furchtbare Regenfälle, daß die Saat kaum ausgebracht werden konnte. *„Deshalb wurde allenthalben von den Landsleuten das Vieh in Mengen getötet, um durch vorzeitiges Schlachten den Hunger von Vieh und Menschen abzuwenden, denn das Wenige, was gewachsen war, verbrauchten in unserem Stift die Truppen"*, die der Fürst in Osnabrück unter Waffen hielt.[117] Damit wurde der Viehbestand dezimiert und das war schlimm, denn es würde Jahre brauchen, um wieder genügend Schlachtvieh zu haben. Das traf natürlich vor allem diejenigen Bevölkerungsgruppen, die ohnehin nur über zwei, drei Stück Rindvieh verfügten. Hinzu kam, daß die Ernten der folgenden Jahre auch schlecht waren; man konnte das nun nicht mehr mit Schlachtvieh ausgleichen. So blieb der ländlichen Bevölkerung nurmehr der Hunger. Ernst August aber, und auch die Fürsten in seiner Nachfolge, forderten weiterhin ihre Steuern, um die hohen Kosten ihres Regiments zu finanzieren. Seine Steuerpolitik traf auch die Bevölkerung im Kirchspiel Laer unmittelbar, denn Ernst August ließ die Gelder von seinen Kirchspielsvögten direkt einziehen. Von 1650 bis 1684 diente Bernard Hiltermann als Vogt von Laer. Das Vogtenamt war zwar das unterste Amt in der bürokratischen Hierarchie des Fürstentums, aber gleichwohl war es für die Durchsetzung des fürstlichen Willens entscheidend. Ernst August konnte die Stände ausschalten, indem er die Vögte seit 1667 direkt zur Steuereinnehmung anwies. Daneben waren sie vor allem als Aufsichts- und Kontrollbeamte in den Kirchspielen wirksam und setzten in die Praxis um, was der Landesherr auf steuerlichem und juristischem Gebiet und in der Verwaltung beschlossen hatte.[118]

Das Schloß zu Osnabrück, Kupferstich von 1777

Nach dem Tode Ernst Augusts I. im Jahre 1698 wählte das Domkapitel gemäß den Bestimmungen der *Capitulatio perpetua* einen Katholiken zum neuen Fürstbischof. Die Wahl fiel auf Karl v. Lothringen, den erst 18jährigen Sohn Herzog Karls V. von Lothringen und der Erzherzogin Eleonora, einer Schwester Kaiser Leopolds. Damit hatte das Haus Habsburg, das traditionell den deutschen Kaiser stellte, eine Gegenposition zum protestantischen Brandenburg aufgebaut und gleichzeitig einer weiteren Ausdehnung des aufstrebenden Hauses Wittelsbach, das bereits das Erzbistum Köln beherrschte, einen Riegel vorgeschoben. Das Hochstift Osnabrück wurde so zum Spielball der großen Politik. Der neue Fürstbischof nahm etwa auf Seiten Österreichs am spanischen Erbfolgekrieg teil, einer Auseinandersetzung zwischen dem Haus Habsburg und den französischen Bourbonen. Bezahlen mußten das vor allem die Bauern des Hochstifts Osnabrück. Die Steuerlasten seiner Regierungszeit *„lagen durchschnittlich weit höher als die ... seine(s) verschwenderischen Vorgängers Ernst August I. sowie die Forderungen des späteren Nachfolgers Clemens August"*.[119] Dem Fürstbischof erschien die *„steuerliche Ausnutzung des Territoriums ... wesentlicher als eine den kleinterritorialen Verhältnissen angemessene Landespolitik"*.[120] Persönlich war er viel lieber in Wien als in Osnabrück und zeigte auch kaum Interesse an der Verwaltung des Landes. So überließ er die Regierung weitgehend dem Geheimen Rat, in dem die Vertreter des Domkapitels die Oberhand gewannen. Die geistlichen Räte interessierten sich offenbar hauptsächlich für eine Ausweitung der Archidiakonalgerichtsbarkeit, d.h. der geistlichen Gerichtsbarkeit. Einer zeitgenössischen Kritik nach machte es ihre eigennützige Machtpolitik den Beamten des Hochstifts unmöglich, ihren *„Amtsauftrag auszuführen, ohne nicht mit den kapitularischen oder den fürstlichen Interessen zu kollidieren"*.[121] *„So äußerten sich 1708/09 drei Geistliche aus Karls Umgebung gegenüber dessen Bruder Herzog Leopold, daß der Fürstbischof seinen Ländern mehr schade als nutze"*.[122] Persönlich pflegte er einen aufwendigen Lebensstil. Und der mußte natürlich von den einfachen Leuten bezahlt werden. Die aber waren immer wieder von Mißernten und Hungersnot geplagt. So etwa im Jahr des Regierungsantritts Karls v. Lothringen. Man konnte *„das Korn für Geld und gute Worte kaum bekommen. Seit Menschengedenken hatte man nicht von einer solchen Hungersnot gehört. Die Herbergen*

wurden geschlossen, die Garküchen waren leer, und die Öfen der Bäcker feierten".[123] Immerhin bemühte sich der zum Statthalter des Fürstbischofs avancierte Domprobst Franz Arnold von Wolff-Metternich um die Beschaffung von Brotkorn aus anderen Regionen.

Fürstbischof Ernst August und die Sole von Laer

Ernst August II., der Nachfolger des Fürstbischofs Karl von Lothringen, regierte das Fürstentum von 1716 bis 1728. Er war der einzige der Fürstbischöfe des 18. Jahrhunderts, der beständig in Osnabrück residierte. Seine jährlichen Steuerforderungen waren sehr viel bescheidener, als die seiner Vorgänger wie auch seiner Nachfolger. *„Weder wie sein Vater Ernst August I. noch wie Karl von Lothringen hatte Ernst August II. außenpolitische Verpflichtungen, die eine militärische Bindung des Territoriums und eine steuerliche Mehrbelastung für die Untertanen bedeutet hätten*" .[124] Ernst August war ohne Zweifel eine Ausnahme unter den Osnabrücker Fürstbischöfen im Zeitalter des Absolutismus. Er war sogar ernstlich bemüht, Wirtschaft und Landwirtschaft im Hochstift zu heben; unter seiner Regierung wurde etwa der Laerer Berg geteilt – an anderer Stelle wird davon ausführlich berichtet. Ernst Augusts Aufmerksamkeit galt dem Kirchspiel Laer aber noch in weiterer Hinsicht, denn er wußte, daß hier eine salzhaltige Quelle entsprang. Heinrich Schockmann berichtet in seinen Aufzeichnungen, daß schon in einem Schatzregister von 1580 *„des Pelsters Kochathaus Lahr*" [125] erwähnt wird; das *„könnte ... ein erster Hinweis auf die Sole sein, die schließlich den Grund für die Entwicklung zum Kurort bot*".[126] Salz war zu jener Zeit noch selten und knapp, und *„lange schon hatte im Bistum Osnabrück der Wunsch und das Bedürfnis nach einem eigenen Salzwerk bestanden*".[127] So beauftragte der Fürst im Jahre 1722 den in der Salzgewinnung erfahrenen Johann Christian Märcker, in Laer eine Salzgewinnungsanlage aufzubauen. Bekannt war die Solequelle, die auf dem Grund des Colonen Springmeyer entsprang, der wiederum Eigenbehöriger der Schmiesings zu Harkotten im westfälischen Füchtorf war. Ernst Augusts Plan scheiterte *„an dem Widerstande der Münsterschen Ritterschaft*", notierte der bekannte Heimatforscher Alfred Bauer in einem älteren Aufsatz.[128] Märcker wandte sich daraufhin nach Aschendorf. In Laer selbst wurden vorerst keine weiteren Versuche zur Salzgewinnung unternommen. Erst im 19. Jahrhundert begannen die Laerer, ihre Sole auch kommerziell zu nutzen.

Reichspolitik unter Fürstbischof Clemens August

Nach dem Tode Ernst Augusts II. im Jahre 1728 wurde der Kurfürst von Köln, Clemens August von Wittelsbach, zum neuen Fürstbischof von Osnabrück gewählt.

Fürstbischof Clemens August

Clemens August (1700-1761) war der zweite von sechs Söhnen des Kurfürsten Max II. Emanuel von Bayern. Dessen ehrgeizigem Ziel, die Kaiserkrone zu erobern, mußten sich auch die Söhne beugen. Clemens August wurde gegen seine Neigung für den geistlichen Stand bestimmt, denn sein Vater wollte möglichst viele geistliche Fürstentümer für sein Haus Wittels-

bach gewinnen. Neben den Bischofssitzen von Köln und Osnabrück zählten auch die Fürstbistümer Münster, Paderborn und Hildesheim zu Clemens August Besitz. Entsprechend selten nur, im ganzen siebenmal, weilte er in Osnabrück. Um die Verwaltung des Fürstbistums kümmerte er sich so gut wie gar nicht. Allerdings war er in der „großen Politik" engagiert. Das Hochstift bekam deshalb während der Amtszeit des Wittelbachers drei Kriege zu spüren. Clemens August agierte als Gegner Friedrichs II. von Preußen, und er zog sich auch die Feindschaft Englands und Hannovers zu. Wiederholt wurde das Hochstift von feindlichen Truppen besetzt. *„Unter der Verschuldung infolge der hohen Kontributionsforderungen hatten die wirtschaftlich schwachen Länder teilweise noch Jahrzehnte zu leiden"*.[129]

Clemens Augusts Engagement in der „großen Politik" belastete die die ländliche Bevölkerung schwer. Doch nicht nur von Kriegsbelastungen, auch von Mißernten und Hungerkrisen wurde das Kirchspiel in jenen Jahrzehnten wiederholt geplagt. So etwa im Jahre 1739, das Laer eine Mißernte brachte, die die Bevölkerung bis zur Ernte des Jahres 1740 in Hunger und Not hielt. Davon kaum erholt, mußte das Kirchspiel im November 1741 französische Truppen aufnehmen, die erst zur Jahresmitte 1742 wieder abzogen. Die Einquartierung war nicht schlimm – *„nach unseren heutigen Begriffen scheint das eine nette Schützengarde gewesen zu sein. Frau und Kind begleiteten die Truppe, die sich anscheinend gut mit der einheimischen Bevölkerung vertragen hat"*.[130] Der damalige Vogt Gerhard Friedrich Docen übernahm sogar die Patenschaft für das Kind eines französischen Soldaten, des Andreas du Buison de Bleren und der Maria Johanna Josepha Ratté.

Auftakt des österreichischen Erbfolgekrieges

Die Franzosen standen als Verbündete des Fürstbischofs Clemens August in Laer. Clemens Augusts Bruder, der Kurfürst Albert von Bayern, strebte nach der deutschen Kaiserkrone. Nach dem Tode Kaisers Karl VI. bestritt Kurfürst Albert der Tochter Karls, der späteren Kaiserin Maria Theresia, das Nachfolgerecht, obwohl es durch einen Vertrag, die sogenannte Pragmatische Sanktion, gesichert war. Auch der König von Preußen, Friedrich II, wollte die Gunst der Stunde nutzen und marschierte ins österreichische Schlesien ein. Damit begann der österreichische Erbfolgekrieg, der letztlich erst 1748 endete.

Für das Kirchspiel Laer war mit der Einquartierung, die recht friedlich verlief, eine wirtschaftlich schwierige Zeit verbunden. Denn man mußte die knappe Nahrung mit den fremden Soldaten teilen. Es wurde schwer, genügend Saatgetreide für die kommende Ernte zurückzuhalten. Der Bauer Maus in Winkelsetten etwa mußte unter der Last der Einquartierungen fremde Hilfe in Anspruch nehmen. Im Jahre 1741 lieh er sich aus dem Kirchenvermögen der Pfarre 14 Rthlr., um damit Brot- und Saatgetreide für das kommende Jahr kaufen zu können. Wenige Jahre darauf, im Siebenjährigen Krieg von 1756 bis 1763, sollte das Kirchspiel noch stärker belastet werden. Wiederum war das Fürstentum als solches überhaupt nicht an den Auseinandersetzungen der großen Mächte interessiert. Der Fürstbischof aber war als mächtiger geistlicher Herr, der mit den Interessen seines Herkunftshauses Wittelsbach eng verbunden war, voll in diesen Krieg verwickelt. Er zog das Hochstift Osnabrück mit hinein. Clemens August stand zu Kriegs-

beginn auf Seiten der *„ihn gut bezahlende(n) österreichisch-französische(n) Koalition“*, gegen Friedrich II. von Preußen, England und Hannover.[131] *„Durch die Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757 kamen die Franzosen in Bedrängnis. Auf ihrem Rückzug kamen auch mehrere Regimenter durch unsere Gegend und blieben so lange, bis alles Brot, Fleisch und Bier verzehrt war“*.[132] Im Frühjahr 1758 wurden die Franzosen von englisch-hannoverschen Verbänden endgültig vertrieben. Jedoch änderte sich für die Bevölkerung nur wenig; *„die Befreiung des Hochstifts wurde zur erneuten Besatzung“*.[133] So kamen am 20. November 1758 *„300 Hannoveraner nach Laer. 1760 lagen Engländer hier im Quartier, die auch in den folgenden Jahren Winterquartiere bezogen“*.[134] Auch diese Einquartierungen brachten natürlich vielerlei Sorgen und Schwierigkeiten mit sich. Die Soldaten mußten ja nicht nur mit Lebensmitteln verpflegt werden – sie lebten auch noch in den Häusern und Wohnungen der Laerschen Bevölkerung. Dennoch gab es im Zuge solcher Einquartierungen nicht nur Not und Elend. Von der Zeit der englischen Besatzung weiß man, daß 1761 und 1762 mehrere Kinder englischer Soldaten in Laer geboren und getauft wurden. Es fand sogar eine Hochzeit statt. Am 18. Februar 1762 heiratete die junge Elisabeth Niehaus den englischen Soldaten Thomas Evens. Ein Kind wurde geboren, aber im Jahre 1765 verstarb die gerade 23 Jahre alte Ehefrau. Thomas Evens blieb übrigens bis zu seinem Tode am 6. Mai 1784 in Laer wohnen.[135] Die mit den Kriegswirren verbundenen Belastungen aber überwogen die wenigen erfreulichen Momente der Zeit. Kurfürst Georg II. von Hannover war entschlossen, das Fürstentum Osnabrück, das von seinem Gegner Clemens August mit in den Krieg gerissen worden war, als Feindesland zu behandeln. Er verlangte eine jährliche Kontribution von 180.000 Rthlr. Diese Summe war unmöglich zu leisten, denn das Hochstift nahm im Jahr gerade 225.000 Rthlr. ein. Wenn man die Lasten der Einquartierungen hinzurechnet, dann wird deutlich, daß *„diese Forderung bei der geringen Finanzkraft des Territoriums unrealisierbar (war)“*.[136]

Unter der Regentschaft von Justus Möser

Die Regierung des Fürstbischofs Clemens August zeigte sich unfähig, auf diplomatischem oder politischem Weg eine Minderung der Lasten herbeizuführen, die ihre Politik verursacht hatte. Erst eine Initiative der Ritterschaft, d.h. des Osnabrücker Adels unter Führung von Justus Möser, konnte den Hannoverschen Kurfürsten zur Minderung seiner Forderungen um 100.000 Rthlr. bewegen.[137] Das war ein deutlicher Erfolg, der auch politisch richtungsweisend war, denn der kommende Herrscher nach Clemens August würde, den Bestimmungen des Westfälischen Friedens folgend, aus dem Haus Hannover stammen. Für die einfache Landbevölkerung jedoch waren die verbleibenden Belastungen noch schwer genug zu tragen. Die Einquartierungen hatten zu einem Mehrbedarf an Brotgetreide geführt und die Getreidepreise steil in die Höhe getrieben. Laers *„Pastor Betting notiert in seinen Kirchenbüchern vom Jahre 1760: Der Malter Roggen kostete 24 Taler, während dasselbe Maß Roggen im Jahre 1733 nur 6 Taler gekostet hatte“*.[138] Die Kosten der Einquartierungen zwangen manchen sogar zur Verschuldung des eigenen Hofes. So mußte der Erbkötter Vogelsang am 10. Februar 1761 *„zur bestreitung des Krie-*

ges beschwerden“ eine Anleihe von 20 Rthlr. aus dem Kirchenvermögen aufnehmen.[139] Überhaupt gerieten eine ganze Reihe auch großer Höfe unter den Kriegswirren des 18. Jahrhunderts in Zahlungsschwierigkeiten. *„So die Höfe Diekmeyer und Schulte Südhof in Hardensetten, Feldhaus, Meyer zu Klöntrup, Aulenbrock und Hakemöller in Westerwiede, Oberhülsmann in Müschen, Frölke in Remsede“*.[140] Fürstbischof Clemens Augusts unselige Verwicklungen in die Wirren der Kriege des 18. Jahrhunderts, insbesondere des Siebenjährigen Krieges, hat der Bevölkerung im Kirchspiel Laer wirklich schwer geschadet, denn *„Teuerung und betrübte armselige Zeiten marschierten im Gefolge des Krieges“*.[141] Die Stände des Fürstentums aber, insbesondere die Ritterschaft mit ihrem Syndicus Justus Möser an der Spitze, waren nicht länger bereit, das Osnabrücker Land in so instabilen Verhältnissen, wie sie unter Clemens August bestanden, zu belassen. Das Fürstentum war seit Ernst August II., also seit 1728, nur noch ein Nebenterritorium gewesen, für dessen Belange der Landesherr aus dem Hause Wittelsbach zum Ende seiner Regierungszeit noch etwa einen Tag pro Jahr (!) aktiv war.[142] Osnabrück und seine Bewohner wurden als Steuerquelle genutzt – die Interessen des Landes und seiner Bevölkerung spielten in den Überlegungen des Fürstbischofs keine besondere Rolle. Das lag weniger an Clemens August selbst, sondern eher daran, daß Osnabrück keine feste Herrscherfamilie hatte, die der Landeswohlfahrt verbunden gewesen wäre. Die Bestimmungen des Westfälischen Friedens, die einen beständigen Wechsel des Thrones forderten, machten das Fürstbistum immer wieder zum Gegenstand der Machtpolitik verschiedener Herrscherhäuser. Wie Clemens August würden sie Osnabrück nur als steuerlich nutzbares Nebenland betrachten, ohne ein Interesse an der Weiterentwicklung des Landes zu haben. Die einzige konstante Verbindung bestand zu den hannoverschen Welfen, und darum strebte Möser und mit ihm der Osnabrücker Adel eine feste Verbindung nach Hannover an.

Denkmal für Justus Möser, Große Domsfreiheit.

Als Clemens August am 6. Februar 1761 starb, übernahm das Welfenhaus unter Georg III., der auch regierender König von Großbritannien war, die Regierung in Osnabrück. Am liebsten hätte der König das alte Fürstentum in sein Kurfürstentum Hannover eingegliedert, aber der Friede von Hubertusburg (1763) vereitelte seinen Plan. So zwang Georg das Domkapitel, seinen ein(!)jährigen Sohn Friedrich von York zum Bischof zu wählen. Eigentlich war das Domkapitel nun berechtigt, bis zur Volljährigkeit des Prinzen die Regierungsgeschäfte zu übernehmen, aber Georg sperrte sich erfolgreich dagegen; nie wieder sollte das Domkapitel an der Regierung Osnabrücks beteiligt werden. In den folgenden Jahrzehnten wurde das Fürstentum unter dem beständigen Einfluß des *„Konsulenten"* Justus Möser regiert. *„Vom König wie auch vom Prinzen Friedrich von York, der 1783 regierender Osnabrücker Landesherr wurde, geschätzt, vermochte Möser das Wohl des Landes allmählich zu heben und um so mehr fortzuentwickeln, als er unter Friedrich von York faktisch die Alleinverwaltung des Hochstifts ausübte"*.[143] Die Lebensverhältnisse stabilisierten sich, und vor allen Dingen wurde das Land bis zur Jahrhundertwende auch in keine weiteren Kriege mehr verwickelt. Anfang des 19. Jahrhunderts gab das Fürstentum seine Selbständigkeit schließlich auf. Am 27. Oktober 1802 trat Friedrich von York Osnabrück an seinen Vater Georg III. ab, und nach den bisweilen schlimmen Erfahrungen des Jahrhunderts war das ein *„durchaus fortschrittliches Ergebnis"*.[144]

2.5 Eine *„entsetzliche füersbrunst"*

Der Dorfbrand von 1767

Während der Regierungszeit des Prinzen von York, besser des Konsulenten Justus Möser, wurde Laer von einem furchtbaren Unglück heimgesucht. Laers damaliger Pastor Brücher, er amtierte von 1762 bis 1769 am Ort, beschrieb die Ereignisse in seinem Kirchenbuch so:

> *„Es war Dienstag, den 27. Okt., des Jahres 1767 – nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr eine entsetzliche füersbrunst. Das füer brach aus in Claus Paucks Kotte und willen der Wind sehr heftig waren, so wurden folgende Häußer in eineinhalbstunden ein raub der flammen, als nemlich Gösling (...), Niewedden (...), nunc Kleinsorgen schoppen und wohnhaus, Schulten (...), Melter (...) schoppen und Wohnhaus, Pelcken spieker, die westkirchenpforte, Paucks, Poppe, Rupen nunc Hägger, Gildehaus, Stephans, Kemper, die schule, Brune, Brockhofs hauß und spieker, Beckmanns Haus und spieker, Dortmann, Wellemeyers, Bierbaums, die Küsterei, Wessels, Möller – die patorat mit selbigem thurm und Kirche wurden durch Hsonderliche Hülfe Gottes gerettet, der uns und unsere nachkömmlinge für ein so förchterliches Unglück in Gnaden bewahren wolle"*.[145]

Das Feuer brauchte keine zwei Stunden, um 25 Häuser zu vernichten. Ein starker Westwind hatte es von seinem Brandherd an der Iburger Straße bis ins Dorfzentrum getrieben.

Dort erfaßte es die alte Westkirchenpforte, danach die ganze Häuserreihe am Kirchplatz. Die Laerer werden zu retten versucht haben, was zu retten war, doch mit den wenigen ledernen Wassereimern und den Brandhaken, die man zur Isolierung des Feuers gemeinhin gebrauchte, konnte dieser furchtbaren Tragödie kein Einhalt geboten werden. Blitzartig brannten die aus Holz und Lehm errichteten Ständerbauten ab, kaum daß noch Zeit blieb, das Vieh aus den Ställen und das eine oder andere Erinnerungsstück aus den Kammern vor der Vernichtung durch das Feuer zu retten. Am Ende des Tages stand die Bevölkerung wohl fassungslos vor der Bilanz der Flammen: fast das halbe Dorf war ihnen zum Opfer gefallen! Entschlossen ging die Gemeinde an den Neuaufbau. Nur vier Wochen nach dem Brand, am 30. November 1767, lagen schon Pläne für den Wiederaufbau von Küsterei und Schule vor. Auch Geld stand bereit: aus der Brandkasse erhielt die Gemeinde 293 Rthlr. und *„aus den Händen des Vogtes Berends erhielt sie 291 Rthlr. Die letzte Summe wird eine Beihilfe der Regierung darstellen mit freiwilligen Gaben, besonders Kollekten*“.[146] Natürlich konnten die anstehenden Arbeiten nur mit Hilfe zusätzlicher auswärtiger Handwerker geschafft werden. Mit dem Wiederaufbau der Küsterei etwa wurden Colon Flake aus Glandorf und ein Dirk Herm Richter aus Westkirchen beauftragt. 230 Rthlr. sollte allein dieses Bauvorhaben kosten, von denen die Unternehmer sofort 115 Rthlr. erhielten. Bereits im Sommer 1768 standen die Fundamente, auf die dann das Ständerwerk gesetzt werden konnte.[147] Aber auch einzelne Privatleute, die z.T. auf den Fonds einer Brandversicherungskasse zurückgreifen konnten, packten die Arbeit nach der Brandkatastrophe umgehend an. Ebenfalls 1768 standen die ersten Neubauten, deren Erbauer aber über die Freude der Wiedererrichtung, die Furcht vor dem großen Feuer nicht vergessen hatten. In den Inschriften ihrer Häuser dokumentiert sich die Katastrophe bis heute.[148]

Das Beckmannsche Haus etwa trägt die Inschrift:

Das Feuer hat mich geworfen
Mit Gottes Hülfe steh ich wieder
Was Menschenfleiss nicht zwingt
Durch Gottes Segen doch gelingt
Anno 1768

Am Bierbaumschen Haus heißt es:

Hier stehe ich Herr in deiner Hand
Bewahre mich vor Feuer und Brand
Du wollest die so mich bewohnen
mit Heil und Segen reichlich lohnen
Das in Fried und Einigkeit
wir hier wohnen jederzeit
2. April 1768

Ganz deutlich werden die Umstände des Neuaufbaus auf einer Inschrift, die sich am Seiteneingang des Hotels Storck findet.

Wir haben nicht gebauet auß pracht
Die noth hat uns dazu gebracht
Wir konnten vor selbst nicht enden
Gott helve es vollenden.

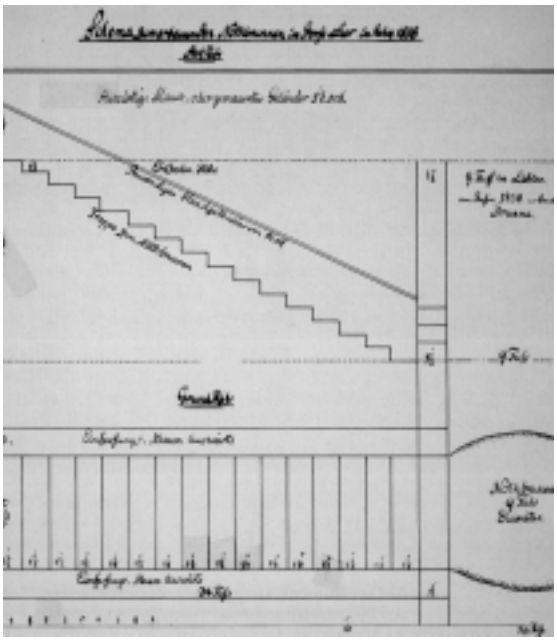
Auch das alte Haus Brune am Kirchplatz erinnerte an den großen Brand.

Herr durch Deine Gnad undt Gunst
Bewahr dies Haus vor Feuersbrunst
Auf das es möge nicht in Asche vergehen
Wie dies beim vorigen ist geschehen
Anno Domini 1768

Das Kirchspiel bemühte sich aber nicht nur um den Wiederaufbau. Die Furcht vor der alles vernichtenden Kraft des Feuers, das die Laerschen Häuser in so kurzen Stunden verzehrt hatte, führte zur Anschaffung einer Brandspritze. In den 1780er Jahren war „*Schäfer Liese ... Spritzenmeister*“ von Laer; es scheint, als habe er seinen Dienst ehrenamtlich versehen.[149] Jedes Frühjahr testeten die Eingesessenen ihre Brandspritze, um für den Fall der Fälle gerüstet und im Umgang mit der Gerätschaft trainiert zu sein. Die Brandspritze war bis in die 1820er Jahre in einem recht beengten Raum an der Kirchhofspforte untergebracht;[150] danach fand sie einen Unterstand an der 1824 neu erbauten Knabenschule am Thieplatz.[151]

Ausblick

Die Erinnerung an die große Katastrophe hielt noch für einige Jahrzehnte an. Ende der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts baute das Kirchspiel unter der Regie des damaligen Vogten Greve am Paulbrink einen Notbrunnen zur Feuerbekämpfung. *„Es war ein offenes großes Wasserbecken, zu dem eine Steintreppe hinunterführte. Wenn die Brandglocke vom Kirchturm ertönte, kamen die Einwohner mit ihren ledernen Feuereimern und den Brandhaken zu diesem Notbrunnen. Die bis zum Brandherd reichende Kette förderte die gefüllten Eimer zum Löschen*“.[152] Der Notbrunnen hatte einen Durchmesser von 2,63 m und lag 4,70 m unter der Geländeoberfläche. *„Der Zugang wurde durch eine 7 m lange und 1,90 m breite Bodenausschachtung ermöglicht, in der 15 Stufen zu der Wasserstelle führten*“.[153] Vom Notbrunnen führte übrigens ein 1,20 m hoher, in den Piepstein gehauener Stollengang zum Hause des Kirchhöfers Hendrik Hiltermann (Schinkenhinnerk). Der Stollengang war weit älter als der Notbrunnen selbst. Im Mittelalter konnte man von diesem Haus, das ein wichtiger Teil der mittelalterlichen Kirchenburg war, bei feindlicher Belagerung und Trinkwasserknappheit durch den Stollengang ungesehen zur



Der Nothbrunnen am Paulbrink,
Skizze von 1838, Heimatmuseum Bad Laer.

Wasserquelle am Paulbrink gelangen. Das war in gefahrvollen Zeiten wichtig genug, denn die Brunnen der Häuser am Kirchhof führten nur wenig, oft noch salziges Wasser.

Zum Feuerschutz gehörte aber auch die Feuerwache, bei Tag und in der Nacht. Der Nachtwächter des Dorfes und der Gemeindediener (vormals Untervogt) waren dazu besonders verpflichtet. Nachtwächter Weihs etwa, der seit dem Jahre 1835 in Laer Dienst tat, ging Nacht für Nacht seinen vorgeschriebenen Weg durch das Dorf, im Winter von abends um zehn Uhr bis um 4 Uhr früh; im Sommer begann sein Dienst eine Stunde später. Er mußte auf viele Dinge achten, darauf, daß die Wirtshäuser rechtzeitig um 22.00 Uhr schlossen, darauf, daß alle Tore und Türen der Bürgerhäuser des Nachts fest verschlossen blieben und auf manches andere mehr. Und weil er des Nachts der einzige Mensch auf den Straßen war, diente er auch als Feuermelder für das Dorf. *„Sobald der Nachtwächter im Ort oder dessen Nachbarschaft, seye es in oder außerhalb Kirchspiels zur Nacht- oder Tageszeit, Feuergefahr bemerkt, hat er das übliche Feuerzeichen zu geben, zur Nachtzeit sofort die Nachbarschaft wach zu machen, den Vogt, Spritzenaufseher und Vorsteher des Ortes aber jeden Falls und möglichst schnell davon zu unterrichten“,*[154] befahl der Vogt seinem Nachtwächter.

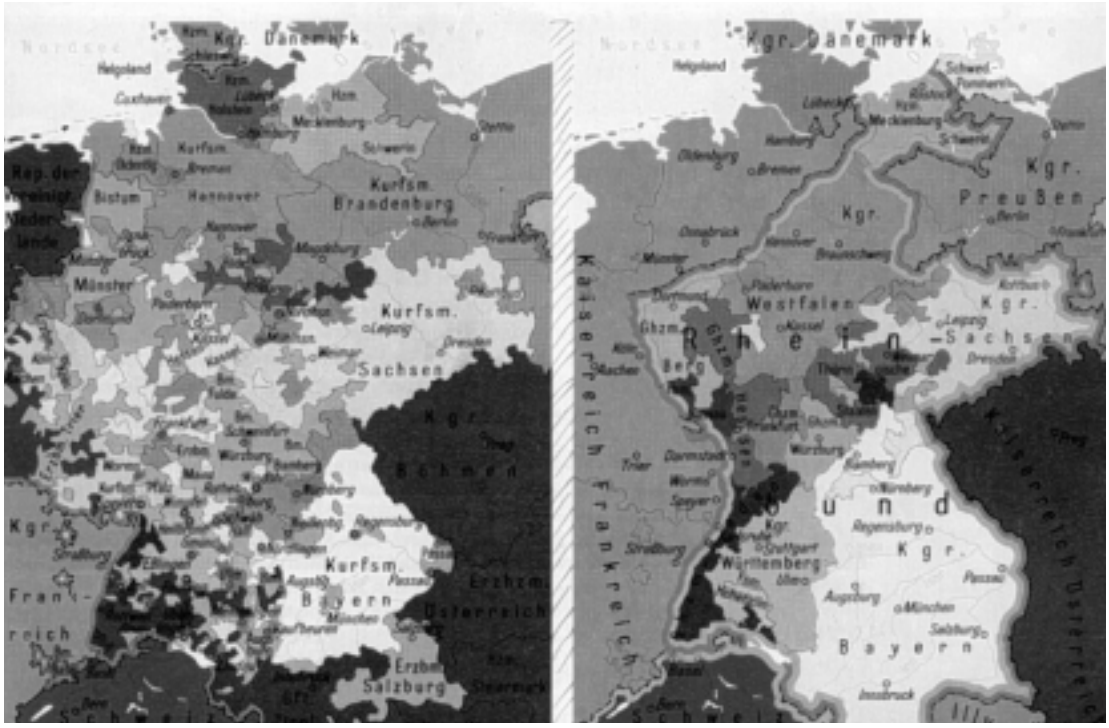
So wie Adolf Weihs das Dorf des Nachts bei Feuer alarmierte, so mußte auch der Heuerling Heinrich Fölling, der am 2. Juni 1853 zum Gemeindediener von Laer gewählt worden war, zum Feuerschutz beitragen, denn das gehörte zu den polizeilichen Pflichten seines Amtes. Das Amt des Gemeindedieners entstand übrigens erst in jenem Jahr, an späterer Stelle wird davon ausführlich berichtet. Bezüglich des Feuerschutzes überwachte der Gemeindediener das Verbot *„Feuer in unbedeckten Geschirren über die Straße oder über freie, von Gebäuden umgebenen Plätzen (zu tragen), das Aufschütten oder Aufbewahren der frischen Asche auf gefährliche Weise, das Bearbeiten von Flachs und Hanf ... bei*

Licht ohne eine gegen Feuergefahr sichernde Vorrichtung, das Verkehren mit Feuer, offenem Lichte, sowie das Rauchen von Cigarren in Scheunen, Ställen oder sonst in der Nähe feuerfangender Gegenstände ...".[155] Die Vorschriften waren äußerst penibel und genau, doch muß man bedenken, daß die Gemeinde nach dem Brand von 1767 gezeichnet war; denn die meisten Laerer Häuser waren Ständerbauten, die rasch Feuer fangen würden. Innerhalb weniger Stunden konnte ein unbedacht entfachtes Feuer Dutzende von Wohnungen und Existenzen zerstören. Darum mußte die Bevölkerung etwa im Umgang mit irgendwelchen Lichtquellen, mit heißer Asche und insbesondere mit dem offenen Kaminfeuer, das in vielen Haushalten die einzige Wärmequelle war, ganz sorgfältig und verantwortungsbewußt umgehen; denn der Umgang mit dem Feuer war keinesfalls Privatsache.

2.6 Die Französische Revolution verändert die alte Ordnung

Zwischen Französischer Revolution und Aufhebung des Hochstifts

Im Juli des Jahres 1789 begann in Frankreich eine Revolution, deren Auswirkungen die Entwicklung Europas in den folgenden Jahrzehnten nachhaltig beeinflußen sollte. In wenigen Jahren nur befreiten sich die Franzosen von der alten Königsherrschaft. Einem bis dahin beispiellosen Blutrausch fielen weite Teile des Adels zum Opfer. Im Jahre 1793 guillotinierte man sogar König Ludwig XVI. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", das waren die Parolen der Revolution. Das französische Volk, bis dahin in weiten Teilen von der Herrschaft des Adels und der Monarchie geknechtet, fand im Verlauf der Revolutionsjahre seine Identität als Nation, ein Begriff, der auch die spätere deutsche Geschichte nachhaltig beeinflussen sollte. Im Fürstentum Osnabrück aber haben die Jahre der Französischen Revolution unmittelbar so gut wie keine Spuren hinterlassen. *„Angesichts der seit 1763 durchgeführten moderaten Reformen im landwirtschaftlichen und gewerblichen Bereich, angesichts gemäßigter Steuerforderungen und angesichts eines neu erwachten ständischen Dialogs konnte man sich auch nach 1789 in der Sicherheit wiegen, daß die hiesige Bevölkerung weniger empfänglich für die Ideen von Freiheit und Gleichheit sein werde"*.[156] Nur in Gesmold kam es Anfang September 1794 zu einem Aufstand gegen den dortigen Grundherrn Freiherr Friedrich von Hammerstein. Er hatte einen Mühlenpächter in den Gefängnisturm seines Schlosses werfen lassen. Die Gesmolder Bauern waren des Grundherrn Eigenmächtigkeiten leid. Sie stürmten das Schloß, befreiten den Müller und rissen den Gefängnisturm bis auf die Grundmauern nieder. *„Mehrere Eigenbehörige verlangten und erhielten ihre Freibriefe, Pachtgelder von Heuerlingen wurden reduziert und der Müller erhielt die Zusicherung zur Reparatur der Mühle"*.[157] Doch der Gesmolder Aufstand breitete sich nicht weiter aus. Alle übrigen Kirchspiele und auch das Kirchspiel Laer blieben ruhig.
Europas Monarchien, von den Veränderungen in Frankreich zutiefst verstört, versuchten, die Revolution, mit militärischen Mitteln zu bezwingen. Sie wurden aber von den Armeen und Generälen der neuen Zeit zurückgeschlagen. Persönlichkeiten wie



Die deutschen Länder 1789 (links) und 1812. Napoleon beseitigt die alte Ländervielfalt in Deutschland. Laer gehörte zwischenzeitlich zu Westfalen und wurde 1811 französisch.

Napoleon Bonaparte stiegen auf. Sie trugen die Gedanken der Revolution mit militärischen Mitteln über die Grenzen Frankreichs hinaus. Die instabilen Verhältnisse in Frankreich selbst aber verlangten nach strafferer Ordnung – zum Ende des Jahrhunderts übernahm Bonaparte die Macht. Im Verlauf weniger Jahre errichtete er eine neue, Frankreich innenpolitisch stabilisierende Ordnung, der er schließlich als gewählter Kaiser vorstand. Gleichzeitig schlug er die europäischen Mächte in verschiedenen Kriegen und schwächte sie nachhaltig durch die Bildung französischer Satellitenstaaten. So veränderte er die Machtverhältnisse, die Europa seit dem Abschluß des Siebenjährigen Krieges in erträglicher Ruhe gehalten hatten. Durch die Aufhebung der das Deutsche Reich durchsetzenden geistlichen Fürstentümer wie auch der reichsfreien Städte, die Napoleon den deutschen Mittelstaaten zuschlug, gab er den deutschen Fürsten gleichzeitig Gelegenheit, ihren internationalen Bedeutungsverlust wieder wettzumachen. Sie gewannen genügend Stärke, um Napoleon als Bündnispartner dienen zu können, blieben aber noch klein genug, um von ihm beherrschbar zu sein. Nach verschiedenen Verhandlungsrunden einigte man sich beim sogenannten Reichsdeputationshauptschluß u.a. auch darauf, daß das alte Fürstentum Osnabrück mit seinen 130.000 Einwohnern von nun an zum Haus Hannover gehören sollte. Das war das vorläufige Ende der „Nebenlandexistenz“, die dem Land im 18. Jahrhundert so viel Schaden und nur so wenig Nutzen eingebracht hatte. Am 29. Oktober des Jahres 1802 übergab Fürstbischof Herzog Friedrich von York die Herrschaft seinem Vater, dem Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg, der als Georg III. auch König von England war.

Im Lande selbst wurden nun die Klöster aufgelöst und die Mönche mit Rentenzahlungen für ihren Lebensabend versorgt. So kam bald nach der sogenannten „Säkularisation" der Iburger Pater Krumm als Schulvikar nach Laer. Auch Remsede profitierte für einige Jahre von der Aufhebung des Klosters. Pater Budden übernahm die Seelsorge für das alte Kapellendorf; an anderer Stelle wird darüber ausführlich berichtet. Für die katholische Kirche aber entstand mit der Aufhebung des Fürstbistums Osnabrück ein erheblicher Schaden. Sicherlich, die Diözese, also den geistlichen Sprengel des alten Bistums, konnten die deutschen Fürsten nicht aufheben, denn das stand nicht in ihrer Macht. Sie konnten nur den Osnabrücker Kleinstaat kassieren. Aber dennoch zog das Kurfürstentum Hannover auch das kirchliche Vermögen ein. Es beschlagnahmte die Klöster wie etwa Iburg, aber auch das Dotationsgut der Domkirche in Osnabrück. Damit war auch das Domkapitel erledigt, denn es hatte bis dahin von diesen reichen Erträgen gelebt. Für Laer bedeutete dies, daß die alte, aus dem Hochmittelalter stammende Institution der Archidiakonate und Sacellanate nun endgültig aufgehoben war. Während der folgenden Jahrzehnte bis 1857 hatte das Bistum Osnabrück auch keinen Bischof. Karl Klemens Reichsfreiherr von Gruben amtierte bis zu seinem Tode 1827 als Weihbischof und sein Nachfolger, Karl Anton Lüpke, war wechselnd als sogenannter Apostolischer Administrator und als Generalvikar der Diözese tätig. Im Jahre 1824 gelang es, mit dem nunmehrigen Königreich Hannover einen Vertrag zu schließen, der den Bestand des Bistums Osnabrück sicherte. Es brauchte aber nochmals über 25 Jahre, bis mit einem Zusatzvertrag die Frage der Dotation geregelt werden konnte. Das war ein schwieriges Feld, denn bei der Säkularisation der Kirchengüter hatte das Bistum einen enormen finanziellen Aderlaß erlitten, den wiedergutzumachen sich der hannnoversche Staat beharrlich sträubte. Man einigte sich schließlich auf eine jährliche Dotation des Bistums von 15.000 Talern; verglichen mit den etwa 170.000 Talern, die jährlich aus den säkularisierten Kirchengütern nach Hannover flossen, war die Ausstattung des Bistums freilich bescheiden. Doch endlich erhielten die katholischen Christen im Bistum Osnabrück wieder einen geistlichen Oberhirten, den der Staat anerkannte und bezahlte. Am 20. April 1858 konnte Dr. Paulus Melcher, bislang Generalvikar von Münster, im Osnabrücker Dom zum neuen Bischof geweiht werden.

Der neue hannoversche Landesherr führte als englischer König Krieg gegen Frankreich. Im Zuge dieses Konflikts wandte sich Napoleon auch gegen die kontinentalen Gebiete Georgs: er marschierte in die kurfürstlich-hannoverschen Besitzungen ein, zu denen das Fürstentum Osnabrück erst seit kurzem gehörte. Französische Truppen zogen im Jahre 1803 ins Kirchspiel. Die Lasten der Einquartierung waren drückend, und so mancher mußte sich verschulden, um die Kosten tragen zu können. Bauer Müscher in Müschen etwa mußte deshalb im Jahre 1805 beim Kaufmann Hiltermann am Thie 10 Louisdor, (53 Rthlr. und 12 Groschen), aufnehmen.[158] Das war eine Menge Geld, für dessen Rückzahlung Müscher trotz moderater 5 % Zinsen bis zum Jahre 1827 brauchte. Die Franzosen blieben über zwei Jahre im Land, und ihr Aufenthalt kam der Bevölkerung teuer. Allerdings hatte auch diese Besatzung, wie schon so manche frühere, ihre menschliche Seite. In

den Jahren 1804 und 1805 wurden im Kirchspiel immerhin 22 uneheliche Kinder geboren, als deren Väter der damalige Pastor Hüdepohl jeweils *„miles gallicus“* (französischer Soldat) notierte. Übrigens, die Mütter waren *„nicht etwa Dienstmädchen, die des elterlichen Schutzes entbehrten, sondern die Töchter alteingesessener Bauernfamilien, wie Bauer Sandfort, Rogge, Höpke, Pauck, Dodthage, Buntevogel, Unverfehrt, Lilienbeck, Kuhlenkötter, Landwehr, Holkenbrink, Klare /und/ Hofmann“*. Heinrich Schockmann wertet dies als Zeichen dafür, daß die Laersche Bevölkerung die Franzosen nicht unfreundlich empfangen habe, weil sie von ihnen die Aufhebung der Lasten der Eigenbehörigkeit erwartete.[159] Aber vielleicht erklärt sich die an sich erfreulich hohe Geburtlichkeit jener Jahre auch auf gänzlich unpolitische Weise.

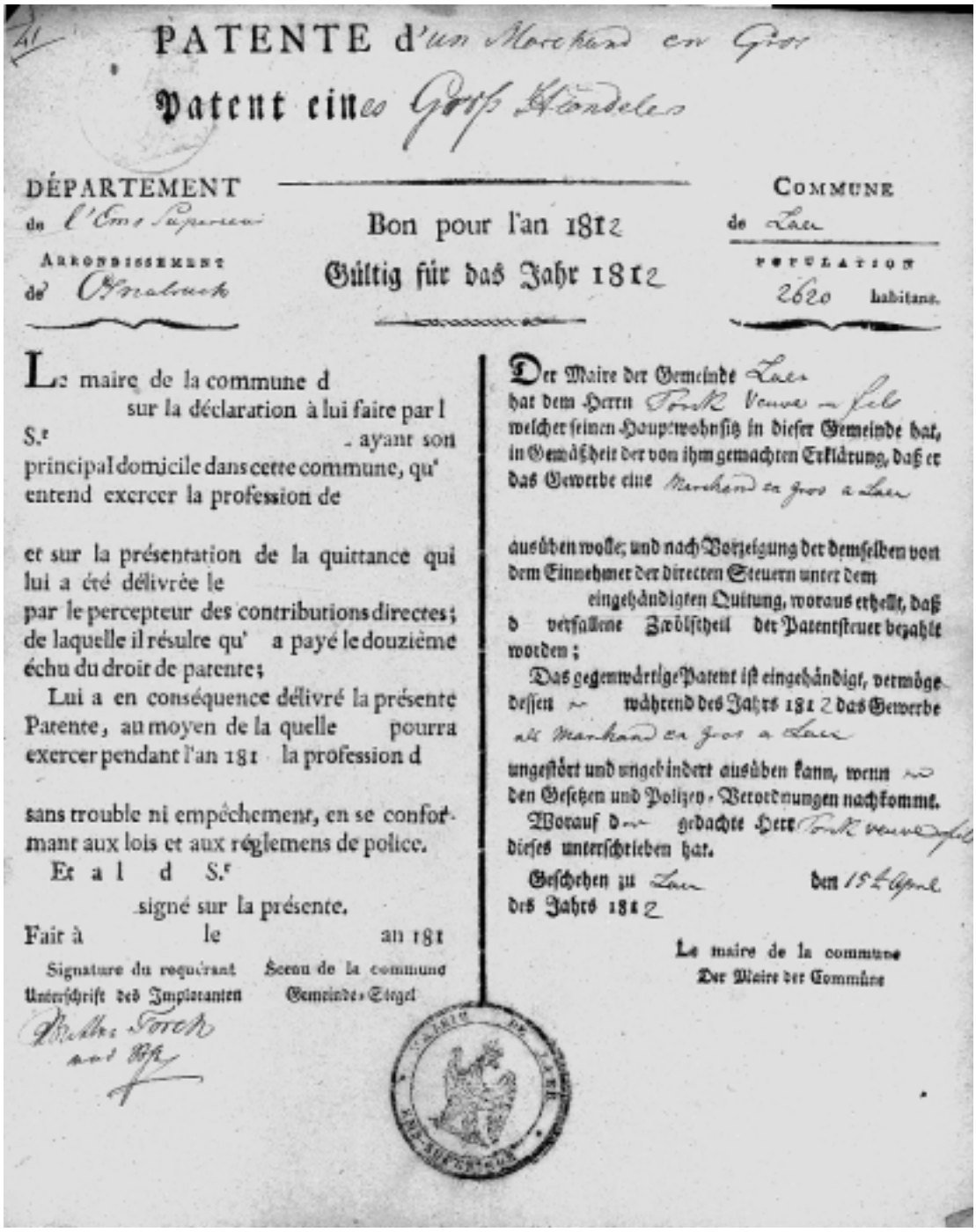
Siegel der „Mairie de Laer, Ems-Superieur“ von 1812, Nachlaß Hiltermann
In dieser Zeit war Laer Sitz eines Bürgermeisteramtes im Oberemsdepartement, das zu Frankreich gehörte.

Nachdem die Franzosen im Jahre 1805 wieder abgezogen waren, übernahm vorübergehend Hannover die Verwaltung, um sie kurze Zeit später an Preußen abzutreten. Preußens König Friedrich Wilhelm III. führte 1806 einen Krieg gegen Napoleon, bis er nach den beispiellosen Niederlagen von Jena und Auerstedt kapitulieren mußte. Friedrich Wilhelm konnte letztlich seiner Frau Königin Luise, dem Zaren von Rußland und auch seinem Kriegsgegner Bonaparte dankbar sein, daß Preußen nicht ganz von der Landkarte verschwand. Für das Kirchspiel Laer hatten die Kriege ganz konkrete Folgen: Im Jahre 1807 gründete Napoleon das Königreich Westfalen, das er seinem Bruder Jerome übertrug, der bald seiner unbeschwerten Verschwendungssucht wegen den Spitznamen „König Lustig“ erhielt. Das alte Fürstentum Osnabrück wurde Teil des neuen Königreichs Jerome Bonapartes. In 20 sogenannte Kantone eingeteilt, bildete es den Distrikt Osnabrück im Weserdepartement. Laer gehörte als eigenständige Mairie (Bürgermeisteramt) zum Kanton Glandorf. Dorthin ging auch Laers bisheriger Vogt Greve – die Vogtverfassung war nun aufgehoben –, um als Friedensrichter und Kantonsnotar zu dienen. Es war übrigens gang und gäbe, daß die bisherigen Amtsträger auch unter französischer Herrschaft im Dienst des Staates blieben. Nur vier Jahre später nahm Bonaparte das Weserdepartement mit dem Kirchspiel Laer aus dem Königreich Westfalen heraus. Als Oberemsdepartement wurde das hiesige Gebiet Teil des französischen Kaiserreiches. Erneut kam es zu einer Verwaltungsreform, von der auch Laer betroffen war. Zwar blieb

das alte Kirchspiel Sitz einer Mairie; es gehörte aber nunmehr neben den Ortschaften Versmold, Hesselteich, Bockhorst, Hörste und Füchtorf zum Kanton Versmold.

Kriegsfuhren, Steuern und Soldatentod

Die Jahre von 1803 bis 1813 belasteten das Kirchspiel schwer. Bonaparte führte beständig Krieg, ob nun gezwungenermaßen oder rein aus Eroberungslust sei dahingestellt. Die Bauern wurden gezwungen, *„Kriegsfuhren zu leisten. Neue Steuern kamen hinzu. So bezahlte Oberhülsmann für das Jahr 1810 an Haus- und Wiesensteuern 21 Franken 35 „ Centimes, an Personalsteuer alle Vierteljahr 23 Franken und 50 Centimes"*.[160] Die Bauern trugen schwer an den Lasten der kriegerischen Zeit. Dabei hatte Bonaparte ursprünglich durchaus Erleichterungen für das Leben der Bauern in seinem als Modellstaat gedachten Westfalen geplant. Westfalen erhielt eine Verfassung, die im Artikel 12 die Aufhebung der Leibeigenschaft versprach. Die Einwohner des neuen Staates würden, so versprach es Napoleon, *„glücklicher sein als bisher. Entlastet von ihren großen militärischen Frondiensten, werden sie sich friedlich der Kultur ihrer Äcker widmen können; entlastet von einem Teil ihrer Steuern, werden sie nach großmütigen und liberalen Grundsätzen regiert werden"*.[161] Immerhin kam es zur Einführung des vorbildlichen französischen bürgerlichen Rechts, des Code Napoléon, aber *„größere gesellschaftliche Veränderungen bewirkte dies Gesetzbuch während der kurzen Zeit seiner Geltung nicht"*.[162] Auch die Eigenbehörigkeit blieb faktisch bestehen, d.h. die Bauern mußten auch weiterhin ihre Abgaben an die Grundherren bezahlen. Das junge Königreich Westfalen konnte sich schließlich nicht halten – im Jahre 1812 war es bankrott. Napoleon hatte einen erheblichen Teil des Vermögens Westfalens verbraucht, um seinen Offizieren hohe Dotationen zukommen zu lassen. Das war eine übliche Entlohnungsform, die hier aber zur Auszehrung des Staates führte. Daraufhin folgten Steuererhöhungen, um die aus Frankreich geforderten Summen aufbringen zu können, aber das verkraftete die Wirtschaft des Landes nicht, die von der Kontinentalsperre gegen England ohnehin schlimm getroffen war. Auch innerhalb des Kaiserreichs selbst, zu dem Laer ja seit 1811 gehörte, wurde die Belastung nicht reduziert. Im Gegenteil, selbst der zuständige Präfekt des Departements v. Keverberg war der Ansicht, daß das Oberemsdepartement und seine Bevölkerung weit über Gebühr besteuert würden.[163] Die Laerschen Eingesessenen zahlten bald neben der längst bekannten Grundsteuer noch eine Personal- und Mobiliarsteuer, eine Tür- und Fenstersteuer kam hinzu. Dann forderte der Kaiser noch Hand- und Spanndienste, zeitaufwendige Kriegsfuhren und lästige Erdarbeiten. Napoleons Regierung belastete die Laerer schwer, und rasch waren die Vorzüge seines Regiments vergessen. *„Die wirtschaftliche Misere war täglich fühlbar. Die Aushebung von Soldaten für die Kriege Napoleons, für Zwecke, die den Landeseinwohnern völlig fremd waren, wurde als schwerer Druck empfunden, zumal sich bald herausstellte, daß die Eingezogenen nur eine geringe Chance hatten, in die Heimat zurückzukehren"*.[164]



PATENTE d'un Marchand en Gros

Patent eines Gross Hendelers

DÉPARTEMENT de l'Ems Superieur

ARRONDISSEMENT de Osnabruck

Bon pour l'an 1812

Gültig für das Jahr 1812

COMMUNE de Laer

POPULATION 2620 habitans.

Le maire de la commune d sur la déclaration à lui faire par l S.r ayant son principal domicile dans cette commune, qu' entend exercer la profession de

et sur la présentation de la quittance qui lui a été délivrée le par le percepteur des contributions directes; de laquelle il résulte qu' a payé le douzième échu du droit de patente;

Lui a en conséquence délivré la présente Patente, au moyen de la quelle pourra exercer pendant l'an 181 la profession d

sans trouble ni empêchement, en se conformant aux lois et aux réglemens de police.

Et a l d S.r signé sur la présente.

Fait à le an 181

Signature du requérant — Sceau de la commune

Unterschrift des Imploranten — Gemeinde-Siegel

Der Maire der Gemeinde Laer hat dem Herrn Torck Veuve u. fils welcher seinen Hauptwohnsitz in dieser Gemeinde hat, in Gemäßheit der von ihm gemachten Erklärung, daß er das Gewerbe eine Marchand en gros a Laer

ausüben wolle; und nach Vorzeigung der demselben von dem Einnehmer der directen Steuern unter dem eingehändigten Quitung, woraus erhellt, daß d verfallene Zwölftheil der Patentsteuer bezahlt worden;

Das gegenwärtige Patent ist eingehändigt, vermöge dessen während des Jahrs 1812 das Gewerbe als Marchand en gros a Laer

ungestört und ungehindert ausüben kann, wenn den Gesetzen und Polizey-Verordnungen nachkommt.

Worauf d gedachte Herr Torck veuve u. fils dieses unterschrieben hat.

Geschehen zu Laer den 15t April des Jahrs 1812

Le maire de la commune

Der Maire der Commune

Patent eines Gross-Hendelers" aus der Franzosenzeit, Nachlaß Hiltermann.
Dieses Patent wurde 1812 für den Kaufmann Torck in Laer ausgestellt

Auch das Kirchspiel Laer mußte Soldaten für die Kriege des Kaisers bereitstellen, und so mancher kehrte nicht wieder in die Heimat zurück. Die Regierung hatte in Rothenfelde ein „Douane Bureau" eingerichtet; von dort aus scheint die Rekrutierung der jungen Männer erfolgt zu sein. Musterungen waren besonders bei der Vorbereitung des Feldzuges gegen Rußland an der Tagesordnung, ein Feldzug, der der napoleonischen Herrschaft

schließlich das Genick brechen sollte. Viele suchte sich dem Soldatenschicksal zu entziehen, denn der Krieg für die französische Besatzungsmacht war ganz und gar nicht populär. Anders als in den späteren Kriegen des 19. und des 20. Jahrhunderts galt der Waffendienst unter dem Kaiser der Franzosen nicht als Ehre, eher im Gegenteil. So suchten die jungen Männer, den Häschern der kaiserlichen Armee zu entgehen. Man *„versteckte sich vor der Douanestreife auf Dachböden unter Heu und Stroh, man baute Verstecke unter Holz und flüchtete an andere Orte“*.[165] So mancher desertierte von der Truppe. So etwa der junge Heinrich Lause aus Wellingholzhausen, der später auf den Hof Steinkamp, Hardensetten, heiraten sollte. Statt den Kaiser auf seinem Zug ins eisige Rußland zu begleiten, schlug sich der junge Mann lieber hungrig und in beständiger Furcht vor den französischen Streifen durch unwegsames Gelände bis nach Hause durch[166]. Doch viele andere junge Leute mußten ihr Leben als Soldat des Kaisers hergeben. Bernhard Heinrich Lintker etwa, ein junger Mann von 23 Jahren, starb am 24. Januar 1810 im Hospital von Toulouse. Im Alter von 22 Jahren traf es Johann Wilhelm Recker aus Vogelsangs Kotten. Er starb am 25. März 1811 zu Eßwegen. Georg Heinrich Greve, ein Sohn des vormaligen Vogten, starb als Soldat am Nervenfieber. Jürgen Anton Koch aus Remsede war Soldat in der großen Armee, mit der Napoleon Rußland zu bezwingen hoffte. Im Litauischen Wilna ereilte ihn der Tod. Andere Söhne des Kirchspiels verschwanden spurlos: Johann Wilhelm Oberhülsmann etwa, auf dessen Rückkehr sein Vater noch im Jahre 1823 hoffte, als er ihn in seinem Testament bedachte. Der Junge sollte mit dem üblichen „Brautwagen“ ausgestattet werden. Denn der Vater hoffte im Geheimen noch immer, daß sein Sohn einst heimkehren und selbst eine Familie würde gründen können. Doch er blieb in den Weiten Rußlands verschollen wie so viele andere mit ihm. Auch die Familie Klapphecke aus Müschen verlor einen ihrer Söhne, während ein zweiter noch glücklich heimkehren konnte. Letztlich wird man nie erfahren, *„wie viele im ganzen auf den Schnee- und Eisfeldern Rußlands geblieben sind“*.[167] Denn obwohl der Schlachtentod für die Sache Napoleons und seines Kaiserreiches nicht weniger Selbstaufgabe, Qual und Leid vom Soldaten verlangte als der Schlachtentod fürs Vaterland in späterer Zeit, so lag doch aus damaliger Sicht keine Ehre darin. Kein Kriegerdenkmal sollte den in Rußland gefallenen Söhnen des Landes gewidmet werden; in den Kirchen findet sich keine Ehrentafel und auch kein einziger Nachruf, der an ihr Schicksal erinnert.

Napoleons Ende und politische Restauration

Napoleon scheiterte in Rußland. Er verlor die große, für unbesiegbar gehaltene Armee und kehrte, vorläufig geschlagen, nach Frankreich zurück. Nun erhoben sich seine Widersacher: Rußland, Österreich und auch die deutschen Länder mit Preußen. In einer großen Schlacht bei Leipzig – sie ging als Völkerschlacht in die Geschichte ein – scheiterte der Kaiser im Jahre 1813 erneut. Er mußte sich endgültig nach Frankreich zurückziehen. Europas Mächte setzten ihm unter Aufbietung aller Kräfte nach. Sie appellierten sogar an ihre Völker, sich von der französischen Fremdherrschaft zu befreien. Es kam zu einer Art nationalem Aufbruch, zur quasi ersten realpolitischen Entdeckung einer „teutschen Nation“, die den Fürsten, die nicht die selbständige geeinte Nation, sondern ihre

Macht und Herrschaft in ihren kleinräumigen Territorien wiederhaben wollten, bald schwer zu schaffen machte. Im Kirchspiel folgte auf die Vertreibung der Franzosen ein neuer Schrecken. *„Wir sahen bei uns in Laer Cosacken vom Don an der asiatischen Grenze, hier noch nie gesehene Truppen*“.[168] Die russischen Einheiten lagerten bei Bauer Aulenbrock in Westerwiede. Dort scheinen sie intensiv gefeiert zu haben; sie veranstalteten ein großes Trinkgelage, zündeten auf der Tenne ein offenes Feuer an und *„tobten und tranken*“.[169] Schließlich aber ließen sie sich von ihrem Kommandanten zur Ruhe bringen. Die Kosaken zogen dann nach Frankreich weiter. Mit ihnen gingen auch einige Landwehrbataillone aus dem Gebiet des Fürstentums, um den Kaiser in seinem Heimatland zu schlagen. Mit ihnen marschierte auch der junge Georg Anton Springrose, der dann im Jahre 1815 beim Rückzug starb. *„Springrose war erst 22 Jahre alt*“.[170]

Zu dieser Zeit gehörte Laer schon wieder zu Hannover. Das Kirchspiel wurde erneut zum Teil des Amtes Iburg und Vogt Greve kehrte an seine alte Wirkungsstätte zurück. In den folgenden Jahren stellte die hannoversche Regierung die alten Rechtsverhältnisse, wie sie vor der Franzosenzeit bestanden hatten, weitgehend wieder her. Dazu gehörte auch die Wiedereinführung der Eigenbehörigkeit, die aber auch schon unter französischer Herrschaft nicht ernstlich aufgehoben worden war. Kurzum, die hannoversche Regierung unter dem Grafen Ernst von Münster restaurierte die alte Ordnung, als habe es die Ideen der französischen Revolution nie gegeben. Es hatte sie aber gegeben; im Verlauf der kommenden 50 Jahre sollte sich im Kirchspiel Laer unendlich vieles verändern, vielleicht auch weil die Menschen bereit geworden waren, ihr Schicksal noch stärker als bisher selbst in die Hand zu nehmen. Es gelang, die bäuerliche Eigenbehörigkeit und die damit verbundenen Abgaben und Dienstpflichten durch Geldzahlungen an die adeligen Grundbesitzer abzulösen. Nach dieser „Bauernbefreiung“ verließen Hunderte von Laerern das Kirchspiel. Sie wollten sich aus den Zwängen ihrer Geburt befreien und in Amerika vorankommen, wenn sie denn im Kirchspiel Laer keine Chance dazu erhielten. Die meist jungen Auswanderer waren nicht mehr bereit, ihr Schicksal klaglos hinzunehmen. Im Jahre 1848 dann sollten die Verbliebenen ihren Unmut über ihre zeitweilig furchtbaren, von Hunger und Not gekennzeichneten Lebensbedingungen sogar in einem Tumult zum Ausdruck bringen. Kurzum, die große Revolution von 1789 blieb nicht folgenlos, auch nicht in Laer.

3. Aus der Pfarrgeschichte im 18. und 19. Jahrhundert

3.1 Ausschnitte aus dem kirchlichen Leben

Laers Pastöre im 18. Jahrhundert

Martin Huges Nachfolger wurde der Pfarrer Nicolaus Schultze, dem schon 1687 Antonius Hilmer nachfolgte. *„Pastor Hilmer muß aus Glane stammen. Unter den Schülern des Carolinums in Osnabrück taucht er zwischen 1673 und 1681 in den Klassen 1-7 auf*“ und

wird wohl bei seiner Ernennung zum Pastor von Laer noch recht jung gewesen sein.[1] Er betreute die Pfarre bis zum Jahre 1700. Während seiner Amtszeit *„läßt sich in den Totenbüchern nachweisen, daß durchweg alle die heiligen Sakramente empfingen“*, schreibt Bernd Holtmann in seiner Pfarrchronik.[2] Hilmers Nachfolger im Amt wurde der damalige Schulvikar von Laer, Pastor Rudolf Heinrich Cörding. Auch Cörding war einst Schüler des Carolinum in Osnabrück. Von 1679 bis 1685 besuchte er die ersten sieben Klassen. Zehn Jahre später wurde er Schulvikar in Laer, und im Jahre 1700 übernahm Cörding die Pfarrerstelle. Zu jener Zeit konnte das Kirchspiel Laer als endgültig rekatholisiert gelten. *„Die Zahl der Katholiken betrug im Dorfe 518, in Müschen 390, in Winkelsetten 284, in Hardensetten 295, in Westerwiede 225, in Remsede ohne Natrup 227. 84 Andersgläubige wohnten im Kirchspiel und zwar 29 Lutheraner in Laer, 24 in Müschen, 11 in Winkelsetten, 4 in Hardensetten, 5 in Westerwiede und 14 in Remsede“*.[3] Nach gut 50 Jahren Aufbauleistung hatte sich das geistliche Leben in der seit 1650 wieder katholischen Gemeinde also stabilisiert und konnte nun noch weiter vertieft und gefestigt werden.

Das 1771 von Pastor Hüdepohl erbaute Pastorat, Nachlaß Hiltermann. Das bisherige Pasorat von 1615 wurde zu einem Viehstall umgebaut und blieb bis 1910 erhalten.

So hat Pastor Cörding im Jahre 1703 eine Bruderschaft vom gekreuzigten Herrn, auch Bruderschaft vom gekreuzigten Heiland und der schmerzhaften Mutter Maria genannt, gegründet, denn nach 50 Jahren beharrlicher katholischer Seelsorge war die Bevölkerung zu einer weiteren Intensivierung des geistlichen Lebens bereit. *„Die Bruderschaft traf sich jeweils am ersten Sonntag eines Monats nachmittags um 14 Uhr zu einer eigenen Andacht, in der eine besondere Ansprache gehalten wurde“*, und schon seit dem Jahre 1704 verfügte sie über ein *„päpstliches Ablaßbreve, ..., wonach die Mitglieder unter bestimmten Voraussetzungen an Mariae Himmelfahrt und am Michaelstag einen sogenannten vollkommenen sowie an jedem Montag einer Woche einen teilweisen Ablaß gewinnen konnten“*.[4] Kurzum, die „Todesangstbruderschaft“ des Pastors Cörding förderte die Vertiefung des religiösen Lebens in der Gemeinde, und sie diente darüber hinaus wohl auch der Kontaktpflege der Eingesessenen untereinander. Denn es gab ja noch keine Vereine und Verbände, in denen man Gleichgesinnte treffen und soziale Kontakte über den engen Rahmen des fa-

miliären und beruflichen Lebens hinaus knüpfen und pflegen konnte. In dieser Beziehung wird die Todesangstbruderschaft ebenfalls wirksam und attraktiv gewesen sein; kein Wunder also, daß sie nur vier Jahre nach ihrer Gründung bereits 300 Mitglieder zählte.[5] Pastor Cörding selbst hing an seiner Todesangstbruderschaft; noch in seinem Testament vermachte er ihr 300 Rthlr. *„mit der Verpflichtung, am Montag nach der Bruderschaftsandacht eine hlg. Messe für sich und die verstorbenen Mitglieder lesen zu lassen"*.[6] Nach seinem Tode übernahm der bisherige Schulvikar Rottbeck, der bereits seit dem Jahre 1701 in Laer arbeitete, das Amt des Pastors. Im Jahre 1730 erhielt Johannes Joseph Betting die Pfarrstelle in Laer, der er bis 1762 vorstand. Sein Nachfolger wurde Johannes Ignatius Brücher, der den großen Dorfbrand 1767 miterlebte. Er wurde bereits 1769 nach Damme versetzt. Ihm folgte Heinrich Friedrich Hüdepohl ins Amt, der vordem Pastor in Bohmte gewesen war. Pastor Hüdepohl blieb bis zu seinem Tode im Jahre 1805 in Laer. *„Am 10. Juni 1772 legte (er) den Grundstein zu dem neuen Pfarrhause, das in seinem Grundbestande bis zum Jahre 1934 die Wohnung des Pfarrers blieb"*.[7] Dann mußte es dem heute noch benutzten Neubau weichen. Das alte Pastorat aber, ein kleines Ständerhaus, das noch von Pastor Rupe im Jahre 1615 gebaut worden war, blieb bis 1910 als Pastoratsstall erhalten. Zum Pfarrhaushalt gehörte ja etwas Vieh, dazu ein Garten beim Haus und einige weitere Ländereien, die über die Bauerschaften verstreut lagen und zu guten Teilen verpachtet wurden.[8]

Das Prozessionswesen erlebt eine neue Blüte: Ein Ausschnitt aus dem katholischen Leben

Zu den sinnfälligsten Ausdrucksformen des katholischen Lebens in Laer gehörte sicherlich das Prozessionswesen, dessen Traditionen bis ins Mittelalter zurückreichen. Natürlich stand die Remseder Kapelle des hl. Abtes Antonius im Zentrum *„von Wallfahrten und Prozessionen, die vor allem dem Schutz des Viehs und der Abwehr der Pest dienen sollten. Naturgemäß hatten sie für die Einwohner des Kirchspiels Laer und jene der umliegenden Gemeinden höchstes Interesse"*.[9] Daneben aber gab es noch drei weitere Plätze unter freiem Himmel, die schon im Mittelalter zu Prozession und Messe einluden. *„Auf dem Loh in Hardensetten kamen am ersten Tag der Bittwoche die Gemeinden von Laer und Glandorf zu einer gemeinsamen Meßfeier zusammen"*, und am darauffolgenden Tag trafen sich die Laerer mit den Eingesessenen von Glane auf der „ruwen Wiske" oder dem „hilligen Stohl" bei Große Wechelmann. Bis zur Reformation kamen auch die Gläubigen aus Hilter hierher. Und zu Mariä Heimsuchung traf man sich mit der Nachbargemeinde Dissen bei Lintkers Altargarten in Müschen zum Gottesdienst.

Nach der Reformation lebte das traditionelle Prozessionswesen wieder auf, natürlich ohne die nun protestantisch gewordenen Nachbarkirchspiele Hilter und Dissen. Pastor Huge, der irgendwann zwischen 1676 und 1684 auf dem Loh eine Kapelle errichten ließ, trug daran entscheidenden Anteil. Die erste der vier großen Prozessionen des Kirchspiels ging zur Kapelle am Loh. Morgens früh um sechs Uhr trafen sich die Gläubigen in der alten Kirche. *„Über Paulbrink und Thie ging man durch die Wientken an Höpke*

Das Buschkotten Kreuz unter der alten Predigerlinde, errichtet im Jahre 1829.
An dieser Stelle errichtete Pastor Huge eine Kapelle, die nach 1772 verfiel.

vorbei nach Winkelsetten bis zu Stockhoffs Kreuz. ... . Hier gab es den ersten Segen. Die Prozession wandte sich anschließend nach Westen auf die Straße nach Füchtorf zu. Bei Eggerts Bild – im 19. Jahrhundert erhielt es einen neuen Standort – *wurde der zweite Segen erteilt und nach einem Hinweis auch gepredigt. ... . Die Prozession zog anschließend nach Hardensetten bis zum Loh*".[10] Abwechselnd hielten der Glandorfer und der Laerer Pastor Hochamt und Predigt in der Barockkapelle. Nun trennten sich die Gemeinden, und die Laerer Gläubigen wandten sich zu Horstmanns Bild unter der alten Linde an der Glandorfer Straße. Danach ging es weiter zu Ellermanns Bild, von da aus zum alten Armenhaus, und schließlich endete die große Prozession des nachmittags um drei Uhr in der Laerer Kirche. Ähnlich groß angelegt war auch die Prozession zur *ruwen wisk:* Von der Pfarrkirche ging es über die Iburger Straße nach Feldhaus Bild und von dort aus zwischen Witte und Meyer zu Klöntrup durch zum *hilligen Stohl*. An Mariä-Heimsuchung ging es, wie seit Jahrhunderten schon, nach Müschen zu Lintkers Altargarten. Oberhülsmanns Kreuz erinnert bis heute an die historische Stätte, deren Altarsteine beim Bau der Müschener Schule (1800) im Schornstein verwendet wurden. Und schließlich gehörte die große Fronleichnamsprozession zu den bedeutenden Umgängen der Laerer Gläubigen, bis heute übrigens.

Im Jahre 1772, als Pastor Hüdepohl der Pfarre vorstand, wurden die noch von Pastor Huge im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts besonders geförderten Prozessionen von Seiten des Kölner Erzbischofs in ihrer seinerzeitigen Form verboten. Kein Wunder, denn sie waren mitlerweile *„zu seltsamen Gebilden geworden. Man führte Pferde und Kühe mit und erbat für das Vieh den Segen; man begnügte sich damit, eine Weile betend und singend mitzumachen, zog sich dann aber in ein am Wege liegendes Wirtshaus zurück, so daß am*

Ende diese geistlichen Umzüge völlig ausgeartet waren, ehe das hl. Sakrament die Kirche nach vielen Stunden wieder erreicht hatte. Das Verbot von 1772 hatte auch zur Folge, daß die Bittprozessionen zum Loh unterblieben", berichtet Bernd Holtmann in seinem Beitrag zur Geschichte der Pfarrgemeinde.[11] Übrigens wurden auch weiterhin Prozessionen in Laer abgehalten, wenn auch kleiner, räumlich und zeitlich begrenzt. Doch die Kapelle am Loh verfiel; während der Franzosenzeit wurde sie abgebrochen. Heute steht an ihrer Stelle das Buschkotten Kreuz von 1829.

Das Ende des Hochstifts und die Aufhebung des „realen Pfarrzwanges" unter Pastor Homann

Im Jahre 1804 kam der Benediktinermönch Pater Wilhelm Budden nach Remsede, um dort von nun an den Gottesdienst zu halten. Für das alte Kapellendorf erfüllte sich damit ein langgehegter Wunsch; endlich hatten die Remseder einen eigenen Pastor, den man nicht einmal bezahlen mußte, denn Pater Budden war seit neuestem Pensionär. Vordem hatte er lange Jahre als Mönch in Iburg gelebt, doch dann bereiteten die politischen Zeitläufe seinem klösterlichen Leben ein plötzliches Ende. Denn Anfang des 19. Jahrhunderts kam es, an anderer Stelle ist schon davon berichtet worden, zur Aufhebung des Hochstifts Osnabrück. Der Landesherr Friedrich von York übergab das Fürstentum seinem Vater, dem Kurfürsten von Hannover und König von England Georg III. Der hannoversche Staat kassierte das umfangreiche kirchliche Vermögen, und damit war auch die Aufhebung der Klöster und des Domkapitels verbunden. Die Mönche der Osnabrücker Klöster verstreuten sich in alle Winde, und einer von ihnen, der besagte Pater Budde nämlich, ging nach Remsede, um dort den Dienst in der alten, bislang hauptsächlich vom Laerer Vikar betreuten Kapelle zu versehen. Einer seiner Mitbrüder, der Pater Krumm, übernahm als Nachfolger von Vikar Redecker im Jahre 1807 die Dorfschule von Laer. Er betreute sie bis 1814. Mit der Auflösung des Domkapitels rissen auch die alten Verbindungen zum Domscholasten, der als Archidiakon über ein halbes Jahrtausend das geistliche Gericht im Kirchspiel gehalten hatte. So hatte die Auflösung des Hochstifts erhebliche Folgen für Laer.

Laers Pastor Hüdepohl, der der Pfarre seit dem Jahre 1769 vorstand, mußte die Aufhebung der Klöster und das Ende des traditionsreichen geistlichen Fürstentums Osnabrück noch miterleben. Doch bald darauf, im Jahre 1806, verstarb er. Sein Nachfolger, Johannes Friedrich Welage, leitete die Pfarre aber nur für einige Jahre. Am 12. März 1814 verstarb auch er. Johannes Bernhard Homann, der unter Pastor Welage bereits in Laer wirkte, sollte die Gemeinde durch das folgende Jahrzehnt führen. Während seiner Zeit gab man eine alte und eigentümliche Regelung aus der Zeit des Westfälischen Friedens, den sogenannten „realen Pfarrzwang", nach und nach auf. Bislang war es unmöglich gewesen, daß Laers Pfarrer Amtshandlungen für die katholischen Gläubigen innerhalb der Grenzen eines protestantischen Nachbarkirchspiels vornahmen, obwohl sie für die Betreuung dieser Katholiken zuständig waren. In Dissen oder Hilter ansässige Ka-

tholiken mußten statt dessen nach Laer kommen, wenn sie denn Wert auf die geistliche Betreuung durch einen katholischen Pfarrer legten. Umgekehrt galt das für die evangelische Bevölkerungsminderheit im Kirchspiel Laer auch; sie mußte sich an den Pfarrer in Dissen wenden. Wollte man aber etwa zu Hause in Laer getraut oder beerdigt sein, dann waren die Laerer Pastöre dafür zuständig. Diese doch sehr umständlich gewordene, und die individuelle Konfessionszugehörigkeit kaum achtende Regelung hörte nach der Franzosenzeit auf. Die Kirchspielsgrenzen wurden durchbrochen. Pastor Homann begab sich erstmals im Jahre 1820 nach Hilter, um dort eine katholische Beerdigung vorzunehmen, denn am 11. Juli des Jahres verstarb der erst 10 Wochen alte Sohn der Eheleute Colon David Westing und Anna Sophia Brockmeyer. Am 13. Juli erschien Pastor Homann zusammen mit dem damaligen Schulvikar Leopold Hülster *„nebst 18 Schulknaben und des Custos* (Küster) *Cordes*" in Hilter. Homann war also mit großem Gefolge den etwa sechs Kilometer langen Weg in das evangelische Nachbarkirchspiel marschiert. Dort angekommen, nahm er die Beerdigung *„ganz nach unserem kathol. Ritus auf dem Kirch-Hofe zu Hilter*" vor.[12] *„Die zahlreichen Protestantischen Zuschauer betrugen sich anständig"*, notierte er, und so hielt er auch *„eine Leichenrede am Grab"*. Daraufhin machte sich der Troß aus Ministranten, Pastor, Vikar und Küster auf den Heimweg; ein ganzer Tag wird so hingegangen sein. Zwei Jahre darauf verstarb mit Johann Friedrich Westing ein weiteres Kleinkind der Familie. Pastor Homann selbst war zu jener Zeit auf Reisen. So machte sich der Vikar Hülster, vom Küster und einigen Schulkindern begleitet, auf den Weg nach Hilter, um das Kind zu beerdigen. Und noch einmal sechs Jahre darauf, am 15. November 1828, verstarb David Westings Vater, der Excolon Evert Westing. Am 17. um neun Uhr betete Laers neuer Pastor Hamberg (1825-1868), vom Küster und 16 Schulkindern begleitet, im Trauerhaus. Von dort setzte sich der Zug zur Beisetzung auf dem Friedhof in Bewegung. Mittlerweile war daran auch nicht mehr allzuviel Besonderes; die Beseitigung des vom Westfälischen Frieden herrührenden „realen Pfarrzwanges" war allgemein akzeptiert.

Errichtung einer Kaplanei unter Pastor Hamberg

Ein zentrales Problem der kirchlichen Arbeit war die hohe und durch die Bevölkerungsvermehrung immer weiter zunehmende Belastung des Seelsorgers selbst. Im Jahre 1823 mußte Pastor Homann über 3000 Katholiken betreuen. Dabei half ihm nur der Schulvikar, der aber durch die beständig zunehmende Kinderzahl im Kirchspiel seinerseits schon vollständig überlastet war. Doch erst Pastor Homanns Nachfolger, Johann Hermann Hamberg, der die Laerer Pfarrstelle im Jahre 1825 antrat, richtete ein Gesuch um Einrichtung einer Kaplanstelle an den Weihbischof v. Gruben. Dieser lehnte jedoch ab; die Einkünfte der Pfarre seien zu gering, hieß es. Doch Hamberg gab nicht auf. Er wandte sich nun an die Regierung in Hannover, die unter der Bedingung, daß auch die Laerer Bevölkerung sich finanziell engagiere, jährlich 50 Taler versprach. *„Weihnachten 1826 zeichnete Kaufmann Diedrich Hiltermann 400 Taler, Georg Hiltermann 20 Taler, Kaufmann Schmitz (Smits) 150 Taler, Kaufmann Richard 50 Taler, Fräulein Hundorf*

Johann Hermann Hamberg,
1825 bis 1868 Pastor von Laer.

50 Taler, Kaufmann Bernhard Hiltermann 50 Taler und auch Pfarrer Hamberg 50 Taler. Durch eine Haussammlung der Kirchenprovisoren kamen weitere 480 Taler zusammen“.[13] So hatte man bald schon genügend Kapital, dessen Zinserträge, um den Zuschuß der Regierung ergänzt, ausreichten, einen weiteren Geistlichen zu ernähren. Kurz darauf, am 1. April des Jahres 1827, trat Johannes Heinrich Brackland aus Twistringen seinen Dienst als Kaplan von Laer an. Er sollte hier bis zum Jahre 1844 wirken. Wie die späteren Kaplane auch, lebte er beim Pastor Hamberg im Pfarrhaus. Sein Nachfolger wurde Dr. Caspar Bartelsmann, der nach Hambergs Tod im Jahre 1868 die Pfarrstelle ganz übernehmen sollte. Bartelsmann hat sich in der Gemeinde offenbar sehr wohl gefühlt. „*Ich lebe*“, so schrieb er gut zehn Jahre nach Dienstantritt an seinen alten Lehrer in Rom, „*mit dem Pfarrer* (Hamberg), *der ein Mann von 66 Jahren und voll guten Willens ist, in einem Hause, in Eintracht und Liebe und werde ich auch wohl so lange bleiben, bis ich eine Pfarrei bekomme, was hier in unserer Diözese ganz nach dem Alter geht*“.[14] Bartelsmann hatte reichlich zu tun, denn Pastor Hamberg setzte ihn als Beichtvater, Prediger und auch zur Mithilfe bei der Führung der Kirchenbücher und der sonstigen Angelegenheiten ein. Und die Arbeit lohnte sich, denn in der Gemeinde herrschte zu jener Zeit „*Gott sei Dank ein sehr reges-religiöses Treiben*“.[15]

Die Bekämpfung der Trunksucht und der Laerer Mäßigkeitsverein

Das rege religiöse Treiben, von dem Kaplan Bartelsmann berichtet, hatte seinen Grund sicherlich nicht zuletzt auch in der engagierten religiösen und sozialen Arbeit der Geistlichen, die in den 1840er Jahren unübersehbar wurde. Ein ganz zentrales Anliegen der kirchlichen Sozialarbeit jener Jahre war die Bekämpfung der Trunksucht, die bisweilen

erschreckende Ausmaße angenommen und ganze Familien ins Unglück geworfen hatte. Die Geistlichen der Gemeinde setzten sich aktiv für eine Besserung der Verhältnisse ein. Pastor Hamberg nahm schon im Jahre 1836 einem notorischen Trinker aus Müschen das eidesstattliche Versprechen ab, ein Jahr lang keinen Branntwein mehr zu trinken. Und der Schulentlassungsjahrgang von Ostern 1839 mußte ihm schriftlich versprechen, sich mindestens zwei Jahre lang des Branntweins zu enthalten. Der Alkoholmißbrauch war aber nicht nur ein Problem im Kirchspiel Laer, im Gegenteil: er war weit verbreitet und fand viel Beachtung. In einer Aufklärungsschrift vom 27. Dezember 1839 warnte etwa der Amtsassessor Wyncken aus Osnabrück eindringlich vor den Folgen des übermäßigen Alkoholkonsums. *„Wie – fragt jeder Menschenfreund, den Blick trauernd in die Zukunft gerichtet – wie wird es bei uns, bei unseren Kindern und Enkeln in 10, 50 und 100 Jahren aussehen, wenn die Consumption in dem bisherigen über alle Erwartung steigenden Verhältnis zunimmt?*“.[16] Er regte zur Gründung von Mäßigkeitsvereinen an; eine Idee, die der Kaplan von St. Johann zu Osnabrück, Matthias Seling, im Jahre 1840 begeistert aufgriff. Er reiste landauf und landab, warb für seine Idee und forderte die Bevölkerung auf, dem Branntwein abzuschwören. Die Laerer Priester unterstützten ihn gern; schon 1840 gründeten sie einen Mäßigkeitsverein, dem zum Jahresende bereits 200 Mitglieder angehörten. Zwei Jahre darauf erweiterten die Laerer ihren Mäßigkeitsverein noch um eine Jugendabteilung, die „Junggesellen-Sodalität“, deren Hauptzweck die Förderung der Frömmigkeit durch Nüchternheit war. So hatten *„alle Sodalen anzugeloben, ohne Not keinen Branntwein zu trinken*“.[17] Die Laerer Mäßigkeitsbewegung war vorübergehend sehr erfolgreich. Nur fünf Jahre nach der Vereinsgründung zählte man 1500 Mitglieder und der Branntweinkonsum war um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Hatte die Branntweinsteuer im Jahre 1838 noch gut 1000 Taler eingebracht, so waren es mittlerweile nur noch um die 400 Taler. In den nächsten Jahren verlor die Bewegung jedoch merklich an Schwung. Entsprechend nahm auch der Alkoholmißbrauch wieder zu; es scheint, als sei die Alkoholsucht auf Dauer stärker gewesen als alle Enthaltsamkeitsschwüre, die ja letztlich auf der Idee gründeten, daß es zur Brechung der Sucht nächst des Vertrauens auf Gott nur noch eines starken Willens bedürfe.

Bald engagierte sich auch die Regierung, die nun ihrerseits versuchte, der Trunksucht durch Verbote Herr zu werden. Wenn in späteren Jahren ein Trunksüchtiger auffällig wurde, gingen die Beamten in Iburg direkt gegen ihn vor. Sie ließen dann nämlich *„allen Gast- und Schankwirten in der Samtgemeinde Laer ... eröffnen, daß ihnen bei Geldstrafe von 30 Mark bezw. Entziehung der Concession untersagt werde, dem* (Name des Alkoholkranken) *Branntwein und sonstige Spirituosen für Geld oder umsonst zu geben und daß ihnen bei gleicher Strafe untersagt werde, in ihren Häusern zu dulden, daß andere das thun*“.[18] Außerdem legten die Beamten in den Gastwirtschaften sogenannte „Trunkenboldlisten“ aus, damit die Wirte stets über die Alkoholkranken in der Gemeinde Bescheid wußten. Zu jener Zeit, Ende der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts, gab es immerhin 17 Schank- und Gastwirtschaften in Laer (ohne Remsede). Hinzu kamen noch ungezählte sogenannte „Stillken-Kneipen“, also nicht-konzessionierte Schänken, die ebenfalls mit Alkohol handelten. Der bürgerlichen Bevölkerung galten sie als öffentliches Ärgernis, wie ein Laerer

Iburg, den 16. August 1879.

Polizei-Verordnung.

Auf Grund des § 5 der Verordnung vom 20. September 1867 wird in Uebereinstimmung der Amtsversammlung folgende Polizei-Verordnung erlassen.

§ 1.

Unerwachsenen (unter 16 Jahren), Handwerkslehrlingen, Angetrunkenen und Solchen, welche ihrer Geisteskräfte nicht mächtig sind, darf von den Branntweinverkäufern Branntwein weder zum unmittelbaren Genuß noch zum Mitnehmen verabreicht werden; Letzteres auch nicht, wenn solche Personen im Auftrage Anderer erscheinen.

§ 2.

Dasselbe gilt von bekannten Trunkenbolden, rücksichtlich welcher den Branntweinverkäufern eine entsprechende Weisung von der Obrigkeit ertheilt ist.

§ 3.

Den in den beiden vorstehenden Paragraphen benannten Personen darf auch von anderen Personen als den Branntweinverkäufern, namentlich den Wirthshausbesuchern, kein Branntwein verabreicht werden.

§ 4.

Was in dieser Polizei-Verordnung von dem Branntwein gesagt ist, gilt auch von den sonstigen gebrannten Wassern (destillirten Getränken).

§ 5.

Alle Branntweinverkäufer haben einen Abdruck dieser Polizei-Verordnung in ihrem Schenkwirthschafts- oder Verkaufslocale offen sichtbar auszuhängen.

§ 6.

Zuwiderhandlungen gegen vorstehende Bestimmungen werden, soweit keine höhere Strafe anderweit angedroht ist, mit einer Geldstrafe bis zu 9 Mark oder mit verhältnißmäßiger Haft bestraft.

Der Amtshauptmann.

Verordnung zum Ausschank von Alkohol, 16.08.1879, Gemeindearchiv Bad Laer.

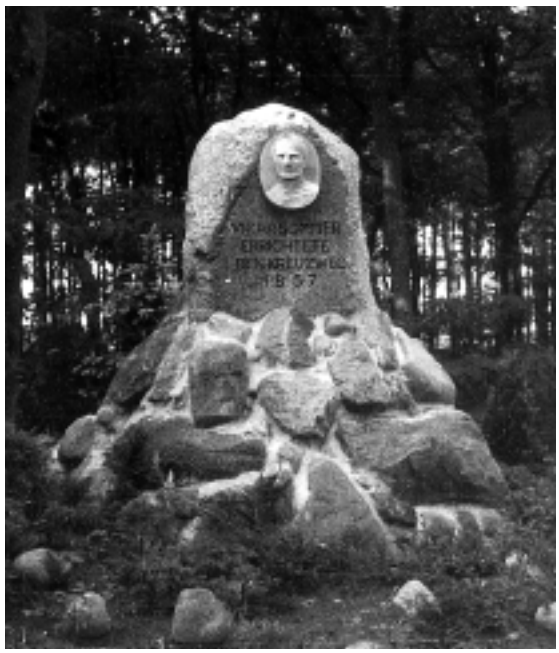
Briefschreiber bald nach der Jahrhundertwende bezeugte. *„Seit einigen Jahren und besonders im letzten“*, schrieb er im Jahre 1911 an die Redaktion des Iburger Kreisblattes, *„hat die Zunahme und der Umsatz der sog. Geheim= oder Stillken=Kneipen im hiesigen Kreise derartig sich vergrößert, daß nachgerade berechtigter Anstoß an dem Treiben dieser nicht=konzessionierten Betriebe genommen wird. Der Ausschank von alkoholischen Getränken wird in vielen derartigen Häusern mit einer unverfrorenen Offenheit gehandhabt, so daß es nach Außen den Anschein erweckt, als sei dort die Wirtschaft konzessioniert. Daß gerade solche Stätten den notorischen Trinkern, den Dunkelmännern und besonders den jungen, der Schule eben entlassenen Burschen für ihre Zusammenkünfte – die oft bis in die Nacht hinein dauern – willkommenen Unterschlupf bieten, ist ja bekannt“*,[19] empörte sich der Briefschreiber, dem es im weiteren vor allem darum ging, die Jugend zum Geldsparen anzuhalten. Denn *„dem Staate und der Gesellschaft kann doch nur daran gelegen sein, wenn die Jugend in guter Gesittung und Sparsamkeit heranwächst“*. Letztlich aber hinderten auch

derlei moralisch-pädagogische Vorhaltungen den Alkoholkonsum nicht weiter; erst einige Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg konnte sich immerhin in der Fachwelt die Ansicht durchsetzen, daß Alkoholismus nicht etwa als Ausdruck individueller Willensschwäche, sondern als schwere Krankheit zu gelten hat, die durchaus tödlich verlaufen kann, ja in vielen Fällen tödlich endet und die nicht zu verbieten, sondern nur langfristig therapeutisch zu behandeln ist. Das frühe Engagement etwa der Geistlichen und der Gläubigen in der Pfarre Laer bei der Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs ist aber von großer Bedeutung gewesen, denn es schärfte und sensibilisierte langfristig das Bewußtsein für die soziale Sprengkraft des Alkoholismus. Und daß sich die Priester des Kirchspiels diesem drängenden sozialen Problem ihrer Zeit so überzeugend annahmen, dürfte sie mit den Gemeindemitgliedern noch enger verbunden haben. Doch natürlich spielte die Pflege und Förderung der Religiosität eine Hauptrolle in der Arbeit der Geistlichen. Zu jener Zeit gründete man eine „Marianische Sodalität“ (1857), eine „Jungfrauenkongregation“ (Magdseinsverein) (1862) und belebte im Jahre 1860 die alte, von Pastor Cörding schon 1703 gegründete „Todesangstbruderschaft“ neu. Außerdem entstanden ein Weltmissionsverein, später „Franziskus-Xaverius-Verein“ genannt (1842), der „Kindheit-Jesu-Verein“ (1846), die „Skapulier Bruderschaft“ (1849) und der III. Orden (1850). Hinzu kamen verschiedene Volksmissionen der Kapuziner in den 1850er Jahren, und auch andere Orden waren in Laer aktiv. Erwähnt sei noch die Einführung des 40stündigen Gebets in den 1840er Jahren. Der damalige Kaplan und spätere Pfarrer Bartelsmann, der einige Jahre in Rom studiert hatte, erzählte seinem Pastor Hamberg *„von den feierlichen kirchlichen Festen in Rom“* und als er ihm die Feier *„des 40stündigen Gebetes schilderte und ihn aufmunterte, dasselbe auch hier kirchlich einzuführen“*, ging Hamberg gleich darauf ein.[20]

Wallfahrten und der Kreuzweg am Kalvarienberg
Zum religiösen Leben in Laer

Gleichfalls der Pflege und Förderung des religiösen Lebens gewidmet waren auch die Wallfahrten nach Vinnenberg und Telgte; insbesondere die Telgter Wallfahrt ist in Laer bis heute populär geblieben. Schulvikar Sommer, der seit 1832 die Dorfschule betreute, gab den Anstoß zur Wallfahrt nach Vinnenberg. Sommer ging erstmals im Revolutionsjahr 1848 zusammen mit etwa 250 Laerern die Strecke *„über Glandorf nach Vinnenberg und über Füchtorf zurück, später gingen Hin- und Rückweg über Füchtorf“*.[21] Der Wallfahrtsgedanke wurde rasch aufgegriffen; bei der zweiten Prozession gingen bereits um die 700 Laerer mit. Sie *„kommunizierten zum Teil in Laer, hörten um 5 Uhr die hl. Messe und gingen dann mit Gebet und Gesängen nach Vinnenberg. Bei den am Wege stehenden Kruzifixen wurde Halt gemacht, Ablaßgebete gebetet und bei Hörstkamps Kreuz auch gepredigt. Später hat man das aufgegeben. In Vinnenberg wurde dann Hochamt gehalten und eine Predigt gehört“*, danach ging es zurück nach Laer.[22] Dort warteten schon die Schulkinder auf die Rückkehr der Wallfahrer. Sie geleiteten sie durch das festlich geschmückte Dorf in die Kirche. Dort erteilte ihnen Pastor Hamberg den Schlußsegen. Nur wenige Jahre spä-

ter beteiligte sich die Gemeinde unter Führung von Vikar Sommer und Kaplan Bartelsmann auch an der großen Telgter Wallfahrt, die im Juli 1854 aus Anlaß des 200. Jubiläums der Telgter Marienkapelle abgehalten wurde. Gegen sieben Uhr in der Frühe trafen die Wallfahrer aus Wellingholzhausen im Dorf Laer ein. Hier begrüßten sie den Kaplan Bartelsmann, den viele sicher noch gut kannten, denn Bartelsmann stammte ja aus Wellingholzhausen. Gemeinsam hörte man nun eine hlg. Messe. Dann setzte sich der Zug, um die einheimischen Wallfahrer verstärkt und von Pastor Hamberg begleitet, nach Glandorf in Bewegung, um sich hier den von Osnabrück eintreffenden Gläubigen anzuschließen. Am folgenden Tag holte man die Wallfahrer in Glandorf wieder ab und geleitete sie zurück nach Laer. Für die Einheimischen war die Wallfahrt nach einer letzten Andacht beendet; die Wellingholzhausener aber hatten noch einen weiten Weg vor sich. Jahr für Jahr, nur durch den Zweiten Weltkrieg unterbrochen, sollte die Wallfahrt stattfinden; bis heute wird sie in der Gemeinde gepflegt.



„Vikar Sommer errichtete den Kreuzweg 1857“. Denkmal für Vikar Sommer am Kalvarienberg, Aufnahme Raudisch, Diözesanarchiv Osnabrück.

Vielleicht manifestiert sich die Laerer Religiosität am sinnfälligsten im großen Kreuzweg der Gemeinde, dem Kalvarienberg an der Glandorfer Straße, der zu jener Zeit entstand. Die drei Laerer Geistlichen, Pastor Hamberg, Kaplan Bartelsmann und Vikar Sommer, wandten sich am 31. März des Jahres 1857 mit dem Plan zur Errichtung eines Kreuzweges auf dem Loh an die Gemeinde. Damit trafen sie durchaus ein Bedürfnis der Gläubigen, die zu dieser Zeit noch bis nach Warendorf wanderten, um die dortigen Kreuzwege zu besuchen. Der Platz an der Glandorfer Straße war für das Bauvorhaben gut gewählt, denn an der gegenüberliegenden Straßenseite erinnerte schon das Buschkottener Kreuz und vormals eine Kapelle, die einst Pastor Huge hatte errichten lassen, an eine sehr alte Tradition. An dieser Stelle nämlich kamen seit undenklicher Zeit die Gemeinden Laer und Glandorf zusammen, *„um die ursprüngliche Zusammengehörigkeit in Erin-*

nerung zu rufen. Denn die eigentliche Bedeutung dieses jährlichen Treffens dürfte darin liegen, daß es die alte kirchliche Gemeinsamkeit der Tochterkirche (Glandorf) *mit der Mutterkirche* (Laer) *in lebendigem Bewußtsein hielt*".[23] Und nun war eine Gelegenheit da, diese alte Tradition, von deren eigentlichem Herkommen man womöglich schon gar nichts mehr wußte, mit einem gegenwärtigen Bedürfnis zu verbinden. Denn *„jetzt offeriren zwei gute, eifrige Colonen Bosse und Ortlinger das dazu erforderliche Grundstück ...*", schrieb Pastor Hamberg in einer Eingabe an den Generalvikar von Osnabrück am 4. April 1857.[24] Auf diesem Grundstück errichtete die Gemeinde noch während des Frühjahrs ihren Kreuzweg, vorerst noch aus Holz. Am 18. Mai 1857 wurde er eingeweiht. In den folgenden Jahren setzten sich einzelne Gemeindemitglieder unter Mitwirkung und besonderer Förderung durch Vikar Sommer für die Verschönerung des Kreuzweges ein. Da waren einmal die Colonen Örtlinger und Thiemann, die jeder mit einem eigenen Heiligenhäuschen schon 1858 erste Hinweise auf den nahen Kreuzweg gaben. Im Jahre 1860 dann konnte man eine vom Münsterschen Bildhauer Prang geschaffene steinerne Statue am Eingang des Kreuzweges aufstellen. Gespendet wurde sie hauptsächlich von den Laerer Amerikaauswanderern. Auf diese Weise nämlich gedachten sie *„der lieben Gemeinde Laer, die auch unsere Heimat war"*, – so ist es im Sockel der Statue eingraviert. Im folgenden Jahr konnte die Gemeinde um die Statue herum eine steinerne Kapelle errichten und die hölzernen Bilder durch in Stein gehauene Skulpturen ersetzen. Die große Kreuzigungsgruppe am Ende des Kreuzweges wurde 1930/31 auf Anregung des damaligen Vikars Ostmeyer aufgestellt. Im Jahre 1938 dann, in kirchenfeindlicher Zeit also, setzten die Laerer ihrem Vikar Sommer ein Denkmal am Kalvarienberg. Und 1957, zur 100-Jahr-Feier der Anlage, wurde links des Eingangs ein Granitfindling mit eingemeißeltem Kreuz und der Aufschrift „Jesus Christus ist Sieger" aufgestellt.

So mühten sich die Laerer und mit ihnen jene, deren Heimat Laer einst war, von Anfang an für ihren Kreuzweg. Blicken wir darum zum Ende dieses Abschnittes ausnahmsweise einmal weit über die Zeit hinaus bis in die Gegenwart, denn das Engagement der Gemeinde für den Kalvarienberg hat über die Jahre offenbar nicht nachgelassen. Für die Anfang der 1990er Jahre anstehende Renovierung *„mußten beträchtliche finanzielle Mittel zur Verfügung stehen"*, berichtet Vitus Mannel in einem jüngeren Aufsatz.[25] *„Firmen und viele Laerer Bürger sahen die Notwendigkeit einer Restauration ein und spendeten für ihren Kalvarienberg, mit dem sie sich identifizieren konnten. Zur Freude der Initiatoren fielen die Spenden hochherziger aus als erwartet, so daß eine gründliche Erneuerung ins Auge gefaßt werden konnte"*. Bald gründete man einen Förderverein, dem schon am Gründungstag 200(!) Mitglieder beitraten, und die Renovierungsarbeit schritt zügig voran. Wer den renovierten Kreuzweg heute erstmals betritt, wird überrascht an den neuen Nothelfer-Säulen stehen bleiben. Denn auf der einen Seite tragen sie, wie früher auch, die Namen der Heiligen. Doch auf der anderen Seite erinnern sie an einzelne *„Persönlichkeiten, die als Vorbilder für Wahrheit, Gerechtigkeit, Mut, Frieden, Opferbereitschaft und Demut gelten und den Menschen und der Jugend von heute etwas zu sagen haben"*.[26] Dazu gehören Frauen und Männer wie etwa Mutter Theresa und die Schwester Edith

Stein, wie Bischof Romero von San Salvador, Kardinal Graf von Galen, Papst Johannes XXIII. und Pater Maximilian Kolbe. Ebenso findet sich hier auch eine Würdigung etwa für Martin Luther King und für Albert Schweizer. So gibt der Kreuzweg heute ein die Kontinente, Konfessionen und Geschlechter überschreitendes, weitgehend tolerantes Angebot zur Orientierung in einer modernen, sehr unübersichtlich scheinenden Gegenwart.

Die Kreuzigungsgruppe am Kalvarienberg heute.

3.2 Die Pfarre organisiert auch die Armenfürsorge

Anders als heute üblich, lag die Sozialpolitik im Zeitalter des Absolutismus nicht in den Händen der weltlichen Beamten. Die Armenfürsorge war eine Aufgabe des Kirchspiels unter der Regie des Pastors. Sogenannte „Armenprovisoren" unterstützten sie dabei. Im Jahre 1655 diente ein Johann Wineken als Armenprovisor. Hermann Pauk bekleidete das Amt im Jahre 1667.[27] Und im Jahre 1778 fungierte ein Melter als Armenprovisor in Laer. *„Dafür war er frei von Land- und Amtsfolge und vor allem von Reihediensten. Man erkannte seine Arbeit also durchaus an. Sie bestand vor allem in der Rechnungsführung der Einnahmen und Ausgaben der Armenkasse. Aus der Kirchenrechnung standen ihm dafür*

zudem noch 3 Reichstaler zu. Zusammen mit den beiden Kirchenprovisoren gehörte der Armen-Provisor zu den sogenannten Gildemeistern des Kirchspiels, deren Aufgaben in etwa denen des heutigen Kirchenvorstandes entsprachen".[28] Zu den wichtigsten Aufgaben des Armenprovisors gehörte die Verwaltung des Armenhauses, das vom Kirchspiel seit dem Mittelalter unterhalten wurde. Damals lag das Armenhaus noch am Kirchhof. Im 18. Jahrhundert dann fand man es zwischen *„Springrosen Kotten und Becker am Ende des Dorfes nach Hardensetten hin*".[29] Wer in diesem Hause Unterschlupf finden wollte, mußte auf dem alljährlichen Herbst-Send dafür um Erlaubnis nachsuchen. Denn anläßlich des Sends kontrollierte die Gemeinde die Armenverwaltung von Pastor und Armenprovisoren. Hier wurden unter Aufsicht des Archidiakon aus Osnabrück, der in vielen Kirchspielsbelangen noch immer das letzte Wort hatte, die nötigen Entscheidungen über die Verwendung der Armengelder getroffen. Die Armenfürsorge wurde aber nicht etwa durch Steuergelder finanziert. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sorgte die Kirchengemeinde selbst dafür. Vor allem die Gemeindemitglieder, hin und wieder auch einzelne Grundherren, stifteten Geldbeträge zugunsten der Armen. Damit wurden die anfallenden Kosten für den Unterhalt des Armenhauses, für Bekleidungsgelder, Mietaufwendungen, Kostgeld, Schulgeld etc. getragen. *„Die Zinsen aus den Stiftungen wurden durch die Kirchenprovisoren verwaltet und zur Unterstützung Notleidender verausgabt*".[30] In den Jahrzehnten des Dreißigjährigen Krieges war die Not so groß, daß Spenden dringend gebraucht wurden. Bereits im Jahre 1618 stifteten die Eheleute Bierbaum 10 Rthlr. für die Armen. Gerhard zur Wechel aus Remsede stiftete denselben Betrag im Jahre 1629, also mitten im Dreißigjährigen Krieg. Und während der schwedischen Besatzung gaben die Familien Knapheide und Dodthage ebenfalls je 10 Rthlr. für die Armenfürsorge. Auch von außerhalb der Kirchspielsgrenzen flossen der notleidenden Laerer Bevölkerung Spenden zu. Sophia Franek von Oer zu Palsterkamp verpflichtete ihr Gut zu einer jährlichen Zahlung von 7 Rthlr. in die Kasse des Laerschen Armenprovisors. Nach Kriegsende im Jahre 1656 übergab der Rentmeister Heilberg von Palsterkamp weitere 20 Rthlr. an Pastor Huge. Gut Palsterkamp hatte durchaus Grund, sich im Kirchspiel Laer zu engagieren, denn man war katholisch geblieben und in kirchlichen Belangen auf Laer angewiesen. Weitere Stiftungen kamen aus dem Kirchspiel selbst. Der einstmals von den Schweden abgesetzte Vogt Hundorf spendete 4 Rthlr. Ein Johann Mogber gab 1651 immerhin 12 Rthlr. *„Der alte Inhaber der herrschaftlichen Mühle, Johannes Möller, machte im Jahre 1652 eine Stiftung von 9 Talern, während die Frau des neuen Inhabers Desinger im Jahre 1666 den Betrag von 25 Talern gab, wovon die Hausarmen der Gemeinde in der Karwoche den Zinsbetrag erhalten sollten*".[31]

Alle diese und eine Reihe weiterer Stiftungen summierten sich, so daß die Zinserträge bald einen ordentlichen Betrag abwarfen, der im Laufe der Jahrzehnte noch weiter anstieg. Nur 20 Jahre nach Ende des Dreißigjährigen Krieges konnte der Armenprovisor Jahr für Jahr 36 Rthlr. 17 Gr. und 3 Pfennige vergeben, und im Jahre 1713 waren es schon 61 Rthlr., 6 Gr. und 2 Pfennig.[32] Zu dieser Einnahmesteigerung werden sicherlich auch die sechs, im Kirchspiel aufgestellten Opferstöcke beigetragen haben. Einer stand

in der Kirche, ein weiterer an der Kirche und ein dritter in der Remseder Kapelle. Die übrigen drei wurden an den Ortsausgängen des Kirchdorfes Laer in Richtung Glandorf, Iburg und Versmold aufgestellt. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert erinnerten sie jedermann an die Armen. Das Ergebnis konnte sich durchaus sehen lassen. Zwischen 16 und 22 Rthlr. wurden Jahr für Jahr für die Armenkasse eingenommen.[33] Das Geld wurde aber auch bitter nötig gebraucht, denn durch verheerende Kriegszüge und Mißernten, Feuer und Krankheit, kamen viele Menschen in Not. Besonders diejenigen Einwohner des Kirchspiels, die keinen Grund und Boden und darum nur geringe Einkünfte hatten, konnten gegen die Widrigkeiten der Zeit kaum Vorsorge treffen. *„Vor allem Familien von Heuerleuten mit vielen Kindern, aber auch alleinstehende Personen lebten vielfach von der Hand in den Mund und waren immer wieder auf die Hilfe der anderen angewiesen“*.[34] Aber auch Familien, *„die heute nicht einmal den Gedanken begreifen können, daß ihre Vorfahren gezwungen waren, Unterstützungen aus der Armenkasse zu erbitten“,* konnten leicht in Not geraten.[35] Dazu gehörten sogar große alte Vollerbenstellen, die sich Geld aus der Armenkasse leihen mußten. Es gab auch Töchter und Söhne von großen Erbstellen, die betteln mußten. Heinrich Schockmann hat die Armut im Zeitalter des Absolutismus eindringlich geschildert. *„Da kommt ein alter Mann, ein blindes Mädchen, ein armer Krüppel, eine Frau mit 2,3,4 kleinen Kindern und bittet um eine kleine Gabe, um ein paar Gr. Ein armes ‚fendt‘=Kind bittet um ein a-b-c-Buch für 9 Pfennig, um ein Tintenfaß für 8 Pfennig. Jobst X erkranktes Kind erhält 3 Gr. und 6 Pfg. Eine arme Frau, die sich des Bettelns schämt, erhält 7 Gr. Behufs des Sarges der verstorbenen Elisabeth X werden 4 Gr. beigesteuert. Für eine Totenlade für Gerd Y Kind werden 14 Gr. gegeben ...“*.[36] Die Kirchspielsgemeinschaft half. Man war sich der Not der Armen bewußt und wollte helfen, vielleicht auch weil man wußte, daß die Armut in einer Zeit, in der das einzig Sichere die Unsicherheit war, jeden treffen konnte. Es gab kein „soziales Netz“, auf das man sich hätte verlassen können und kein Recht auf Sozialhilfe in heutigem Sinne. Solidarität mit den Armen war insofern auch keine politische Aufgabe. Sie wurde statt dessen auf der Basis christlicher Caritas gedacht und betrieben. Innerhalb der christlichen Gemeinschaft des Kirchspiels ließ sich die Armenversorgung durchaus stabil organisieren. Erst im 19. Jahrhundert änderten sich ihre Prinzipien. In der Französischen Revolution von 1789 wurden erstmals in Europa Menschenrechte formuliert, die letztlich auch dazu aufforderten, auf politischer Ebene Verantwortung für die Armen zu übernehmen. *„In Laer kam es darüber sogar zu Spannungen zwischen dem Pastor und dem damaligen Vogt“*.[37] Pastor Homann, der im Jahre 1815 wie üblich die Abrechnung der Armenkasse vornehmen wollte, mußte erleben, daß der Vogt ihn zurückwies. Greve war nun von Amts wegen zuständig. Zwar brauchte er den Pastor auch weiterhin für die Spendensammlung, aber jetzt hatte in erster Linie der Vogt darüber zu entscheiden, wer Unterstützung erhalten sollte und wer nicht.

3.3 Aus der Schulgeschichte bis zur Aufhebung der Vikarie

„Alles war eng und bescheiden“ Lebens- und Arbeitsbedingungen der Schulvikare

Neben der Betreuung und Förderung des geistlichen Lebens gehörte auch der Schulbetrieb zu den Aufgaben der Geistlichen im Kirchspiel Laer. Pastor Cörding (s.o.) selbst hatte ja schon fünf Jahre als Schulvikar gedient, bevor er die Leitung der Pfarrei übernahm. Sein Nachfolger wurde der Vikar Goswin Heinrich Rottbeck, der nach Cördings Tod nun seinerseits die Pastorenstelle in Laer antrat; Pfarre und Schule waren zu jener Zeit also auch personell sehr eng miteinander verbunden. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Schulvikare waren recht schwierig. Sie wohnten oben im Schulhaus am Kirchhof. *„Alles war eng und bescheiden. Der Schulvikar Gervesmann hatte in ... Anspielung auf die bescheidenen Wohn- und Gehaltsverhältnisse des Schulvikars vor dem Treppenaufgang die Inschrift anbringen lassen: Sehet die Vögel des Himmels, sie säen und ernten nicht, und der himmlische Vater ernährt sie doch“*.[38] Gervesmann, der bis 1741 als Lehrer in Laer amtierte, wußte, wovon er sprach. Seine Lehrerstelle war karg dotiert, außerdem mußte er noch in der Pfarrei mithelfen und die Filialkirche in Remsede betreuen, wofür er jeweils extra entlohnt wurde. So setzte sich sein Jahreseinkommen aus Stiftungsgeldern, dem Schulgeld der Kinder und einigen Einzelposten für geistliche Dienste zusammen. Sein Gehalt war wirklich schwer verdient; man bedenke nur, daß allein schon der Weg nach Remsede eine knappe Stunde beanspruchte und bei Wind und Wetter zu Fuß bewältigt werden mußte. Angesichts ihrer schwierigen Arbeitsbedingungen wird verständlich, *„daß sich viele der Laerschen Schulvikare nach einer anderen Stelle umsahen. Die meisten zog es auf eine Pfarrstelle, sei es in Laer selbst, sei es anderswo“*.[39] Vikar Gervesmann etwa ging 1741 als Pfarrer nach Borgloh, und er wird heilfroh gewesen sein, endlich auskömmlich leben zu dürfen.

Schulpflicht und Lerninhalte

Zumindest theoretisch mußten alle Kinder täglich zum Vikar in die Schule kommen, denn bereits seit dem Jahre 1693 bestand *„infolge des allgemeinen Bildungsnotstandes (im) Bistum“* die Schulpflicht.[40] Fürstbischof Ernst August I. hat *„alle Eingeseßene und Unterthanen welche Kinder haben, hier durch kreftigst befehliget und erinnert, daß sie ihre Kinder wan sie das Siebende Jahr erreichet, und Verstendig sind etwas tuchtiges zu erlernen, in die Schule schicken und daselbst in dem Catechismo, Lesen, Schreiben, Rechnen und andere Wissenschaften unterrichten laßen“*.[41] In einer späteren katholischen Landschulordnung des 18. Jahrhunderts beschrieben die geistlichen Behörden den Unterrichtszweck noch genauer. *„Was den Unterricht betrifft“*, heißt es da, *„so ist unsere Absicht nicht, daß die Kinder auf dem Lande in Sprachen und solchen Sachen, die zum Studieren Anleitung geben, unterrichtet werden sollen; vielmehr ist es uns höchst mißfällig, daß oft Kinder zum Studie-*

ren angeführet werden, die rechtschaffene Christen und gute, dem Staate nützliche Hausleute hätten werden können, hernächst aber nur als halbgelehrte Müßiggänger dem Staate zur Last fallen".[42] Die Kinder in den Landschulen sollten also nicht allzuviel lernen, doch deutet dieses Zitat aus der Landschulordnung von 1786 auch darauf hin, daß die Schüler auf dem Land tatsächlich *„oft zum Studieren angeführt"* worden sind. Aus dem Kirchspiel Laer etwa gingen vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts immerhin 38 Jungen zum Carolinum nach Osnabrück. *„Davon besuchten aber 22 die Schule in den Jahren von 1660 bis 1680"*; nach den Jahren des Wiederaufbaus jedoch ging im 18. Jahrhundert kaum noch ein Laerer Junge nach Osnabrück.[43] Und die wenigen Schüler selbst kamen in der Regel auch nicht aus dem Bauernstand, denn der allgemeinen Überzeugung nach sollten Bauernsöhne eben nicht studieren. Eine Aufstiegschance allerdings verblieb; einige Söhne des Kirchspiels wählten den Priesterberuf. So mancher wird die ersten Kenntnisse im Lateinischen vom Dorfpfarrer erhalten haben, um danach zum Priester ausgebildet zu werden. Zwei Männer aus der langen Reihe der Priester aus dem Kirchspiel Laer seien besonders vermerkt: Johannes Heinrich Redecker (1773-1807) und Matthias Sommer (1801-1881). Sie beide brachten ihr berufliches Leben als Schulvikare von Laer zu.[44]

Kirchplatz mit Haus Bröker und der alten Schule, später Mädchenschule am Kirchhof. Aufnahme Raudisch um 1938, Diözesanarchiv Osnabrück.

Die meisten Laerer Kinder aber mußten sich mit dem Besuch der Dorfschule begnügen. Dort sollten sie zuerst und vor allen Dingen lernen *„Gott als das liebsreichste und gütigste Wesen (zu) erkennen, woraus Dankbarkeit und Liebe von selbst entstehen"* und später mußten sie belehrt werden, *„daß Unterthanen die Obrigkeit nicht wegen des Zwanges, sondern*

wegen Gottes Anordnung und aus Liebe gehorchen müssen; daß man jeden Menschen als einen Miterlösten Christi, folglich als Bruder, ansehen, lieben, dienen und sich über dessen Wohlergehen freuen müsse; daß Unterthanen gegen die Obrigkeit, Eltern gegen Kinder, Kinder gegen Eltern, Herren gegen Dienstboten, Dienstboten gegen Herren, Reiche gegen Arme usw. gewisse Pflichten zu erfüllen haben. Sie müssen belehrt werden, wie ein Ackersmann, Handwerker, Tagelöhner oder sonstiger Gewerbetreibender sich durch sein Gewerbe selbst, wenn es nur fromm, rechtschaffen und fleißig ist, für Zeit und Ewigkeit glücklich machen könne. Sie müssen unterrichtet werden, wie Laster und böse Leidenschaften, als Zorn, Haß, Neid, Verschwendung, Müßiggang, Geiz, Streit mit andern, Unzucht ... nicht nur von Gott bestrafet werden, sondern auch den Menschen selbst an Gesundheit, Gütern und Ruhe des Lebens schaden usw".[45] In der katholischen Landschulordnung ist von weiteren Unterrichtsfächern nicht die Rede, was allerdings nicht bedeuten soll, daß außer Religion und allgemeinem Sozialverhalten nichts unterrichtet worden wäre. Bei den Inspektionen der Dorfpfarrer etwa, mußten die Kinder einzelne Texte *„laut und langsam vorlesen"* können; allerdings sollte hauptsächlich aus den Briefen der Apostel vorgetragen werden, weil *„die allgemeinen Pflichten der Menschen ..., wie sie den Begriffen der Hausleute angemessen sind, (darin) sehr deutlich vorgestellt werden"*.[46] Das Abschlußexamen wurde schließlich vom Pfarrer abgenommen: *„Wenn die Mädchen das 12. und die Knaben das 13. Jahr zurückgelegt haben – denn vor dieser Zeit soll kein Kind zum heiligen Abendmahl gelassen werden – so soll der Pfarrer sie gründlich examinieren"*,[47] heißt es in der Schulordnung. Waren die Kenntnisse hinreichend, so wurden die Kinder am folgenden Palmsonntag *„öffentlich in der Kirche in einer Reihe um den Altar gestellet, der Pfarrer tritt dann vor den Altar, prüfet die Kinder noch einmal, und nach vorgelesenem Glaubensbekenntnisse, und nachdem er den Kindern eine erbauliche Ermahnung zur Einrichtung ihres künftigen Wandels und zur Befolgung der gehörten Lehren gehalten hat, erklärt er sie für fähig, zum Altarssakrament zugelassen zu werden"*, womit gleichzeitig auch die Schulzeit beendet war.[48]

Winkelschulen, Nebenschulen und „Aufklärung" auf dem Land

Eigentlich hätte seit der Einführung der Schulpflicht von 1693 jedes Kind im Kirchspiel Laer diese Schule besuchen müssen. Doch es brauchte noch viele Jahrzehnte, bis die Schulpflicht tatsächlich griff. *„Als 1724 ein neuer Schulvikar eingesetzt werden sollte, mußten die Gemeindevorsteher Höllmann (Müschen), Schulte im Hof (Winkelsetten), Rieger (Westerwiede) und Thorwald (Remsede) das Dokument mit einem Kreuz unterzeichnen ‚weilen schreibensunerfahren'"*.[49] Das mag auch daran gelegen haben, daß der Schulbesuch zu jener Zeit kostenpflichtig war. Die Eltern mußten dem Vikar immerhin $^1/_2$ Rthlr. pro Schuljahr und Kind bezahlen; für das Schulgeld der armen Kinder zahlte die Armenkasse dem Schulvikar insgesamt 6 Taler jährlich.[50] Außerdem gab es im Schuljahr, das vom 1. November (Allerheiligen) bis zum 29. September (Michaelis) dauerte, offiziell nur eine Woche Ferien. Wie hätten die Kinder da noch zu Hause mithelfen sollen? Besonders schwierig war die Situation für die Schülerinnen und Schüler in den weit vom Laerer Schulhaus entfernt liegenden Bauerschaften. Man bedenke, daß manche Schul-

kinder, etwa aus Westerwiede, einen beinahe einstündigen Schulweg hatten und dabei den Unbilden der Natur doch schutzlos ausgeliefert waren. Kein Wunder also, daß die ersten Nachrichten über den Betrieb einer kleinen Nebenschule aus einer entfernteren Bauerschaft, nämlich aus Remsede kommen. Der früheste Hinweis auf einen Schulbetrieb in Remsede stammt aus dem Jahre 1733; eine Quelle aus diesem Jahr berichtet von einem „Lehrer Poppe“ der von dem seinerzeit dort ansässigen Pastor Johan Jacob Egbers fünf Taler aus den Stiftungsgeldern des Kapellendorfes lieh.[51] Um das Jahr 1750 gab es in Remsede eine sogenannte *„Winkelschule, erst bei Wesseler, dann im Hause Happe und Koch. 1775 eröffnete Lehrer Koch dann in seinem Hause eine Schule für 40-50 Kinder; diese Familie hat in drei Generationen die Lehrer für Remsede gestellt“*.[52] Als *Winkelschulen* galten solche Einrichtungen, deren Lehrer sozusagen *„auf eigene Faust hin (unterrichteten und) daher ohne Nachhalt bei der Behörde“* waren.[53] Sie konnten wohl etwas lesen und schreiben und auch im Religionsunterricht einiges vermitteln, aber eine geregelte Ausbildung zum „Schulmeister“ hatten sie nicht genossen, weil es so etwas noch gar nicht gab. Das galt auch für die Lehrer der Bauerschaft Müschen vor dem Jahre 1800. Doch anders als in Remsede, wo man die Schule kontinuierlich im Privathaus des Lehrers Koch abhielt, hatte Müschen bis zum Jahre 1800 keinen festen Schulort.

„Aufklärung“ und Schulunterricht

Der deutlich eingeschränkte Status der Winkelschulen veränderte sich erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Sie erfuhren eine Aufwertung und wurden zu sogenannten „Nebenschulen“, erhielten also den gleichen Öffentlichkeitscharakter wie die Dorfschule in Laer.[54] Die Aufwertung des Schulwesens hatte mit einer geistigen Bewegung jener Zeit zu tun, die als „Aufklärung“ bekannt geworden ist. Einer ihrer prominentesten Vertreter war der Königsberger Philosoph Immanuel Kant (1724-1804). *„Aufklärung“*, so erklärte er in einer Ausgabe der „Berlinischen Monatsschrift“ von 1784, *„ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen“*. Die Ideen der Aufklärung zeigten auch im Osnabrücker Land Wirkung. Seit 1766 schon veröffentlichte die Regierung des Fürstentums unter der Anleitung von Justus Möser eine regelmäßig erscheinende Zeitung, die *„Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen“*, die über nützlich scheinende Neuerungen jedweder Art in populärer Form informieren sollten. Die Regierung wollte die Lebens- und Wirtschaftsbedingungen im Fürstentum in aller Vorsicht heben, und in diesem Zusammenhang galt es auch, das allgemeine Bildungsniveau an den Winkelschulen zu verbessern. Auch auf katholischer Seite gab es solche Aufklärer, die, wie etwa Bernard Overberg, an einer Hebung der Volksbildung interessiert waren. Overberg, der als Reformator des katholischen Volksschulwesens gilt, engagierte sich auf dem Gebiet der Lehrerbildung. Von 1784 bis 1826 hielt er in Münster alljährlich in den Herbstferien die sogenannten „Normalkurse“ ab; seiner Vorstellung nach sollten nur noch Lehrer mit einer solchen seminaristischen Ausbildung Schule halten.

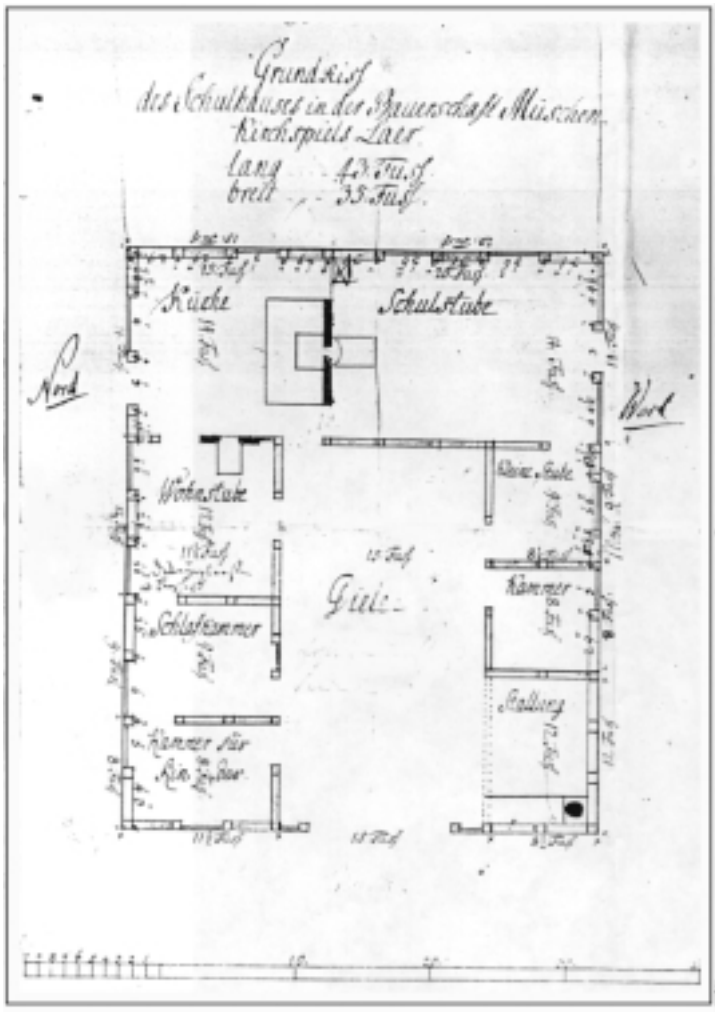
Auch im Kirchspiel Laer setzte sich die Vorstellung durch, daß es einiger gesonderter Fertigkeiten für den Lehrerberuf bedurfte. Sicherlich, die Schulvikare besuchten Overbergs Normalkurse wohl nicht. Das hatten sie als ausgebildete Priester auch nicht weiter

nötig, denn sie waren vergleichsweise hochqualifiziert. Allerdings dürften sie Overbergs Bücher gelesen haben,[55] wie sich aus einer Anmerkung des Pastors Johann Friedrich Welage ergibt, der das Kirchspiel von 1806 bis 1814 betreute. Zu seiner Zeit lernten die Kinder in der Dorfschule *„nach des Herrn Overbergs Anweisung täglich 4 Stunden“* lesen, schreiben, rechnen, biblische Geschichte und Religion.[56] Die Lehrer von Remsede und Müschen nahmen zu jener Zeit bereits an den Kursen Overbergs teil. Bernhard Schlechter, der erste Müschener Nebenschullehrer, gehörte zu den Teilnehmern und war wegen seiner sokratischen Methode bekannt; er galt also als methodisch ausgebildeter Lehrer. Johannes Heinrich Koch, der von 1807 bis 1823 als Gehilfe seines Vaters Unterricht gab, war der erste in der langen Reihe seminaristisch geschulter Lehrer in Remsede. Sein Sohn Johann Bernhard Koch konnte Overbergs Kurse nicht mehr besuchen, aber er wurde zuerst von seinem Vater und dann vom Pfarrer angelernt, bis er im Jahre 1844 in das seit 1838 bestehende Lehrerseminar in Osnabrück eintrat. Erst danach übernahm er im Jahre 1846 die Gehilfenstelle bei seinem Vater.[57] So konnte die Qualität der Lehrerausbildung und mit ihr die des Unterrichts langsam gesteigert werden.

Gründung und Entwicklung der Nebenschule in Müschen

Im 18. Jahrhundert zählte das Kirchspiel drei Schulorte: die Dorfschule am Kirchhof, die Nebenschule in Remsede, die im Hause des Lehrers Koch abgehalten wurde, und schließlich gab ein Schullehrer in Müschen bald in diesem, bald in jenem Hause Unterricht. Doch diese Ordnung genügte längst schon nicht mehr, weil sich die Verhältnisse in Müschen änderten. Um das Jahr 1800, *„da in der Bauerschaft Müschen seit einiger Zeit kein Schulmeister vorhanden, müßen die Kinder aus der – und den Bauerschaften Hardensetten, Winkelsetten und Westerwiede sämtlich nach der Schule im Dorfe Laer kommen; das ist aber nicht allein wegen der weiten Wege für dieselben äußerst beschwerlich, sondern, da im Dorfe Laer und den besagten vier Bauerschaften gegenwärtig 244 Eingeseßene Häuser und ohne die, an Leibzüchter Familie ... 11 und an Heuerleuten 206 Familien sich befinden, so können ihre Kinder in der Schule im Dorfe nicht sämtlich Platz finden. Hätte man nun auch diese Schule durch einen Anbau erweitern wollen, so fehlt doch hierzu der Raum; und wenn auch, so wäre es doch immer unmöglich, daß ein Lehrer denen sämtlichen Kindern von besagten mehr als 450 Familien, mit Einschluß derer die keine Kinder haben oder deren bereits erwachsen, oder noch ganz minderjährig sind, den erforderlichen Unterricht geben könnte: 232 Kinder, – die jetzt mit Einschluß von etwa 20, so in der Bauerschaft Müschen bey dem excolon Höllmann das a.b.c. lernen – nach der Schule im Dorfe gehen, täglich vollkommen gewißenhaften Unterricht zu geben übersteigt gewis die Kräfte des besten und thätigsten Mannes“*,[58] auch wenn man bedenkt, daß oftmals Dutzende von schulpflichtigen Kindern gar nicht zum Unterricht erschienen. Die Situation war also unhaltbar geworden, doch hatte man bis dahin *„wegen der dürftigen Umstände dieser Eingeseßenen des hiesigen Kirchspiels ... (und) in gegenwärtig bekannten Zeit=Umständen“*, keine Möglichkeit, den Schulbetrieb auf ein gesunderes Fundament zu stellen. Im Gegenteil, die Bevölkerungszunahme jener Jahrzehnte sorgte dafür, daß sich die Ver-

hältnisse immer weiter zuspitzen mußten. Doch an der Schwelle zum 19. Jahrhundert, *„da die beschloßene Theilung der Laer Mark mehrere Gelegenheiten darbietet, eine so äußerst nothwendige und nützliche Einrichtung ohne Druck der Eingeseßenen beschaffen zu können“*, konnte man mit der Einrichtung einer festen Nebenschule in Müschen beginnen. Diese Schule würde auch die Laerer Dorfschule und ihren Vikar entlasten.



Grundriß der Schule zu Müschen, Staatsarchiv Osnabrück.

Die Müschener Eingesessenen bestimmten eine Deputation, bestehend aus den Colonen Oberhülsmann, Schulte im Rodde, Rottmüller, Paul und Blase zur Errichtung eines Schulgebäudes. Sie entschieden sich für das alte Gerichtsgebäude auf Gut Haarkotten, das zu jener Zeit auf Abbruch stand und zum öffentlich meistbietenden Verkauf angeboten wurde. Die Müschener schlugen rasch zu und erwarben *„zur Errichtung eines Schulhauses völlig hinreichende“* Gebäude von 60 Fuß Länge und 40 Fuß Breite.[59] Mitte Juni des Jahres hatten sie das Gebäude abgebaut, nach Müschen geschafft und begannen mit dem Aufbau. Der erst 18jährige Bernhard Schlechter, der aus einem Müschener Markkotten stammte, wurde erster Lehrer an der neuen Nebenschule. Sein Schulzimmer maß 20 Fuß

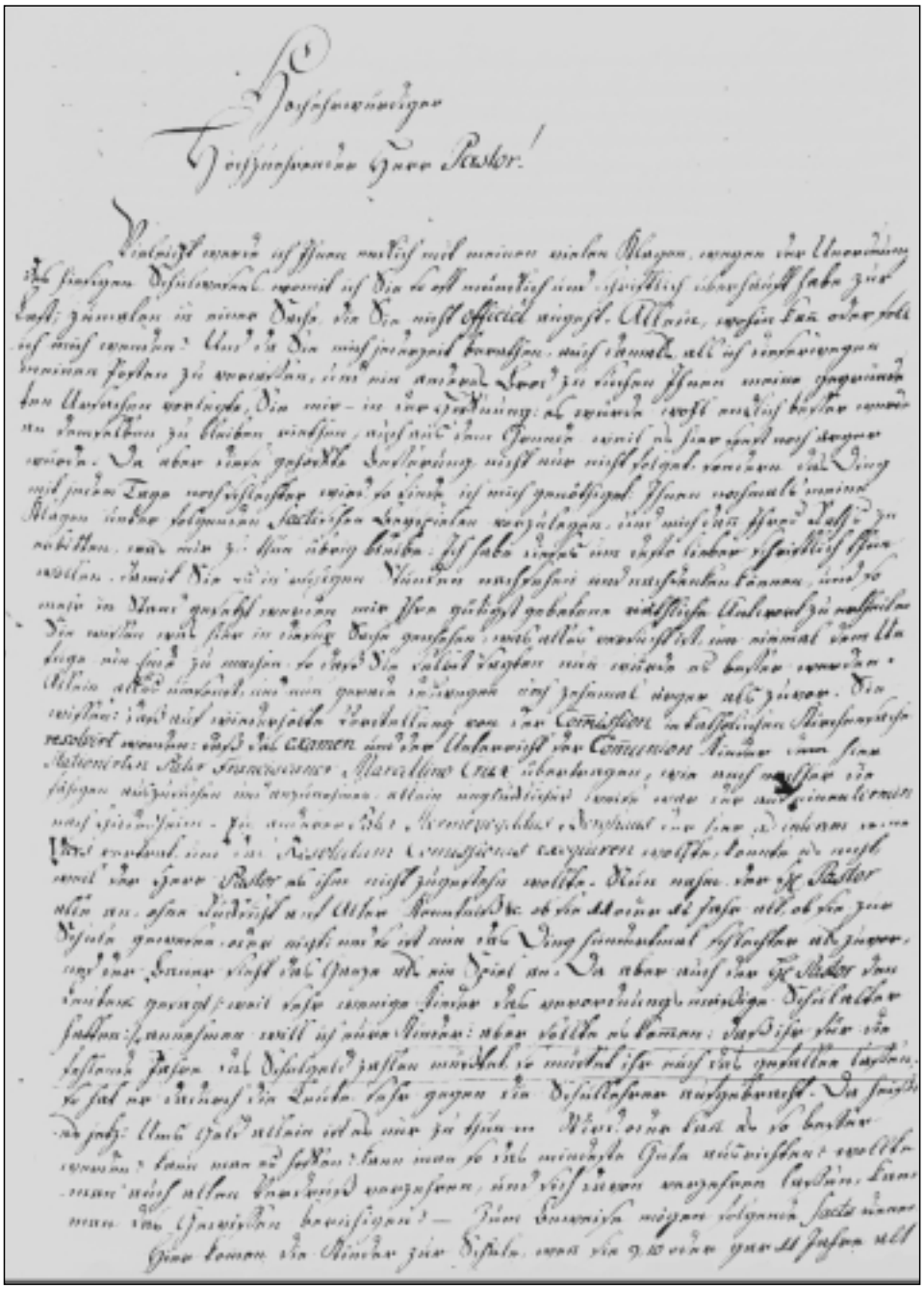
in der Länge und 14 Fuß in der Breite, ein kleiner Raum also, in dem er anfänglich etwa 80 Kinder unterrichtete. *„Schlechter war in der Normalschule Overbergs zu Münster und Osnabrück ausgebildet. Er wurde als methodischer und wirksamer Lehrer gelobt, schlug sich aber bald wegern allerlei Unzuträglichkeiten mit den Einwohnern herum. ... Die Zahl der Schüler stieg rasch und erreichte bald 150, die Schlechter in einem Klassenzimmer zu unterrichten hatte“*.[60] Schon im Jahre 1813 veranlasste Pastor Hamberg erste Reparaturen an der Müschener Schule, deren Ofen schadhaft geworden war. Die Kinder saßen ständig in beißendem Rauch und konnten die Augen vor Schmerzen kaum noch aufhalten. In den Jahren 1825 und 1832 folgten weitere Reparaturen am Dach und an den hölzernen Teilen des Gebäudes. Kein Wunder, war es doch von altem Holz erbaut, *„wovon man die längste Dauer sich nicht versprechen konnte“*.[61] Zudem war die Schule längst zu klein geworden. Der Raum bot kaum 60 dicht gedrängt sitzenden Kindern Platz, doch der Müschener Lehrer sollte annähernd 150 Kinder unterrichten, in zwei Schichten allerdings. Seine Einkünfte waren gering. Neben dem Schulgeld erhielt er noch knappe 30 Taler aus dem Bersenbrückischen Fonds und aus dem Vermächtnis des Domdechanten von Hake. Auch in den kommenden Jahrzehnten blieben die Einkünfte der Müschener Lehrer knapp bemessen. Um 1860 verdienten sie etwa 130 bis 140 Taler im Jahr. Davon konnte man aber längst nicht leben, und darum gehörten noch einige Ländereien zur Schule. Sie waren jedoch *„wenig und schlecht, (so) daß sie in nassen Jahren wenig und theilweise gar nichts werth sind“*.[62] Daher sahen sich die Müschener Lehrer gezwungen, noch einiges Ackerland hinzuzupachten, um wenigstens eine Kuh halten zu können. Außerdem hatte die Schulstelle so gut wie keine Holzungen. Der Lehrer mußte das Schulgebäude aber heizen, allein schon der Kinder wegen. So waren die Lehrer in Müschen eher unzufrieden. Der erste Lehrer, Bernhard Schlechter, geriet in Streit mit den Eingesessenen und schied 1830 aus. Seine Nachfolger blieben nicht lange. *„Der Glandorfer H. Meyer versah seinen Posten nur von 1831 bis 1835, sein Nachfolger Konrad Reinders bis 1841 und dessen Nachfolger gar nur bis 1843. Erst mit Lehrer Franz Tonberge ergab sich von 1843 bis 1860 eine größere Spanne kontinuierlichen Unterrichts in der Müschener Schule“*.[63] Tonberge wurde dann von Ludwig Unverfehrt abgelöst, in dessen Zeit eine Gehaltsverbesserung für die Müschener Lehrer durchgesetzt werden konnte. Pastor Hamberg hoffte nun, daß *„der Lehrer daselbst zufrieden sein (und) nicht wegen Nahrungssorgen um eine einträglichere Stelle sich bewerbe, wie dieses leider hier seit einer Reihe von Jahren so oft der Fall gewesen ist“*.[64]

Vikar Redecker und die Schulpflicht in Laer

„Hier kommen die Kinder zur Schule, wenn sie 9, 10 oder gar 11 Jahre sind“, schrieb Schulvikar Redecker in tiefer Depression an einem Augustabend des Jahres 1805 einem befreundeten Priester.[65] Redecker, der aus Laer stammend seit dem Jahre 1798 [66] als Lehrer der Schule am Kirchhof wirkte, spielte zu jener Zeit sogar mit dem Gedanken, seiner Heimat endgültig den Rücken zu kehren, denn Pastor Hüdepohl schien alle Bemühungen und allen Idealismus seines jungen Vikars gering zu achten. Redecker bezog sich auf die Bestimmungen der Schulordnung von 1786. Auf Veranlassung des Dom-

probstes v. Weich und des Domdechanten v. Hake von der evangelischen Regierung des Fürstbistums erlassen, wurden die Eltern mit dieser Ordnung *ernstlich* daran erinnert, *„ihre Pflicht in Ansehung der Kinderzucht zu beachten und nachzudenken, welche Verantwortung sie dermaleinst vor dem Gerichte Gottes haben werden, wenn ihre Kinder und Untergebene durch ihre Nachlässigkeit und aus Mangel an Erziehung ewig verloren gehen sollten. ...,weil aber einige Eltern so gottvergessen sind, daß sie ihre Kinder lieber in Gefahr des zeitlichen und ewigen Verderbens stürzen, als gehörig unterrichten lassen wollen“*, erneuerte die Regierung unter Anleitung der Domherren die Schulpflicht. Sie galt *„vom 6ten Jahre an bis nach zurückgelegtem zwölften Jahre in Ansehung der Töchter, und bis nach zurückgelegtem dreizehnten Jahre in Ansehung der Söhne“*.[67] Aber viele Kinder kamen trotzdem nicht zur Schule, und wenn Redecker forderte, *„daß sie sollen zur Schule gehen, so begehren die Aeltern vom H(errn) Pastore dispensation, welche ihnen nie abgeschlagen wird“*.[68] Manche Eltern waren damit zufrieden; statt mit dem sechsten Lebensjahr, schickten sie ihre Kinder erst zur Schule, wenn *„es ihnen beliebt“* und überredeten den Pastor, sie trotzdem zur Erstkommunion anzunehmen, mit der das Ende der Schulpflicht gekommen war. Und Pastor Hüdepohl *„nahm sie alle an, ohne Rücksicht auf Alter, Kenntniße, ob sie 11 oder 12 Jahre alt, ob sie zur Schule gewesen, oder nicht“*. Redecker war zutiefst verbittert. *„Der Bauer sieht das Ganze als ein Spiel an“*, meinte er, ein Spiel, das der Vikar verlieren mußte, denn gegen den Willen seines Pastors konnte er natürlich nichts erreichen. Der wiederum wußte selbstverständlich, daß nur *„sehr wenige Kinder das verordnungsmäßige Schulalter hatten“*, doch er versprach den Eltern dennoch: *„nehmen will ich eure Kinder, aber sollte es kommen, daß ihr für die fehlenden Jahre das Schulgeld zahlen müßtet, so müsset ihr euch das gefallen lassen. So hat er“*, beschwerte sich Redecker, *„die Leute sehr gegen die Schullehrer aufgebracht. Da heißt es jetzt: Ums Geld allein ist es nur zu thun“*.[69]

Aber auch Pastor Hüdepohl hatte seine Gründe. Seit über 30 Jahren im Amt, wußte er wohl, daß die Eingesessenen auf die Mitarbeit ihrer Söhne und Töchter in Haus und Hof, im Garten und auf den Äckern zählten. Zudem fehlte es an Platz in der Dorfschule. Abgesehen von den Remseder und Müschener Schulkindern, gingen so ziemlich alle übrigen Kinder in die Schulvikarie am Kirchhof, die, zwischen den Wohnhäusern von Brune und Kämper (sive Depenwisch) eingeklemmt, nach ihrem Wiederaufbau (die Schulvikarie war dem Dorfbrand von 1767 zum Opfer gefallen) Raum für nur 107 Kinder bot.[70] Hüdepohl war nicht grundsätzlich gegen die Schulpflicht. *„Nun wird auch beim gemeinen Mann Tag werden ..., wenn die Kinder sollen zur Schule gehen müssen“*, meinte er. *„Vorzeiten mußte ich die Kinder, die weder lesen noch schreiben konnten, mit dem Rosenkranz in der Hand zur Communion annehmen, indem sie kaum 7 Wochen zur Schule gegangen waren, jetzt wirds besser gehen“*.[71] Aber der Pastor hatte für die Säumigkeit der Kinder sehr viel Verständnis. *„Man betrachte die schlechten Wege, die Entlegenheit der Schule von vielen Häusern, die Dürftigkeit der meisten Einwohner, die ihren Kindern höchstens ein Röckchen oder Wams geben könnten, wobei die zarte Jugend verfriere und unersetzlichen Schaden an der Gesundheit leiden müße, wenn Kinder von 6 und 7 Jahren*



Brief des Vikars Redecker, 1.8.1805, Staatsarchiv Osnabrück.

zur Schule gehen müßten".[72] So waren Hüdepohl und mit ihm sein Schulvikar Friedrich August Schultze, der von 1754 bis 1797 die Dorfschule von Laer leitete, einhellig der Ansicht, *„daß ein Kind auf dem Land in 4 Jahren lesen, schreiben, rechnen und Religion lernen könne, soviel von diesem zu wissen nötig ist*".[73] Nun aber verlangte sein junger Vikar, daß die Kinder sechs oder sogar sieben Jahre zur Schule gehen sollten; dem alten Priester mag das vollständig übertrieben erschienen sein. Zwischen der alten und der neuen

Zeit, zwischen dem Pastor, der der Pfarre Laer schon seit 1769 vorstand und dem Vikar, der erst 1773 geboren wurde, kam es zu keiner Verständigung.

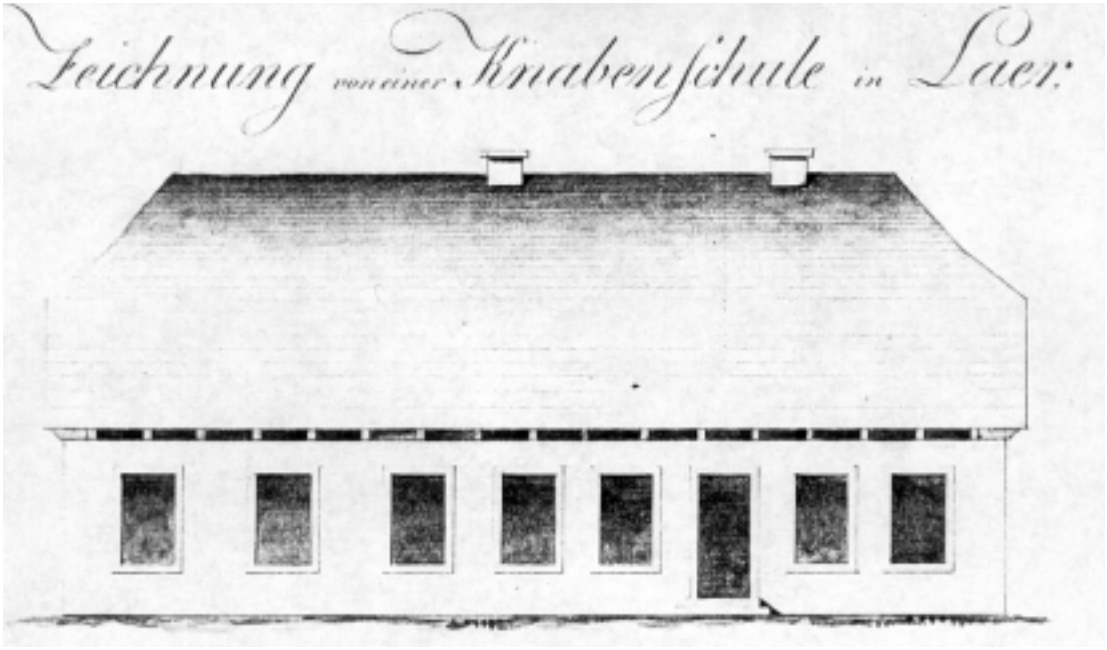
Damit eröffnete sich den Eingesessenen natürlich ein breiter Spielraum, denn mit dem konservativen Pastor im Rücken waren dem anspruchsvollen Vikar die Hände gebunden. So behielten viele Eltern ihre Kinder noch einige Jahre länger als erlaubt zu Hause, wo sie mithelfen und nützlich sein konnten. Bisweilen, besonders in den Sommermonaten, fehlten bis zu 60 Kinder in der Schule! Und wenn der Vikar den Eltern Schwierigkeiten androhte, war ja noch Pastor Hüdepohl da, der die Kinder vom Unterricht befreite. Manche Eltern schickten sie erst kurz vor dem Ende der Schulpflicht zum Unterricht ins Dorf, ähnlich wie es ihre Eltern vordem schon mit ihnen gehalten hatten. Pastor Hüdepohl würde die Kinder dann schon zur Erstkommunion annehmen, und danach war die Schulpflicht ja ohnehin beendet. Redecker jedoch hatte sich verschiedentlich in Osnabrück über die Zustände im Laerer Schulwesen beschwert und im Mai des Jahres 1805 auch erreicht, daß dem Pastor endlich die Auswahl der Kinder für die Erstkommunion entzogen wurde. Die geistlichen Behörden beauftragten damit einen Pater Crux, der zu dieser Zeit im Kirchspiel weilte.[74] Doch der Orden des Paters schikkte ihn bald darauf aus Laer fort, und Pastor Hüdepohl nahm wiederum alle gemeldeten Kinder zur Erstkommunion an. Ihre Schulzeit endete, gleichgültig ob sie der Schulpflicht genügt und etwas gelernt hatten oder nicht. *„Darunter sind dann Kinder, die nicht lesen, nicht mal buchstabieren können, und von der Religion gar nichts wissen. Ja die nicht mal wissen, was sie empfangen“*, klagte Vikar Redecker.[75] *„Ich fragte mal ein Kind, da es schon zur Communion angenommen war: Was empfängst du im AltarsSakrament? Das wußte es nicht. Ich fragte andere, wie man sich zur Beichte – zur Communion vorbereiten müsse? Das wußten von denen, die schon zur Communion angenommen waren, sehr viele nicht. Ja wir hatten hier mal den traurigen Vorfall: daß ein Kind die Sacre Species ausspie. Daß die Kinder auf der Communicantenbank ohne die geringste Andacht sich herumsehen, ist leider nichts seltenes. – Voriges Jahr wurde ein Knabe zur Communion genommen, der konnte nicht buchstabieren, und war ¼ Jahr zur Schule gewesen; und solche waren auch in den vorhergehenden Jahren darunter. Dieses Jahr ging es nun nichts besser. Es war ein Mädchen darunter, das war 11 ½ Jahre alt, als es zum erstenmale zur Schule kam. Von Religion wußte es nichts, und als es die Communion empfangen hatte, mußte ihm die Mutter, die bey ihm saß, den Mund wieder zumachen. Aus der Bauerschaft Remsede kam eine Frau zum H. Pastor und sagte: sie hätte eine Tochter, die wäre schon über 12 Jahre alt, sie wüßte zwar noch nicht viel, aber er möge sie doch zur Communion annehmen – und es geschah“*.[76] Redecker sah keine Hoffnung auf Besserung, *„so lange dieser Pastor lebt“*; auf jeden Fall dürfe er nicht weiter mit Schulsachen zu tun haben und kein Kind mehr zur Erstkommunion annehmen. Doch der Vikar wußte auch, daß Hüdepohl durchaus noch *„einige Jahre leben (kann), wo das Kirchspiel ganz verwildert“*. Die *„Commishion“* in katholischen Kirchensachen reagierte im Oktober 1805 und ermächtigte Redecker nun seinerseits, die Erstkommunikanten auszusuchen.[77] Aber das half ihm auch nicht weiter; *„ich kann und darf hier dem Erw. Pastori nicht vorgreifen“*, das wußte er genau.[78] Denn wenn er es täte,

so würde Hüdepohl ihm sowieso nicht folgen, *„weil er schon zum voraus den sich darum meldenden Eltern die Annahme ihrer Kinder verspricht: und die er annimmt lassen sich von mir nicht zurück setzen“*. Pastor Hüdepohl verstarb schließlich noch im Jahre 1806, Vikar Redecker sollte ihn nur um wenige Monate überleben. Am 3. Februar des Jahres 1807 starb der erst 33 Jahre alte Mann in seinem Heimatdorf Laer. Er erlebte nicht mehr, daß Hüdepohls Nachfolger im Amt, Friedrich Welage, den Schulunterricht ernster nahm.[79] Eine Auseinandersetzung wie einst zwischen Vikar Redecker und seinem Pastor Hüdepohl sollte sich in Laer nicht mehr wiederholen.

„Die Kinder müssen ... eng gepreßt an einander sitzen“
Raumnot in der Dorfschule

Nur wenige Jahre nach Gründung der Nebenschule in Müschen, war die Dorfschule in Laer im Zuge der allgemeinen Bevölkerungszunahme schon wieder vollständig überfüllt. Um 1810 wurden hier zwischen 180 und 200 Schüler[80] von Schulvikar Krumm, dem Nachfolger Redeckers, und im Jahre 1815 schon 220 Kinder von Vikar Hülster unterrichtet,[81] der seit 1814 im Amte war. *„Obschon sich Knaben und Mädchen im Schulegehen Morgens und Nachmittags abwechseln, so kann sie doch die zu beschränkte Schule nicht fassen, ob sie gleich von Bänken gepreßt voll ist“*, notierte Hülster im Oktober 1817.[82] Darum mußten *„auch die zweckmäßigsten Verordnungen, die Kinder zum regelmäßigen Schulegehen anzuhalten, fruchtlos bleiben“*, meinte der Vikar. Sicherlich sei auch *„das gepreßte Sitzen* (der Kinder) *dem Fortgange im Lernen, der Gesundheit und der Sittlichkeit der Kinder nachtheilig“*.[83] Der Schulbetrieb war also nicht nur eine Zumutung für den Lehrer, der trotz des längst eingerichteten Schichtunterrichts regelmäßig über hundert Kinder vor sich hatte, sondern auch unerträglich für die Schulkinder in ihrem vollkommen überfüllten Schulzimmer. Die Verhältnisse verschärften sich noch. Ende April des Jahres 1819 zählte die Dorfschule schon 329 Kinder. Das Schulzimmer aber hatte *„... nur 482 (Quadrat)fuß Flächen-Inhalt und da 4 ½ Qfuß für jedes Kind, mit Einschluß des Platzes der Sitz- und Schreibbänke, gerechnet werden, nur den Raum für 107 Kinder“*.[84] Alle übrigen Kinder mußten stehen.[85] Der enorme Anstieg der Schülerzahlen hing auch mit der revidierten Schulordnung von 1818 zusammen. Nunmehr ging die Schulpflicht bis zum vollendeten 14. Lebensjahr, vorher wurden die Mädchen nur bis zum 12. und die Jungen bis zum 13. Lebensjahr unterrichtet. Jedes Kind sollte im Winter sechs und im Sommer vier Stunden täglich zur Schule gehen. Die Schülerzahl stieg automatisch, und so nahm die Überfüllung des Schulzimmers rasch bedrohliche Formen an. Der Vikar unterrichtete schon seit längerem schichtweise je drei Stunden. Aber *„das Schulzimmer (war) noch immer zu klein, die Kinder müßen ... eng gepreßt an einander sitzen“*.[86] Pastor Wehlage, der bis 1814 der Pfarre vorstand, hielt es schon zu seiner Zeit für *„die nützlichste und heilsame Verbesserung ..., eine eigene Mädchenschule (zu errichten), damit die Geschlechter getrennt und die Mädchen von Jugend auf in weiblichen Arbeiten unterrichtet würden“*.[87] Wehlages Plan konnte allerdings nicht greifen, weil es an Geld fehlte. Etwa sieben Jahre später plante Schulvikar Hülster, die Schule am Kirchhof mit einem Vor-

bau zu versehen. Das wäre billiger als ein Neubau gekommen, aber der Herr *„Land-Bauverwalter Hollenberg, den man zur Beurtheilung besagten Vorhabens ersucht hatte“*, war dagegen: *„Das Verbauen der Laerschen Dorfschule sey nicht allein ganz unschicklich, sondern auch wegen Mangels an Licht in der künftigen Schule ... ganz zweckwidrig und unthunlich“*, berichtete Hülster am 14. Oktober des Jahres 1817.[88] Hülster entwickelte einen neuen Plan: *„Wir haben aber mitten im Dorfe einen sehr geräumigen Platz – Thie genannt –, worauf eine neue Schule eine wahre Zierde seyn werde“*.[89] Nun dachte er also an einen Neubau, doch wußte er auch, daß er als einziger Schullehrer auch in einem neuen und geräumigen Schulgebäude nicht über 300 Kinder auf einmal unterrichten könnte. *„Darum haben der H. Pastor Homann und ich“*, so berichtet Hülster weiter, *„den Plan, in dem neuen Dorfschulhause zwei Schulzimmer anzubringen, so daß die Hälfte der Kinder – die kleinen für einen Nebenlehrer, von den Größern getrennt würden. Wir versprechen uns von diesem Projekt sehr viel Guthes, und wie es die Erfahrung ähnlicher Einrichtungen an andern Orten gelehrt hat, mit allem Recht“*.[90]



Skizze einer neuen Schule, Landbaumeister Hollenberg, 1824, Staatsarchiv Osnabrück.

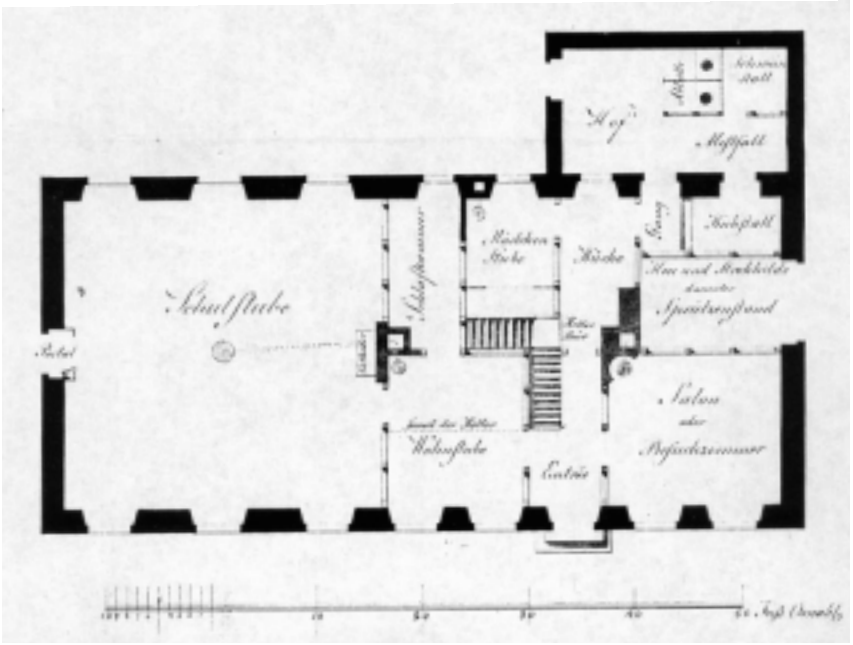
Vogt Greve debattierte die Angelegenheit anläßlich einer Sitzung im April 1819 mit dem Kirchenprovisor und Markdeputierten Schulte im Hof, dem Vorsteher und Markdeputierten Thiemann, den Vorstehern Paul, Eggert, Dunker und Feldhaus, den Markdeputierten Sommer und Oberhülsmann sowie den Colonen Glied und Nölker. Einige der Anwesenden waren dafür, das der alten Schule am Kirchhof benachbarte Haus (Kämper sive Depenwisch) zu kaufen: Es sei nämlich für höchstens 500 Taler zu haben und die *„Kosten der Verbindung des jetzigen Wohnhauses mit gedachtem Depenwischen Haus ... würden, so viel die Einrichtung ... höchstens mit 150 Talern zu bestreyten seyn“*.[91] In der Bevölkerung wurden aber noch ganz andere Modelle diskutiert, von

denen Greve einige Tage später nach Iburg berichtete. Ein Teil der Einwohnerschaft plädierte, wie schon Vikar Hülster im Oktober 1817, für eine gänzlich neue, groß gebaute Schule für alle Kinder jetzt *„und auch in der Folge, da die Anzahl der schulfähigen Kinder sich vermehren dürfte"*.[92] Andere dachten, ähnlich wie Pastor Wehlage zehn Jahren zuvor, an eine Trennung von Jungen und Mädchen und den Neubau einer Mädchenschule. *„Ein anderer Theil* (der Bevölkerung) *war der Meinung, die Kinder, ohne die Knaben und die Mädchen voneinander zu trennen, in verschiedenen – ihren Fähigkeiten angemessenen – Claßen, die fähigsten in einer besonderen zusammen, und die angehenden a.b.c.-Kinder in der unteren Claße besonders, erstere etwa des Vormittags, und leztere des Nachmittags zur Schule kommen zu laßen; indem wenn jede Claße besonders gelehrt würde, der Unterricht beßer und vielleicht in einem halben Tag mit mehren Nutzen als sonst im ganzen Tage (werde), und dann die Kinder den halben Tag zu Hause ihren Eltern noch nüzlich seyen und Dienste leisten könnten"*.[93] Den Befürwortern dieses Planes ging es also darum, die Kinder nicht nach Geschlecht, sondern – ähnlich wie heutzutage üblich – nach Alter und Leistung zu trennen. Damit sollte der Unterricht effektiver werden und gleichzeitig die Arbeitskraft, insbesondere der größeren Kinder, freisetzen. Denn nach diesem Modell wären sie auch künftig nur halbe Tage in der Schule und stünden weiterhin halbtags für Hilfsarbeiten in Haus und Stall, im Garten und auf den Äckern zur Verfügung. Und in dieser von Armut und Hungerkrisen gebeutelten Zeit war die Mitarbeit der größeren Kinder ja auch wichtig genug. Alternativ zu diesem Vorschlag wünschten einige der bei Vogt Greve versammelten Vorsteher, *„daß in der Bauerschaft Hardensetten eine neue Nebenschule erbauet werde, und darin die Kinder der Bauerschaften Hardensetten und Winckelsetten von einem besonderen Schullehrer unterrichtet werden möchten; zumal da manche in Hardensetten wohnende Colonen, als Lohmeyer, Wiemann, Große Börger so weit vom Dorf entlegen, daß sie ihre Kinder nicht dahin, sondern nach einer ihnen näher gelegenen Glandorfer Schule schickten"*.[94] Wenn alle Bauerschaften zu diesem Nebenschulbau beitragen würden, dann müßte das Projekt auch finanzierbar sein. Schließlich würden auch alle Seiten davon profitieren, weil es doch *„nicht möglich seye, daß ein Schullehrer allein 329 Kinder gehörig unterrichten könne"*. Das war zwar ein überzeugendes Argument, aber der Vikar war trotzdem dagegen. Er erklärte, *„daß er geneigt sey einen Gehülfen zum Unterricht der Kinder in der untersten Claße auf seine Kosten zu halten"*, bei einer Trennung der Hardensettener und Winkelsettener Kinder von seiner Schule aber *„auf eine Entschädigung des ihm dadurch entgehenden Verdienstes bestehen würde, in dem bey seiner Bestellung ihm die Kinder des Dorfes Laer und der Bauerschaften Hardensetten, Winckelsetten und Westerwiede zum Unterricht übergeben worden"*. So dauerte es noch bis zum Ende des Jahrhunderts, bis Hardensetten endlich eine eigene Schule bekam. Immerhin, Hülster nahm sich tatsächlich einen Gehilfen als Unterlehrer, der die kleineren Kinder unterrichtete. Er wählte einen seiner gerade abgegangenen Schüler, später dann den jungen Wilhelm Wahlmeyer. Wilhelm unterrichtete *„diejenige Klasse von Kindern ..., die ihm der Herr Vicar unter seiner directen Aufsicht in einem nahe beym Schulzimmer gelegenen besondern kleinen Zimmer anvertraut hat"*.[95] Sicher, Wahlmeyer

hatte keine Lehrerausbildung, sondern kam selbst direkt von der Schulbank, doch man sagte von ihm, daß er *„besonders gute Gaben besitzt, Kinder zu unterrichten und dereinst einen guten Schullehrer für erwachsene Kinder abgeben kann“*. Gerüchteweise hört man, daß sich dieses Talent bis heute in seiner Familie erhalten hat.

Bau der Knabenschule am Thie

Die Diskussion um die Schulerweiterung bzw. den Schulneubau zog außerordentlich weite Kreise; hier diskutierten längst nicht nur der Pastor, sein Vikar und der Vogt. Im Gegenteil, die Bevölkerung, in wirtschaftlich schwerer Zeit ohnehin oft genug um ihr nacktes Überleben bemüht, erörterte vielerlei Modelle, nicht zuletzt auch, um die Kosten im Griff zu behalten. Dennoch geschah in den folgenden fünf Jahren nichts, weil man, wie Pastor Homann meinte, *„einsah, daß die Errichtung zweyer Schulen“*, d.h. die Trennung von Knabenschule und Mädchenschule, *„mit einer Lehrerin ganz nothwendig war. Diese Einrichtung konnte aus gewißen Gründen nicht eher bewerkstelligt werden, als bis die Schulvicarie erledigt worden“*, schrieb Homann am 10. Juni 1823 nach Iburg.[96] Er meinte damit nicht das Ende der Schulvikarie als Einrichtung, sondern den Abschied vom Vikar Hülster, der in diesem Jahr *„zum Pfarrer in Glandorf befördert ist“*. Damit war der Weg frei, einen neuen Vikar zu gänzlich neuen Konditionen zu engagieren, und der Zeitpunkt schien gekommen, endlich Hand ans Werk zu legen. Die Vorsteher und die meisten Eingesessenen seien ohnehin dafür, meinte der Pastor, und die Sache drängte wirklich, denn noch immer besuchten über 300 Kinder die kleine Dorfschule am Kirchhof, die Knaben vormittags und die Mädchen nachmittags. Homann dachte nun an den Neubau eines Schulgebäudes am Thieplatz, mit je einem Klassenzimmer für Jungen und Mädchen. Die Jungen sollten das neue Gebäude durch einen separaten Eingang von der einen, und die Mädchen dasselbe von der anderen Seite betreten. Doch schließlich einigte man sich darauf, nur eine Knabenschule neu zu bauen. Den Mädchen blieb die alte Schule am Kirchhof. Landesbaumeister Hollenberg erstellte einen ersten Riß für den Neubau und präsentierte dazu einen Kostenvoranschlag über 2.683 Taler.[97] Die Höhe der Summe schockierte die Bevölkerung. Vogt Greve berichtete im Jahre darauf, daß es ihn *„außerordentliche Mühe ... gekostet (habe), die Gemeinde zu beruhigen, als sie eine neue Knabenschule ... erbauen sollte, zu deren Herbeyschaffung nicht mahl die Bauerschaft Remsede concurrierte, die dagegen eine bedeutend nothwendige Reparation der dasigen Capelle vornehmen müße und ausgeführt hat. Die Eingesessenen“*, so Greve weiter, *„verlangten und erwarteten von mir, alles mögliche anzuwenden, damit sie während dem, daß sie die Baukosten anschaffen müßten, mit andern Kirchlichen- oder Kirchspiels-Abgaben nicht belästigt würden“*.[98] Die Kosten reduzierten sich schließlich erheblich.[99] Die Baumaterialien konnten innerhalb der Gemeinde sehr viel billiger beschafft werden, als der Baumeister gedacht hatte. Hilfreich war auch der Verkauf des alten *„Kirchhof-Thors“* und einiger bislang noch unverteilter Ländereien am Blomberg, zum Besten der neuen Schule. So legten Pastor und Vogt am 27. April 1824 den Grundstein, und der Bau schritt zügig voran.



Grundriß der neuen Schule am Thie, Landesbaumeister Hollenberg, 1824, Staatsarchiv Osnabrück.

Die neue Schule bestand aus einem Klassenzimmer und der daran anschließenden Wohnung des Schulvikars, dem ein Schlafzimmer, eine Wohnstube, ein kleiner Salon und eine Küche zur Verfügung standen. Für eine eventuelle Haushälterin war eine *„Mädchenstube“* vorgesehen. Zum Anwesen gehörte außerdem noch ein kleiner Kuh- und Schweinestall und natürlich auch der entsprechende Misthaufen; es verstand sich von selbst, daß der Lehrer, wie alle übrigen Kirchspielsbewohner auch, weitgehend Selbstversorger sein mußte. Schließlich fand sich an der neuen Schule auch ein Platz für die alte Feuerspritze des Kirchspiels, die bis dahin eher schlecht als recht in einem ganz beengten Unterstand an der Kirchhofspforte verwahrt worden war. Ja, durch freiwillige Spenden gelang es sogar, den Bau noch um einige Fußbreit zu erweitern und so einen Eingangsflur zwischen der Wohnstube des Lehrers und der Schulstube zu ziehen. Denn dem ursprünglichen Plan nach hätte die Eingangstür zur Schule direkt in den Klassenraum geführt, aber damit waren die Eltern nicht einverstanden. Sie wollten einen geschützten Eingang, *„damit die Kinder die in der Nähe des im Rieße angebrachten Portals neben oder gegen über sitzen, nicht dem Froste, nicht dem Schneegestöber bey der öftern Eröffnung der Thüren ausgesezt seyn mögen“;*[100] kurz: man hatte bei aller Sparsamkeit doch Sorge um die Gesundheit der Kinder und wollte vermeiden, daß sie *„dem Zug-Froste an der Thüre ausgesezt sind ...“*.[101]

Eine erste Lehrerin

Endlich, am 3. November des Jahres 1824, kam der festliche Tag der Einweihung der neuen Knabenschule. Vikar Wilhelm Raufhake sollte ihr bis 1832 vorstehen. Ihm folgte dann ein Sohn der Gemeinde, der Diakon Mathias Sommer nach, der sein weiteres Berufsleben ganz im Laerer Schuldienst verbringen sollte. Erst Mitte der 70er Jahre wurde er

von Vikar Corves, dem letzten der Vikare im Schuldienst der Gemeinde Laer, abgelöst. Doch an diesem Novembertag des Jahres 1824 wurde nicht nur die Knabenschule eingeweiht. Von nun an gab es ja auch eine eigene Mädchenschule, der wiederum eine Lehrerin, Frau Clara Steidel aus Osnabrück, vorstand. Mädchenschulen waren zu jener Zeit noch eher selten. Im Schuljahr 1836/37 gab es im Fürstentum Osnabrück 100 katholische Elementarschulen, davon 36 Dorfschulen für beide Geschlechter und nur 13 Mädchenschulen.[102] Dabei hatte man mit den von Lehrerinnen geführten Mädchenschulen bereits recht positive Erfahrungen gemacht. In einem zeitgenössischen Inspektionsbericht heißt es dazu: *„Die Mädchen zeigen mehr Ordnung, Anstand, Reinlichkeit, ein gefälligeres Äußeres und auch eine bessere allgemeine Geistesbildung"*.[103] Allerdings waren die Priester, welche die lokale Schulaufsicht hatten, mit den Lehrerinnen nicht immer zufrieden, weil sie ihnen angeblich *„viele Mühe und Arbeit schaffen durch ihre Bedenklichkeit, Ängstlichkeit und das Bedürfnis sich mitzuteilen und die Kränklichkeit vieler, deren Körper in der Regel den vielen und anstrengenden Schularbeiten nicht gewachsen zu sein scheinen, so daß sie bald Gehülfinnen zur Unterstützung benötigen"*.[104]

Von Laers erster Lehrerin Clara Steidel ist dergleichen aber nicht bekannt; im Gegenteil notierte Schulvikar Sommer in späteren Jahren, sie sei *„eine eifrige, und im Sticken und Zeichnen ausgezeichnete Jungfrau"*.[105] Frau Steidel war unverheiratet; zu jener Zeit durften nur unverheiratete Frauen den Lehrerinnenberuf ergreifen, weil die Männer, die über ihre Anstellung entschieden, darauf bestanden. Man glaubte, *„die Lehrerin sei wegen ihrer Ehelosigkeit nicht durch Nahrungssorgen für eine Familie gestört und zerstreut, lebe ganz ihrem Fache, daher mehr Vorbereitung, mehr Fachstudium, mehr Beachtung der Kinder in den freien Stunden, mehr Verkehr mit den Eltern derselben"*.[106] Außerdem war der Unterhalt für eine unverheiratete Lehrerin auch nicht so teuer, weil sie ja keine Kinder bekommen und entsprechend auch keine Ausfallzeiten haben würde. Sicher, die Gemeinde mußte ihre Wohnung in der alten Schule am Kirchhof unterhalten, ansonsten sollte sie sich aber mit ihrem Schulgeld begnügen. Es würde zwischen 170 und 200 Taler jährlich betragen, schätzte Pastor Homann.[107] Weitere Zuschüsse sollte Frau Steidel aber nicht erhalten, auch konnte *„von den für den Schulvicarius bestimmten Fixis ... demselben nichts genommen werden"*.[108] Denn der Schulvikar verlor ja das Geld für die Schulmädchen und durfte daher nicht weiter belastet werden, auch wenn *„derselbe mit Einschluß der Vicarie noch über 300 Rthlr. Einkünfte behält"*.[109] Doch einer ledigen Lehrerin würde das schmale Gehalt schon genügen, dachte man. Außerdem sprach nicht nur die finanzielle Seite für das „Zölibat" der Lehrerin. *„Die Ehelosigkeit"*, so hieß es im Visitationsbericht 1836/37 weiter, *„gibt ihr eine Würde und Weihe, die ihr bei Eltern und Kindern größeren Einfluß und mehr Ansehen verschafft, sie befragt und berät sich mehr mit den Geistlichen und ihre Schule ist diesen zugänglicher"*.[110] Der Ehelosigkeit der Lehrerinnen wurde also ein hohes Gewicht beigemessen, von ihren männlichen Kollegen, soweit sie nicht gleichzeitig Geistliche waren, wurde dergleichen übrigens niemals verlangt. Frau Steidel jedenfalls fügte sich ganz selbstverständlich den strengen Anforderungen ihrer Vorgesetzten. Ausdrücklich verpflichteten sie die Lehrerin von Laer, die ihrem Amte entsprechende *„Sittsamkeit überhaupt, bes. aber in ihrer Kleidung zu beobach-*

ten, und sich allem unnöthigen Putze: als Stroh- und sonstige Hüte, auffallende Kleidern usw. sich zu enthalten. Ihr Anzug sei einfach und reinlich, bestehe in wollenen, baumwollenen oder leinenen Kleidern von dunkler Farbe ..."; kein Zweifel, Frau Steidel sollte der ihr anvertrauten weiblichen Jugend ein Vorbild an Sittsamkeit und Tugendhaftigkeit sein.[111]

Die Dorfschule bis zur Aufhebung der Vikarie

Die Zahl der Schulkinder im Dorf Laer war bereits seit den 30er Jahren wieder derart angestiegen, daß schon Vikar Raufhake erneut zur Klassentrennung übergehen mußte. Mitte der 50er Jahre gingen 165 Kinder in die Knabenschule und 160 in Frau Steidels Mädchenschule.[112] *„In einer solchen Schule Ordnung und Schulzucht zu halten, ging über die Nervenkraft auch des besten Lehrers"*, und deshalb durfte Vikar Sommer seinen Küster Joseph Spiering und später den Küster Maßbaum als Hilfslehrer anstellen.[113] Auch Frau Steidel erhielt nun Unterstützung; sie nahm ihre Nichte, Frau Anna Steidel als Hilfslehrerin. Jedoch mußten sowohl der Vikar als auch seine Kollegin ihre Hilfslehrer aus eigener Tasche bezahlen! Frau Steidel etwa hatte Anfang der 60er Jahre ein Gehalt von 205 Talern pro Jahr; es setzte sich aus 120 Talern Schulgeld, 65 Talern Zuschuß der Gemeinde und einer Staatszulage von 20 Talern zusammen. Davon gingen nun 60 Taler für ihre Nichte ab.[114] Das Gehalt des Schulvikars Sommer setzte sich ähnlich zusammen. An Schulgeld kassierte er durchschnittlich 127 Taler. Die Samtgemeinde zahlte ihm weitere 53 Taler. Außerdem gab es für den Vikar noch eine jährliche Eierkollekte. Jedes Jahr zu Ostern wanderten seine Schüler von Haus zu Haus und sammelten, wie seit Jahrhunderten üblich, Eier für den Unterhalt ihrers Lehrers. Doch zu Vikar Sommers Zeiten brachte die Kollekte weniger als fünf Taler im Jahr; sie besserte sein Gehalt also kaum ernstlich auf.[115] Von seinen geringen Einkünften mußte er dem Küster und Hilfslehrer Maßbaum noch 40 Taler in bar auszahlen. Immerhin, weder der Schulvikar noch die Lehrerin brauchten sich um ihre Wohnung sorgen, denn sie wurde von der Gemeinde gestellt. Frau Steidels Wohnverhältnisse waren allerdings weniger gut. *„Die Wohnung"*, notierte Pastor Hamberg zur Jahrhundertmitte, war *„sehr beschränkt und klein, ohne Garten, Ländereien, Brunnen und Stallung"*.[116]

Im Jahre 1875 brachte die Schulgemeinde die Kraft zu einer einschneidenden Reform im Dorfschulwesen auf. Mittlerweile lag die Schulaufsicht in Händen eines von der Regierung in Osnabrück ernannten „Kreisschulinspektors". Doch den Laerer Pastören blieb die lokale Schulaufsicht auch weiterhin übertragen; erst viel später, im Jahre 1919, sollte sie gänzlich aufgehoben werden. Frau Steidel quittierte ihren Dienst im Jahre 1872; 48 Jahre lang hatte sie die Laerer Schulmädchen betreut. Ihre Nachfolgerin wurde Frau Adelheid Wilken, die die Mädchenschule bis 1875 leitete. Ihr folgte Frl. Flithoff nach, die wohl bei ihren Schülerinnen beliebt war, nicht aber beim Kreisschulinspektor. Schulvikar Sommer wiederum wurde im Jahre 1874, er war zu jener Zeit bereits 73 Jahre alt, von einem sog. „Substituten", dem Vikar Corves abgelöst. *„42 Jahre war (Sommer) damals schon als Vikar und Lehrer in der Gemeinde tätig. In Anbetracht seiner großen*

Vikar Sommer,
von 1832 bis 1874 Leiter der Dorfschule.

Verdienste" bewilligten ihm die Laerer „was zu seinem Wohle in seinen alten Tagen erforderlich sei".[117] Zudem richtete man 1875 noch eine dritte Schulklasse für die kleinen Jungen und Mädchen ein, die nun von Küster Maßbaum geleitet wurde. Die Geschlechtertrennung gab es nur noch für die ältesten Schulkinder, die man in einer Oberklasse zusammenzog. In der Mittel- und der Unterklasse unterrichtete die jeweilige Lehrkraft Mädchen und Jungen von nun an wieder gemeinsam. Diese Unterrichtsordnung sollte über Jahrzehnte Bestand haben. Der Substitut Corves übernahm die Vikariestelle offiziell übrigens erst nach dem Tode von Vikar Sommer im Jahre 1881. Schon drei Jahre später ging er als Kaplan nach Lengerich. Er war der letzte geistliche Leiter der Laerer Dorfschule, die nun von weltlichen Lehrern übernommen wurde.

4. Bevölkerungsentwicklung, Gesellschaftsordnung und Gewerbestruktur

4.1 Bevölkerungsentwicklung im 18. und 19. Jahrhundert

Bevölkerungsentwicklung seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges

Der Bevölkerungsanstieg, den Laer seit Ende des Dreißigjährigen Krieges verzeichnete, trug entscheidend zu jener grundlegenden Veränderung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse bei, die das Kirchspiel im 18. und 19. Jahrhundert erlebte. Schauen wir also einmal genauer auf die Bevölkerungsbewegung dieser Epoche. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts blieb die aus dem Mittelalter herrührende Bevölkerungsord-

nung im Kirchspiel Laer weitgehend stabil. Vollerben und Halberben hielten die wichtigsten Hofstellen. Daneben gab es – an früherer Stelle ist davon berichtet worden – Erb- und Markkötter und im Kirchdorf selbst schließlich die Kirchhöfer, die, der Name sagt es schon, in den Gebäuden der alten Kirchhofsburg lebten. Zudem sind eine Reihe von Nebeneinwohnern bzw. „Hüsselten" bezeugt, die über keinen Grundbesitz verfügten und kaum noch in der bäuerlichen Sozialordnung Platz fanden. Den Aufzeichnungen Heinrich Schockmanns folgend, lebten im Jahre 1708 2027 Personen im Kirchspiel.[1] Das Dorf Laer selbst war mit 547 Einwohnern am dichtesten besiedelt. Es folgt die Bauerschaft Müschen mit 415, Hardensetten mit 299, Winkelsetten mit 295, Remsede mit 241 und Westerwiede mit 230 Einwohnern. Ein Menschenalter später, im Jahre 1772, zählte das Kirchspiel bereits 2318 Menschen.[2] Im Dorf Laer gab es in diesem Jahre 528 Einwohner; also einige weniger, als noch 1708. Dieser demographische Rückschlag dürfte sich wohl mit dem Dorfbrand von 1767 erklären. So mancher Laerer hatte das Dorf verlassen und in den umliegenden Bauerschaften vorübergehend Unterschlupf gefunden. Ganz anders zeigt sich die Entwicklung in Müschen. Hier lebten 1772 immerhin 532 Menschen, über hundert Menschen mehr, als noch 1708. Damit hatte die Bauerschaft einen Anteil von über 30 % am Gesamtbevölkerungswachstum. Es scheint, als sei so mancher Laerer nach dem großen Dorfbrand in die Bauerschaft Müschen ausgewichen. In Hardensetten lebten zu dieser Zeit immerhin 408 Einwohner; das waren gleichfalls über 100 Menschen mehr, als eingangs des Jahrhunderts. Ähnlich wie in Müschen dürfte auch Hardensettens Bevölkerungsanstieg durch das natürliche Bevölkerungswachstum und den Zuzug von Flüchtlingen nach dem Dorfbrand erklärbar sein. In Winkelsetten wiederum stagnierte die Bevölkerungsentwicklung; 296 Einwohner wurden 1772 gezählt. Das waren sogar drei weniger, als 70 Jahre vorher. Aber Westerwiede konnte einen Bevölkerungsanstieg verzeichnen. 299 Menschen lebten in der weitläufigen Bauerschaft, damit war die Bevölkerung dort um nahezu 30 % angewachsen. Remsede schließlich verzeichnete nur ein geringes Bevölkerungswachstum. Von 241 Einwohnern im Jahre 1708 stieg die Bevölkerungszahl im kleinen Kapellendorf auf nunmehr 255 Menschen; das war kaum nennenswert.

Eine genauere Analyse der Todesfälle im Kirchspiel gewährt tiefere Einblicke in die demographische Entwicklung. Zwischen 1651 und 1744 starben im Jahresdurchschnitt etwa 48 Menschen. Die Sterblichkeit traf insbesondere Kinder und junge Erwachsene bis zum 20. Lebensjahr. *„Der größte Teil von ihnen gehört natürlich zu den Kleinkindern. Sie wurden z.B. im Winter 1658/59 Opfer der Pockenkrankheit; von Dezember bis Mai ist diese Ursache sieben Mal ausdrücklich angegeben*".[3] Die hohe Kindersterblichkeit war eines der schmerzlichsten Kennzeichen der Epoche. Zwischen 1701 und 1710 etwa wurden 709 Kinder geboren, und es starben 193 Kinder unter 10 Jahren. Das war mehr als ein Viertel der Kinder überhaupt. Auch im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts wurden Jahr für Jahr bisweilen Dutzende von Kindern dahingerafft. 1779 beispielsweise starben 48 Kinder an den Blattern. 1785 waren es noch mal 36 Kinder. Und im Jahre 1800 starben sogar 57 Menschen an den Blattern. Zwischen 1772 und 1803 zählt man an Blat-

terntoten immerhin 206 Personen.[4] Natürlich waren die Kinder besonders krankheitsanfällig. Schlimm war auch die Kindersterblichkeit in den Jahrzehnten zwischen 1771 bis 1780 und 1801 bis 1810. Den Krankheitsepidemien der Jahrzehnte von 1771-1780 und 1801-1810 fielen 327 bzw. 282 kleine Kinder zum Opfer.[5] Doch trotz der bisweilen hohen Sterberate wurden noch immer mehr Kinder geboren, als es Todesfälle im Kirchspiel gab. Nur in einigen wenigen Jahren, etwa im Jahre 1800, gab es mehr Tote, als Geborene. In der Regel aber überstieg die Geburtlichkeit die Sterblichkeit und die Bevölkerung nahm, trotz der hohen Kindersterblichkeit, doch kontinuierlich zu. Dadurch veränderte sich aber auch die Bevölkerungsstruktur, denn nicht jeder konnte in ein bereits bestehendes Erbe eintreten. Die Zahl der Vollerben und der Halberben im Kirchspiel blieb deshalb mit 46 bzw. 41 Stellen im Jahre 1772 in etwa konstant.[6] Daneben gab es zu diesem Zeitpunkt 83 Erbkötter und 72 Markkötter im Kirchspiel. Zusammen waren das 155 Stellen, ähnlich viele wie im Jahre 1634, als es 156 solcher Stellen gab.[7] Die meisten Erbkötter gab es übrigens mit je 35 Stellen im Dorf Laer und in Müschen. Doch im Verlauf des 18. Jahrhunderts richtete sich noch eine weitere gesellschaftliche Gruppe im Kirchspiel ein. Als Heuerlinge und Hüsselten (Nebeneinwohner) 255 Mal registriert (davon 130 Heuerlinge), unterschieden sie sich erheblich von den übrigen gesellschaftlichen Gruppen im Kirchspiel, weil sie in der Regel ohne eigenen Grundbesitz waren. So stellten die grundbesitzlosen unterbäuerlichen Schichten im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die stärkste Bevölkerungsgruppe im Kirchspiel Laer! Die Bevölkerung hatte also nicht nur insgesamt zugenommen, sondern auch eine andere innere Ordnung erhalten.

Bevölkerungsordnung im Überblick von 1565 bis 1772[8]

	1565			1634				1772			
	VE	HE	Kötter	VE	HE	Kötter	He	VE	HE	Kötter	He
Dorf Laer	6	7	36	4	8	44	8	5	8	46	51
Hardensetten	10	5	15	14	5	18	-	13	8	17	43
Müschen	10	5	30	10	6	45	-	11	6	44	70
Westerwiede	8	4	13	10	3	12	-	8	6	14	32
Winkelsetten	3	6	2	13	6	25	-	3	7	23	27
Remsede	5	7	9	6	8	12	-	6	6	11	32
Gesamt:	42	34	124	47	36	156	8	46	41	155	255

Legende: VE = Vollerbe; HE = Halberbe; Kötter : Erb- und Markkötter; He = Heuerlinge bzw Hüsselten und Neubauer

Anstieg, Fall und Stabilisierung zwischen 1772 und 1873

Der Bevölkerungsanstieg hielt auch in den folgenden Jahrzehnten an. Im Jahre 1803 lebten 2689 Menschen im Kirchspiel und am 1. Juli 1833 genau *„3016 Seelen, mithin hat ohnerachtet der ausgewanderten, und den auswärts sich vorerst aufhaltenden Individuen,*

demnach in diesen letzten 30 Jahren die Volksmenge im Kirchspiele Laer um 327 Personen sich vermehrt“.[9] Aus den Unterlagen der Volkszählung des Jahres 1833 läßt sich noch einiges mehr über die Zusammensetzung der Bevölkerung ablesen. Von den 3016 Einwohnern des Kirchspiels waren 1437 männlichen und 1579 Personen weiblichen Geschlechts. Es gab im ganzen 534 Kinder unter 7 Jahren; zwischen 7 und 14 Jahren waren es 507. „Teenager“ gab es nicht ganz so viele: 363 junge Leute zwischen dem 14. und dem 20. Lebensjahr wohnten im Kirchspiel. Davon waren 181 junge Männer und 182 junge Frauen. 1004 Personen waren zwischen 20 und 45 Jahren alt. Bis 60 Jahre alt waren 370 Einwohner, 177 Männer und 193 Frauen. Es gab auch eine ganze Reihe über 60jährige, nämlich 238 Personen. Davon waren 118 Männer und 120 Frauen. Allerdings sollte man den Altersangaben nicht zuviel Genauigkeit unterstellen. Vogt Greve merkte schon einige Wochen vor der Volkszählung, daß *„fast alle Eingeseßenen ihr und der ihrigen und ihrer Hausgenoßen oder Dienstboten Alter, wenn sie darin befragt werden, nicht so genau anzugeben wißen“*.[10] Darum befahl er den Familienvorständen, *„sich schleunigst die Kenntniß des Alters zu verschaffen“*. Also werden wohl eine ganze Reihe von Einwohnern zum Pastor Hamberg gepilgert sein, um ihn um Auskunft zu bitten. Sicherlich aber nicht alle, denn schließlich hatte man auch noch etwas anderes zu tun, als sich um so unwichtige Dinge wie das eigene oder das Geburtsdatum seines Knechts zu kümmern. 467 Ehepaare lebten zu dieser Zeit im Kirchspiel Laer, daneben gab es 55 Witwer und 108 Witwen. Die Mehrheit der Bevölkerung war natürlich katholisch, aber immerhin zählte Vogt Greve im Jahr 1833 98 Lutheraner in der Gemeinde. Die Bevölkerung lebte in insgesamt 472 Wohngebäuden. Das sagt aber nichts über die Eigentumsverhältnisse aus. Auf den Hofstellen standen ja oft mehrere Wohngebäude. Die alte „Liftucht“ und oft auch das Backhaus wurden an Heuerlingsfamilien vermietet. Da Bargeld knapp war, mußte man seine Miete abarbeiten. Gerade in den Saat- und Erntezeiten gab es für die Heuerlinge viel beim Bauern zu tun. Die Knechte und Mägde wiederum waren nicht auf Mietwohnungen angewiesen. Denn sie gehörten zum Haushalt des Bauern und lebten unter seinem Dach.

Im Jahre 1836 wohnten schon 3041 Personen im Kirchspiel,[11] 1839 waren es sogar 3074.[12] Aber von da an ging die Bevölkerung kontinuierlich zurück. Im Juli 1845 lebten hier noch 2963 Personen,[13] und im Sommer des Revolutionsjahres 1848 hatte das Kirchspiel noch 2860 Einwohner.[14] Die Gründe für den Bevölkerungsrückgang sind klar: Die Auswanderung aus dem Kirchspiel war stärker als der Geburtenüberschuß, der den Bevölkerungsanstieg in den vergangenen Jahrzehnten bewirkt hatte. Das galt nicht nur für Laer. In den Jahren zwischen 1842 und 1845 etwa hatte sich der Bevölkerungsumfang des Amtes Iburg um 320 Personen insgesamt vermindert, *„ein Minus, welches lediglich der starken Auswanderung zuzuschreiben ist“*,[15] meldete die Iburger Verwaltung nach Osnabrück. Auch in den folgenden Jahrzehnten bewirkte die Auswanderung einen beständigen Bevölkerungsabfluß. Im Sommer des Jahres 1855 zählte man im Kirchspiel Laer 2391 Einwohner, zu denen aber noch 429 Personen aus dem mittlerweile selbständig gewordenen Dorf Remsede gerechnet werden müssen. Demnach gab es im ganzen

2820 Einwohner auf dem alten Gebiet des Kirchspiels Laer.[16] Und im Jahre 1867, kurz nach der Übernahme durch das Königreich Preußen, lebten hier noch ganze 2776 Personen.[17] Damit näherte man sich gefährlich den Bevölkerungsverhältnissen, wie sie zu Anfang des Jahrhunderts geherrscht hatten. Schauen wir kurz auf die weitere Entwicklung: In den folgenden Jahrzehnten stabilisierten sich die Verhältnisse wieder, allein schon weil die Auswanderung zurückging. Im Jahre 1873 lebten 2305 Einwohner in 426 Familien auf dem Gebiet der Gemeinde (ohne Remsede).[18] Das Dorf Laer hatte zu dieser Zeit 727 Einwohner, Müschen 539, Hardensetten 423, Westerwiede 340 und Winkelsetten 276. 60 Jahre später zählte die Gemeinde 3043 Einwohner.[19] Das Dorf Laer überschritt mit 1051 Einwohnern die Tausender-Grenze, Müschen zählte 697, Hardensetten 518, Westerwiede 450 und Winkelsetten 327 Personen.

Eine Volkszählung aus dem Jahre 1855 gewährt einen genaueren Einblick in die Laerer Bevölkerungsstruktur zur Mitte des 19. Jahrhunderts.[20] Die grundlegende Einteilung ist, wie schon seit Jahrhunderten, die nach Erbklassen. Die nachfolgende Tabelle zeigt die Verhältnisse nach den einzelnen Ortschaften getrennt.

Bevölkerungsordnung im Überblick, 1855

Ort	VE.	HE.	Erbk.	MK.	Kihöf.	Neub.	Heuerl.	Knechte Mägde	Lehrl. u. Gesellen
Dorf Laer	5	8	29	9	11	14	86	81	21
Müschen	11	5	28	6		10	34	69	5
Hardensetten	12	8	2	16		6	31	78	
Westerwiede	8	6	4	11		5	33	40	
Winkelsetten	3	7	8	15		2	15	35	
Remsede	6	8	1	7		19	41	41	

Die Aufschlüsselung zeigt, daß die landlose Bevölkerung, also die Heuerlinge, Knechte und Mägde überproportional stark vertreten waren. Insbesondere die Heuerlinge repräsentieren jenen Teil der Bevölkerung, der im Verlauf des 19. Jahrhunderts u.a. durch die Markteilung und den Niedergang der Leineweberei bedingt, weithin verelendete und manchmal sogar am Rand des Hungertodes stand. Selbst ohne nennenswertes Eigentum, sind sie die Unzufriedenen des Jahrhunderts, die nur noch wenig am Ort hält; aus dieser Schicht rekrutierte sich schließlich die Masse der Auswanderer. Das Bild des ganzen Kirchspiels zeigt sich wie folgt: Unter Einbeziehung Remsedes gab es 45 Vollerben und 42 Halberben. Das waren die sehr alten und meist auch größeren Bauernhöfe. Daneben zählte man 72 Erbkötter, 64 Markkötter und 56 Neubauerstellen im Kirchspiel. Im Kirchdorf Laer gab es noch 11 Kirchhöfer. Hier arbeiteten übrigens auch die meisten der 26 Gesellen und Lehrlinge, die zu dieser Zeit beschäftigt wurden. Außerdem gab es 240 Heuerstellen. 344 Knechte und Mägde wurden registriert, die in der Regel unverheiratet waren, während hinter jeder anderen Stelle ganze Familien standen. Heuerlingsfamilien, Knechte und Mägde zusammengenommen stellten also den größten Teil der Bevölkerung.

4.2 Handwerk und Gewerbe im alten Laer

4.2.1 Traditionelles, ortstypisches Gewerbe

Getreide-, Öl- und Bokemühlen

Das Handwerk der Müller gehört zu den ältesten Kulturtechniken und Landhandwerken, die wir überhaupt kennen. Im Zuge des großen „Mühlensterbens“ in den 1960er Jahren gingen die meisten Mühlen ein; heute bemüht sich der Heimat- und Mühlenverein Bad Laer um den Erhalt ihres Erbes. Im alten Kirchspiel Laer existierten eine Reihe alter, wichtiger Getreidemühlen. Die der Bucks bzw. Grotenburg in Remsede (Remseder Mühle), die um 1820 in den Besitz der Familie Meyer zu Capellen überging, gehörte dazu. Die Hakemühle in Westerwiede zählt gleichfalls zu den alten Getreidemühlen im Kirchspiel Laer. Sie wurde ebenso wie die Remseder Mühle vom Remseder Bach betrieben, verschwand aber schon im 17. Jahrhundert, vielleicht im Zusammenhang mit der Teilung des Vollerben Hakemöller. Rottmüllers Mühle in Müschen läßt sich schon im späten 13. Jahrhundert nachweisen; 1321 gelangte sie in den Besitz der Korffs zu Harkotten. Schließlich finden sich mit Desingers und Springmeyers Mühlen noch zwei Anlagen im Kirchdorf Laer. Dabei darf Springmeyers Mühle als älteste im ganzen Kirchspiel gelten. Rund um die Laerschen Bauerschaften existierten übrigens noch sieben weitere Kornmühlen, die den Laerern offenstanden. Dabei hätte allein schon die Mühle des Colonen Rottmüller in Müschen ausgereicht, um sämtliches, im Kirchspiel gewonnenes Getreide zu mahlen. Keine Frage, Bad Laers Mühlengeschichte ist besonders reich und vielfältig.[21] Anders als im Dorf Laer, dessen Mühlenrechte in alter Zeit beim Landesherrn, dem Bischof von Osnabrück, lagen, standen die Kornmühlen in den Bauerschaften sehr früh, vielleicht sogar ursprünglich schon unter der Grundherrschaft adeliger Häuser. Adel und Landesherrschaft strebten nämlich nach Mühlenrechten, die im frühen Mittelalter noch beim König gelegen hatten. Der König garantierte den steten Frieden in der Mühle und kassierte dafür einen Teil des Mahlzinses, d.h. eine Steuer. Im hohen Mittelalter, als sich einzelne Fürstentümer ausbildeten, gingen die alten Mühlenrechte auf den Landesherren, den Fürstbischof von Osnabrück, über. Er übernahm den Schutz der Mühlen und sicherte sich damit eine regelmäßige Einkommensquelle. Im Dorf Laer konnte der Landesherr seine alten Mühlenrechte z. T. sehr lange bewahren. Die Grundherrschaft über die Desinger Mühle war noch im 18. Jahrhundert in seiner Hand. Die Springmeyers Mühle aber zählte bereits im 16. Jahrhundert zur Grundherrschaft der Korffs, wie auch die Rottmühle in Müschen. Denn der Mahlzins war für die Adeligen attraktiv, und um ihre Stellung im Fürstentum zu stärken, strebten sie seit dem ausgehenden Mittelalter erfolgreich nach Mühlenrechten, so wie wir es in den Mühlen der Bauerschaften erkennen.

Zu den bekanntesten Laerer Mühlen zählen die vom Salzbach betriebenen Springmeyers- und Desingers Mühle.[22] „*Diesen Mühlen*“, so notierte Laers Vogt Greve am 25. März

Die Mühle Tewes-Kampelmann in Müschen. Heute bemüht sich der Heimat- und Mühlenverein Bad Laer um ihren Erhalt.

des Jahres 1819, *„fehlt es fast nie an Wasser, selbst bey dem härtesten Froste frieren die im Dorfe Laer belegenen nicht zu, weil selbige ihr Wasser aus einer Salzquelle haben“*.[23] Auch Rottmüllers an der Bever belegene Mühle in Müschen war weithin bekannt. Im frühen 19. Jahrhundert hatte sie sogar den größten Umsatz aller Laerer Getreidemühlen und zahlte als einzige eine Einkommenssteuer. Nach der großen Dürre des Herbstes 1818, als es *„vielen ausserhalb diesen Kirchspiels Laer belegenen Mühlen sehr an Wasser fehlte, sind mehrere Eingesessene von Hilter, Borgloh, Versmold, Wellingholzhausen, mit Korn hierher gekommen, und haben selbiges besonders in der hiesigen Rottmühle zu Müschen mahlen lassen“*, schrieb Greve.[24] Auch die gegen Ende des 16. Jahrhunderts errichtete Tewes-Kampelmannsche Mühle in Müschen zählt zu den alten Mühlen im Kirchspiel. Ursprünglich hatte sie aber keinen Getreidemahlgang und diente als Gewerbemühle. Der Müschener Erbkötter betrieb sie zunächst als unterschlächtige Boke- und Walkmühle, in der Flachs- und Hanfstengel bearbeitet und Wolltuche durchgewalkt wurden. Mitte der 1830er Jahre ging das Walkmühlengeschäft ein. Tewes-Kampelmann baute den Mahlgang zu einem Lohmühlenwerk um und betrieb nun die einzige Lohmühle im ganzen Amt Iburg. Seit 1840 diente die Mühle auch als Grützenmühle zum Schroten des Getreides; bislang hatte es nur von Hand betriebene Schrotmühlen in Laer gegeben. Mit Einführung der Gewerbefreiheit entwickelte sich die Anlage zu einer gewerblichen Kunden- und Handelsmühle, in der Getreide gemahlen und später auch Strom erzeugt wurde. Zu den Gewerbemühlen zählte auch die seit 1829 von der Familie Dodt betriebene Öl- und Bokemühle, die etwa 200 m unterhalb der alten Desinger Getreidemühle gelegen war

und vom Salzbach gespeist wurde. Im Jahre 1920 wandelte der Müller Heinrich Dodt den zum Anwesen gehörenden Mühlenteich in eine Freibadeanstalt um. Das alte Mühlengebäude aber blieb noch einige Jahrzehnte lang stehen, bis zur Renovierung im Jahre 1949. Als Gewerbemühlen müssen übrigens auch einige jüngere Mühlen gelten, die, durch die Gewerbefreiheit bedingt, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden. Die Vokelau in Westerwiede etwa, im Jahre 1864 erbaut, diente langehin als Sägewerk, hatte zeitweise einen eigenen Getreidemahlgang und erzeugte einige Jahre lang auch Strom. Ähnlich verhielt es sich mit Dölken Mühle in Westerwiede, die im Jahre 1875 angelegt wurde. Ursprünglich dazu gedacht, für den Eigenbedarf und den der umliegenden Nachbarschaft als Getreidemühle zu dienen, produzierte sie seit dem Jahre 1911 auch Strom für Haus und Hof und trieb einen Dreschkasten an.

„Stein-Laer": Pottöfen, Kalkbrennerei und Norddeutsche Zementfabrik

Bad Laerer „Piepsteine", durch Kalk inkrustierte und in Blöcken versteinerte Schilfstengel, die, wie Orgelpfeifen aufgereiht, dem Stein seinen seltsamen Namen geben, zählen heute zu den bekanntesten und beliebtesten Symbolen unserer Heimat. Piepsteine gehören zu den sogenannten Quellkalken bzw. Sinterkalken, die als Ablagerung der Kalziumhydrogenkarbonat- und kohlensäurereichen Bad Laerer Sole entstanden. *„Mit 2,3 Millionen Kubikmeter dürfte Laer das größte abbauwürdige Vorkommen von harten Sinterkalken in Niedersachsen und Westfalen sein"*.[25] Die Bad Laerer Sinterkalke sind vor etwa 10.000 Jahren entstanden und somit noch vergleichsweise jung. Das Dorf selbst ist auf einer bis zu sechs Meter mächtigen, linsenförmigen Felsplatte errichtet, und dieser enorme Gesteinsvorrat sollte den Laerern viele Jahrhunderte lang als Handelsgut dienen.

Kompakte Felsblöcke, bei Ausschachtungsarbeiten in Laer gehoben, Heimatmuseum Bad Laer.

Schon im 11. Jahrhundert verwandten sie ortseigene Steine zum Bau des mächtigen Kirchturms, der das Dorf bis heute überragt. Laerer Sinterkalke fanden sich auch bei der Ausgrabung des Sarkophags Bischofs Benno II. in der Iburger Klosterkirche (spätes 11. Jahrhundert). Vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert sollte der Stein eine wichtige Rolle

spielen und den Namen „Stein-Laer“ weithin bekannt machen. Im Jahre 1315 etwa beschaffte das Haus Korff *„steyn und kalc in dem kerspel to lodere“*, um damit das neue Schloß Harkotten zu errichten. Die Klöster Vinnenberg (1430) und Freckenhorst (1500) erstanden gleichfalls Laerschen Stein, und im frühen 17. Jahrhundert ließ der Stadtkämmerer von Warendorf Bruchsteine und Kalk aus Laer kommen, um damit die Stadtbefestigung zu erneuern. Hundert Fuhren Steine schickten die Laerer im Jahre 1843 nach Füchtorf zum Bau der neuen Pfarrkirche, und auch beim Kirchenbau in Versmold (1856/57) wurde Laerscher Stein verbaut. Zwischen 1871 und 1873 brauchten die Laerer ihre Steine selbst. In mühseliger Knochenarbeit brachen sie den harten Fels und bauten daraus ihre neugotische Pfarrkirche St. Marien, die dem alten Kirchturm aus dem 11. Jahrhundert angelagert wurde. In den 1890er Jahren galt es viele hundert mit Steinen beladene Wagen nach Greffen zu transportieren, zum Bau der dortigen Pfarrkirche. In jenen Jahren und Jahrzehnten wurden hauptsächlich die mächtigen Lager unter dem früher erhöht liegenden Ortskern um Thieplatz und Paulbrink ausgehoben und abgebaut.[26] Übrigens bestehen auch viele der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichteten Häuser in Laer aus dem ortseigenen Stein. Mancher Bauherr fand bei den Ausschachtungsarbeiten mehr Steine, als er für seinen Hausbau brauchte und verkaufte den überschüssigen Rest. In größerem Umfang wurde der Laersche Stein letztmalig Mitte der 1930er Jahre gebrochen. Unter der Leitung des Hardensettener Steinmetz und Bildhauers Bernhard Schulte wurden in den Gärten hinter dem Richardschen Ständerhaus große Steinquader abgebaut und nach Nürnberg geschafft, um dort verbaut zu werden. Mittlerweile sind die Laerer Steinvorkommen erschöpft, und an eine industrielle Nutzung ist nicht mehr zu denken.

„Stein-Laer“, hier auf einer im Jahre 1901 abgestempelten Postkarte, Heimatmuseum Bad Laer.

Während die eher jungen, harten Sinterkalke aus dem Kirchdorf jahrhundertelang als Baumaterial Verwendung fanden, setzten die Laerer ihre am Kleinen Berg gebrochenen, viele Millionen Jahre alten „Plänerkalke“ als Ausgangsmaterial für Brennkalk und später auch für Zement ein. Im 18. Jahrhundert fanden sich eine Reihe von Kalköfen, *„... die einer größeren Zahl von Gemeindemitgliedern zum Unterhalt dienten“*.[27] Im 19. Jahrhundert spielte die Kalkbrennerei noch immer eine wichtige Rolle für das Laersche Gewerbeleben. Bis zur Jahrhundertwende gab es eine ganze Reihe privat betriebener, kleiner Brennöfen, die sogenannten Pottöfen. In Müschen betrieb der Colon Lintker einen solchen Ofen. *„Auch Niehaus, Ridder, Stricker und Wilkenskotten brannten eine mehr oder weniger lange Zeit ihren eigenen Kalk zum Düngen und zum Mauern selbst“*.[28] Man holte sich aus seinem Bergteil den Bruchkalk, ja sammelte ihn bisweilen auf dem Klegg-Acker lose ein, um ihn dann im heimischen Pottofen zu brennen. Der bis zur Jahrhundertwende größte Kalkbrennofen befand sich im Besitz der Familie Becker. Der Betrieb lag an der Ecke Remseder Straße / Schützenallee, oberhalb des heutigen Krieger-Ehrenmals.

Becker betrieb hier eine einfache Röstanlage *„mit aufeinander geschichteten Stein- und Holzlagen, die man von oben einfüllte“*.[29] Unmittelbar oberhalb seines Ofens gab es genügend Kalkstein, und das Brennmaterial entnahm er dem naheliegenden Blomberg. Das Brennen des Kalkes dauerte einige Tage. *„Meist wurde am Mittwoch der Ofen gefüllt und angezündet. Am darauffolgenden Montag war dann der abgebrannte Kalk soweit abgekühlt, daß er abgefahren werden konnte“*.[30] Der Laerer Kalk war begehrt. Im Raum um Münster und Warendorf fanden sich die wichtigsten Abnehmer, aber Laerscher Kalk wurde auch bis nach Holland verkauft. *„Ganz besonders gut bezahlt wurde der aus dem echten loarsken Steen gewonnene Kalk, der nur gelegentlich bei Ausschachtungen im Wohngebiet des Ortes gewonnen werden konnte“*.[31] Mit der Inbetriebnahme der Teutoburger Wald Eisenbahn im Jahre 1900 erweiterten sich die Transportmöglichkeiten beträchtlich. Die Gebrüder Bemmel erkannten die Gunst der Stunde; im Müschener Bergteil bauten sie einen Ringofen, dessen Ausstoß um ein Vielfaches über dem der bisherigen Brennstätten lag. Bald schloß man sich zu einer Aktiengesellschaft zusammen. Ein Dr. Richter aus Dortmund, Rudolf Nollmann aus Rothenfelde, ein Meyer in Aschendorf und Bauer Müscher aus Müschen gehörten zu den Gründungsvätern. Bald konnten Kalksteine in bis dahin ungekanntem Ausmaß abgebaut werden. *„Im Gelände um den heutigen Kindergarten war ein größerer Steinbruch, von dem eine Pferdebahn zum Ringofen führte. Vor dem Bahnübergang der Bielefelder Straße, stand oft eine Wagenreihe mit gebranntem Kalk und wartete auf den kommenden Zug; und das war keineswegs selten, wo täglich allein 10 Personenzüge die Straßenkreuzung querten“*.[32] Wegen der großen Aufträge wurden die „Norddeutschen Zement- und Wasserkalkwerke“, wie das Unternehmen an der Rothenfelder Straße bald hieß, schnell zum wichtigsten Arbeitgeber am Ort. In den drei Geschäftsbereichen Kalkbruch, Kalkbrennerei und Zementfabrik wurden im Jahre 1921 insgesamt 123 Arbeiter beschäftigt, davon allein 93 im Zementwerk.[33] Kein Zweifel, zu jener Zeit hatte die Industrialisierung auch in Laer Fuß gefaßt.

4.2.2 Handwerks- und Gewerbestruktur im alten Laer

Handwerk und Gewerbe in den Bauerschaften

Doch kehren wir zurück ins 18. Jahrhundert und werfen nun einen Blick auf die Gewerbeordnung des alten Kirchspiels Laer. Volkszählungsunterlagen aus dem Jahre 1772 [34] zeigen, wie das Handwerk zu jener Zeit verteilt war. Die Quelle verrät, daß Landhandwerk und Kleinhandel so manchem landarmen Kirchspielbewohner Arbeit und Nahrung boten. *„Von einer professionellen Ausbildung mit Gesellenprüfung und Meisterbrief oder gar einer zunftmäßigen Organisation wie in der Stadt kann aber nicht die Rede sein. Zwar gab es bereits vor dem 30jährigen Krieg Ansätze handwerklicher Spezialisierung mit entsprechender Qualifizierung, mehr aber nicht".*[35]

Großvater Kampelmann, Müschen, „dengelt" die Sense, Privatbesitz. Ein gewisses Maß an handwerklicher Fertigkeit gehörte immer schon zum Arbeitsalltag in der Landwirtschaft.

Während die Leineweberei in allen Bauerschaften des Kirchspiels gleichermaßen überlebenswichtig war, konzentrierte sich das Landhandwerk im wesentlichen auf das Kirchdorf Laer. In den Bauerschaften gab es nur vereinzeltes Handwerk. In Müschen etwa, das im Jahre 1772 529 Einwohner zählte, arbeitete der Maurer Wibeke, ein Schmied (Peter b. Esche), Wagenmacher Kleine Heckmann und der Holzschuhmacher Wahlmeyer. Der Maurer baute übrigens keine Steinhäuser – die wurden erst im 19. Jahrhundert vermehrt errichtet.[36] Statt dessen füllte er das Ständerwerk mit Steinen und Lehm, baute den

Schornstein und legte unter Umständen auch Dachpfannen. Drei Müschener Familienväter waren als Zimmerleute tätig (Buddendiek, Lanwer, Im Orde). Der Beruf des Zimmermanns war wichtig, denn noch immer wurden die meisten Häuser als Fachwerkbauten ausgeführt. Ludwig Wahlmeyer hat die vielfältigen Tätigkeiten der Zimmerleute beim Bau der herkömmlichen Ständerhäuser beschrieben. *„Der Zimmerplatz war vor Ort auf einer freien Fläche, wo das Fachwerkhaus errichtet werden sollte. Hier arbeitete man ‚en to ene' (eins zu eins) ohne Zeichnung; den Plan hatte man im Kopf, und die Statik auch. Das Bauholz, meist Eiche, wurde zuerst mit Axt und Beil einigermaßen viereckig zugehauen, dann mit Hebel und Winde auf einen 2 m hohen ‚Schragen' (eine Art Sägegerüst) gehievt und dort passend zugeschnitten. Dabei stand ein Säger oben auf dem etwa 2 m hohen Gerüst über dem Baum, einer darunter auf der Erde und gemeinsam zogen sie die Säge solange senkrecht rauf und runter, bis der Baum längs oder quer zersägt war. Der beste Platz war oben, da man hier nicht – wie unten – die Sägespäne ins Gesicht bekam. War das Holz endlich zu Bohlen und Balken, Sturmbändern und Riegeln und Sparren soweit zugeschnittten worden, daß man sie zusammensetzen und aufrichten konnte, begann die „Bührige". Dazu brauchte man viele Hände und deshalb die ganze Nachbarschaft, um das schwere Ständerwerk auch aufzurichten. Daher rührt auch der Name ‚Richtfest'. Die Zimmerleute hatten bereits am Boden die Balken zu einem gerade noch handhabbaren Fachwerk zusammengepflockt, das nun von der Waagerechten am Boden in die Senkrechte ‚gehoben' und dann mit anderm Fachwerk zusammengefügt wurde, bis das ganze Fachwerkgerüst stand. Erst dann wurden die Fetten aufgelegt und darauf die Sparren zum Dach zusammengefügt".*[37]

Mit drei Zimmerleuten und einem Maurer war das Bauhandwerk in Müschen reichlich vertreten, aber daneben fanden nur die ganz unverzichtbaren Handwerke (Schmied, Wagenmacher, Getreide- und Bokemüller, Holzschuhmacher und Maurer) ihr Auskommen. Das gilt auch für die übrigen Bauerschaften. In Hardensetten etwa – dort lebten zu dieser Zeit 404 Personen – arbeiteten die Holzschuhmacher Höllmann, Eckelkamp und Franke, der Zimmermann Holkenbrink, dazu ein Drechsler (Höpke) und die Schneider Günner und Meybaum. Winkelsetten hatte 296 Einwohner, darunter einen Schmied, einen Dachdecker und schließlich noch jemanden, der Bier braute, sowie eine Familie, die Grütze machte. Außerdem arbeiteten immerhin fünf Holzschuhmacher und vier Schneider in der kleinen, nahe beim Kirchdorf Laer gelegenen Bauerschaft. Westerwiede hatte 281 Einwohner – immerhin drei Holzschuhmacher lebten hier. Daneben gab es noch einen Wagenmacher, einen Seiler und eine Familie, die mit dem Flechten von Körben Geld verdiente. Bemerkenswert, aber leicht verständlich, ist die große Anzahl der Holzschuhmacher in den Bauerschaften, insbesondere in Westerwiede und Winkelsetten. Von dort aus werden sie für das gesamte Kirchspiel produziert haben. Sie brauchten keine große Werkstatt und konnten ihr Handwerk als Zuerwerb ohne besonderen Geldeinsatz betreiben. Außerdem war das stabile Schuhwerk beliebt. Es hielt die Füße warm, und die gut geformten Holzsohlen gaben stabilen Halt, gerade auf rutschigen und nassen Fußböden, aber auch im Freien. Holzschuhe wurden oft aus Weidenholz gefertigt. Mit der Säge grob zugeschnitten und mit Ziehmesser und Schabeisen

bearbeitet, entstand ein Rohling, den der Holzschuhmacher nun mit dem Löffelbohrer aushöhlte und mit speziellen Meißeln und Feilen fertigstellte.

Remsede war zu dieser Zeit mit 225 Einwohnern die kleinste Ortschaft im Kirchspiel. Hier arbeiteten ein Schmied und ein Wagenmacher. Daneben besaß die Familie Korff-Schmiesing die alte Bucks- btw. Grotemühle; im Jahre 1820 gelangte sie an die Familie Meyer zu Capellen. Das Handwerk war in den Bauerschaften insgesamt nur schwach vertreten. Neben dem nötigsten Bauhandwerk fanden sich noch die landwirtschaftlich nutzbaren Handwerke der Schmiede und Müller. Daneben gab es aber auch eine Reihe von Schneidern und vor allem viele Holzschuhmacher, hauptsächlich im nahe beim Kirchdorf Laer gelegenen Winkelsetten. Insgesamt aber scheint die Gewerbedichte gering, ein Eindruck, der sich allerdings relativiert, wenn man die Bedeutung der Garnspinnerei und Leineweberei zu jener Zeit bedenkt. Über 160 Familien verdienten ihr Brot im Umfeld der Leineweberei. Die Masse der landlosen bzw. landarmen Bevölkerung erzielte also einen wichtigen Teil ihres Einkommens durch eine gewerbliche Tätigkeit. Sicherlich, es war zu gering, um fiskalisch interessant zu sein, aber für die zahllosen Garnspinner und Ackerweber hing davon ihre Existenz ab.

Landhandwerk und Kleingewerbe konzentrieren sich im Kirchdorf Laer

Bezogen auf das reine Landhandwerk verlief die Entwicklung im Kirchdorf Laer, in dem 1772 528 Einwohner gezählt wurden, ganz anders als in den Bauerschaften. Im Dorf Laer hatte Handwerk Tradition, so etwa das Schmiedehandwerk, von dem sich 1772 neben dem Bültenschmied noch zwei Familien Hagedorn ernährten. Schon *„um 1700 wird in den (Kirchen)rechnungen Meister Bernd Hagedorn genannt, der seinen ‚Arbeitzlohn' als Schmied empfängt. Sein Sohn Rudolf wird jedes Jahr von Ende der 20er Jahre bis 1760 als Schmiedemeister genannt. Von 1756 an zahlt die Kirchenkasse die Schmiederechnungen an ‚den jungen Hagedorn', das ist Bernd Hagedorn. Daneben arbeitet auch noch der Meister David Hagedorn, und im Jahre 1768 wird auch ein Schlossermeister Henrich Hagedorn genannt. Im Jahre 1798 reicht der Meister Jürgen Heinrich Hagedorn seine Rechnungen ein"*.[38]

Das Handwerk im Dorf war ausgesprochen vielfältig. Um 1772 gab es eine Familie, die von der Pflugmacherei lebte (Gohe), den Spinnradmacher Höpke, einen Glasmacher (Blinde) und den Zimmermann Müsche. Die Familien Bruns und Sommer lebten von der Tuchmacherei, drei Familie backten und brauten (Springrose, Pelke und Wiedeler), ein Pauk und eine Familie Otten arbeiteten als Wagenmacher. Außerdem gab es sechs Schneider (Sprengelmeier, Hoetmer, Blankefort, König, Getker, Rupe) und neun Schuhmacher (Gerding, Dreyer am Thie, Thomas, Vornhecke, Bierbaum, Hundelt, Brümmer, Heidhaus, Wellmeier). Zwei Chirurgen lebten am Ort, nämlich Thöle und Hiltermann. Die „Chirurgen" waren übrigens keine ausgebildeten Mediziner; meist waren sie Barbiere, die auch Zähne zogen, Knochen einrenken konnten und Geschwüre aufschnitten.

Gern ließen sie ihre Patienten zur Ader, d.h., sie zapften ihnen Blut ab, um so den Säftehaushalt wieder in ein gesundes Gleichgewicht zu bringen. Schließlich gab es 18 Familien, die vom Tagelohn lebten, drei Steinbrecher und schließlich noch 10 Familien, deren Haupterwerb in der Garnspinnerei bestand. Dabei muß berücksichtigt werden, daß im Kirchdorf Laer, anders als in den Bauerschaften, Landwirtschaft hauptsächlich auf Voll- und Halberbenstellen betrieben wurde. Das läßt darauf schließen, daß das Handwerk im Dorf für den Bedarf der durch Landwirtschaft geprägten umliegenden Bauerschaften produziert hat. Die Bauerschaften konnten ihren hauptsächlich landwirtschaftlichen Charakter weitgehend behalten, weil das gewerbliche Angebot im Kirchdorf Laer im Verlauf des 18. Jahrhunderts stetig zunahm. Viele Erb- und Markkötter orientierten sich von der Landwirtschaft weg. Vor allem die Kirchhöfer, die ihr Handwerk und Gewerbe meist in den Speichern der Kirchhofsburg rund um die Kirche betrieben, verdienten ihr Brot jenseits der Landwirtschaft. Zwar behielten sie auch weiterhin einen Gemüsegarten und dazu ein wenig Ackerland und etwas Vieh, aber ihren Haupterwerb fanden sie im ländlichen Gewerbe. Mit ihren Produkten versorgten sie u.a. auch die Bauerschaften. Dort wiederum bot sich nur den ganz dringend benötigten Handwerken ein genügendes Auskommen. Ansonsten versorgte man sich im Kirchdorf Laer mit den handwerklichen Leistungen, die man in den Bauerschaften nicht erbrachte. Kurzum, das Kirchdorf und die umliegenden Bauerschaften ergänzten sich und waren in ihrer jeweiligen Entwicklung dennoch voneinander abhängig. Das Dorf Laer brauchte den Markt der Bauerschaften, wie diese die Handwerker des Dorfes brauchten, um sich auch weiterhin primär auf die Landwirtschaft konzentrieren zu können. Im Hintergrund stand die Leineweberei, die auch in den Bauerschaften intensiv betrieben, letztlich den beständigen Bevölkerungsanstieg im 18. Jahrhundert ermöglicht hat. Dabei vermittelte sie dem gesamten Kirchspiel eine hintergründige, gewerbliche Struktur jenseits der Landwirtwirtschaft, an der selbst viele große Hofstellen einen Anteil hatten.

4.3 Heuerleute, Hollandgang und Leineweberei

Heuerlinge leben in einfachen Verhältnissen und gewerblicher Mischexistenz

„Man findet der Heuerwohnungen, vorzüglich in den Kirchspielen Glane und Laer, sehr viele, auf deren Erbauung weniger Sorgfalt und Fleiß verwendet wird, als auf die Errichtung eines Schoppen ...“, so heißt es in dem Bericht eines Arztes aus dem Jahre 1827. *„Es liegen eine Menge Familien in sogenannten Backhäusern, Speichern und Schoppen, oft so gedrängt, daß Alt und Jung, 6 - 7 an der Zahl in einem Durtig die Schlafstelle haben. Dieser ist vielleicht dabei so kurz, daß ein mittelgroßer Mensch gekrümmt darin liegen muß; zudem sind die Stuben gewöhnlich so niedrig, daß nur kleine Personen aufrecht stehen, und so eng, daß außer Tisch und Ofen kaum ein Paar Stühle stehen können“*.[39] Bedrückend lesen sich die zeitgenössischen Schilderungen des Wohnalltags der einfachen Heuerleute. Als landwirtschaftliche Klein- und Kleinstpächter waren sie ihren Verpächtern gegenüber zu

Heuerlinge wohnen in einfachsten Verhältnisse, in alten Schoppen und in Backhäusern etwa. Hier: Backhaus von Schulte im Hof, Nachlaß Hiltermann.

Arbeitsdiensten verpflichtet. Diese Arbeitsverpflichtung, die ihnen das Pacht- und Wohnrecht einbrachte, unterschied sie von den Tagelöhnern. Und anders als die Knechte der Bauern, arbeiteten die Heuerlinge selbständig auf ihrem Pachtgrund. Aber sie mußten in einfachsten Verhältnissen leben, in kleinen Heuerhäusern, manche auch in den Backhäusern und Leibzuchtgebäuden der Bauern, mitunter in ungenutzten „Schoppen" der Voll- und Halberbenstellen. Das Heuerhaus glich in Konstruktion und Aufbau den Bauernhäusern, nur war alles kleiner, einfach gebaut und sehr eng. In manchen Kotten lebten sogar zwei Familien. *„Am Kopfende der Deele, an der Brandmauer, standen die beiden Herde. Da es zwischen den vielköpfigen Familien in diesen außerordentlich beengten, oftmals willkürlich zusammengewürfelten Hausgemeinschaften Reibereien, insbesondere Streitigkeiten bei der gemeinsamen Nutzung der Wohn- und Wirtschaftsdeele gab, ging man schließlich zum Bau von Doppelkotten über. Damit jede Familie ihre eigene Deele hatte, stießen die Kopfseiten der Häuser bei giebelseitigen Einfahrten aneinander oder zwei Niendöeren standen unmittelbar nebeneinander ...".*[40]

Heuerlinge gehörten nicht zu den Grundbesitzern, und in der Regel hatten sie auch keine Rechte an der Mark. Zudem waren ihre Pachtgründe noch sehr klein. Um überleben zu können, gingen sie verschiedenen Arbeiten nach, deren wichtigste die Arbeit beim Bauern war. Daneben bewirtschafteten sie auch ihre Pachtgründe, kleine Gärten eher, in denen Gemüse angebaut wurde. Zudem hielten sie in der Regel auch etwas Vieh, ein Schwein, eine Ziege oder sogar eine Kuh, die sie zusammen mit dem Vieh des Verpächters in die Gemeinheit treiben durften. Heuerlinge zählten also zu den Selbstversorgern, und sie waren auf die Früchte ihrer Gärten und ihr weniges Vieh angewiesen, um überleben zu können. Aber ihre Eigenwirtschaft war gemeinhin so klein, daß Mißernten rasch in Hungerkrisen umschlagen konnten – an späterer Stelle wird davon berichtet. Neben der landwirtschaftlichen Arbeit für den Bauern und der Feld- und Gartenbestellung für die eigene Familie, zählten auch handwerkliche Tätigkeiten, soweit sie

Laerer Doppelkotten (Dodthagen) von 1767, Nachlaß Hiltermann.

nicht allzu kapitalintensiv waren, zu den Erwerbsquellen des einen oder anderen Heuerlingshaushaltes. Ihr wichtigstes und bedeutendstes Einkommen aber fanden sie im Umfeld der Leineweberei. Seit Ende des Dreißigjährigen Krieges hatten sie sich im Kirchspiel überhaupt nur ansiedeln können, weil ihnen neben dem kleinen Garten, zwei oder drei Stück Vieh und etwas Ackerland, auch noch das Leinengewerbe ein gewisses Einkommen brachte. Hier packten alle mit an, selbst Greise und kleine Kinder, z.B. beim Garnspinnen. So arbeitete die ganze Familie für den Lebensunterhalt, und alle Arbeit zusammen genommen mochte reichen, um die kleinen Heuerlingsfamilien gerade eben am Leben zu erhalten.

Die Hollandgängerei sorgt für zusätzliche Einnahmen

Die Arbeitsmöglichkeiten im Kirchspiel selbst blieben begrenzt. Viele Heuerlinge und manche Bauernsöhne versuchten daher, die engen Grenzen der Heimat zu durchbrechen und ihr Geld auswärts zu verdienen. Schon im 17. Jahrhundert zogen sie nach Holland, um dort als Gras- oder Torfarbeiter oder auch als Handwerker für einige Monate Beschäftigung zu finden. Die Fürstbischöfe von Osnabrück verboten die Hollandgängerei immer wieder, aus Sorge um die Wirtschaftsentwicklung des eigenen Landes. Schon Gustav Gustavson, der Sohn des Schwedenkönigs Gustav Adolf, der Osnabrück zwischen 1634 und 1648 regierte, befürchtete, daß *„der alljährliche Exodus zahlreicher Arbeitskräfte den Wiederaufbau des vom Krieg verwüsteten Landes“* erschweren würde.[41] Im weiteren Verlauf des 17. Jahrhunderts wurde die Hollandgängerei verschiedentlich behindert, manchmal sogar ganz verboten. Aber das hielt den Wanderungsprozeß nicht auf. Auch das Kirchspiel Laer war hiervon betroffen. *„Ende April zogen die jungen Bauern- und Heuerlingssöhne mit Sack und Pack zu Fuß über die Landstraße gen Holland (Friesland). Das Lehensregister Palsterkamps berichtet schon aus dem Jahre 1663, daß die Söhne Stephan, Johan, Gerdt und Engelbert Tepe aus Müschen nach Friesland seien, und man wisse*

nicht, ob sie noch lebten oder nicht“.[42] Im 18. Jahrhundert schwoll der Strom der Wanderarbeiter aus dem Hochstift erheblich an. Die Hollandgänger gingen regelmäßig für eine Saison auf Wanderschaft. Sie konnten dort *„mit Garten- und Acker-Arbeit, Torf- und Deich-Graben, Grasmähen, Heuen und anderer Arbeit ein gutes Geld verdienen, so daß, wan sie zu ihren gemietheten Hütten zurückkommen, sie nach Unterschied ihrer Arbeit 20 bis 60 ja 70 holländische Gulden mitbringen, mithin, da leicht 6000 Menschen jährlich diese Reise verrichten, eins in das andere gerechnet, dieselben wohl eine Tonne Goldes ins Land bringen mögen*“.[43] Allerdings kehrten nicht alle Hollandgänger in die Heimat zurück. Jan Hendrik Spiering etwa, ein Uhrmacher und Drechsler aus Müschen, war im Jahre 1767 mit seinem Handwerk auf der Kalverstraat in Amsterdam ansässig. Ein Verwandter, Everhardus Spiering, arbeitete zu dieser Zeit als Brotbäcker in Amsterdam, und der ebenfalls aus dem Kirchspiel Laer stammende Philipp Beckmann betrieb in der Watersteeg zu Amsterdam ein Schneidergeschäft.[44]

Hollandgänger, Holzschnitt von Robert Henkel.

Die Hollandgängerei ging zum Ende des 18. Jahrhunderts kontinuierlich zurück. Immerhin, von den 212 Hollandgängern, die das Amt Iburg im Jahre 1806 zählte, stammte fast ein Viertel, nämlich 50 Personen, aus dem Kirchspiel Laer. Allerdings scheinen sie in der Regel nur wenig Zeit in Holland verbracht zu haben; die Laerschen Hollandgänger verdienten im Schnitt nur neun Gulden, während der Durchschnittsverdienst der Hollandgänger dieses Jahres im Amt Iburg bei 13 Gulden lag. Man kann daher vermuten, daß die jungen Männer aus Laer hauptsächlich zum Grasmähen nach Holland gingen. Sie waren dort von Johanni bis Jacobi, d.h. von Ende Juli bis Anfang August beschäftigt, und danach dürften die meisten schon wieder nach Hause zurückgekehrt sein.[45] Im Jahre 1811 – die Leinwandindustrie des Osnabrücker Landes steckte in Folge der Kontinentalsperre Napoleons gegen England in einer Krise – waren wiederum vergleichsweise viele Laerer als Hollandgänger unterwegs. 55 Personen, das waren etwa 2 % der Bevölkerung, wurden als Wanderarbeiter registriert. Damit war der Anteil

der Hollandgänger im Kirchspiel Laer *„mehr als doppelt so hoch, wie in den Nachbargemeinden“*.[46] Denn Laer war hochgradig vom Leinengewerbe abhängig, das zu dieser Zeit keinen rechten Ertrag mehr brachte. Die Laerschen Hollandgänger verdienten jetzt auch mehr als noch wenige Jahre zuvor. Etwa 30 Gulden brachten sie nun heim, denn *„sie arbeiteten teils als Grasmäher und teils als Torfstecher. Während jene von Juni bis August in Holland arbeiteten, gingen diese schon im April dorthin, um vier Monate später zur selben Zeit wie die Grasmäher zurückzukehren“*.[47] In den folgenden Jahrzehnten sank die Hollandgängerei aber in die Bedeutungslosigkeit ab. Sicherlich gab es immer noch vereinzelte Laerer, die den alten Wanderungswegen nach Friesland folgten – im Jahre 1844 etwa waren es noch sechs Personen, 1845 noch drei und 1846 wiederum sechs Arbeiter.[48] Doch die große Zeit der Hollandgängerei war vergangen. Statt Holland war bald Amerika das Ziel der wanderungsbereiten Laerschen Bevölkerung. Dorthin ging man aber nicht mehr für eine Saison, sondern für ein Leben.

Viele Heuerlinge ernähren sich vom Leinengewerbe

Zum Ende des 18. Jahrhunderts stellten die Heuerlinge gemeinsam mit den Nebeneinwohnern (Hüsselten) die stärkste Bevölkerungsgruppe im Kirchspiel Laer. Sie hatten sich hier ansiedeln können, weil neben Landwirtschaft, Landhandwerk und gelegentlichem Hollandgang, *„vor allem die Tätigkeiten Nahrung und Unterhalt (boten), die mit der Leinenerzeugung zusammenhingen“*.[49] Auf den Höfen arbeitete man mehr nebenher an Spinnrad und Webstuhl, um zusätzlich etwas zu verdienen. Den kleinen Köttern und Heuerlingen aber bot die Tätigkeit im Umfeld der Leinenerzeugung überhaupt erst die Chance, eine Familie und einen eigenständigen Haushalt zu gründen. Die Weberei war nicht die einzige Einkommensquelle der Laerer Heuerlinge. In ihren kleinen Gärten pflanzten sie Obst und Gemüse für den Eigenbedarf. Sie hielten auch noch etwas Vieh, also vielleicht eine Kuh und ein oder zwei Schweine. Vom Frühjahr bis zum Herbst fand es seine Nahrung in der gemeinen Weide der alten Mark, die die Heuerlinge mitbenutzen durften, ohne an ihr berechtigt zu sein.

Einer Steuerliste des Jahres 1772 zufolge, beschäftigten sich 162 Laerer Haushalte mit der Garnspinnerei. Daneben gab es nur drei hauptberufliche Weber: Becker in Winkelsetten, Sommer und Bruns im Dorf.[50] Verständlich also, daß der Spinnradmacher Höpke im Kirchspiel seinen Unterhalt fand, denn sein Gewerbe war gefragt. Auf den ersten Blick spricht einiges dafür, daß im Kirchspiel selbst kaum gewebt, sondern fast nur gesponnen wurde. Webstühle waren nämlich teuer, das Weben ein Handwerk, das man gründlich lernen mußte, und häufig gab es in den kleinen und engen Kotten kaum genug Platz für einen Webstuhl. So verdienten viele der sogenannten „Kleinen Leute“ ihr Geld mit der Garnspinnerei, einer Tätigkeit, die man in der Jugend nebenher lernen konnte. Allerdings, die drei örtlichen Weber hätten nicht das Garn der 162 mit der Garnspinnerei beschäftigten Haushalte allein verbrauchen können. Schon deshalb ist es unwahrscheinlich, daß in Laer nur Garn gesponnen und nicht gewebt wurde. Ein

Spinnrad im Heimatmuseum Bad Laer.

kritischer Vergleich der Laerschen Steuerlisten mit den Unterlagen, die für vergleichbare Landgemeinden ausgewertet sind, macht deutlich, daß die Leineweberei von den Beamten offenbar einfach nicht nachgefragt wurde. Beispielsweise ist für die Gemeinde Belm, zu der acht Bauerschaften gehörten, neben 33 Garnspinnern, nur ein einziger Leineweber aufgeführt.[51] Eine genauere Untersuchung der dortigen Verhältnisse zeigte, daß etwa drei Viertel der Belmer Haushalte Anfang des 19. Jahrhunderts Leinen zur Osnabrücker Legge brachten, und die Mehrheit dieser Haushalte war ohne eigenes Land! Im Kirchspiel Laer gab es nun gut fünf mal soviele Garnspinner, wie im Kirchspiel Belm. Darum ist mit hoher Sicherheit davon auszugehen, daß mindestens die Verhältnisse, wie sie in Belm herrschten, auch für Laer gegolten haben. Die Laerer Heuerlinge verspannen ihr Garn also nicht nur, sondern sie verwebten es auch, wenn auch nicht im Sinne einer ausschließlichen, hauptberuflichen Tätigkeit. *„Bei den Bauern wie bei den Heuerlingen blieb die Leinenherstellung ein Nebengewerbe, das in Verbindung mit der Landwirtschaft, eingepaßt in den Jahreszyklus der Feldarbeit, betrieben wurde. Den Flachs bauten Bauern wie Heuerlinge in der Regel selbst an, ebenso wurden durchweg alle folgenden Arbeitsgänge einschließlich des Spinnens und Webens innerhalb desselben Haushalts ausgeführt. Das ist der Grund, warum die Berufsbezeichnungen der Volkszählungen kaum etwas von der Bedeutung der Leinenproduktion für diese ländliche Gesellschaft ahnen lassen. Für das Bevölkerungswachstum insgesamt und die starke Zunahme der landlosen Schicht im besonderen* (die ja auch im Kirchspiel Laer beobachtet werden kann) *war die gewerbliche Einkommensmöglichkeit eine wesentliche Bedingung"*.[52] Man muß also davon ausgehen, daß viele der Laerer Garnspinner auch Leinen gewebt haben, nicht im Hauptberuf, sondern als „Ackerweber" neben ihrer sonstigen Arbeit. Sie produzierten Osnabrücker „Löwendlinnen",

einen groben und fest gewebten Stoff, der gegen Wind und Wetter schützte und weithin verkauft wurde. Die Löwendlinnenproduktion galt den Zeitgenossen als eine Art *„Landesmanufaktur“*, weil sie in vielen Ämtern des Osnabrücker Landes *„von allen Landleuten ohne Ausnahme betrieben wird. Im Winter spinnt die ganze Hausgenossenschaft des Landmanns ohne Ausnahme; fast in jedem Hause befindet sich ein Webstuhl, und sowohl die Tochter wie die Dienstmagd des Landmanns sind geübte Weberinnen“*.[53] Die meisten Webstühle dürften allerdings auf den Höfen und nicht in den Kotten gestanden haben, denn viele Heuerlinge hatten keinen Platz und konnten sich die teure Anschaffung auch kaum leisten. Aber auf den Hofstellen ihrer Verpächter durften sie weben, wofür sie unter Umständen einen gewissen Teil ihrer Produktion als Mietzins an den Bauern abgeben mußten. Dazu würde auch ein weiteres Ergebnis der Belmer Untersuchung passen: Nicht etwa die Heuerlinge, die die Masse der Leinwandproduzenten bildeten, sondern die Bauern brachten den weitaus größten Teil des Leinens zur Legge.

Die Leineweberei, eine alte Kulturtechnik

Der Anbau und die Verarbeitung von Flachs und Hanf, das sich gleichfalls zur Leinenweberei eignet und in Laer viel angebaut wurde, war seit altersher ein fester Bestandteil der bäuerlichen Selbstversorgungswirtschaft. Aus den Faserpflanzen ließ sich nicht nur Garn gewinnen, sondern auch Öl, das vielseitig Verwendung fand. Es diente z.B. als Wagenschmiere, manchmal auch als Lederfett, und des abends füllte die Hausfrau die Ölfunzel damit auf, denn in Laer gab es noch kein Petroleum. Im Zentrum des Flachs- und Hanfanbaus stand aber die Garngewinnung. Um den 10. April herum setzten die Bauern die Faserpflanze. Im Juli, August war sie reif und wurde büschelweise aus dem Boden gezogen. Eilig fuhren die Knechte die Ernte ein und machten sich daran, die Samenknoten auszudreschen. Als nächstes nahmen sie sich die bis zu einem Meter langen hölzernen Stengel vor. Die ganze Familie half mit, die Stengel zu Bündeln zusammenzulegen, um sie dann mit Pferd und Wagen zur hofeigenen Rötekuhle zu bringen. Schon Tage vorher hatten die Knechte die Kuhle gereinigt und mit frischem Wasser aufgefüllt. Jetzt packten alle mit an und legten die Stengel ins Wasser, damit die hölzerne Ummantelung verrotten und die begehrte Faser vom Holz gelöst werden konnte. Etwa 10 Tage später war es soweit: Die Knechte ließen das Wasser ab, und nun mußten die übel stinkenden, fauligen Bündel wieder eingeholt und zum Trocknen auf den Hof gebracht werden.

Erst nach dem Ende der dringenden Herbstarbeiten fand man wieder Zeit, die längst trockenen Flachsbündel weiterzuverarbeiten. Die Ackerweber schafften sie nun zum Bokemüller. Bei Desingers Mühle im Dorf Laer gab es ein Bokewerk und ein zweites in Müschen, beim Erbkötter Tewes-Kampelmann. Der Müller legte einzelne Flachsbündel auf den Block und setzte sein Bokewerk in Gang. Nun schlugen vier oder mehr senkrecht stehende Eichenstempel im Wechsel auf die Flachsbündel ein. So brach das Holz und konnte weitgehend abgeschlagen werden. Doch noch immer klebten einzelne Holz-

stücke an der kostbaren Faser. In kleinen Büscheln wurden sie nun in mühseliger Kleinarbeit auf einer Handbreche „gerackt“, d.h. erneut gebrochen. Dazu nahm sich der Knecht oder Heuerling ein schmales Bündel Flachs, legte es auf die Gegenfläche des Geräts, schlug mit einem Schwungbrett darauf und zog kräftig an dem eingeklemmten Büschel, wiederum um noch verbliebene Holzteilchen abzulösen. Doch allein durch Boken und Racken war der Flachs längst noch nicht fein genug, um verarbeitet werden zu können. Nun mußte man ihn büschelweise gegen ein Nadelkissen schlagen, das auf dem sogenannten „Hechelbock“ aufmontiert war. Zuerst wurden die Büschel grob gehechelt, danach nochmals fein, damit auch wirklich der letzte Rest Holz entfernt wurde. Dabei fiel auch manches Stück Abfall an, die sogenannte „Heede“, die die Laerer Ackerweber in späteren Jahren für die Seiltuchweberei benutzten. Nun war der Flachs vom letzten Holz befreit und sauber gekämmt – langsam konnte man daran denken, die Fasern zu verspinnen. Wer aber ganz feine Tuche weben wollte, gab sich mit dem Erreichten noch nicht zufrieden. Die Fasern ließen sich nämlich nochmals verfeinern, durch Schwingen und Ribben, zwei Techniken, die das Garn seidig glänzen ließen.

Der Leineweber, Skulptur auf dem Paulbrink.

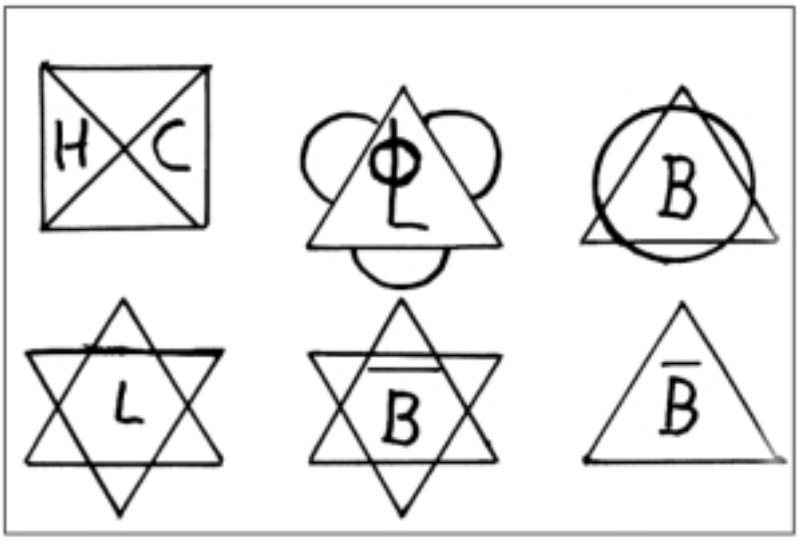
Die Ackerweber begannen nun, das Garn zu spinnen, ein Arbeitsgang, bei dem sogar kleine Kindern und Greise mitanpacken mußten. Zunächst galt es den Spinnrocken, ein zusammengelegtes Bündel Fasern, aufzutackeln. Mit Hilfe des Schwungrades und einer Tretvorrichtung, ähnlich der einer Nähmaschine, zog der Spinner einen Faden aus dem Rocken und spulte ihn auf. Dabei gab das Spinnrad dem Faden einen gewissen Drall, der ihn haltbar und zugkräftig werden ließ. Nachdem eine Spule gefüllt war, wechselte der Weber das Arbeitsgerät, denn nun mußte das Garn von der Spule abgelöst und zu Garnbinden verarbeitet werden. Dazu gab es die Haspel, ein windmühlenartig angeleg-

tes, von Hand drehbares Rad, an dessen Speichenenden 10 cm lange Querstäbe befestigt waren, über die das Garn gewickelt wurde. Nach 60 Umdrehungen war ein „Bind“ Garn aufgewickelt, 20 Bind ergaben ein Stück. Zu diesem Zeitpunkt war das Garn zwar schon webfähig, aber noch von schmutziggrauer Farbe und ganz unansehnlich. Daher ging der Weber nun daran, seine Garnbinde zu „büken“, d.h. zu reinigen. Zu diesem Zweck hatten die Höfe eine besondere Tonne irgendwo auf der Diele oder im Schoppen, in die hinein einige Lagen Garn gelegt und je mit heißer Asche überschüttet wurden, bis die Tonne voll war. Nun goß der Weber heißes Wasser darüber. Es entstand eine Lauge, die das Garn säuberte, bis es ganz weiß war und nach dem Trocknen endlich auf dem Webstuhl zu Löwendlinnen verwebt werden konnte.

Kaufleute und Leinenhändler in Laer

Das fertige Stück Linnen unter dem Arm, wanderten die Ackerweber aus den Bauerschaften ins Dorf Laer. Schon im frühen 18. Jahrhundert gab es hier Kaufleute, die mit Garn und Leinwand handelten. Zu den frühen Händlern dürfte der Erbkötter Johan Theodor Hundorf (1636-1714) gehört haben, ein Enkel des Vogten Henrich Hundorf, der sein Amt im Jahre 1603 antrat. Henrich Hundorf hatte zwei Söhne, von denen ihm einer, Johan, nach 1625 im Amt nachfolgte. Der andere war der Lehrer Henrich Hundorf (1620-1680), der sich möglicherweise im Nebenerwerb mit dem Linnenhandel beschäftigt hat. Die Nachfahren der Hundorfs konnten sich als Händler in Laer etablieren, aber gegen den Handel, den der Erbkötter Cordes im frühen 18. Jahrhundert betrieb, dürfte Hundorf nicht angekommen sein.[54] Der Erbkötter, dessen am Paulbrink liegendes Geschäftshaus mit zugehörigem Schuppen zur Jahrhundertwende vom Gastwirt Bierbaum zu einem imposanten Steinhaus mit Festsaal umgebaut wurde (heute die Häuser Bilik und Konditorei Dodt), *„führte ein Gemischtwarengeschäft, Seife, Nägel, Wachslichter und alles, was so ein ‚Kramladen‘ enthalten mußte“*.[55] Cordes, der mit einer Tochter des Vogten Docen verheiratet war, lieferte im Jahre 1719 als erster in Laer Blauwand, Linnen und Armenleinwand. Für das Jahr 1734 ist bezeugt, daß er zwei Sorten Linnen führte, eine billigere Sorte zu acht Schilling und neun Pfennig und eine bessere zu 19 Schilling und drei Pfennig. Er konnte einen lohnenden Linnenhandel betreiben, weil er über die entsprechenden Geschäftskontakte verfügte. In Greven, das damals *„durch die Ems-Schiffahrt eine zunehmende Bedeutung als Handelsplatz bekam“*, saß mit Hendrik Cordes ein Verwandter, der zu einem wichtigen Abnehmer des Laerer Linnen wurde.[56] Hendrik Cordes schützte die Ware durch ein besonderes Warenzeichen. Als „Cordes-Linnen“ vertrieb er sie bis in die Niederlande nach Amsterdam, aber auch nach Bremen und sogar nach London.

Nach Cordes Tod heiratete seine Witwe, Anna Elisabeth geb. Docen, den Kaufmann Jürgen Anton Tork (1736). *„Vermutlich war sie die Erbin des* (späteren) *Leggehauses am Thie, das dann in der Familie Tork – Smitz – Richard weiter vererbt wurde“*.[57] Aus dem Hause Cordes entstand auch das Handelshaus Ellermann. Denn *„die Schwester des Erbkötters und Kaufhändlers Cordes heiratete ihrerseits 1740 einen Sohn des Vogts Ellermann*



Warenzeichen des Kaufherrn Henrik Cordes, Nachlaß Hiltermann.

aus Dissen und begründete mit ihm auf der anderen Hälfte des elterlichen Erbes ebenfalls ein Geschäft ...“.[58] Im Jahre 1815 heiratete Anton Richard, der zweite Sohn des Vogten Conrad Rembert Arnold Richard aus Dissen nach Laer. Er schloß die Ehe mit Lisette Ellermann, geb. Müller, die in erster Ehe mit Anton Ellermann junior verheiratet gewesen war. So gelangte der Name Richard von Dissen nach Laer und bekam hier eine herausragende Bedeutung. Bereits 1825 war Anton Richard auch Ortsvorsteher im Dorf Laer, 1859 wurde er Samtvorsteher, 1860 folgte ihm sein Sohn im Amte nach.[59] Neben Kaufmann Smits, Laer, und Kaufmann Delius, Versmold, der in Dissen einen zweiten Wohn- und Geschäftssitz hatte, zählte Anton Richard zu den bedeutendsten Leinenhändlern im Amt Iburg. Die enge Verbindung zwischen Politik (Vögte und Vorsteher) und Leinenhandel ist unübersehbar. Sie geht letztlich auf die Erbkötterfamilien und Vögte Hundorf, Hiltermann und den Kaufmann und Erbkötter Cordes zurück. Vogt Docen hatte sich seinerzeit durch die Heirat mit der Tochter des Vogten Hiltermann in Laer etabliert, die gemeinsame Tochter ehelichte den Kaufhändler Cordes, und als Witwe heiratete sie den Kaufmann Tork. Eine Schwester aus dem Hause Cordes heiratete wiederum den Abkömmling einer Vogtenfamilie, nämlich Ellermann aus Dissen und begründete mit ihm ein weiteres Handelshaus, das später vom Vogtensohn und Kaufmann Anton Richard übernommen wurde, der selbst politisch aktiv war. Seine Familie sollte insgesamt vier Samtvorsteher bzw. Bürgermeister in Laer stellen. Holger Richard, der derzeitige Bürgermeister von Bad Laer, ist der letzte in dieser Reihe.

4.4 Legge und Leineweberei in Laer

Die erste Legge (1773-1789)

Doch zurück ins 18. Jahrhundert, jener Zeit der Heuerlingsansiedlung und zunehmenden Leineweberei, nicht nur in Laer. Im ganzen Osnabrücker Land wurde Linnen ge-

webt, und in Osnabrück selbst gab es eine Leinenschauanstalt, auf der die Qualität der Ware geprüft und das Leinen gehandelt wurde. Doch bald nach dem Siebenjährigen Krieg (1756-1763) brach der Osnabrücker Leinenhandel fast vollständig zusammen.

Leggen im Osnabrücker Land

Justus Möser machte vor allem einen Qualitätsrückgang des Leinens für den Niedergang des Handels verantwortlich. Schuld seien die Kaufleute, *„weil sie die Legge zu umgehen suchten. Der Ruf des Osnabrücker Leinens habe dadurch gelitten, die auswertige Kundschaft sich daher zurückgezogen, zumal die gute Ware an auswärtige Leggen geschickt sei“*.[60] Leggen dienten als zentrale Umschlagplätze für Leinenerzeugnisse. Die Aufkäufer, aber auch die Produzenten selbst brachten ihre Produkte dorthin. Auf den Leggen arbeiteten angestellte Leggemeister, die die Qualität der Ware überprüften, ihren Wert feststellten und entsprechend kategorisierten. Danach konnten die Kaufleute die Ware an- und weiter verkaufen. Möser forderte die Aufhebung des Legge-Privilegs der Stadt Osnabrück. Trotz des Widerstandes der Osnabrücker Kaufmannschaft, setzte er sich schließlich durch. Das Legge-Privileg der Hasestadt wurde aufgehoben. Im Jahre 1770 schließlich verfügte die Regierung *„mehrere staatliche Leggen mit Schauzwang für alle einheimische Waren anzulegen, mit dem Ziel, das gute Ansehen des Osnabrücker Leinens wieder herzustellen. Die erste Zwangslegge wurde 1770 in Iburg errichtet“*.[61] Iburg bot sich als Sitz einer Legge geradezu an, denn im Amt Iburg gab es nicht nur viele Weber, sondern zudem noch 24 Kaufleute. Sie saßen in Dissen, Hilter, Glane, Glandorf, Hagen und vor allem in Laer. Hier lebten und arbeiteten die Kaufleute Hundorf, Ellermann und Tork, die zu den bedeutendsten Leinenhändlern im Amt Iburg gehörten. So war es kein Wunder, daß sich die neue Iburger Leinenlegge bald bewährte. Vom 21. Mai bis Ende August 1771 wurden hier 3.194 Stücke vorgelegt – die Stadtlegge zu Osnabrück zählte in diesem Zeitraum nur 2.533 Stück Leinen. Vom Erfolg der Leggegründung angespornt, richtete die Regierung bald noch weitere Leggen ein, in den Ämtern Vörden, Wittlage, Hunteburg und Bramsche etwa. Die neuen Leggen belebten *„die Nachfrage nach Osnabrücker Leinen so stark, daß Kaufleute sogar aus Bremen, Hamburg und Holland auf den jeweiligen Leggen erschienen“*.[62]

Im Jahre 1773 öffnete auch im Dorf Laer eine Legge, die als Nebenstandort der Iburger Legge gedacht war. Die hiesige Legge wurde in dem Haus am Thieplatz untergebracht, das sich der Vogt Gerhard Docen im Jahre 1710 als Wohn- und Verwaltungssitz gebaut hatte. Im Jahre 1966 wurde die alte Legge abgebrochen.[63] An sie und an das alte Laersche Leinengewerbe erinnert heute die Bronzeplastik des Leinewebers auf dem Paulbrink.

Die Legge zu Laer sollte *„zur Bequemlichkeit der vom Flecken Iburg zu sehr entfernt wohnenden Eingesessenen des Amtes Iburg (dienen und) vom 8. Januarii des bevorstehenden 1773. Jahres an (sollte), vorerst zum Versuche bis instehenden Ostern, in jeder Woche am Freytage und Sonnabend zu Laer Leggetag gehalten werden“*.[64] Die Sache wurde also erst einmal ausprobiert, und nach Ablauf der Probezeit bis Ostern entschloß sich die Regierung, den Leggebetrieb in Laer weiterführen zu lassen.[65] Für die Laerer und übrigens auch die Dissener und einige Glandorfer Weber war die Errichtung eines Leggebetriebes

Die Legge am Paulbrink, Nachlaß Hiltermann.

im Dorf Laer eine große Erleichterung: Der Weg nach Iburg war weit – für viele wohl zu weit – denn die Garnspinner und Leineweber gehörten ja in der Regel zu den armen Leuten. Sie besaßen keine eigenen Fuhrwerke, mit denen sie ihre Ware nach Iburg hätten transportieren können. Ohne eigene Legge wären sie gezwungen gewesen, den mühseligen Weg nach Iburg zu gehen, oder aber ihre Produkte direkt an die Kaufmannschaft zu verkaufen. Die aber *„drückte ... den Preis, um dann ihrerseits das Leinen gleich Fuderweise auf der Legge stempeln zu lassen. Es gewann damit ganz entschieden im Preis“*, und diese Gewinnspanne hätten die Laerer Garnspinner und Leineweber ohne eigene Legge verloren.[66] Nun aber profitierten sie von den kontinuierlich steigenden Preisen ihrer Waren. Kostete eine Elle Leinwand im Jahre 1770 noch 42 Pfennig, so bekamen die Weber fünf Jahre später schon 52 Pfennig und manchmal sogar noch etwas mehr.[67]

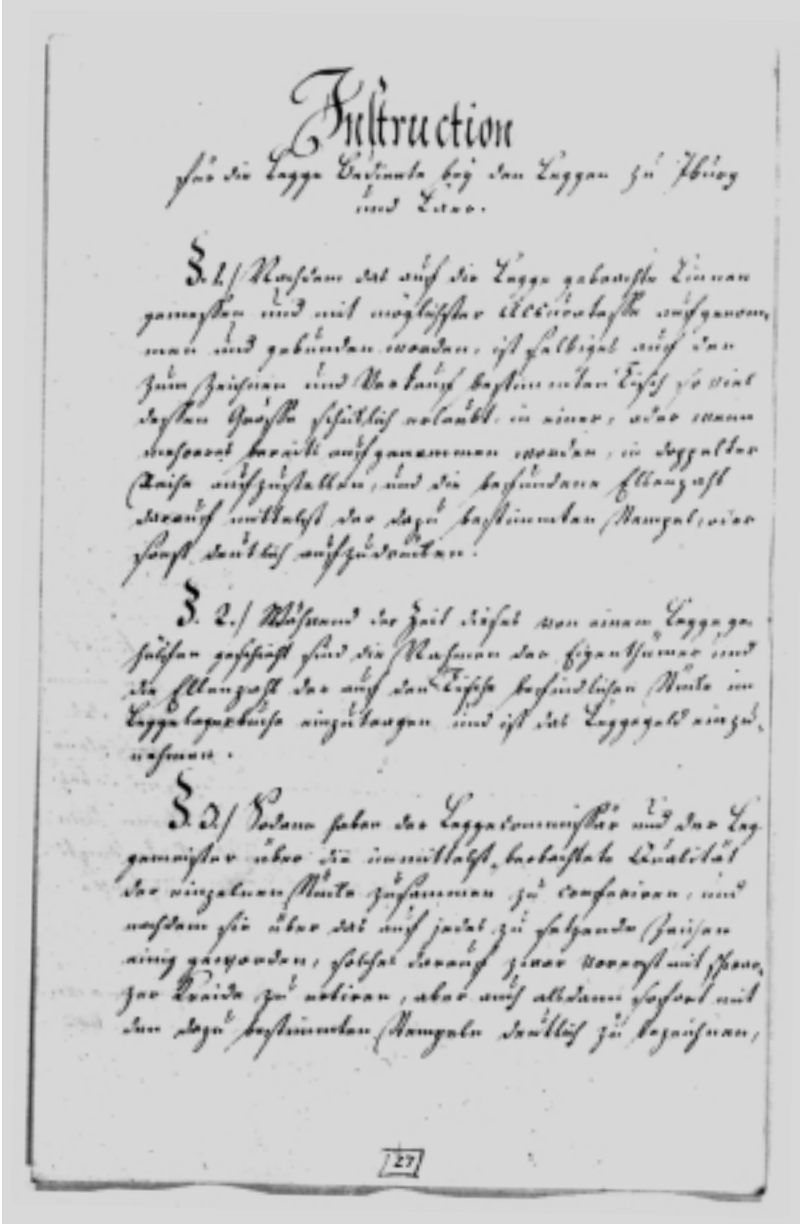
Ein Vergleich der Umsatzzahlen auf den Leggen in Laer und Iburg zwischen 1784 und 1788 zeigt, welch hohe Bedeutung die Nebenlegge zu Laer für den Leinenhandel im Amt hatte.

Tabelle: Umsätze der Leggen im Amt Iburg [68]

Jahr:	Legge zu Laer	Legge zu Iburg	Gesamtumsatz
1784	2.994 Stück Linnen	2.473 Stück Linnen	5.467 Stück Linnen
1785	3.199	2.566	5.765
1786	2.373	1.900	4.273
1787	2.284	1.886	4.170
1788	2.455	2.815	5.270

Laers Leinenlegge hatte sich also über viele Jahre bewährt, und den Umsatz der Hauptlegge in Iburg sogar übertroffen. Die Beamten in Iburg wußten aber, daß Kaufmann

Tork Jahr für Jahr zwischen 300 und 400 Stück Linnen zusätzlich im Ausland ankaufte und ausschließlich in Laer zur Legge brachte. Ohne diese zusätzliche Ware, wäre die Laerer Legge wohl nicht so stark gewesen. Unzweifelhaft war aber, daß die Laerschen Kaufleute zu den bedeutendsten Leinenhändlern im Amt Iburg gehörten. Mit 1.464 Stück Legge-Linnen im Jahr 1788 hatte Kaufmann Tork den weitaus größten Umsatz aller im Amt ansässigen Kaufleute. Und auch Anton Ellermann gehörte mit 449 Stück Linnen im Jahr zu den großen Leggehändlern. Nur Everd Westermann und Kaufmann Kriege in Lienen konnten ihn mit 539 bzw. 500 Stück pro Jahr noch übertreffen.[69] Kaufmann Hundorf gehörte mit 253 Stück Linnen im Jahre 1788 zu den kleineren Händlern im Amt.



Instruction

für die Legge Bediente bey den Leggen zu Iburg und Laer.

§. 1. Nachdem die auf die Legge gebrachte Linnen gemessen und mit möglichster Accuratesse aufgenommen und gebunden worden, ist selbige auf den zum Leggen und Verkauf bestimmten Tisch so viel deselben Raume füglich gelaufen, in einer, oder mehreren besonders darzu aufgenommen worden, in Leggalter Reihe aufzustellen, und die bestimmte Klangzahl derenselben mittelst der dazu bestimmten Klangeisen sauber aufzuklopfen.

§. 2. Nachdem der Zeit Inspect von einem Leggen gehörig geschehen sind die Klangen der gezeichneten und die Klangzahl der auf den Tische befindlichen Stücke im Leggelagerbuche einzutragen und ist die Leggegeld einzunehmen.

§. 3. Sodann haben der Leggecommissair und der Leggemeister über die innerhalb bestimmte Qualität der einzelnen Stücke zusammen zu conferiren, und nachdem sie über die auf jedes zu setzende Preise einig geworden, solche denenjenigen, welche Interesse mit dem Leggen zu nehmen, aber auf alsdann sofort mit dem dazu bestimmten Klangeisen sauber zu bezeichnen,

27

„Instruction für die Legge Bediente bey den Leggen zu Iburg und Laer“, Staatsarchiv Osnabrück.

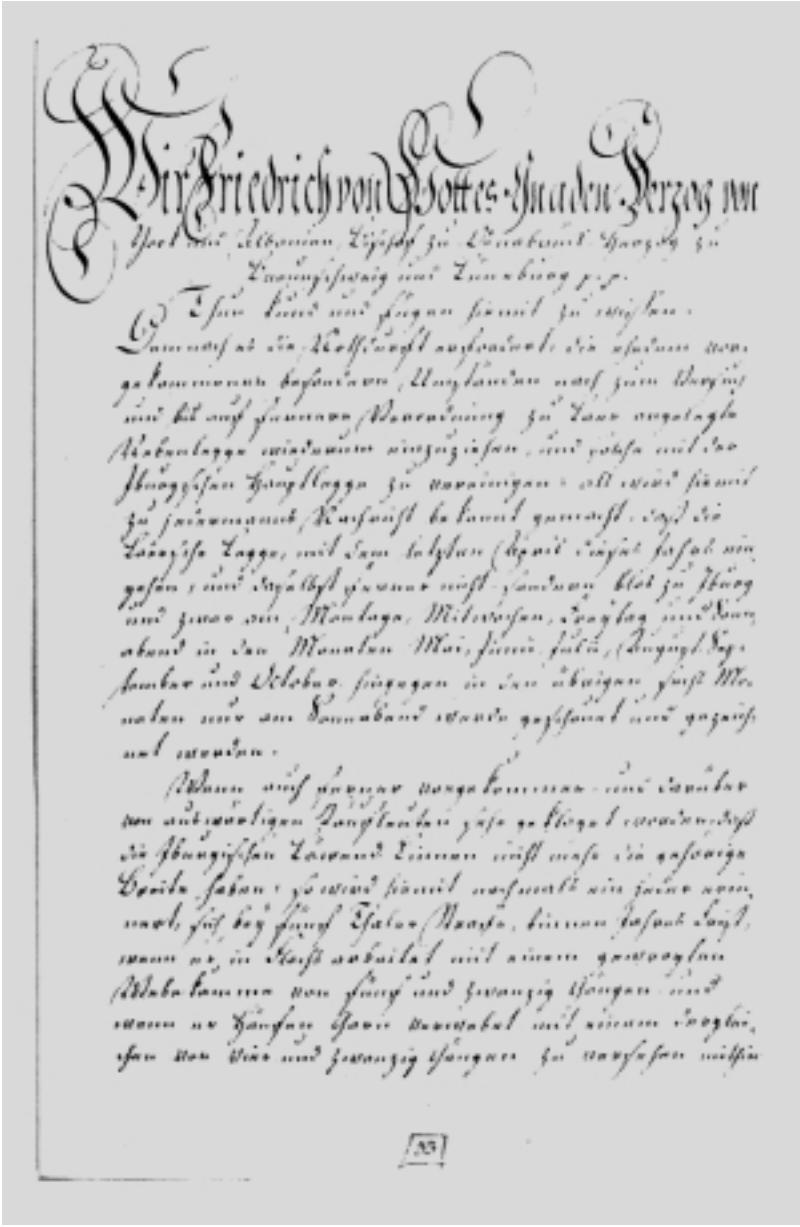
Morgens in der Frühe wanderten die Leineweber zur Legge nach Laer. So mancher kam von weit her, aus Dissen etwa, aus Hilter, Borgloh, Glandorf und natürlich aus den Bauerschaften des Kirchspiels selbst. Glücklich im Dorfe angekommen, wurden sie von den Leggegehilfen begrüßt, die an zwei, manchmal auch an drei Tagen pro Woche von Iburg nach Laer kamen. Sie hatten schon einige Tische aufgebaut und nahmen den Ackerwebern nun das Linnen ab, um es *„mit möglichster Accuratesse“* auszulegen und abzumessen.[70] Einer der Gehilfen führte das sogenannte *„Legge-Lager-Buch“*. Darin hatte er *„die Namen der Eigenthümer und die Ellenzahl der auf dem Tische befindlichen Stücke ... einzutragen und ... das Leggegeld einzunehmen“* – jeder Weber mußte ein paar Pfennige als Verwaltungs- und Bearbeitungsgebühr bezahlen.[71] Währenddessen untersuchten zwei besonders wichtige Bedienstete, der Leggemeister und der *„Leggecommissair“* die Qualität der vorgelegten Leinen und stempelten sie mit einem Gütesiegel. Denn der eigentliche Sinn der Legge bestand ja in der Qualitätsschau. Auf der Legge wurde aber auch gehandelt und deshalb kamen nun die Kaufleute herbei, um die Ware zu besehen. Nach den ersten, von Nachfragesteigerung und Preisanstieg dominierten Jahren, bildete sich an der Iburger und der Laerer Legge aber bald die äußerst ungünstige Praxis aus, daß die *„Leggebedienten sowohl die Qualität der LöwendLinnen angeben, als auch deren Preis“* bestimmten.[72] Dadurch blockierten sie den freien Handel der Ware, was nicht nur die Laerer Leinenweber schädigte. *„Bey der bisherigen Einrichtung und dem meistentheils schon zum voraus verabredeten Verkauf“* blieben die ortsfremden Kaufleute weg, was die Iburger und die Laerer Kaufleute wiederum in eine äußerst günstige Position brachte. Denn sie hatten keine Konkurrenz mehr, waren privat mit Leggemeister und Leggekommissar verbunden und kauften ihr Linnen bald zu billigen Preisen. *„Es haben deshalb ... die meisten der dasigen AmtsEingesessenen schon angefangen (an den) ihnen zunächst gelegenen Leggen zu Iburg und Laer vorbeyzugehen und ihre Linnen auf entlegene Leggen mit vieler Beschwerlichkeit zu bringen, so daß die Leggen zu Iburg und Laer schier nur von solchen Eingesessenen besucht werden, welche bereits Vorschüsse auf ihre zu verfertigende Linnen erhalten haben, denen sodann noch der Nachtheil zuwächst, daß sie ihr Linnen auf Leggen bringen müssen, woselbst dessen Preis durch die Leggebedienten bey weitem nicht so hoch wie auf andern Leggen durch die Concurrenz und das Aufbieten der Kaufleute bestimmt wird“*.[73]

Die Weber kamen also bald nur noch nach Laer, wenn sie bei den Laerer Kaufleuten verschuldet waren. Im Frühjahr 1788 versuchte die Regierung, die bisherige Praxis zu stoppen und den Webern zu vernünftigen, marktüblichen Preisen zu verhelfen. Von nun an sollte auch in Laer nach Höchstgebot gehandelt werden. Private Preisabsprachen, die bislang offenbar gang und gebe waren, wurden verboten und mit 10 Talern Strafe belegt, *„wovon die Hälfte dem Denuncianten versprochen werden kann“*.[74] Die neue Regelung geriet bald *„all jenen Unterthanen, die keinem Linnen Handeler verhaftet sind, zum sichtbaren Vortheil“*, denn nun konnten sie durch die zunehmende Konkurrenz der Kaufleute mehr Geld für ihre Linnen verdienen.[75] *„Das Gegentheil tritt aber bey der großen Menge hiesiger AmtsEingesessenen ein, die den Kaufleuten schuldig sind“*, berichteten die Iburger Amtsleute im Sommer des Jahres nach Osnabrück. Die Weber hatten Angst, daß ihr

Geldgeber, der jeweilige Kaufmann, nun *„berechtigt sey, seine ganze Forderung auf einmal einzuklagen“*, wenn man ihn nicht auch weiterhin nach seinen Bedingungen belieferte. Ein Iburger Beamter berichtete: *„Bey meiner Anwesenheit auf der Legge habe ich es mehr malen wahrgenommen, daß gedachte dem Kaufman schuldige Leute das Herz nicht hatten, auf ihre Löwendte bieten zu lassen“*.[76] So konnte der Kaufmann dann nach eigenem Gutdünken den Preis festlegen, und der Weber trug den Schaden davon. Aber die meisten Weber brauchten die Vorschüsse der Kaufleute für Nahrungsmittel, Kleidung oder um Garn zu kaufen, und so mancher hätte seine Schulden auch gar nicht in einem Zuge bezahlen können. Nicht nur die Iburger Amtsleute, auch der *„Legge-Commissair“* Withof beklagte die Verhältnisse auf der Iburger und der Laerer Legge. Die Kaufleute zwangen den Weber, *„daß er sein Linnen seinem Kaufmann gleich losschlagen muß, so bald er nur zu bieten anfängt, und nicht abwarten darf, ob ein anderer auch mehr geben wolle, und wenn dieser auch in dem nemlichen Augenblicke mehr bietet, sein Linnen schon verkauft ist“*. *Kurzum, der Weber „darf dasselbe nicht meistbietend verkaufen, sondern muß es seinem Kaufmann ins Haus bringen und – seiner Gnade leben“*.[77] So hatten die von den Kaufleuten abhängigen Ackerweber keine Chance, je einen vernünftigen Preis für ihr Linnen zu bekommen. Bald waren auch auswärtige Kaufleute nicht mehr daran interessiert, zur Legge nach Laer zu kommen, denn es gab hier faktisch keinen freien Handel. Im Gegenteil: Die meisten Linnen waren bereits den Laerer Kaufleuten versprochen, bevor sie überhaupt auf der Legge vorgelegt waren. Kaufmann Tork war der bedeutendste Leinenhändler am Ort. Er hatte beinahe *„den Alleinhandel und zwar mit seinen vielen Debenten, die er sich ... auf vielerley Weise zu verschaffen gewußt hat“*.[78] Die „Debenten“, das waren die Weber, die Schulden bei Kaufmann Tork hatten und ihm nun verpflichtet, ja von ihm abhängig waren. Die Weber aber, die bei den Laerer Kaufleuten nicht verschuldet waren, mieden die Legge .[79] Die Verhältnisse auf der Iburger Legge waren übrigens nicht besser als in Laer, denn hier hatte der Lienener Kaufmann Kriege weite Teile des Handels in der Hand. Hinzu kamen noch verschiedene Verdächtigungen gegen Leggemeister Torheiden und Leggecommissair Withof, weil sie mit einzelnen Kaufleuten verwandt, dieselben begünstigen würden. Die Iburger Beamten empfahlen schließlich die Schließung der Laerer Legge und *„die Vereinigung beider Leggen, wenigstens zum Versuche“* in Iburg. *„Hier an einem so zu sagen fremden Ort, da kein einziger, wenigstens kein bedeutender Kaufmann dahier in Iburg wohnet, hier würde jeder Kaufmann, mit dem Beutel in der Hand erscheinen müssen“*. Durch die Konkurrenz müßte bald wieder ein reger Handel entstehen, von dem die Weber profitieren könnten.

Die Regierung zu Osnabrück willigte schließlich ein. Am 19. März 1789 beendete eine Verordnung des Landesherrn *„wegen Vereinigung der Iburgschen und Laerschen Legge“* den Leggebetrieb in Laer. *„Demnach es die Nothdurft erfordert, die ehedem vorgekommenen besonderen Umstände nach zum Versuch und bis auf fernere Verordnung zu Laer angelegte Nebenlegge wiederum einzuziehen, und solche mit der Iburgschen Hauptlegge zu vereinigen: also wird hiemit zu jedermanns Nachricht bekannt gemacht, daß die Laersche Legge mit dem letzten April dieses Jahres eingehen, und daselbst ferner nicht, sondern blos zu Iburg und*

zwar am Montage, Mittwochen, Freytag und Sonnabend in den Monaten Mai, Junii, Julii, August, September und October, hingegen in den übrigen sechs Monaten nur am Sonnabend werde geschaut und gezeichnet werden“.[80]



Die Verfügung des Landesherrn zur Schließung der Legge, 19.3.1789, Staatsarchiv Osnabrück.

Für die Ackerweber im Kirchspiel und in den Nachbargemeinden änderte sich vorerst nicht allzuviel mit der Schließung der Legge zu Laer. Zwar konnten sie ihre Erzeugnisse nun nicht mehr ins nahe gelegene Dorf zur Legge bringen, sondern mußten sie bis nach Iburg schaffen. Aber so mancher war in früheren Jahren ja noch weiter gewandert, bis nach Osnabrück sogar, um vernünftige Preise für seine Erzeugnisse zu bekommen. So

fiel der Weg nach Iburg nicht allzu schwer. Erste Ansätze zur Mechanisierung in der Garnspinnerei hingegen, die sich bereits im 18. Jahrhundert zeigten, hatten tatsächlich einschneidende Wirkung und bedrohten die Laerer Weber schließlich in ihrer Existenz.

Niedergang der Löwendlinnenweberei

Schon 1767 entwickelte James Hargreaves die berühmte „Spinning Jenny", eine Spinnmaschine, die allein die Arbeit von gut einem Dutzend Garnspinnern übernahm. Und zum Ende des Jahrhunderts entwickelten britische Ingenieure auch mechanische Webstühle, die bald die Arbeitsplätze der Weber gefährdeten. Die Industrielle Revolution hatte begonnen und sollte die hergebrachten Erwerbsverhältnisse im Kirchspiel Laer grundlegend verändern. Politische Ereignisse traten hinzu und verschärften die wirtschaftliche Lage zusätzlich. Hierzu zählte insbesondere Napoleons „Kontinentalsperre", die die Handelswege der Kaufleute blockierte. Außerdem gewährte Kaiser Napoleon den französischen Garnspinnern und Webern seinen besonderen Schutz. Damit ruinierte er den Export auf den französischen und italienischen Markt.[81] Neben den Laerer Kaufleuten, deren Geschäfte zwangsläufig stagnieren mußten, waren bald auch die Garnspinner und Ackerweber voll von der konjunkturellen Krise der Franzosenzeit betroffen. Erst mit dem Ende der napoleonischen Kriege öffneten sich die alten Handelswege wieder, und Laers Weber und Garnspinner faßten neuen Mut. Im Jahre 1816 erließ die Regierung eine verbesserte Leggeordnung, um die Qualität der Ware zu steigern, damit sich das Osnabrücker Linnen wieder auf dem Weltmarkt etablieren konnte. Noch im Geschäftsjahr 1816/17 stieg der Umsatz erfreulich an, aber nur ein Jahr darauf erfolgte ein Preissturz, denn das Linnen mußte mittlerweile mit einer neuen Faser, der amerikanischen Baumwolle, konkurrieren. Und die Baumwolle, von Millionen rechtloser Sklaven auf riesigen Plantagen in den Südstaaten der USA gepflückt und von modernen Spinn- und Webmaschinen verarbeitet, setzte sich schließlich gegen das teure, umständlich von Hand gefertigte Osnabrücker Linnen durch.

Sack- und Packlinnen, Schier- und Segeltuche: Alternative Produkte entstehen

Auf Dauer konnte die hausgewerbliche Löwendlinnenweberei nicht gegen die billigere, qualitativ hochwertige Baumwolle ankommen. So blieb nur ein Ausweg: Die Kaufleute mußten neue Produkte fördern und entsprechende Märkte erschließen. Bereits Anfang der 1820er Jahre, der unaufhaltsame Niedergang der Löwendte stand den Zeitgenossen deutlich vor Augen, brachten die Kaufleute Delius[82] die Fabrikation sogenannter Schier- und Packlinnen in Gang, indem sie, wie die Iburger Amtsleute im April 1826 schrieben, *„den industriösen Character des Dissener Landvolkes und den gewerblichen Sinn der Dissener Kaufleute dafür zu erregen wußten, Geldvorschüsse leisteten, die nöthige Anschaffung der Webstühle veranlaßten und so bedeutende Bestellungen machten, daß den fabricanten (den Webern) der Absatz gesichert war. Jetzt entstand auch auswärtige Concurrenz. Die Dissener fabricate wurden nach Holland, Bremen, Hamburg, Holstein, Dänemark versandt, große Bestellungen gemacht und so der gegenwärthige blühende Stand dieser Industrie herbeigeführt, der um so wohlthätiger ist, da die fabrication von geringen Landleuten grade am be-*

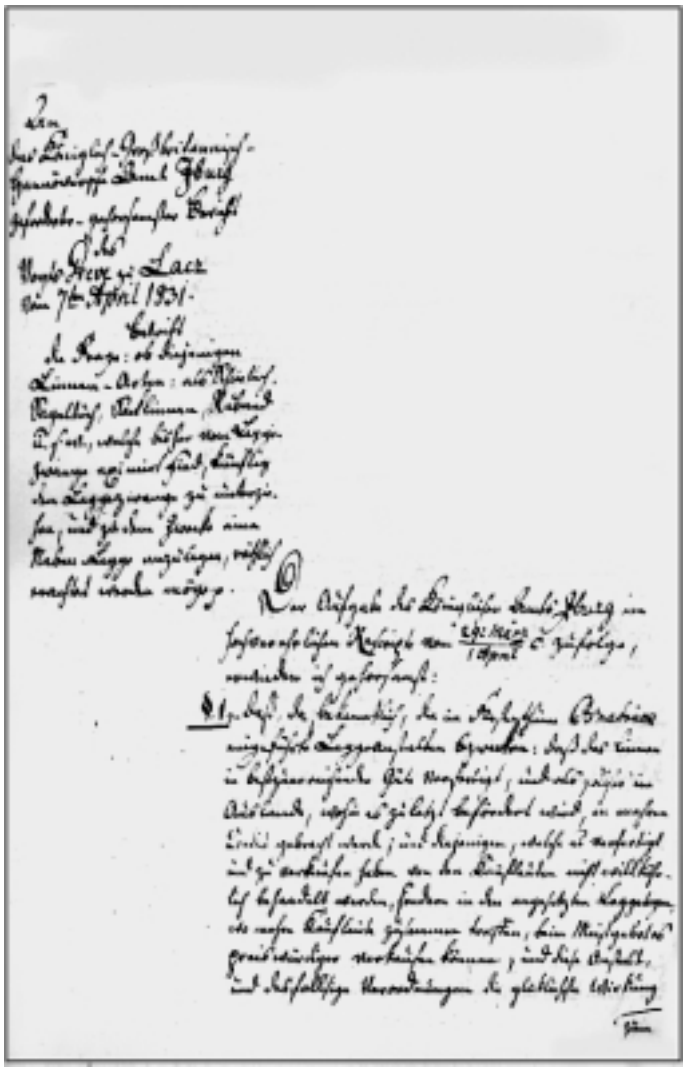
sten getrieben werden kann“.[83] Das neue Packlinnen war anfänglich besonders beliebt, weil sein Hauptbestandteil, die sogenannte „Heede“, ein billiges Abfallprodukt war, das beim Hecheln des Flaches automatisch anfiel. Im nahe bei Dissen gelegenen Amt Gröneberg gab es reichlich Flachs, das, von Kindern, Frauen und Greisen versponnen, in nur vier Tagen zu einem 40 Ellen langen Stück Packlinnen verwebt werden konnte. Das Garn kostete die Weber 5 1/2 Schilling, das Tuch brachte sieben Schilling, so daß ein kleiner Gewinn von 1 1/2 S. sicher war. *„Die Frage (Nachfrage) für dieses Produkt vermehrte sich so, daß diese Bezirke (Amt Gröneberg) sehr bald nicht mehr im Stande waren, das erforderliche Garn allein zu liefern, es nahmen deshalb die benachbarten Gegenden* (z.B. Laer) *daran Theil, doch nur so, daß diese spannen und jene webten. Auf diese Weise erreichte die Produktion eine solche Ausdehnung, daß im Jahre 1832 schon ca 7000 Stück davon angefertigt wurden, welche Zahl sich mit den Jahren 1836 u. 1837 bis auf jährlich 10.000 Stück noch vermehrte*“.[84] Als besondere Sorte des Packlinnens etablierte sich bald auch das sogenannte „Ruhband“, ein besonders grobes und widerstandsfähiges Packmaterial. In der Regel kauften die Weber das dazu nötige Garn von den Garnspinnern und verdienten sich *„bei großem Fleiße 8 bis 12 ggr per Stück Weberlohn“*.[85] Neben den Packlinnensorten produzierten die Weber im Kirchspiel Dissen noch Sacklinnen für die Saline in Rothenfelde. Das 44 Ellen lange Tuch konnte in drei bis vier Tagen gewebt werden und brachte einen ähnlichen Gewinn wie das Packlinnen. Einige Weber arbeiteten ausschließlich für die Saline.

Haus Smits in Laer. Kaufmann Smits zählte neben Kaufmann Richardzu den großen Leinenhändlern im Amt Iburg .

Um das Jahr 1825 entdeckten die Laerer Kaufleute Richard, Smits und Diedrich Hiltermann den neuen Markt, der sich im benachbarten Dissen mittlerweile erfreulich entwickelt hatte. Mit ihren Löwendlinnen konnten sie und die Laerer Weber ja längst nicht

mehr genug verdienen, und von der Garnspinnerei für die Dissener Weber allein konnten die Laerer auch nicht existieren. Die Kaufleute ließen bald sogenannte Schiertuche in Laer weben, das Stück zu 50 Brabanter Ellen. Die Produktion war allerdings ebenso aufwendig wie die Löwendlinnenproduktion. Das Garn mußte etwa gebükt, d.h. in heißer Lauge aufgekocht, dann ausgewrungen und anschließend getrocknet werden. So wurden *„die Schiertücher hier nicht so häufig wie die Segeltücher gemacht"* berichtete Laers Vogt Greve Anfang April 1831 nach Iburg.[86] Die Laerer Ackerweber produzierten lieber Segeltuche, die ebenfalls 50 Brabanter Ellen maßen und zu Preisen zwischen 7 $^1/_2$ und 11 $^1/_2$ S. verkauft wurden, je nach Marktlage und Qualität. Für die Segeltuchproduktion verwendeten sie hauptsächlich Hanf, der hier vermehrt angebaut wurde; *„Flachs wird hier wenig gezogen"*, erklärte Greve.[87] Selbst bereits durchbrochener Hanf und sogar Hanfabfälle konnten zur Segeltuchweberei verwendet werden, billige Materialien also, die für das Löwendlinnen nicht in Frage kamen. Kein Wunder, daß die Segeltuchproduktion bald sprunghaft anstieg. Schlechte Hanfernten taten ihr übriges, die Löwendlinnenproduktion zurückzudrängen. So war etwa *„in den letzten Jahren 1829 und 1830 der Hanf mißrathen, und im letzten Jahr (1830) so mürbe ..., daß er durchbrach, und also nicht wohl zu Verfertigung des Löwendlinnens benutzt werden konnte, (da) wurden diese durchgebrochenen Theile und sonstiger Abfall von Hanf zu Fabrication des Segeltuchs vortheilhaft verwendet, und bei diesen Umständen und Verhältnissen hat die Fabrication des Segeltuchs bedeutend zugenommen"*, berichtet Vogt Greve. *„Es sind Einwohner hier, die welche jetzt fast nichts als Segeltuche und deren bis 16 Stück des Jahrs verfertigt haben ... und die Preise der Segeltücher sind in den letzten Jahren, nach Verhältniß der Preise der Löwendlinnen, für die Segeltücher günstig gewesen, daß der Fabricant (Weber) hierbey beßere Rechnung gefunden, als bei dem Löwendlinnen"*.[88] Für die Laerer Weber war das Segeltuchgeschäft u.a. auch deshalb wichtig, weil sie *„im Nothfalle in wenigen Tagen, in welchen das Segeltuch gewebt werden kann, sofort das Geld dahier baar erhalten ..."*.[89] Sie brauchten auch nicht länger nach Iburg zur Legge zu gehen, denn auf Segeltuch gab es keinen Leggezwang. Schon im Frühjahr des Jahres 1822 beschrieb Vogt Greve die besonderen Vorteile, die die Segeltuchproduktion für die Ackerweber hatte. *„Die meisten Segeltücher werden im Frühjahre, im Monat März und April, wann sie zur andern Zeit nicht besonders begehrt sind, gemacht. (Denn) um diese Zeit ist der Landmann von Geld entblößt und er sucht dann gewöhnlich das schlechte Garn, welches derselbe zum Löwendlinnen nicht gebrauchen kann, zusammen, um daraus Segeltuch zu verfertigen, und sich etwas Geld damit zu verschaffen. Ist der Begehr im Sommer stark, so weiß der Landmann die Berechnung zu machen, ob er sich beim Löwendlinnen oder beim Segeltuch am besten stehe, und benutzt dann in der Anfertigung das Eine oder das andere seine Vortheile. Diesemnach ist die Verfertigung des Segeltuches dem Landmann vortheilhaft"*, so Greve, und je schlechter das aufwendige Löwendlinnen im Preis stand, desto wichtiger wurde das billig und schnell zu produzierende Segeltuch für die Laerer Ackerweber.[90] Außerdem sparten sie Zeit und Geld, indem sie direkt mit dem Kaufmann handelten, der die Weber sogleich entlohnte. Mit dem eben verdienten Geld kauften sie gleich wieder Garn für ein weiteres Stück Segeltuch und setzten sich erneut für drei, vier Tage an den Webstuhl. Sicher, die Acker-

weber lebten „von der Hand in den Mund“, aber sie konnten immerhin überleben; das war viel, in jener, von Hungerkrisen gebeutelten Zeit.



Bericht des Vogten Greve über den Stand der Weberei in Laer, 7.4.1831, Staatsarchiv Osnabrück.

Die Laerer Kaufleute, die als Auftraggeber einen wesentlichen Anteil an der Etablierung des neuen Leinengeschäfts hatten, differenzierten ihre Warenpalette immer weiter aus. Um das Jahr 1830 handelten sie und die Kaufleute aus Dissen und Versmold, an deren Spitze das Haus Delius stand, mit sogenanntem doppelten Segeltuch (doppelte Fadendicke), doppelten und einfachen Schiertuch, die hauptsächlich *„in den Kirchspielen Dissen, Hilter, Laer und Glandorf in großer Anzahl gewebt“* wurden.[91] Daneben gab es noch einfaches Segeltuch, schmales Schiertuch und das sogenannte russische Segeltuch, Sorten, die nur nach gesondertem Kaufauftrag angefertigt wurden. Vogt Greve berichtete, daß die Kaufleute am *„vorzüglichsten die doppelten Westfälischen und sogenannten Russischen oder Holländischen Segeltücher“* verkauften.[92] In den folgenden Jahren etablierte sich die Produktion immer mehr. Bald gab es fünf Hauptsorten, *„Russisch, Englisch, Holländisch und Westfälisches Segeltuch und Westfälisch Schiertuch ..., wobei wieder Abweichun-*

gen eintreten“, eine Entwicklung, die durch die Preise begünstigt wurde, *„die in den letzten Jahren eine bislang nicht gekannte Höhe gewannen, die besonders dadurch so günstig sich stellte, daß Rußland dieses Produkt nicht ausführte und alles für seine Marine in Beschlag nahm*“.[93] 30.000 Stücke Segeltuch wurden in diesem Jahr in der Landdrostei produziert, – eine beachtliche Zahl. Aber anders als für das Löwendlinnen, das auch weiterhin einer qualitativen Prüfung unterzogen wurde, z. B. auf der Iburger Legge, gab es für die neuen Sorten keine Qualitätskontrollen, denn sie unterlagen nicht dem Leggezwang.

Leggezwang für Schier- und Segeltuche?

Zwar hatte die Königliche Landdrostei zu Osnabrück bereits am 6. März des Jahres 1826 die Segel-, Schier- und Packtücher dem Leggezwang unterworfen,[94] aber schon am 12. Mai des Jahres hob sie ihre Anordnung auf Bitten des Amts Iburg wieder auf, aus guten Gründen. Die Beamten zu Iburg fürchteten, daß der Leggezwang die neue Leinenproduktion stören könnte, die für die arme Bevölkerung überlebenswichtig war. Denn der Weg zur Legge kostete Zeit und die Leinenschau war nicht billig, während die Verdienstspannen noch zu gering schienen, um zusätzliche Kosten zu rechtfertigen. Die Schier- und Segeltuchproduktion, die zu dieser Zeit auch im Kirchspiel Laer einsetzte, erschien in dieser von Mißernten und Hungersnöten gequälten Zeit außerdem als geeignetes Mittel, *„wodurch die zahlreiche arme Classe unserer Heuerleute und Landleute einen ihrer Lage angemessenen Wohlstand zu erlangen und sich in einer unausgesezten Thätigkeit zu erhalten vermag, wodurch in den meist zu zahlreichen Familien der Armen alle Mitglieder, von den Kindern bis zu den ältesten Leuten sich in den Stand gesezt sehen, zum Unterhalte der Familie beizutragen*“.[95] Im benachbarten Dissen etwa hatte die neue Produktion *„bereits so segensreiche früchte getragen, daß alle dortige bisher unterhaltene Arme in den Stand gesezt sind, sich selbst zu ernähren, und keiner von ihnen mehr den öffentlichen Mitteln oder der Wohlthätigkeit zur Last fällt*“.[96] Die Beamten glaubten fest, *„daß die Natur und das innere Wesen dieser Industrie den Leggezwang nicht leidet, vielmehr nach den sichersten Anzeigen der Leggezwang auf dieselbe nachtheilig wirken und einen Rückschritt herbeiführen werde*“. Schon kamen erste Klagen der *„armen Heuerleute und andere geringen Landleute, welche wir in diesen Tagen stündlich vernehmen müssen, da sie ihren so glücklichen Erwerbszweig in Gefahr und sich der Armut wieder genähert zu werden befürchten*“.[97] Die Landdrostei zog ihre Verfügung zurück, und so blieben Segel-, Schier- und Packtücher auch in den nächsten Jahren vom Leggezwang befreit.

Im Januar 1831 brachte der damalige Legge-Inspector Reichard das Thema erneut auf die Tagesordnung. Der Umsatz der Löwendlinnen an der Iburger Legge sank dramatisch, was wiederum die Existenz der Legge gefährdete. Sicher, es gab Klagen über die Hanfernte, aber die Ausfälle rechtfertigten den Umsatzeinbruch nicht annähernd. *„Diesem außerordentlich großen Ausfall muß also eine andere Ursache zum Grunde liegen, welche wohl darin zu finden seyn wird, daß die Schier- und Segeltücher und die Packlinnen von der Legge-Pflichtigkeit frei gegeben sind, unter deren Namen denn auch wohl die Eingesesse-*

nen des Amts Iburg die Löwendte theilweise zum Verkauf tragen mögen, ohne diese zuvor auf die Legge zu Iburg gebracht zu haben“, vermutete Reichard. „*Der verstorbene Leggemeister Buchtman deutete schon im Sommer (1830) darauf hin. Wenn die Legge zu Iburg nicht gänzlich verfallen und ihrer Auflösung entgegen treten soll, so erscheint es mir nun als nothwendig, daß alle im Amte Iburg producirt werdende Linnen als Löwend- Schier- und Segeltuch und Pack-Linnen der Legge unterworfen sey müssen*“.[98] Sicherlich könnte man insbesondere den vielen Webern im Kirchspiel Dissen nicht zumuten, die schweren Tuche allesamt nach Iburg zu schleppen. Daher schlug Reichard vor, zwei zusätzliche Leggetage pro Woche in Dissen abzuhalten. Die Laerer Kaufleute Richard, Smits und Hiltermann reagierten sofort. Ein zweiter Leggeort neben Iburg müsse möglichst zentral liegen, ein Ort, „*wohin leicht und bequem die Käufer kommen können*“ und die Verkäufer ebenfalls.[99] Die neuen Tuche würden in Laer, Iburg, Dissen, Lienen und Versmold produziert und „*ein Blick auf die Charte lehrt, das No. 1 Laer ist*“, weil es von allen genannten Orten her in etwa 1 1/2 Stunden zu Fuß erreicht werden konnte, während Dissen viel zu weit abseits lag. „*Noch ein Grund, der für Laer spricht, ist der, daß die Kaufleute in Laer den größten Theil von Segeltuch ankaufen. Von den auswärtigen Kaufleuten sind es die Versmolder, welche am bedeutendsten kaufen. Nach Versmold ging schon im vorigen Jahr gewiß die Hälfte Linnen und Segeltuch, welches in Laer und Dissen gemacht wurde*“.[100] Übrigens erinnerten die Laerer Kaufleute bei dieser Gelegenheit auch gleich daran, daß Laer schon einmal Leggeort gewesen war. „*Nach Ablauf mehrerer Jahre wurde aber die Legge nach Iburg verlegt; zweifelsohne fiel es dermaßen den in Iburg wohnenden Beamten ein, den Einwohnern ihres Amtes lieber den damit verbundenen Nutzen zuzuwenden, als ihm den Orte Laer zu belassen. Der Flecken Iburg bedurfte dieses aber am aller wenigsten, da demselben sicher sehr viel Nahrung durch die Anwesenheit des Amtes zufließt*“. Die Laerer Kaufmannschaft grollte dem Amt in Iburg also noch immer, das im Jahre 1789 die Schließung der Laerer Legge betrieben hatte.

Es sollte aber noch einige Jahre dauern, bis die Regierung den Leggezwang für die neuen Sorten einführte. Leggemeister Kerle in Iburg wurde einer ihrer energischsten Befürworter. Anfang des Jahres 1839 berichtete er über den Handel mit „*Schier-, Segel- und Packtuch, welche hauptsächlich in Dissen, Hilter und Laer verfertigt werden ... . Es werden in den gedachten Ortschaften jährlich an 8000 Stück Schier- und Segeltücher außer dem Packtuch fabricirt*“ – Kerle konnte die exakte Anzahl natürlich nicht angeben, weil der Verkauf nicht auf der Legge stattfand.[101] „*Die Fabricanten verkaufen diese aus der Hand an den Kaufmann, der es dann nach seinem Gutdünken bezahlt, und hierin sollen sie sich so einig sein, daß der Eine auch nichts mehr als der Andere dem Verkäufer bietet, daher hat es sich dann auch in neuerer Zeit ergeben, daß preußische Kaufleute zwei Mal in der Woche nach Dissen kommen und mehr denn 1/3 davon wegkaufen*“.[102] Während der Versmolder Kaufmann Delius den Dissener Markt beherrschte, kontrollierten die Kaufleute Richard, Smits und Hiltermann den Markt in Laer, und sie kauften auch das Glandorfer Linnen. „*Die Schier- und Segeltücher sollen*“, so schrieb Leggemeister Kerle, „*von Jahr zu Jahr schlechter und fehlerhafter werden; zu schmal sind sie nun einmal alle. ... . Mit dem*

Packlinnen ist es jetzt schon so weit gediehen, daß es keiner mehr haben will". Es gab eben keine staatliche Qualitätskontrolle, doch übertrieb der Leggemeister in seinen Schilderungen vielleicht auch ein wenig, denn er war hochgradig an der Einführung des Leggezwanges interessiert, allein schon, um die Iburger Legge zu erhalten. Noch im August 1839 entwarf Kerles Vorgesetzter, der Leggeinspektor Meier, eine Leggeordnung für Schier- und Segeltuch, Sack- und Packlinnen. Im November verhandelte er mit dem Gastwirt Dallmeyer in Dissen wegen der Anmietung eines Leggelokals. Meier stieß auf den Widerstand der Dissener Kaufleute um das Versmolder Haus Delius, die natürlich kein Interesse daran hatten, ihre Linnen künftig in meistbietendem Verkauf teuer erwerben zu müssen. Sie veranlassten eine Petition der Eingesessen von Hilter und Dissen gegen den Leggezwang, doch die Regierung blieb hart und verordnete zum 1. Mai 1840 die Einrichtung einer Nebenlegge in Dissen.[103] Die Entwicklung in den benachbarten Kirchspielen alarmierte die Eingesessen in Laer und natürlich auch in Glandorf. Sie fürchteten, künftig mit ihren Schier- und Segeltüchern bis nach Iburg oder Dissen wandern zu müssen. Damit entstünde ihnen „*nicht nur nothwendig ein Kosten-Aufwand, sondern, und was für uns höchst wichtig ist, es geht damit sehr viel Zeit unnütz verloren, indem wir dann theilweise mit unserer Fabrikation 2 bis 4 Stunden Weges schleppen müssen*", erläuterten die Laerer und Glandorfer Ortsvorsteher in einer „*Vorstellung und Bitte*" aus jenen Tagen.[104] „*Da dann ferner die Haupt Linnen-Käufer die Kaufleute Smits und Richard in Laer sind, wenigstens von denselben fast alle hiesigen Schier- und Segeltücher angekauft werden, so würden diese solches dann wieder mit Aufwand von Kosten von der Legge nach Laer zu transportieren haben. Solche Proceduren erhöhen aber den Preis des Fabricats und je höher der Preis ist, je schlechter würde natürlich der Absatz sein*", fürchteten die Eingesessenen. Die Einrichtung einer Nebenlegge im Dorf Laer könnte Abhilfe schaffen, „*indem dann nur 1 oder 2 Leggebediente etwa 1*$^{1}/_{4}$ *Stunde Weges hierher zu machen haben, während sonst von hieraus mehrere 100 Menschen mit schweren Frachten und unter Aufwand von Mühe und Kosten 2 bis 4 Stunden Weges reisen müßten*". Die Landdrostei bat die Laerer und Glandorfer Eingesessenen um etwas Geduld; vor Einrichtung einer weiteren Nebenlegge wollten die Beamten erstmal die weitere Entwicklung auf der Nebenlegge zu Dissen abwarten.

Wenige Wochen darauf protestierten die Kaufleute in Versmold, Borgholzhausen, Dissen und Kaufmann Richard aus Laer gegen den neuen Leggezwang, den die Landdrostei zum 1. Mai des Jahres 1840 erlassen hatte.[105] Ihre Position war deutlich: „*Die Einführung der Segel-, Schier- und Pack-Tuche ist das Verdienst einzelner Kaufleute, die Erhaltung, Vervollkommnung und Ausdehnung der Artikel sind der Industrie der Käufer und der Weber beyzumessen, die in völliger Gewerbe-Freyheit in ein engeres Bündniß traten, welches die schönsten Früchte getragen hat. Das ganze Geschäft ist ohne Legge erstanden, gepflanzt und aufgeblüht – ganz natürlich ist daher die Ansicht, daß die Verfügung hoher Regierung, wodurch ein bisher freyes Gewerbe in Fesseln gelegt wird, nun an einen Scheide-Weg führt*".[106] Die Kaufleute wehrten sich insbesondere gegen den freihändigen Verkauf auf der Legge. Fadenscheinig argumentierten sie, daß dadurch „*die Verbindung der Käufer mit den We-*

bern gänzlich zerrissen (würde und) nicht nur fernern Fortschritten Einhalt thun, sondern ... sogar von dem Grade der Vervollkommnung, bis zu welchem wir es schon gebracht haben, wieder zurückführen". Bislang verlief der Handel etwa so: *„Der Kaufmann giebt die zu fertigenden Sorten an, der Weber berechnet die dazu erforderlichen Garne, seine Kosten und Arbeit und bestimmt so den Preis, – der ihn bey billigen Ankauf der Garne oft einen schönen, bey theueren Garn-Preisen einen geringen, immer aber einen sicheren Verdienst läßt. Auf diese Weise hat jeder Käufer sich einen Kreis von Webern gebildet, welche er seine festen Arbeiter nennen kann und die er darum auch regelmäßig für die Sorten beschäftigt, für welche er Verwendung hat. Aus diesem Grunde auch sind die Weber mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen ... zufrieden*", so sahen es die Kaufleute. Aber tatsächlich standen die Ackerweber zum Kaufmann, der ihr einziger Kunde war, in einem deutlichen Abhängigkeitsverhältnis. Sicherlich war ihnen bei diesem Auftragssystem die Abnahme ihrer Ware garantiert, aber die Preise diktierte im wesentlichen der Kaufmann. Leggemeister Kerle hatte ja bereits früher darauf hingewiesen, daß die Kaufleute ihre Preise untereinander absprachen, was die Abhängigkeit der Weber von den Kaufleuten noch verstärkte. Die Kaufleute aber baten schließlich um die Aufhebung des jüngst erlassenen Leggezwanges, angeblich aus der *„gewissenhafte(n) Überzeugung, daß ein Legge-Institut dem Wohle des Ganzen widerstrebt*".[107] Sollte die Regierung den Leggezwang aber nicht aufheben, dann würden die Kaufleute *„weder an den zu errichtenden Leggen ... kaufen, noch ankaufen lassen...*", kurz: Die Kaufmannschaft drohte der Landdrostei mit einem Streik!

Kaufmann Smits und Kaufmann Richard beherrschten im 19. Jahrhundert den Laerer Leinenhandel. Das Bild zeigt eine Kutschfahrt bei Kaufmann Smits, Privatbesitz.

Die Landdrostei blieb vorerst hart und eröffnete, ungeachtet des Protests der Kaufmannschaft, am 1. Mai 1840 die Zwangslegge für Schier- und Segeltuche in Dissen. Bald sahen die Kaufleute ein, daß ihnen ihr kompromißloser Widerstand mehr schaden als nutzen würde, denn ohne eine Teilnahme am Handel ruhten ihre Geschäfte. Sie baten Leggeinspektor Meier am 18. Mai zu einem Gespräch nach Dissen, wo er *„die*

Kaufleute Delius, Scherr, Kollmeier von Dissen und Schmitz und Richard von Laer vorfand ... . Im Verlauf der bis Abend währenden Conferenz gelang es mir“, berichtete Meier nach Osnabrück, *„dieselben von dem Werthe einer Legge zu überzeugen, so daß ich nun glaube, den eifrigsten Widersacher Delius zu Dissen in einen Freund der Legge verwandelt zu haben*“.[108] Nun, Kaufmann Delius, der aus Versmold kommend zwei Tage pro Woche in Dissen zubrachte, war sicherlich kein „Freund der Legge“ geworden. Tatsächlich hatten die Verhandlungspartner einfach nur einige Kompromisse gefunden, die für beide Seiten tragbar und erfolgversprechend schienen. So gestand Meier den Kaufleuten etwa zu, daß auf Bestellung angefertigte Ware auch in Zukunft vom Leggezwang frei bleiben sollte. Das Leggegeld mußte halbiert und künftig allein vom Weber getragen werden. Vor allem aber setzten Smits und Richard durch, *„daß auch in Laer eine Legge eingerichtet werde, und daß entweder 2 Mal in Dissen und 1 Mal in Laer Leggetage in jeder Woche festgestellt würden oder 8 Monate in Dissen und 4 Monate in Laer 3 Leggetage in jeder Woche gehalten würden*“. Das war der Durchbruch, der aber noch vom Königlichen Ministerium zu Hannover bestätigt werden mußte. Meier war sehr dafür, die Legge zu Laer nur in den Sommermonaten zu öffnen, *„weil in Laer in dieser Zeit hauptsächlich nur gewebt wird, dagegen in Dissen sich mehr auf das ganze Jahr vertheilt und hiedurch die größte Concurrenz entstehen würde*“. Derweil hofften die Laerer, daß die Legge im Dorf bald eingerichtet werden würde. Auf ihre Anforderung hin schrieb Leggeinspektor Meier am 15. Juni 1840 erneut an die Landdrostei. *„Die Bewohner von Laer haben sich erboten*“, so schrieb er nach Osnabrück, *„für eine geringe Miethe ein Leggelocal, ganz zu diesem Zwecke eingerichtet, bauen zu lassen und so lange dieses nicht fertig, will der Kaufmann Schmitz zu Laer ein passendes Local in seinem Hause hergeben, so daß jeden Tag schon, weil Leggestempel und Waage von Iburg benutzt werden und Tische bis zur demnächstigen Anschaffung angeliehen werden können, Legge gehalten werden kann*“.[109]

Eröffnung und Entwicklung der zweiten Legge zu Laer

Am 25. Juni des Jahres 1840 eröffnete die Legge *„mit gutem Erfolge*“.[110] Kaufmann Smits hatte sich bereit erklärt, das *„Legge-Local in seinem Hause so lange hergeben zu wollen, bis die Gemeinde zu Laer ein passendes Local angebaut haben würde*“.[111] Dazu kam es aber nicht, vermutlich des Geldes wegen und Kaufmann Smits erklärte sich schließlich bereit, *„ein ihm gehörendes, derzeit anderweitig vermiethetes Haus zu diesem Zwecke für das künftige Jahr einrichten zu lassen*“;[112] es handelte sich hierbei um das ehemals Torkschen Hause am Paulbrink, das auch früher schon die Legge beherbergt hatte. Natürlich brauchte es für den Leggebetrieb nicht das ganze Haus, sondern nur einen Raum, „... *als: Hausflur und die von demselben umgebene Stube*“.[113] Am 12. Juni 1841 einigten sich Kaufmann Smits und die Leggeinspektion auf einen dauerhaften Mietvertrag und einen jährlichen Mietzins von 35 Talern.

Schon am ersten Leggetag erschienen neben den Kaufleuten Smits und Richard auch Westermann (Iburg) und Delius (Dissen & Versmold), und sie kauften alle angebotene

Mietvertraag zwischen Kaufmann Smits und der königlichen Leggeinspektion zur Nutzung des „Leggelocals“ in Laer, 12.6.1841, Staatsarchiv Osnabrück.

Ware, fast 300 Stück Leinen.[114] *„Am meisten wurden jedoch die Producenten zufrieden gestellt“*, obgleich die Preise zu jener Zeit gerade fielen.[115] Und in den kommenden Wochen, die Laerer Legge war an zwei Wochentagen in Betrieb, wurde sie *„regelmäßig von Nah und Fern besucht und wöchentlich 4 bis 500 Stück auf derselben verkauft“*. So verliefen die ersten Wochen und Monate sehr vielversprechend. Anders als in Dissen funktionierte hier der meistbietende Verkauf an die Hauptabnehmer Smits, Richard und Delius sehr gut. Anläßlich einer Inspektion am 25. August 1840 äußerten die beiden Laerer Kaufleute sogar, *„daß sie sowohl als sämtliche Bewohner dortiger Gegend mit der von der Regierung getroffenen Maßnahme ganz zufrieden seyen“*. Die Qualität der Ware hatte bereits zugenommen und betrügerische Ausfertigungen waren vermindert, *„was vorher bei dem besten Willen nicht hatte erlangt werden können“*.[116] Kaufmann Delius aber, der anläßlich der Inspektion ebenfalls mit den Beamten zusammentraf, blieb dem Leggezwang gegenüber skeptisch und stellte sich gegen die Legge im benachbarten Dissen, angeblich *„weil dort die Fabrication auf einer solchen Stufe stehe, daß sie (die Weber) einer Unterweisung nicht bedürfen“*. Er behauptete auch, *„daß namentlich die Legge für alle diejenigen Weber, welche sich mit der Weberei gewerbsmäßig beschäftigen, ein großes Hinderniß sey, weil durch dieselbe der erforderliche rasche Umschlag gehemmt und die Weber“* ihre hergebrachte Verbindung zum Kaufmann verlören.[117] Delius hatte seinen Widerstand gegen

den Leggezwang also längst noch nicht aufgegeben, kaufte aber in Laer, als Konkurrent der Häuser Smits und Richard. *„Es läßt sich nicht verkennen, daß das Handlungshaus Delius (und Hasfort) in Versmold in Bezug auf die Leggen zu Dissen und Laer eine kluge kaufmännische Rolle gespielt hat. In Laer beförderte es die Legge, um dort Kundschaft zu gewinnen, in Dissen arbeitet es dem Aufkommen der Legge entgegen, um Concurrenz und Abbruch seiner Kundschaft zu verhindern"* – so schätzte der Dissener Vogteigehilfe Brünjes die Politik des Handlungshauses Delius ein, die für die Laerer Ackerweber aber durchaus von Vorteil war.[118] Fraglich blieb die künftige Entwicklung der Legge. Würden sich mit Dissen und Laer zwei zusätzliche Standorte (neben Iburg) im Amt halten können? Kaufmann Richard war skeptisch. Im Anschluß an die Inspektion äußerte er *„privatim", „daß man für jetzt die Sache nur ihren Gang gehen lassen möge, indem mit Ende September die Legge in Laer aufhöre und dann ein Verkauf auf der Legge zu Dissen zu Stande kommen werde, weil er und Kaufmann Schmitz dann genötigt seyn würden, in Dissen kaufen zu müssen"*.[119] Es blieb ungewiß, ob sie sich dort gegen die übermächtige Konkurrenz des Hauses Delius würden durchsetzen können. Die *„überwiegende Mehrzahl der Weber, namentlich die Weber im Kirchspiel Glandorf und Laer"* und auch ein großer Theil der Dissener Weber, soweit sie nach Laer zur Legge gingen, waren nach den ersten Wochen des Leggebetriebes in Laer durchaus zufrieden. Es klappte mit dem freihändigen Verkauf, die Preise waren zufriedenstellend, und die Weber standen nicht länger in der hergebrachten Abhängigkeit eines einzelnen Kaufmannes. Eifrig besuchten sie die Legge zu Laer, und so war es kein Wunder, daß die Öffnungszeit schließlich sogar bis Ende Oktober verlängert werden mußte. Denn die Laerer hatten noch Linnen vorrätig, wollten aber nicht nach Dissen, weil sie dort nicht gegen Höchstgebot verkaufen konnten. Ein halbes Jahr später erfolgte noch eine weitere Ausdehnung des Laerer Leggebetriebes. Statt wie geplant von Juni bis September öffnete die Legge ihre Pforten nun schon zum 1. Mai und blieb bis Ende Oktober in Betrieb. Und auch in diesem Jahr verlief das Geschäft erfolgreich, nicht nur für die Laerer Weber. Mittlerweile waren auch *„die Einwohner von ... Glandorf, Glane und (aus) der Umgegend von Hilter (und) auch ein Theil des Kirchspiels Dissen an der Laerschen Grenze, welche die Legge zu Laer besuchen, für die Einrichtung ... dergestalt eingenommen ..., daß selbe um keinen Preis rückgängig wünschen und bey jeder Gelegenheit die Anstalt von ihnen gepriesen wird"*.[120] Zudem stieg auch die Qualität der Ware, *„durch die stete Belohnung und Zurechtweisung der Leggeofficianten, gleichwie durch die entstandenen höheren Preise"*, meinte der Leggeinspektor. Die Laerschen und Glandorfer Weber waren bereits *„soweit fortgeschritten, daß selbige, namentlich mit den Segeltüchern, den Dissenern nicht allein gleichkommen, sondern (sie) schon übertreffen"*.[121] Entsprechend positiv entwickelten sich auch die Umsätze an der Laerschen Legge.

Die Legge zu Dissen hatte eindeutig den größten Umsatz, aber hier hatte die Schiertuchproduktion auch eine ältere Tradition, und mit Kaufmann Delius wirkte hier der größte, im Amt Iburg tätige Kaufmann. Im Vergleich der Laerer Legge mit der zu Iburg, die seit dem Jahre 1770 kontinuierlich betrieben wurde, wird die Bedeutung des Laer-

Tab. Umsatz der drei Leggen im Jahre 1841 [122]

Standort	Umsatz (Stück)	Umsatz (Ellen)	Umsatz (Taler)	Löwend-linnen	Schier-tuch	Segeltuch	Sonstige Tuche
Iburg	1.511	253.541	29.596 T.	1.424	56	31	-,-
Dissen	8.136	497.844	72.000 T	.-,-	5.672	1.648	816
Laer	4.023	241.179	39.416 T.	-,-	1.196	2.827	-,-

schen Leggehandels leicht deutlich. Bereits im zweiten Jahr ihres Bestehens, reichte die Leinwandproduktion (in Ellen gemessen) fast an die der Hauptlegge zu Iburg heran. Und beim Geldumsatz übertraf die Laerer Legge die Iburger sogar um 10.000 Taler – das Löwendlinnen brachte einfach zu wenig ein, um mit Schier- und Segeltuchen konkurrieren zu können. Jede der Leggen im Amt bildete ihren eigenen Schwerpunkt. Während die Kaufleute in Iburg fast ausschließlich herkömmliches Löwendlinnen handelten und in Dissen die Masse der Schiertücher ankauften, galt ihre Nachfrage in Laer den Segeltüchern, die hier vermehrt produziert wurden.

Wettspinnen und Webstuhlprämien. Zur Förderung des Leinengewerbes in Laer

Die Bedeutung, die die Tätigkeiten im Umfeld der Leineweberei besonders für die landlose Bevölkerung hatte, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn jenseits der Hausindustrie und gelegentlicher Tagelöhnerarbeit im Steinbruch, gab es für die Heuerlinge zu jener Zeit so gut wie keine weitere Erwerbsquelle. Die Auswanderung nach Amerika war insbesondere für Familien noch viel zu teuer, dorthin gingen vorerst ledige Handwerker, Knechte und Mägde. Und die Industrialisierung ließ noch auf sich warten. Sie setzte erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Osnabrücker Land ein. So blieb der landlosen Heuerlingsbevölkerung nur das Leinengewerbe. Die ganze Familie, einschließlich der Kinder und Greise, mußte mithelfen, um ein paar Groschen zu verdienen, denn sonst drohten Hungersnot und Krankheit. Und tatsächlich waren Hungerkrisen in den 1820er, 1830er und 1840er Jahren an der Tagesordnung. Kein Wunder, daß die örtlichen Honoratioren, insbesondere Laers Pastor Hamberg, um die Förderung des Leinengewerbes bemüht waren. Übrigens war Pastor Hamberg auch an anderer Stelle für die Stärkung der örtlichen Gewerbeentwicklung aktiv: Er gehörte beispielsweise zu den Gründern der ersten Sparkasse in Laer, die im Jahre 1838 ihre Geschäfte aufnahm – an anderer Stelle wird davon ausführlich berichtet. In seiner Näh- und Strickschule, die von der Lehrerin Frl. Steidel geleitet wurde, gab es seit 1840, dem Jahr der Eröffnung der Laerer Legge, auch ein jährliches Wettspinnen. Hier sollten die Kinder *„auf jede geeignete Weise, besonders aber auch durch ein jährliches Spinnfest, angeregt und angeleitet werden, sich zu Hause im Gut- und Viel-Spinnen zu üben“*, berichteten Kaufmann Smits und der Armenprovisor Hiltermann im April 1843.[123] Während die Näh- und Strickschule hauptsächlich der Ausbildung der Mädchen diente – Frl. Steidel gab an einem Tag pro Woche Handarbeitsunterricht – wurde die häusliche Garnspin-

nerei von Mädchen und Jungen gleichermaßen betrieben. So spannen beim Spinnfest am 20. April 1843 immerhin 49 Jungen und 85 Mädchen von 13 bis 14 Jahren eine Stunde lang um die Wette, und sie spannen nicht nur schnell und viel, sondern auch noch gut. *„Das Garn war im Durchschnitt noch einmal so dick wie Löwendgarn, weil zu Seiltuch bestimmt; meist alle Kinder spannen ganz eben und gehörig drell. Das Garn der Königin, Louise Müsche, war wol das feinste von allem; es könnte zu Hemdelinnen gebraucht werden und ist dazu noch erforderlich drall und ganz eben! Man muß es sehen, um es glauben zu können"*, so pries der Osnabrücker Kaplan Seling die Laerschen Kinder. Seling, einer der prominentesten kirchlichen „Sozialarbeiter" seiner Zeit, war als Gast des Pastors nach Laer gekommen und nahm das Garn nun mit nach Osnabrück, um es interessierten Besuchern zu zeigen.[124] Die Laerschen Kaufleute waren genauso begeistert wie Kaplan Seling. *„Es ist nicht leicht zu verkennen, daß hier seit jener Zeit überhaupt besseres Garn gesponnen wird"*, berichteten sie. *„Durch die Verbesserung desselben verbessern sich auch die Erzeugnisse, und eine natürliche Folge ist es, daß die Abnahme derselben sich mehrt und somit höhere Preise dafür gemacht werden können"*.[125]

Pastor Hamberg machte sich nicht nur um die Garnspinnerei verdient. Gemeinsam mit den Kaufleuten, Vogt Rüpke und den Ortsvorstehern, engagierte er sich auch für Qualitätssteigerungen in der Laerer Tuchweberei. Der Leggehandel entwickelte sich ja schon bald recht günstig und die Laerer Ackerweber waren bereit, den Anforderungen des Marktes nach festen Geweben, *„einem Hauptbedingnis bei dieser Fabrikation, gerecht zu werden"*.[126] Aber noch fehlten den Laerern die besseren, neu entwickelten schweren Webstühle, hauptsächlich wegen der *„nicht unbeträchtlichen Kosten, etwa 20 Rthlr pro Stuhl, die manchem Heuermann schwer fallen"*.[127] Der Gewerbeverein zu Osnabrück, dem die örtlichen Kaufleute und auch Pastor Hamberg angehörten, wollte helfen und setzte eine Prämie von 50 Talern, später sogar 80 Talern aus, *„zur Anschaffung besserer und schwerer Webstühle, wie sie die Fabrikation des Scheer- und Segeltuchs erfordert"*.[128] Mit diesem Geld sollten *„für das Kirchspiel Glandorf 10 Prämien und für das Kirchspiel Laer 12 Prämien, jede von 8 Rthlr. ausgelobt werden"*. Mit Ausnahme der größeren Grundbesitzer, der Voll- und Halberben, konnten sich all jene Eingesessenen um eine Prämie bewerben, *„welche sich vor dem 1. Juni 1843 einen Webstuhl neu angeschafft haben, der aus gesundem, trokkenen Eichenholze von wenigstens 4 Fuß Breite angefertigt ist, dessen Seiten mit Endpfosten eine Dicke von mindestens 4 Zollen und eine Breite von mindestens 12 Zollen haben"*.[129] Bereits im darauffolgenden Sommer waren die ersten Erfolge sichtbar. Die Amtsverwaltung in Iburg berichtete der Landdrostei, *„daß im Kirchspiel Laer sieben, im Kirchspiel Glandorf zwei neue Webstühle der gedachten Art angeschafft sind und daß noch mehrere Einwohner sich solche in der Zukunft anschaffen werden ... . Die neuen Webstühle"*, so das Amt Iburg, *„finden übrigens vielen Beifall; sie werden den alten Webstühlen bei weitem vorgezogen, und die Besitzer der neuen freuen sich über die Anschaffung derselben"*.[130] Die begüterten Eingesessenen sollten die neuen Stühle selbst kaufen, doch die arme Bevölkerung konnte sie sich nicht leisten. *„Es wäre daher sehr zu wünschen, die Anschaffung dieser beßern Webstühle noch auf ein Jahr weiter durch Prämien-Auslobung zu befördern"*, meinten

die Iburger Beamten. Der Gewerbeverein zog mit und stiftete für 10 weitere Webstühle 80 Taler. Doch bald stellte sich heraus, *„daß um die festgesetzten acht Prämien à 10 Rthlr. ... sieben Bewerber des Kirchspiels Glandorf und acht Bewerber des Kirchspiels Laer auftreten, die nach dem Zeugnisse der Legge-Officianten zu Iburg* (die auch in Laer Dienst taten) *und der Vögte zu Glandorf und Laer sämmtlich die gestellten Bedingungen ganz erfüllt haben"*.[131] Es wurden also mindestens 150 Taler gebraucht, von denen die Landdrostei immerhin 40, der Gewerbeverein weitere 30 Taler finanzierte.

Webstuhl im Heimatmuseum Bad Laer.

Die Übergabe der Prämien erfolgte am 8. Oktober des Jahres 1844, nachmittags um 15.00 Uhr in einer feierlichen Zeremonie. Neben den Leggeoffizianten aus Iburg, den Vögten zu Laer (Rüpke) und Glandorf (Nieberg), den Ortsvorstehern von Winkelsetten, Müschen und Remsede, erschienen auch die Kaufleute Smits und Richard, Pastor Hamberg, Kaplan Dr. Bartelsmann und Vikar Sommer. Durch ihr Erscheinen unterstrichen die örtlichen Honoratioren den hohen Stellenwert, den die Segeltuchweberei zu jener Zeit für das Laerer Gewerbeleben hatte. Sie überreichten die Prämien an *„Erbkötter Bredemann, Müschen, Heuerling Wahlmeyer daselbst, Markkötter Freye zu Hardensetten, Heuerling Holkenbrink daselbst, Erbkötter Kleine Kettler zu Müschen, Erbkötter Ridder und Imorde daselbst und Heuerling Techtel daselbst"*. Auch die Glandorfer Weber waren erschienen und erhielten je zehn Taler ausgezahlt.[132] Die versammelte lokale und regionale Prominenz um Pastor Hamberg war sich einig, daß die Qualität des Segeltuchs seit Einführung der neuen, schweren Webstühle erheblich zugenommen hatte. Außerdem *„wurde durch die schweren Webstühle noch einem andern Übelstande vorgebeugt. Um nämlich dem Gewebe die nöthige Festigkeit zu geben, hätten bei dem Gebrauche der alten*

Webstühle die Weberinnen sich über Gebühr anstrengen müssen, wodurch Blutspeien und andere krankhafte Erscheinungen häufig hervorgerufen" wurden.[133] Die Leinenweberei war also allerhärteste Arbeit unter schwersten Bedingungen, und sie verursachte häufige Erkrankungen unter den Webern und Weberinnen. Die neuen Webstühle würden die Arbeitsbedingungen erleichtern, ein erwünschter Nebeneffekt immerhin, auch wenn es bei ihrer Anschaffung ausschließlich darum ging, die Tuchqualität zu verbessern. So lobten die auf der Legge versammelten Herrn *„das auf die Hebung der hiesigen Industrie gerichtete wohlwollende Streben der Königlichen Regierung und des Provinzial-Vorstandes des Gewerbevereins*" und sie wünschten, *„daß das Interesse, welches bisher so schöne Resultate geliefert habe, auch fernerhin sich erhalten möge*".[134] Bald entschlossen sich einzelne Heuerleute, ebenfalls einen schweren Webstuhl anzuschaffen, *„in der sicheren Voraussetzung, daß ihnen die Prämien, wie es früher der Fall war, in diesem Jahr (1845) zu Gute kommen würden*", berichtete Pastor Hamberg im Auftrag der Bauerschaftsvorsteher und Kaufleute an die Landdrostei nach Osnabrück.[135] Doch in diesem Jahre wurden andere Ortschaften gefördert. Laers Ackerweber, die seit einigen Jahren schon Prämien erhalten hatten, gingen leer aus. Erst im Jahre 1846 wurden sie erneut mit einigen Prämien bedacht.

Der weitere Leggebetrieb bis zur Schließung im Jahre 1875

Die Maßnahmen zur Steigerung der Garn- und Tuchqualität zeigten Wirkung. Auch in den folgenden Jahren blieb der Absatz auf der Laerer Legge erfreulich hoch.

Tab. Umsatz der drei Leggen im Jahre 1841 [122]

	Standort	Umsatz (Stück)	Umsatz (Ellen)	Umsatz (Taler)	Löwend-linnen	Schier-tuch	Segeltuch
1846	Iburg	477	89.417	10.307 T.	465	12	
	Dissen	11.654	681.891	116.540 T.		8.839	2.815
	Laer	5.334	312.146	57.045 T.		1.903	3.431
1847	Iburg	428	83.870	10.265 T.	427	1	
	Dissen	12.295	719.483	134.671 T.		9.011	2.384
	Laer	5.104	298.636	55.824 T.		1.838	3.216

Wenn die Laerer Legge zwischen 1846 und 1847 auch einen leichten Umsatzrückgang verzeichnete, so blieb ihre Entwicklung doch gut. Der Umsatz war in den fünf Jahren seit 1841 um mehr als 1000 Stücke und 10.000 Taler gestiegen; längst hatte die Nebenlegge zu Laer der Hauptlegge in Iburg den Rang abgelaufen. Selbstverständlich handelten nicht nur einheimische Leineweber ihre Produkte an der Laerer Legge. Auch Aschendorfer und vor allem Glandorfer Weber kamen hierher, um ihre Schier- und Segeltuche zum Verkauf anzubieten. In Glandorf gab es ja keine Legge, und die Legge zu Iburg verhandelte so gut wie ausschließlich Löwendlinnen. Die Laerer Legge wiederum galt als regionales Segeltuchzentrum; in dieser Beziehung lief sie sogar der ansonsten weitaus

stärkeren Dissener Legge den Rang ab, die wiederum erhebliche Umsätze in Schiertuchen machte. Natürlich spielte das Handelshaus Delius für die Legge zu Dissen die entscheidende Rolle. Das Versmolder Haus beherrschte den Dissener, Hilteraner und Borgloher Markt und hielt die Masse der dortigen Weber in Abhängigkeit. Kein Wunder, daß die Revolution des Jahres 1848 in Dissen hohe Wellen schlug, derweil sie sich in Laer, wo der freihändige Leggeverkauf gut funktionierte, hauptsächlich nur gegen einen eher nachgeordneten Kaufmann (Hiltermann) richtete. Auch in den folgenden Jahren blieben die Umsatzzahlen auf der Legge mit über 5000 Stück im Jahr stabil.
Es gelang auch, die Qualität der Ware zu erhalten, sicher nicht zuletzt wegen der Spinnschule und der neuen, besseren Webstühle, die es seit einigen Jahren in Laer gab. Kein Wunder, daß der nunmehrige Leggeinspektor Bolenius bei seinem Besuch der Laerer Legge im Juli 1850 sehr zufrieden war, und auch die Kaufleute in Laer und im benachbarten Preußen stimmten ihm zu.[138] Doch in den folgenden zwei, drei Jahrzehnten erlebten die Laerer Ackerweber entscheidende Veränderungen im Leinengewerbe, die schließlich auch zur endgültigen Schließung der Laerer Legge führten. Zum einen veränderten sich die Konsumgewohnheiten der Zeitgenossen. In Preußen etwa stieg der Verbrauch an Baumwollprodukten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von 3 auf 16 Ellen pro Kopf, während der Leinenverbrauch stagnierte. Die Laerer Ackerweber setzten in dieser Periode auf alternative Linnentuche, auf das Seil- und Segeltuch etwa, und damit waren sie erfolgreich. Vor der zunehmenden Mechanisierung in der Leineweberei aber konnten sie sich nicht schützen. Im Jahre 1858 gründete der Textilfabrikant Christoph Hammersen eine mechanische Weberei in Osnabrück an der Holtstraße. Kurze Zeit später, im Jahre 1864, entstand ein weiteres Industrieunternehmen, das den Leinewebern Konkurrenz machte. Die Aktien-Flachs-Spinnerei Osnabrück/Bramsche arbeitete mit einer Dampfmaschine von 80 PS, beschäftigte 80 bis 100 Arbeiter und hatte 1.750 Spindeln in Betrieb. Und mit dem Ende des amerikanischen Bürgerkrieges floß erneut billiges Baumwolltuch auf den europäischen Markt. Die Industrialisierung erfaßte den Kontinent und besonders die deutschen Länder – bald mußten die Leineweber vor den Anstürmen der Moderne kapitulieren. So mancher gab die Arbeit an Spinnrad und Webstuhl auf und zog mit Sack und Pack nach Amerika. Denn nach Ende des Bürgerkrieges stellte die Regierung der USA den Einwanderern weite Ländereien zur Verfügung. Hier konnten die Heuerlinge, die in der Heimat kaum genug verdienten, um den ärgsten Hunger zu stillen, Farmer werden. So mancher nannte bald 50, ja 100 ha Land sein eigen; die Vollerben im Kirchspiel Laer verfügten im Durchschnitt vielleicht über 30 ha Land. Andere Heuerlinge, kleine Markkötter und Tagelöhner scheuten die Auswanderung und suchten Arbeit in der Georgsmarienhütte etwa. Wieder andere fanden Arbeit in der Dissener Margarinefabrik Homann – der Leggehandel im Dorf Laer jedenfalls brach Anfang der 1870er Jahre fast vollständig zusammen. Im Jahre 1874 zählten die Leggeofficianten hier noch ganze 157 verlegte Stücke mit einer Gesamtlänge von nur 5.495 Metern; damit war die Laerer Nebenlegge zur unbedeutendsten Leinenschauanstalt im ganzen Bezirk der Landdrostei geworden. Zum Vergleich: In Iburg wurden in diesem Jahre über 17.000 Meter und in Dissen sogar 66.500 Meter Leinen ver-

handelt.[139] So schloß die Landdrostei die Legge zum 1. Mai 1875 und kündigte den alten, mit Kaufmann Smits geschlossenen Mietvertrag aus dem Jahre 1841.[140] Natürlich hörte die Leineweberei damit nicht einfach auf; im benachbarten Dissen etwa blieb der Leggehandel bis zum Jahre 1893 bestehen. Hier wurde auch weiterhin mit Schier- und Segeltuch gehandelt. Die Legge war auch für Laerer Ackerweber zugänglich, wenn der weite Weg dorthin mitunter auch beschwerlich war. Doch die Konkurrenz der mechanischen Webereien ruinierte schließlich auch die letzte Legge im alten Amt Iburg, so daß die Leineweberei nicht länger gewerblich betrieben wurde. Von nun an webten die Laerer ausschließlich für den Eigenbedarf, für die Aussteuer etwa und ihre Bekleidung. Ihren Erwerb fanden sie nun in den industriellen Ansiedlungen der engeren und weiteren Heimat, im Norddeutschen Kalkwerk, in der Georgsmarienhütte oder in Dissen bei Homann. Die harte Alltag in der Leineweberei aber war bald Vergangenheit, und die Erinnerung verblaßte rasch.

Leinen für den Eigenbedarf gewebt, Heimatmuseum Bad Laer.

5. Abschied von der mittelalterlichen Wirtschafts- und Sozialverfassung
Die agrare Revolution in Laer

5.1 Zwischen Bergteilung und Verfall der gemeinen Mark

Wirtschaftlicher Neuanfang unter schweren Bedingungen

Kehren wir nochmals zurück in die ersten Jahre nach dem Friedensschluß von 1648, mit dem das Ende des Dreißigjährigen Krieges gekommen war. Der Friede ließ die Menschen erleichtert aufatmen, doch die Ausgangsbedingungen für den wirtschaftlichen Wiederaufbau in Laer waren äußerst schwierig. Im Kriege schon fiel so manche Stätte wüst oder wurde unfähig, ihre Steuerlast zu tragen. Große Höfe waren von der Verarmung ebenso betroffen wie etwa die armen „Hüsselten", die als Mieter in den Nebengebäuden der Hofstellen lebten. In Westerwiede waren schon um 1630 etwa 40 % der Hofstellen von der Verarmung betroffen; an anderer Stelle ist davon berichtet worden. Der Krieg aber zog sich noch weitere 18 Jahre hin, und die Lebensbedingungen verschärften sich kontinuierlich. Ja, noch in den ersten Nachkriegsjahren stand die schiere Überlebensfrage im Vordergrund des Interesses. Ein sogenanntes „Brüchtenverzeichnis" aus dem Jahre 1653, eine Auflistung von Vergehen wider die Laerer Markenordnung, zeugt von der Not, wie sie noch ein halbes Jahrzehnt nach Kriegsende im Kirchspiel allgemein herrschte. *„Die Liste nennt 137 Namen, eine ganze Reihe tauchen wiederholt auf. Doch bleiben für das Hölting* (die Jahresversammlung der Markgenossen, Anm. d. Verf.) *108 unterschiedliche Angeklagte. Die Zahl ist für das Kirchspiel erheblich"*.[1] Die Mindeststrafe von fünf Schilling und drei Pfg. wurde immerhin 69 mal verhängt und 35 Schuldige mußten sogar einen Rthlr. Strafe zahlen. Es scheint, als seien kleinere Verstöße gegen die Markenordnung an der Tagesordnung gewesen, die allerdings auch geahndet wurden. *„Sie spiegeln die Not der Menschen und ein aufgeweichtes Unrechtsbewußtsein gegenüber der Gemeinschaft, andererseits aber auch den Willen des Höltings, auf Einhaltung der Rechte und Pflichten zu sehen"*.[2] Nach so langen Kriegsjahren fiel der wirtschaftliche Neuaufbau schwer, und noch viele Jahre sollten Not und Armut das Kirchspiel Laer begleiten. *„Es ist unbeschreiblich und unglaublich, welches Elend damals in dem Stift, ja in ganz Deutschland herrschte"*, so beschrieb der Abt des Klosters Iburg, Maurus Rost, die wirtschaftliche Lage einige Jahre später. Verantwortlich dafür waren verschiedene Mißernten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Im Jahre 1682 etwa wurde die Bevölkerung *„von einer Raupenplage, wie man sie bislang nicht erlebt hatte, heimgesucht. Behaarte Raupen (Prozessionsraupen), wie sie bisher von niemandem, auch von den ältesten Leuten nicht gesehen worden waren, von außerordentlicher Größe (etwa einen Finger lang) fraßen die Blätter der Eichen und fast aller Bäume ab und zwar in einer solchen Zahl, daß man, nachdem sie die Blätter verzehrt hatten, die Verzäunungen der Felder und selbst die Dächer der Häuser überall von ihnen bedeckt sah. Ihr Gift war so schlimm, daß niemand sie selbst oder Holz oder Blätter, worauf sie gesessen hatten, ohne Schaden berühren durfte, und daß Pferde und Kühe, die beim Weiden die giftigen Tiere mit hinuntergeschluckt hatten, zu*

Tausenden zu großem Schaden für die Landleute, auch in den benachbarten Bistümern, umkamen".[3] Diese Plage dauerte drei Jahre an, und am schlimmsten war wohl, daß man dagegen absolut nichts tun konnte. Im Jahre 1684 dann, unmittelbar im Anschluß an den Raupenbefall, brachten Hitze und Trockenheit eine Mißernte, *„so daß unter der Bevölkerung große Hungersnot herrschte, die aber durch den reichen Ertrag des nächsten Jahres behoben wurde*".[4]

Die Teilung des Berges

Im Zuge der auf den Frieden folgenden Bevölkerungszunahme wurde es immer schwieriger, die Menschen im Rahmen der hergebrachten Markenwirtschaftsordnung hinreichend zu ernähren. Insbesondere der Wald, eine der zentralen Nahrungsreserven der mittelalterlichen Viehwirtschaft, verfiel zusehends. Die fürstliche Regierung unter Ernst August I. versuchte, den Baumbestand mittels einer Holzungsordnung (1671) zu schützen. Doch sie scheiterte. Zum einen trieben die Bauern zu viel Vieh zur Mast ins Gehölz, das dadurch Schaden nahm, und zum anderen stieg bei anwachsender Bevölkerung auch der Brenn- und Bauholzbedarf. Diese Entwicklung mußte im Interesse der grundbesitzenden Eingesessenen gestoppt werden, denn sie waren existentiell auf den Erhalt des Waldes für ihre Viehwirtschaft und als Holzreserve angewiesen. Auf ihrem Hölting am 4. Juli des Jahres 1718 baten sie die anwesenden Beamten *„als zeitliche Holzgrafen ..., ihro Königl. Hoheit unterthänigst vorzufragen, wie sie zu Verbeßerung der fast gantz ruinirten Lahrschen Mark die theilung derselben verlangeten, und von ihro Königl. Hoheit bewürken zu lassen*".[5] Die Teilung des Waldes war auch im Interesse der Stiftsregierung, und so gestand Ernst August II. den Bauern die Parzellierung des Berges zu. Heide und Weide sollten auch weiterhin als allgemeines Land zur Verfügung stehen. Übrigens, nicht nur die Laerer, sondern auch die Remseder Bauern erhielten die Erlaubnis, ihren Berg unter den Eingesessenen aufzuteilen. Durch eine Teilung in einzelne Parzellen erhoffte man sich eine bessere Pflege des Berges. Die alten Holzgesetze galten aber auch weiterhin. Das Eigentumsrecht der Bauern an ihren Parzellen wurde also schon von vornherein eingeschränkt. Außerdem sollten die Bergteile *„nun und zu allen Zeiten bey denen Erben und Häusern verbleiben und davon nicht verkaufet, versetzet, verheuret*"[6] werden; der einzelne Bergteil wurde also an die jeweilige Hofstelle gebunden und der freien Verfügung seines Besitzers entzogen. Allerdings sollte den Bauern erlaubt sein, den vierten Teil ihrer Bergparzelle auf längstens vier Jahre einzufriedigen, *„wan dadurch die Communication des Berges zum freyen Viehegang nicht behindert werde*".[7] Selbstverständlich mußte das Vieh auch in Zukunft zur Mast in den Wald getrieben werden, denn man kannte die heute übliche Stallhaltung ja nur für einige wenige Wintermonate. Der Teilungsprozeß gestaltete sich äußerst komplex und schwierig. Zunächst galt es, den Berg zu vermessen und in einzelne Parzellen aufzuteilen. Außerdem brauchte man eine Teilungskommission, die die Teilung überwachen sollte. Sie setzte sich aus dem Drosten v. Oer, dem Domkapitular v. Ketteler und dem Landrat v. Stael zu Sutthausen zusammen. Die Herren kamen in den folgenden Jahren noch oft nach Laer, um sich mit den Ein-

gesessenen über die Teilung zu besprechen und zwischen individuellen Interessen der Bauern und gemeinwirtschaftlichen Notwendigkeiten zu vermitteln. Schließlich mußte man auch einen Geometer engagieren, der den Berg zu vermessen und konkret in Parzellen einzuteilen hatte. Franciscus Henricus Koch übernahm diese Aufgabe. Zwei Jahre darauf, am 18. May 1720, legte er seine *„Delineatio des Lahrischen Berges“* vor.

Teilungsplan des Laerer Berges, Franciscus Henricus Koch, 18.05.1720, Staatsarchiv Osnabrück.

Die Bergteilung mußte sich am hergebrachten System der Marknutzung und -berechtigung orientieren, das sich im Verlauf von Jahrhunderten ausgebildet hatte. Sämtliche Erben und Kötter waren am Berg berechtigt, aber die Berechtigungen waren unterschiedlich, denn die alten Erbstellen hatten größere Rechte an der Gemeinheit als die jüngeren Kottenstellen. Deshalb mußten die Voll- und Halberben auch größere Parzellen erhalten als die Kötter. In den Teilungsverhandlungen einigte man sich außerdem darauf, den Berg in drei Güteklassen einzuteilen, *„alß guth, mittelmäßig und schlecht, demnächst nach dem Loß einem Jeden als einen Erbmann 1 Malt Saat, halbe Erbe 9 Scheffel, Erbkotten 6 Scheffel und Marckkotten 3 Scheffel Saat zugetheilet, und die schlechte Theile auf 15 Schfl. anstatt die übrigen auf 12 Scheffel gesetzet“*.[8] Ein Malter Saat entsprach 1,4 ha. 12 Scheffel Saat wiederum ergaben einen Malter Saat. Dem Teilungsplan folgend erhielten die Vollerben also am meisten, die Halberben etwas weniger, die Erbkotten halb so viel wie die Vollerben und die

Markkotten nur noch ein Viertel, wobei schlechtere Stücke anteilig vergrößert wurden. Welche Hofstelle nun welchen Bergteil erhielt, wurde per Los entschieden. Nun waren aber nicht nur die Bauern am Berg berechtigt. Der Landesherr als Holzgraf beanspruchte für sich den größten Teil, 13 Malter guten Berglandes im ganzen. Auch der Vogt erhielt einen Erbmannsteil (= Vollerbe) und zusätzlich noch 6 Scheffel als Lohn für seine Mühen und Auslagen. Pastor, Küster und Schulmeister von Laer mußten ebenfalls bedacht werden; ihr Teil umfasste insgesamt vier Malter. Wer keinen Hof hatte, sollte gar nichts bekommen – die Heuerlinge und Nebeneinwohner, von denen es zu dieser Zeit schon viele gab, gingen bei der Teilung des Berges also leer aus, und für ihre Holzzuteilung wurde auch keine weitere Regelung getroffen. Sie mußten sich an ihren Vermieter oder Verpächter wenden, um das nötige Brenn- und Bauholz zu erhalten. Die Remseder Bergteilung verlief recht ähnlich. Der Landesherr als Holzgraf erhielt 10 Malter und 6 Scheffel. Außerdem bekam er *„Behuf des Hauses Scheventorf“* weitere 6 Scheffel und *„noch wegen des vom Voigt genoßenen Brandes einen Erbmanns Theil ad 1 Malter, 4 Scheffel und 2 Viertel“*.[9] Der *„Herr von Schmiesing* (erhielt) *wegen des vom Hause Grotenburg habenden Erbexen Rechts 5 Malter, 6 Scheffel und wegen des an besagtes Haus gehörigen beyden vacanten Erben Kamans und Höllmans 2 Malter, 9 Scheffel“*.[10] Auch das Kloster Iburg war seit alters her am Remseder Berg berechtigt. 2 Malter gingen an den Prälaten. Der Pastor von Laer, zu dessen Kirchspiel Remsede gehörte, bekam eines Erbmanns Teil, 1 Malter, 4 Scheffel und 2 Viertel. Küster und Schulmeister von Laer teilten sich eines weiteren Erbmanns Teil, und endlich konnten sich auch die Remseder Bauern bedienen. Auch sie waren in die alten Höfeklassen eingeordnet, aber Voll- und Halberben erhielten in Remsede je einen vollen Erbmannsteil. Je vier Markkötter teilten sich einen Erbmannsteil und der Erbkötter Röterige teilte sich mit den Kirchhöfern Starke, Schnieder, Koch und Köster einen weiteren Teil. Vogt Docen, der einige Mühe mit der Bergteilung hatte, bekam noch einen weiteren Scheffel und der Halberbe Schönebeck, dem *„ein gar schlechter Teil angefallen“*,[11] bekam zum Ausgleich 1 $^1/_2$ Scheffel zusätzlich. Im übrigen galt der Bergteil auch in Remsede nur als eingeschränktes Eigentum. Die Parzellen durften nicht verkauft und nicht verheuert werden. Einfriedigen sollten man sie gleichfalls nicht, damit auch weiter die Schweine zur Mast in den Berg getrieben werden konnten. Sollte aber *„einer oder ander seinen Theil muthwilliger weise ruinieren“*,[12] dann wollte man ihn nach dem Holzgesetz bestrafen.

Die gemeine Weide genügt bald nicht mehr

Im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts zeigte sich, daß die wirtschaftlichen Interessen der landlosen Heuerleute und der grundbesitzenden Bauern immer weiter auseinandergingen. Die Bauern waren etwa an einer vermehrten Forstungstätigkeit in der Mark interessiert, um Bau- und Brennholz zu gewinnen, was offenbar dazu führte, daß *„die gemeine Weide ... so ganz beträchtlich vermindert worden“*.[13] Vogt Greve schätzte Ende des 18. Jahrhunderts, daß die gemeine Weide zum Ende des Dreißigjährigen Krieges *„nach einem ohngefehren Überschlag etwa 500 Malter Saat gröser als jetzt war“*.[14] So erfreulich die Wiederaufforstung auch war, die Verkleinerung des Markengrundes kam einer existen-

tiellen Bedrohung gleich, denn direkt oder indirekt waren alle Einwohner von der Landwirtschaft abhängig. Hauptberuflich konnte Landwirtschaft aber nur von all denen betrieben werden, die über ausreichend Land verfügten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts traf das im wesentlichen für die alten Voll- und Halberbenstellen des Kirchspiels zu (87 Stellen),[15] von denen außerdem noch etwa 100 Knechte und Mägde direkt abhingen. Die Erb- und Markkötter galten zu dieser Zeit hingegen nur noch selten als hauptberufliche Bauern, denn sie hatten meist schon irgendein Gewerbe und betrieben Landwirtschaft mehr für den Eigenbedarf. Aber diese Eigenproduktion war außerordentlich wichtig, denn das Geld war knapp und kaum jemand konnte Lebensmittel zukaufen. Auch die etwa 130 Heuerlingsfamilien[16] waren als landwirtschaftliche Klein- und Kleinstpächter auf die Nutzung der gemeinen Weide, an der sie keine Rechte hatten, angewiesen. Sie hielten vielleicht zwei oder drei Stück Vieh, die in der Mark Nahrung fanden. Dazu verfügten sie noch über einen kleinen Garten für das Gemüse und ein wenig Brotgetreide. Ansonsten ernährten sie sich vielfach von der Leineweberei, doch für die tägliche Ernährung blieb der landwirtschaftliche Zuerwerb unverzichtbar.

Ein Schäfer in Hardensetten um 1938, Aufnahme Raudisch, Diözesanarchiv.

Je kleiner nun die verfügbare gemeine Weide, desto schwieriger wurde es, ausreichend Weidegrund für das Vieh zu finden. Das Problem verschärfte sich noch, weil sich die Bauern offenbar auch um eine Vermehrung ihrer Viehbestände bemühten. Zwar war die Getreidewirtschaft schon seit dem Ende des Mittelalters viel wichtiger als die Viehwirtschaft, aber die Bauern brauchten unbedingt Dünger für ihre Äcker. Kunstdünger gab es noch nicht, und so düngte jederman seine Gärten und Felder mit Plaggen, die mühselig in der gemeinen Mark gestochen werden mußten. Die Plaggendüngung war natürlich nicht sehr ergiebig, jedenfalls nicht annähernd so ergiebig wie schierer Viehdung.

Kein Wunder also, daß die Bauern möglichst viel Vieh halten wollten. Damit stieg aber auch die Belastung der Mark, und zugleich verkleinerte sich der Nahrungsspielraum für die landlose Bevölkerung, was wiederum zu erheblichen Konflikten zwischen Bauern, Amtsverwaltung und Heuerleuten führen konnte. Die Bemühungen der Bauern um eine Vermehrung ihres Viehbestandes und die daraus folgenden Konflikte zeigten sich beispielsweise im Umfeld der Schafhaltung. Etwa 30 Bauern hielten neben ihren Schweinen und dem Hornvieh auch noch Schafe, allein schon der Wolle und des Düngers wegen. Sicherlich, die Wolltuchproduktion war seit dem Mittelalter erheblich zurückgegangen, zu Gunsten des Leinens. Die Akten zeigen aber, daß Schafe und Schaftriftrechte bis zur Teilung der Mark Ende des 18. Jahrhunderts von Bedeutung blieben.[17] Doch die Schafe belasteten die Mark erheblich. Bald *„drängten sich ... so viele nach den Feldern und sonstigen privativen Gründen, und, nachdem sie den Horn- Zug- und sonstigen Vieh auf der gemeinen Weide bereits den unersezlichsten Abbruch gethan, scheuten sie nun auch nicht des Rockens und anderer Früchte, nicht des Flachs, nicht der Rüben"*.[18] Der Viehbiß bedrohte die Ernten. Wenn die Schafe sich erst in die Gärten der Heuerleute verirrt hatten, konnte die Ernährung ganzer Familien rasch in Frage gestellt sein.

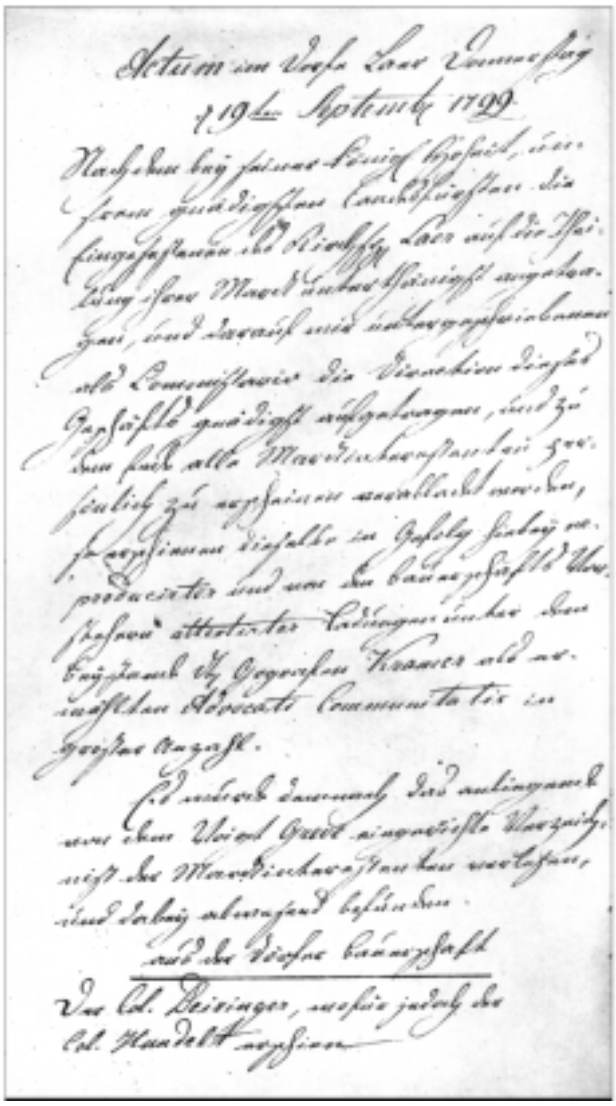
Die Markgenossen hatten mehrfache Versuche unternommen, um die durch die Schaftrift überstrapazierte Mark, von der sie alle gemeinsam lebten, zu entlasten. Schon 1653 einigten sie sich *„auf eine sichere Zahl Schaafe, welche die Genoßen, und zwar, der Erbmann 50, der halbe Erbmann 40, der Erbkötter 30 und der Markkötter 20 halten mochten"*,[19] und in den 1670er Jahren reduzierten sie die Herden erneut. Ein Vollerbe sollte nur noch 40 Schafe halten dürfen, ein Halberbe 35 und ein Kötter 15 Tiere, um die Mark zu entlasten.[20] Doch längst nicht jeder Bauer hielt sich an die Höltingsbeschlüsse, ja gegen Ende des 18. Jahrhunderts beschwerten sie sich sogar energisch, weil sie vom Hölting wegen ihrer bisweilen übergroßen Schafherden bestraft wurden. Mit den Colonen Müscher, Schulte im Rodde und Große Börger an der Spitze, klagten sie vor dem Amt, daß *„das Brüchten und Holzungsgericht, welches zum Besten der Bauern eingeführt ist ... in eine wahre Landplage ausarten* (würde), *und die Schatzpflichtigen Unterthanen würden dadurch endlich so ausgesogen werden"*. Sie waren wütend auf die *„Untervögte (welche ohnehin auf Veranlaßungen zu Brüchtenklagen wie Wölfe auf Schafe lauern) in jedem Jahre Gelegenheit finden, die Schaftriftsberechtigten beym Holzgerichte anzugeben, und der Strafen würde kein Ende nehmen. In anderen Ländern"* so die Laerer Schafhalter weiter, *„würde man diejenigen Bauern, welche ihren Viehstapel in gutem Stande zu erhalten und zu vermehren suchen, belohnen, hier sind sie bestraft! Es gewinnt in der That das Ansehen, als ob die Herrn Beamten die Wohlfahrt des Landes nach der Menge der von ihnen dictirten und gehobenen Strafgelder berechnen"*.[21] Das sahen die unterbäuerlichen Schichten, die keine Schafe hielten, natürlich ganz anders. Die landlose Bevölkerung, *„der geringe Theil der Einwohner, besonders des Dorfs Laer,* (mochte aber) *bey allen Schaden, den er von den Schafen erlitt, dennoch nicht förmlich klagen ..., weil er, da er fast gar keine eigene Ländereyen hat, in einer drückenden Abhängigkeit von denjenen lebt, die ihm solche, wenn auch in einem sehr erhöhten Preiße, und nur auf kurze Zeit überlaßen, und durch Denunciation*

gegen dieselben, das Übel nur zu vergrösern befürchtete“.[22] Die unterbäuerliche Bevölkerung, die in den Kotten und Schoppen der Bauern lebte, konnte sich also kaum gegen die Schäden wehren, die die Schaftrift in ihren Gärten anrichtete, weil sie von den Bauern abhängig war. Bald hatte *„fast jede Haushaltung des Eingeseßenen so wohl, als des Heuermanns, des bemittelten so wohl, als des dürftigen, Witwen und Waysen hatte außerordentlich, mehrenteils ohne zu sehen durch welche Heerden gelitten, nicht blos einen Theil, sondern ganze, mehrere Stücke Getreide waren abgeweidet, nicht der Holzungen, nicht der Gärten, nicht des Klees, nicht der Rüben war so wenig bey Tage, als bey Nacht, da die Schäfer mit gedämpften Klocken, um nicht gehöret zu werden, die ... Fluren überzogen, geschonet; sie ließen dem geringen Ackersman nicht mit Sicherheit sein Brodtkorn einerndten, nicht den Armen die wenigen Aehren mit Ruhe einsammlen, wenn der Rocken noch in Stiegen stand, wenn noch kein Vieh ins Feld kommen durfte, waren sie mit ihren unwillkomnen Gästen schon da, welches alles theils mit Brüchten Protocollen, theils aus sonstigen Anzeigen nachgewiesen werden kan*“.[23] Die Menschen jener Jahre waren von den Erträgen ihrer kleinen Gärten und Äcker und von der Milch ihrer wenigen Kühe fast vollständig abhängig. Sicherlich, das Leinengewerbe brachte gerade den Heuerlingen ein Zubrot, aber von der Garnspinnerei allein konnten sie nicht existieren. Wenn nun die Schafe die ohnehin schon belastete Mark noch weiter strapazierten und auf ihrer Nahrungssuche sogar vor den Gärten und Äckern nicht halt machten, dann bedrohte das die Bevölkerung existentiell. Gleichwohl verweigerten die Bauern den Heuerlingen jede mitgestaltende Teilhabe an der Mark, was nach dem hergebrachten Recht zwar folgerichtig war, aber auch dazu führte, daß die Interessen der Heuerlinge in der praktischen Vieh- und Ackerwirtschaft der Markgenossen weitgehend unberücksichtigt blieben. Aber auch die Bauern waren in einer schwierigen Lage. Denn zum einen brauchten sie ausreichend Viehdünger für ihre Äcker, und zum anderen waren sie natürlich auch daran interessiert, ihren „*Viehbestand zu erhalten und zu vermehren*“, also Geld zu verdienen, um ihre Höfe und Familien zu erhalten. In der alten Markordnung aber schien das nicht länger zu funktionieren, denn das Weideland wurde immer knapper, und die Interessen der Bauern kollidierten zunehmend mit denen der übrigen Bevölkerung. Bald würden die Markgenossen ihre Markenwirtschaftsordnung grundsätzlich umstellen müssen.

5.2 Die Teilung der Mark und ihre Folgen[24]

Die Bauern beschließen, die Mark aufzuteilen

„Nachdem bey seiner königl. Hoheit unserm gnädigsten Landesfürsten die Eingesessenen des Kirchspiels Laer auf die Theilung ihrer Mark unterthänigst angetragen, und dadurch mir untergeschriebenen als Commisharius die Direction dieses Geschäfts gnädig aufgetragen, und zu dem ... alle Markinteressenten persönlich zu erscheinen verabladet worden, so erschienen dieselbe ... in Großer Anzahl“,[25] notierte Kanzleidirektor Dyckhoff am 19. September des Jahres 1799 anlässlich seines Besuches in Laer. Tatsächlich, fast alle der 40 Vollerben, 35



„Actum im Dorfe Laer, Donnerstag, 19. September 1799“, Beschluß zur Markteilung, Staatsarchiv Osnabrück.

Halberben, 84 Erbkötter und 63 Markkötter, die als Genossen an der Mark berechtigt waren, kamen an diesem Tag zu einer Besprechung ins Dorf. Ihr Anliegen war revolutionär: Die Bauern wollten die alte Laerer Mark, eine Fläche von gut 3000 Malter (1 Malter = 1,4 ha), von denen mehr als ein Drittel als Heidefläche galt, unter sich aufteilen, ähnlich wie den Berg knapp 80 Jahre zuvor. Darum baten sie den Kanzleidirektor Dyckhoff aus Osnabrück nach Laer, denn er sollte die Teilung organisieren. Und aus Iburg kam noch Gograf Dr. Kramer als *„Advocati Communitatis“* hinzu, um die Markinteressenten bei eventuellen Rechtsstreitigkeiten zu beraten und zu vertreten. Es war natürlich nicht etwa purer Übermut, der die Bauern des Kirchspiels dazu brachte, ihre in bald tausend Jahren entwickelte Markenwirtschaftsordnung aufzugeben. Im Gegenteil, die Erfahrung der vergangenen Jahrzehnte hatte ihnen gezeigt, daß die gemeine Mark den Anforderungen, die an sie gestellt wurden, nicht mehr genügte. Die Bevölkerung wuchs und der Nahrungsbedarf stieg, aber die Weideflächen gingen zurück, und

die Bauern konnten nicht genügend Vieh halten. Der Allgemeinzustand des wenigen Viehs, *„insbesondere die Qualität der Kühe damals, würde einem Bauern heute, hätte er solche Kreaturen im Stalle, die Schamröte ins Gesicht treiben und angesichts ihres Allgemeinzustandes den Tierschutzverein auf den Plan rufen. Besonders in den Wintermonaten waren die Tiere im wesentlichen damit beschäftigt, halbwegs am Leben zu bleiben, um das Grünfutter bringende Frühjahr noch zu erleben. Milch gaben die Tiere mangels Futter in dieser Zeit kaum. Auch im Gesamtjahresdurchschnitt war wenig mehr als 2-3 Liter aus ihnen herauszukriegen. An Gewicht brachten es selbst die besten Exemplare auf kaum mehr als vier Zentner, die schlechteren lagen sogar nur bei 200 Pfund, leicht genug, daß ein kräftiger Viehdieb sie des nachts hätte von der Weide forttragen können"*.[26] Die Tiere brauchten dringend mehr und besseres Futter, doch dafür brauchte es wiederum größere Ernteerträge. Um aber bessere Ernten erzielen zu können, brauchten die Bauern in erster Linie mehr Viehdung, was wiederum entsprechend große und ergiebige Weideflächen voraussetzte. Einzig der Versuch, die Art der Bodennutzung zu verändern, d.h. die gemeinschaftliche Bodennutzung aufzuheben, schien die Verhältnisse verbessern zu können. Durch die Aufhebung der Mark würden die Bauern, das war ihnen natürlich klar, zusätzliche Eigenländereien in die Hand bekommen, die sie frei von jeder äußeren Einmischung intensiv bewirtschaften, als Weidegründe nutzen und z.B. mit Futterpflanzen besetzen konnten. Jungbauern würden es bald leichter haben, die Geschwister abzufinden und die Abgaben an den Grundherrn zu zahlen. Alte Wirtschaftsbeschränkungen mußten fallen, der Wert der Betriebe entsprechend steigen, Investitionen könnten möglich werden – es sprach vieles dafür, die alte Ordnung aufzulösen.

Das Anliegen der Laerer Markgenossen paßte übrigens durchaus in die Zeit. Die Teilung der genossenschaftlich genutzten Markenfläche stand im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts auf der politischen Tagesordnung des Fürstentums Osnabrück. Im benachbarten Hannover waren erste Teilungsbestrebungen seit den 60er Jahren im Gange, und auch Preußen begann nach dem Siebenjährigen Krieg, die gemeinen Marken aufzuheben. Das hatte wohl Vorbildfunktion für die unter Justus Möser für die Landeswohlfahrt tätige Osnabrücker Regierung. Sie hoffte, durch die Teilung der Marken die einzelnen Bauern fördern und damit letztlich zur Stärkung des Staates beitragen zu können. Darum strebte sie nach der *„unbedingte(n) Loslösung der wirtschaftlichen Tätigkeit des Einzelnen von allen überkommenen Hemmungen"*.[27] So wählten die Markberechtigten noch bei diesem ersten Treffen ihre Markteilungsdeputierten, die die Verhandlungen mit dem Commissarius führen sollten. Aus den fünf an der Laerer Mark berechtigten Ortschaften (Remsede hatte eine eigene Mark) bestimmten sie je einen Vertreter aus der Erbenschicht und einen aus der Schicht der Kötter. Sie sollten die Interessen der großen Bauern ebenso vertreten, wie die der kleineren Stätten. Nun brauchten die Laerer noch einen Geometer, der die Mark vermessen und den Bauern zuteilen sollte. Landesbauverwalter Hollenberg, der später auch die Laerer Schule bauen sollte (1824), erhielt den Posten. Und etwa einen Monat darauf bestimmte Kanzleidirektor Dyckhof Laers Vogt Greve zum *„Actuar Commishionis"*; er sollte alle Protokolle führen und die Akten der Markteilung verwalten.

Die Markteilungsdeputierten

Dorf Laer
Vollerbe Thieman und Erbkötter Sommer

Müschen
Vollerbe Oberhülsmann und Erbkötter Poppe

Hardensetten
Halberbe Eggert und Markkötter Röterige

Winkelsetten
Vollerbe Schulte im Hof und Markkötter Missing

Westerwiede
Halberbe Wilkenshof und Erbkötter Venscheiper

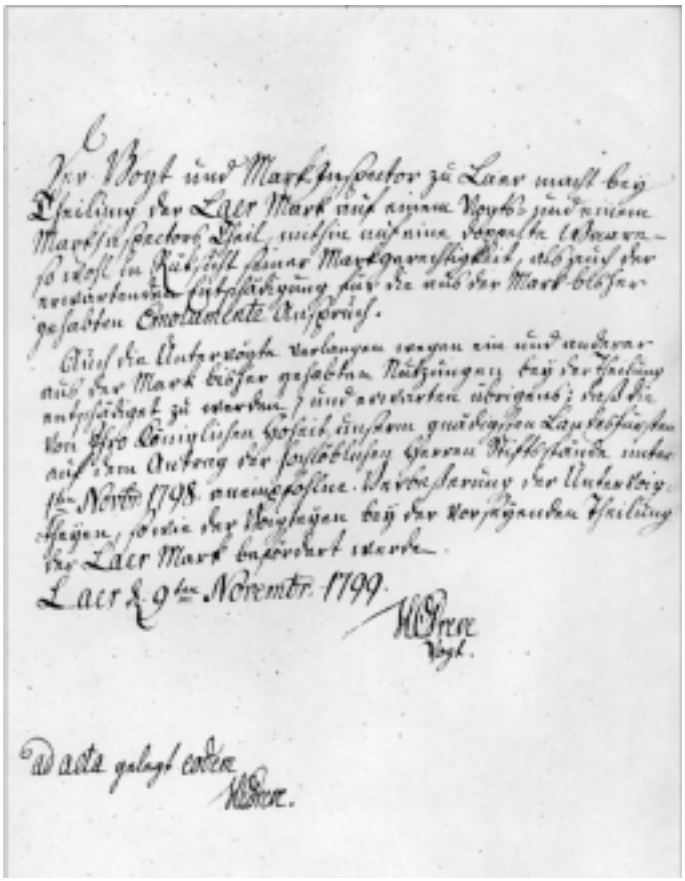
Über viele Jahrhunderte hinweg hatten die Laerer Bauern, aber nicht nur sie, eine Vielzahl unterschiedlicher Rechte an der Mark erworben, für die sie nun eine Abfindung erwarteten. Kanzleidirektor Dyckhof mußte deshalb zunächst eine Art Bestandsaufnahme vornehmen. Er ließ Pastor Hüdepohl von der Kanzel herab verkünden: *„so wird solches allen und jeden, welche an und in gedachter Mark einige Rechte oder Forderungen zu haben vermeinen, hiemit zu dem Ende bekannt gemacht, damit dieselbe solche ihre Rechte und Forderungen, es mögen selbige ein Mitmärker Recht, einen Anspruch aufnehmen, Waren, Viehweide, Schaaftrift, Holzhieb, Plaggenmatt, Anschuß, Ortland, Dußtheil, Pflanz- oder Pottstetten, Wege, Waßerleitungen oder dergleichen betreffen oder sonst Namen haben, wie sie wollen, bei der Commisshion namentlich anzeigen“*.[28] Wer sich nicht innerhalb von sechs Wochen beim Vogt Greve mit einer Forderung meldete, dem sollte *„das ewige Stillschweigen auferlegt werden“*.[29] Dyckhof mußte aber nicht nur die Rechte, sondern auch die Pflichten an der Mark bilanzieren. Es gab einige *„Verpflichtungen und Beschwerden, es mögen solche in Holzfrieden, Landwehren, gemeinen Zuschlägen, Räumung der Flüße und Bäche, Unterhaltung der Brücken, Scheren und Schlagbäume, Erhaltung gemeiner Dinge oder sonst in anderen Dingen“*, die ebenfalls geregelt werden mußten.[30] Kurz, die Teilung war auch als bürokratischer Akt ein schwieriges und zeitaufreibendes Geschäft; es sollte im ganzen über 30 Jahre dauern.

Forderungen an die Mark

Nicht nur die Laerer Bauern, auch verschiedene auswärtige Grundherren reklamierten nun alte Rechte an der Mark, über die entschieden werden mußte. Das Haus Palsterkamp etwa beanspruchte für sich ein Recht zur Schaftrift. Ketteler von Harkotten in Füchtorf beanspruchte noch einiges mehr. Es sei hier für die Forderungen einzelner Grundherren beispielhaft vorgestellt. Er verlangte die Berechtigung zur Schaftrift *„um den Buddenteich und das ganze Feld“*, die Berechtigung zur Schweinetrift in der *„Laer, Remser und Aschendorfer Mark oder Berge, a) so lange Mast da ist, b) in Reihe um den andern Tag“*.[31] Das war noch längst nicht alles. Freiherr v. Ketteler beanspruchte auch noch

acht Fischteiche für sich und sein Haus. Zudem forderte er das Recht *„als Ausfluß der Teiche das Wasser in die Teiche zu führen, Törfe zu stechen und Leim zu graben, um die großen Fischwehren in gehörigem Stande zu setzen und zu erhalten, den Aufwurf an der Hölle gehörig zu beachten“*.[32] So ganz sicher waren sich die v. Kettlerschen Gutsverwalter nicht, ob sie nun auch alles aufgezählt und nichts vergessen hatten. So schlossen sie nur *„mit Vorbehalt, daß wenn ein oder andere Gerechtsame hierin vergeßen und nicht deutlich genug ausgedrücket seyn solte, solches ... keines weges zum Nachtheil praejudiciren solte“*. Die Laerer Markdeputierten prüften nun gründlich nach, ob die Ansprüche berechtigt waren. Sie gestanden v. Ketteler die Schaftrift zu, nicht aber den angegebenen Weg, *„von der Schweinetrift sey ihnen nichts bekannt und der Berg eingefriedigt“*.[33] Die Bergteilung lag schließlich schon 80 Jahre zurück. Auch bei den Fischteichen hatten die Markdeputierten ihre Zweifel, zumindest teilweise. v. Ketteler sollte seine Berechtigungen nachweisen, beschieden sie dem mächtigen Grundherrn. Es brauchte einige Jahre, bis eine Einigung erzielt werden konnte. Immerhin erhielt v. Ketteler die Rechte an einigen Teichen, mußte aber für deren Einfriedigung eine Entschädigung zahlen. Für *„alle deßen sonstigen praetendirte und vorbehaltene Gerechtsame in der Laer Mark erhält der Herr v. Ketteler achtzehn Scheffelsaat, sage 18 Scheffels, und zwar so viel ohne Nachtheil eines andern Markgenossen wird geschehen können, an ein oder andern Seite der Hölle, nach den Flächeninhalt und das übrige im mitlern Grunde an Convenabeln Plätzen“*.[34] Die übrigen Grundherren beanspruchten ebenfalls noch alte Rechte in der Laerer Mark. Der Herr von Schmiesing verlangte einen Fischteich, den er *„ohnweit Große Wechelmanns Gründen besitze, und zu deßen Behuf die erforderlichen Törfe, Leimen und Sand aus der Mark zu nehmen“* er seit alters her berechtigt war.[35] Auch das Kloster Iburg und von Korf auf Harkotten trugen ihre Ansprüche vor. Oft waren sie zweifelhaft und strittig, und die Laerer Markteilungsdeputierten brauchten Jahre, um sich mit den Herren zu vergleichen. Übrigens, nicht nur die großen Grundherren, sondern auch vereinzelte Colonen aus den Nachbarkirchspielen hatten noch alte Rechte an der Mark, die sie nun reklamierten. Colon Aring aus Aschendorf etwa bestand auf einem Feldweg, denn seine Wiesen lagen *„theils in Laerscher Mark und theils in Dißenscher“*. Auch Glaner und Glandorfer Colonen machten solche Rechte geltend; sie brauchten Feldwege, um ihre seit alters her in der Laerer Mark gelegenen Äcker erreichen zu können. Der eine oder andere beanspruchte zudem noch Weidegerechtigkeiten. Der Colon Averesch aus Glandorf etwa für seine Schweine, Pferde und Kühe.

Als sogenannter Holzgraf, d.h. als oberster Richter der Laerer Markangelegenheiten, hatte der Landesherr alte Rechte an der Laerer Mark, und auch er wollte bei der Markteilung seinen Teil bekommen. Die Zeiten aber waren unruhig; mal waren die Franzosen Landesherrn, mal die Preußen und schließlich die Hannoveraner. Noch im Jahre 1815, die Markteilung währte mittlerweile 16 Jahre, wußten die Laerer nicht, welche Abfindung der Landesherr fordern würde. Die Bauern hofften aber, daß *„sie in betracht der erlittenen schweren Kriegs-Lasten ... mit Milde um so mehr behandelt werden mögten, da hier von der Landes-Cultur, welche der Zweck der Marcktheilung ist, die Rede, und dem*



Vogt Greve und die Untervögte beanspruchen ihren Teil, Staatsarchiv Osnabrück.

Landesherrn mehr daran gelgen seyn wird, durch die Marcktheilung den flor seiner Unterthanen zu befördern, als für sich selbst einen beträchtlichen Theil aus der Mark zu erhalten, zumahl es wohl nicht bestritten werden kann, daß der Wohlstand der Unterthanen die beste und sicherste domaine des Landes ausmacht".[36] Der Landesherr forderte schließlich „*drey Meyerstheile*" für sich, d.h. die dreifache Abfindung einer Vollerbenstelle. Zudem sollte dem Vogt ein halber Meyerteil und dem Markinspektor ein weiterer Meyerteil überlassen werden.[37] Vogt Greve, der gleichzeitig auch Markinspektor war, hatte ebenso wie alle anderen auch, im Herbst des Jahres 1799 seine Ansprüche gestellt und zwar „*auf eine doppelte Waare* (d.i. die Markberechtigung) *so wohl in Rücksicht seiner Markgerechtigkeit, als auch der* (zu) *erwartenden Entschädigung für die aus der Mark bisher gehabten*" Einkünfte.[38] Als Markinspektor nämlich hatte er die Oberaufsicht über die Ordnung in der Mark ausgeübt und dafür jährliche Einkünfte bezogen, z.B. an Brüchten-Geldern, Hude, Weide, usw.[39] Da er aber schon aus der Remseder Mark abgefunden worden war, sollte er aus der Laerer Mark nur noch 1 ½ Meyerteile bekommen. Ähnliches galt auch für Pastor Hüdepohl. „*Der Herr Rath Dyckhof als Commissarius erklärte, daß das Pastorat aus der Theilung der gemeinen Mark 2 volle Meyertheile erhielte; mit einem halben Meyertheil sey es aber auf die Remseder Mark verwiesen, die übrigen 1 ½ Meyertheile erhielte es aber hier*".[40] Der Vikar und Lehrer der Dorfschule mußte natürlich auch abgefunden werden, denn die Rechte an der Mark bildeten einen wichtigen Teil seiner jährlichen

Einkünfte. Er bekam einen Meyerteil. Der Küster erhielt noch einen Erbkötterteil und der Lehrer Schlechter an der Bauerschaftsschule zu Müschen bekam so viel wie ein Markkötter.

Die Ansprüche und Rechte der Bauern an der Laer Mark

Die Laerer Markgenossen hatten ihrerseits natürlich auch Forderungen und alte Rechte an der Mark, die sie im Spätherbst 1799 dem Vogt Greve vortragen mußten, damit sie bei der Teilung auch berücksichtigt werden konnten. Die Rechte der Bauern waren vielfältig, alte Wegerechte, Weiderechte, Schaftriften und Rechte an Rötekuhlen gehörten oft dazu. Die Präsentationen des Halberben Große Hörstkamp, Winkelsetten und des Markkötters Freye, Hardensetten mögen hierfür als Beispiel dienen.[41]

praesentat. Laer d. 28t. oct. 1799

Colon Große Hörstkamp in der Winkelsetter Bauerschaft

1) Pretentiret von Meinem Hofe Provetiven plaggen Matt von ungefehr 1 Malter Saat
2) Ein kleine Kämphe mit Eller Holz und Ein Waßer Kuhl an die Seite Meinen Hofe der auf die Heide Lieget
3) Ein Kamph vor meinem Hofe daß Anschuß an die Seite – 14 Fuß
4) zwey Röthe Kuhlen an poppen Vor außen in Dorfe sein Wiese Von jeder Kuhlen Ein Weg nach Meinen Hofe über die Heide
5) Ein Holzweg Von Meiner Loh aus dem Bruche vor Metten Kampe und auch Ein Weg davon zwischen Bevermans Kamphe Vor End Reckers Loh über daß Flete
6) Anschuß hinter den Busz bey Esch ist besaamen grund gewesen und daß anschuß hinter den Esche
7) Ein Weg vom Esch nach dem Sittelkamp aufgeworfen Weg an beyden Seiten den Weg auf Wurf
8) 4 Röthe Kuhlen an den Nemlichen Weg in den Auf Worf
9) Ein Weg nach meinen Wiese Vor Fischers Hof über die Heide
Ein Fluß Saßer aus der Bach durch daß Brock durch Röthrigen Wiese auf Meine Wiese
10) Anschluß Von Meinen Sittelkamp
11) Ein FahrWeg von Hofe über die Heide vor Reckers und Schweppen Hofe nach der Horst
12) Ein Weg von Hofe nach dem Zuschlag über die Heide

Weil er im Schreiben unerfahren ist so bezeige ich mit drey Creuz

\+ + +

daß diese drey Creuze Colo Hörstkamp Eigenhändig gezogen hat
bescheinige ich Johan Bernard Hilterman Sohn
Laer d. 6ten octtbr. 1799

Der Marck Kötter Freye in der Hardensetter Bauerschaft hat sein anTheil in der allgemeinen Laer marck

1) Pretendiere Ein Weg nach der Wiese Vor Leppers Hofe zwischen Waulemeyers (?) und Dothage Kamphe über die Heide
2) Ein Weg nach mein Löh in den Bruche gehet über die Heide vor Grose HörstKamps Kotten und vor Fischers Hofe
3) 3 Röthe Kuhlen – zwey Lieget an meine Kampe und der Eine Lieget in de Heide sogenante Grose Schlagen und der Weg davon
4) Ein Wasche Kuhlen bey meinen Kampe
5) Anschuß um den ganze Kampe Pretendier ich

Laer d. 28 t october 1799

Weil er nicht schreiben kan bezeuge Er mit drey Creuze

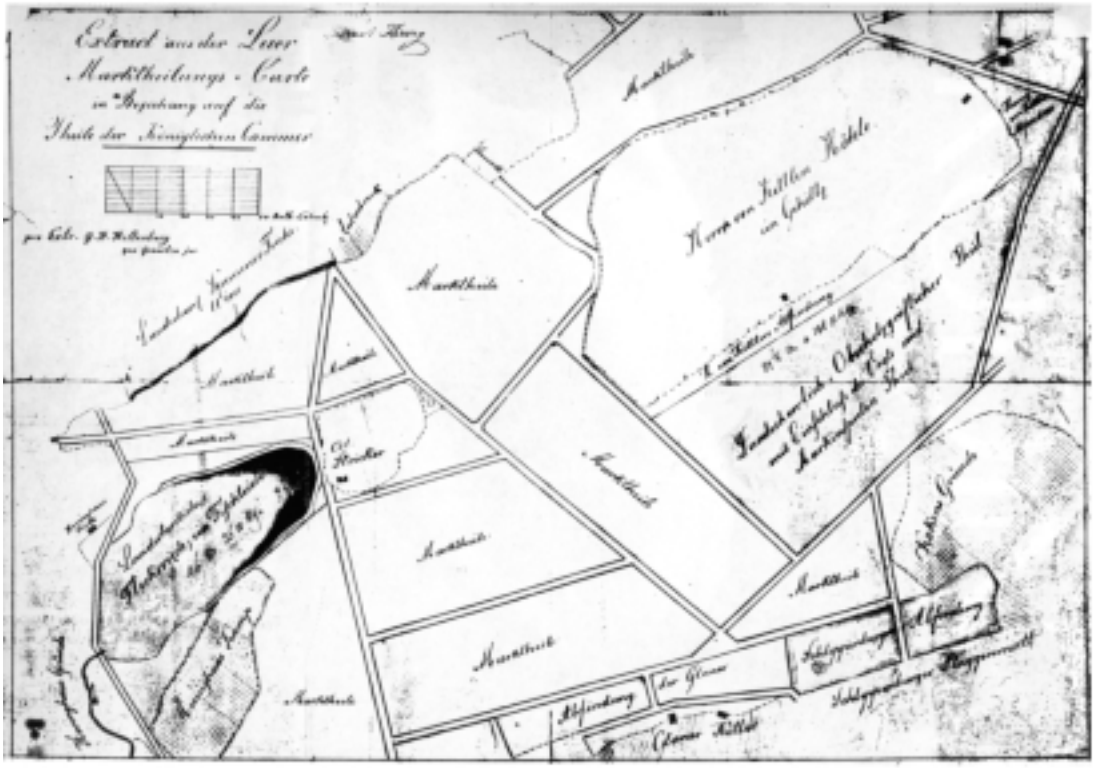
\+ + +

praesentat : Laer d. 28ten Octobr : 1799

Die Teilung

Die Bauern und markberechtigten Eingesessenen verständigten sich auf einen Aufteilungsmodus, der ihnen gerecht, d.h. nach den alten Rechtsverhältnissen angemessen erschien und ähnlich aussah, wie bei der Bergteilung in den 1720er Jahren. Vollerben sollten einen ganzen Teil (Meyerteil) bekommen, Halberben 10/12 eines Vollerbenteils, d.h. fast ebenso viel wie die Vollerben. Erbkötter erhielten noch einen halben Teil und Markkötter ein Drittel eines Vollerbenteils. *„Nachher sind auch den Kirchhöfern und alten Neubauern* (das waren fünf Stätten) *Markteile angewiesen worden“*.[42] Die in der Mark verstreut liegenden 15 jüngeren Neubauerstellen erhielten aber keine Zuschläge, denn die Alteingesessenen erkannten ihnen keine Rechte an der Mark mehr zu. Kurzum, die großen alten Höfe, die die ältesten und umfassendsten Rechte an der Mark hatten, bekamen auch die größten Zuschläge. Die nachfolgenden Siedlungsgruppen der Erb- und Markkötter, deren Hofstellen viel kleiner waren, bekamen erheblich weniger, genau wie einst bei der Bergteilung. Zudem erhielten nun auch die Kirchhöfer und die älteren Neubauern kleine Teile angewiesen – die jüngst angesiedelten Pächter aber bekamen nichts. Gleiches galt auch für die Heuerlinge und Nebeneinwohner, die unterbäuerliche Bevölkerung also, denn sie hatten keine Rechte an der „Gemeinheit“. So bekamen also die, die ohnehin schon über bisweilen große Stätten verfügten, auch große Stücke aus der Mark zugeschlagen, während die armen Leute, die nichts hatten, leer ausgingen. Doch für die Zeiterlebenden lag darin keine Ungerechtigkeit, denn die Markteilung orientierte sich nach alten Rechten und nicht nach gegenwärtigen Bedürfnissen.

Der Geometer Hollenberg, seit 1799 mit der Vermessung und Teilung der Laerer Mark beschäftigt, mußte nun darauf achten, daß die alten Rechte, Wege und Plätze der Bauern gewahrt blieben. Hollenberg teilte das Land in einzelne Parzellen auf, die er dann nach alter Gerechtigkeit unter die Markgenossen vergab. Bevor er das Land aber zuteilte,



„Extract aus der Laer Marktheilungs-Carte in Bezug auf die Theile der Königlichen Cammer“, Staatsarchiv Osnabrück.

untersuchte und taxierte er *„die ganze Mark nach der ... Güte der Gründe von 1 bis 26 ...: so sind die Meyertheile nach der verschiedenen Güte des Grundes von sehr verschiedener Größe“*.[43] Die Mark wurde also nicht einfach quantitativ geteilt, sondern zuerst nach Bodengüte eingeschätzt und dann entsprechend angewiesen.[44] Ein Vollerbenteil erhielt so den Wert von 15.000 Qualitätseinheiten (Unitaten) zugeteilt, ein Halberbenteil entsprechend 12.500 Unitaten. Jeder Erbkötter bekam Grund im Werte von 7.500 und jeder Markkötter im Wert von 5000 Unitaten. Die Stücke, die die Bauern in den einzelnen Höfeklassen bekamen, waren also nicht gleich groß, aber nach ihrer Fruchtbarkeit gleich viel wert. Dabei blieben viele einzeln abgemessene Stücke Land übrig, die die Bauern als sogenannte „Kostenteile“ noch zusätzlich kaufen konnten. Das besserte die Markkasse auf und konnte zu verschiedenen kommunalen Zwecken benutzt werden, etwa *„behuf Abtrags der Kirchspiels-Schulden ... deren welche in vormaligen theuren Zeiten und dabey vorgekommenen außerordentlichen Brodtkorns-Mangel“* entstanden waren.[45] Während der 30 Jahre andauernden Teilung ließen sich, notierte Vogt Greve Mitte der Dreißiger Jahre, *„fast alle Ausgaben der Laerschen ordinairen Kirchspiels-Rechnungen durch Verkauf oder Abtretung Laerscher Gemeinheits-Gründe* (berichtigen), *wann auch in benachbarten Gemeinden des Jahres etwa 1000 Rthlr. aus den Taschen der Einwohner gezogen werden müßen“*.[46] Beispielsweise konnten Reparaturkosten an der Müschener Schule mit Mitteln der Markkasse ausgeführt werden, so daß die Eingesessenen in dieser von Kriegen und Hungerkrisen gebeutelten Zeit immerhin etwas Erleichterung fanden.

Die Markteilung verursacht auch Unzufriedenheit und Streit

Unter der Vielzahl alter Gerechtigkeiten und Ansprüche war es nur natürlich, daß sich einzelne Colonen bisweilen auch ungerecht behandelt fühlten. Einige wenige Streitfälle sollen hier exemplarisch dargestellt werden. Colon Oberhülsmann aus Müschen etwa protestierte im Juni 1820, weil der Colon Kleine Ketteler *„demselben aus seinem 1806 bereits erhaltenen Martheile ... Plaggen, welche Oberhülsmann geschaufelt habe, entnommen und die Pflanzen vom Wall gezogen habe"*.[47] Kleine Ketteler aber hatte *„nur sein Recht damit verteidigen wollen"*, meinte er doch, daß das dem Oberhülsmann zugeschlagenene Land eigentlich ihm, Colon Kleine Ketteler, zugehörig sein müßte. Er fühlte sich überhaupt ungerecht behandelt, behauptete auch, daß er *„aus der Marktheilung bisher zu wenig erhalten habe"* und erst die Zusicherung des Geometers Hollenberg, daß er *„gegen andern gleichen Intereßenten bey der Marktheilung keinen Nachtheil erleiden"* solle, beruhigte ihn, vorerst zumindest. So mancher alter Anspruch war nur schwer zu beweisen. Colon Dünnemeyer in Westerwiede etwa protestierte, weil ihm die Bauerschaft ein Stück Heidegrund, die sogenannte Krümpelhöhe, streitig machte, obwohl sie *„seit undenklichen Jahren ... als ihr* (Dünnemeiers) *privatives Eigenthum genützet"* war.[48] *„Ferner besitze derselbe einen gewißen Grund, den Sandbrink genannt, zwischen Dünnemeyers Wiese und Westerwiehen Ort, auf welchen die Westerwieher Bauerschaft zwar zur Zeit noch keinen Anspruch mache, dies ... (je)doch in der Folge der Fall werden könnte"*. Dünnemeyer war besorgt und suchte nun sein altes Recht nachzuweisen, indem er alte Leute aus Westerwiede ausfindig machte, die er als *„Zeugen zum immerwährenden Gedächtniß"* vernehmen ließ, bevor sie *„mit Tode abgehen würden"*.

Der *„Excolonum Vogelsang"*, also der Altenteiler auf dem Hof Vogelsang, war sein erster Zeuge. Nachdem ihm die Beamten ernstlich zugeredet hatten, *„hierin die reine Wahrheit zu sagen, wie er sie vor seiner gesezlichen Obrigkeit verantworten und auf erfordern eidlich würde erhärten können"*, erzählte der mittlerweile 80jährige Mann, wie es mit den Besitzverhältnissen schon immer gewesen war. Vogelsang berichtete, er sei auf der Mühle geboren, erzogen und habe der Stätte dann 34 Jahre lang als Bauer und Wehrfester vorgestanden. Die übrige Zeit seines Lebens hatte er sich *„mehrenteils auf der Stätte aufgehalten ...* (und) *nie gehört, daß sich ... des besagten Heitgrunds andere als die Dünnemeyers angemaaßet, oder derselbe als gemeinheit angesehen worden sey, wie denn auch gedachter Heitgrund, so wie er wiße, gesehen und gehört habe, von keinem anders, als von den Colonis Dünnemeyer genützet worden"*. Das gelte auch für den Sandbrink, um den sich Dünnemeyer mittlerweile erhebliche Sorgen machte. Der alte Vogelsang konnte sich noch gut erinnern, daß ein Colon Dünnemeyer vor etwa 40 Jahren eine am Ende des Sandbrinks stehende *„große Eiche von 2 ... Fuß im Durchmesser (in Kante, wie sich Zeuge ausdrückte) ..., welche dem Dünnemeyer gehört"*, von diesem an den Colonen Westerwiede verkauft worden war. Da muß Dünnemeyer natürlich der Eigentümer gewesen sein – Excolon Vogelsang war bereit, seine Aussage zu beeiden. Bernd Holkenbrink, der mittlerweile 63 Jahre zählte, erinnerte sich ähnlich. Vor etwa 45 Jahren hatte er für drei Jahre *„bei des jet-*

zigen Coloni Dünnemeyers Großvater ... gedienet, und die Schafe und Kühe gehütet, seit der Zeit habe er sich beständig auf dem Dünnemeyer Hofe aufgehalten, und über 30 Jahre den Dünnemeyer Kotten bewohnet", er kannte sich also sehr gut aus. In seiner Erinnerung gehörten Krümpelheide und Sandbrink immer schon zu Dünnemeyers. Holkenbrink konnte sich außerdem auch noch gut an den Verkauf jener Eiche erinnern, die der Excolon Vogelsang in seiner Aussage schon erwähnt hatte und *„wovon das Loch noch vorhanden sey"*. Und tatsächlich, Dünnemeyers Argumente und die Erinnerungen der alten Leute überzeugten die Beamten in Iburg und sie wiesen den Vogt Greve an, dafür zu sorgen, *„daß derselbe* (Dünnemeyer) *in der alleinigen Besitzung des Heidbrinkes, und darauf befindlichen Holzes nicht gestöhret werde"*.[49]

Die Teilung nimmt kein Ende

Im Mai des Jahres 1822, die Markteilung war noch immer nicht zu Ende gebracht, beschwerten sich die Markgenossen, denn seit der letzten Markteilungskonferenz waren mittlerweile sieben Jahre vergangen, ohne daß der Geometer Hollenberg aktiv geworden wäre. Er hatte wohl einen Mitarbeiter namens *„Bockstiegel hergeschickt; derselbe läßt sich den Branntewein gut schmecken, und mißt diesem und jenem nach Gefallen etwas zu; Herr Hollenberg aber selbst hat sich in mehreren Jahren dort gar nicht mehr sehen lassen, außer im vorigen Sommer, wo er dreymal dagewesen"*.[50] Die Laerer wollten erstens eine schnellere Teilung und zweitens den Vermessungsgehilfen Bockstiegel loswerden. Geometer Hollenberg aber brauchte seine Hilfskraft.[51] Bald darauf entstanden im Zuge der weiteren Vermessungsarbeiten einige Streitfälle, die den Schluß der Teilung noch weiter hinauszögerten. Kanzleirat Dyckhof, seit nunmehr 25 Jahren mit der Laerer Markteilung beschäftigt, war langsam aber sicher überfordert und brauchte Hilfe. Gern hätte er seinen Sohn als Hilfskraft angestellt, aber die Landdrostei war dagegen. Daraufhin trat Dyckhof zurück. Die Laerer waren schockiert, denn sie brauchten diesen erfahrenen Teilungskommissar. Man vertraute ihm – nach dem Tode des Gografen Dr. Kramer, der als Advocatus Communitatis gedient hatte, ließen die Laerer ihre Streitfälle von Dyckhof entscheiden. Er hatte, so erinnerten sich die Markgenossen nun, *„so manchen Ausbruch von Mißhelligkeiten und Proceßen vorgebeuget, und wann einige sich nicht wolten belehren laßen, und Prozeße erwegten, danach das Ende derselben Ew. Hochwohlgeboren vorherige Erkenntniße oder Ausmittlung bestätigte, und dieselben die verwendeten Kosten, ohne Zuthun der Laer Mark-Caße ganz allein erlegen mußten"*.[52] Sie baten ihn zu bleiben, es sei doch auch gar nicht mehr allzuviel zu tun, die noch anstehenden Differenzen wolle man auch gern selbst bereinigen *„oder nach Ew. Hochwohlgeboren Erkenntniß* (abmachen), *ohne daß es, unseres Ermeßens nach, dazu eines Concommisharii bedürfen wird, nicht sehr bedeutende Irrungen möchten wir lieber unerörtert laßen, als deshalb mehrere Kosten und Weiterungen zu veranlaßen"*. Kurz, man wollte Dyckhof nicht verlieren, allein schon um die Kosten niedrig zu halten und bat ihn *„flehentlich"* weiterzumachen. Er ließ sich schließlich überreden und machte weiter, doch 1826/27 verstarb er, ohne daß ein neuer Teilungskommissar eingesetzt wurde. Hollenberg, der Geometer, übernahm schließlich

die Abwicklung des Geschäfts. Im Februar 1831 konnte er das Teilungsregister endlich abschließen und verstarb bald darauf. Auch die einst gewählten Markteilungs-Deputierten waren mittlerweile alle verstorben. Einzig Vogt Greve hatte überlebt. Ihm blieb nun die bürokratische Abwicklung der Teilung überlassen; im Frühjahr 1841 (!) konnte er sie endlich abschließen.

Nun konnten die Laerer Bauern auf dem alten Markengrund zu intensiven Nutzungsformen übergehen. Das bislang wenig genutzte Land wurde mit Futter- und Kulturpflanzen besetzt, beispielsweise mit den seit einigen Jahrzehnten bekannten Kartoffeln. Mit der Aufhebung der gemeinen Weide erfolgte der langsame Übergang zur vermehrten Stallfütterung, die letztlich die Aufzucht besseren und leistungsfähigeren Viehs brachte.[53] Gleichzeitig schuf die Markteilung aber auch die Voraussetzungen zur Beseitigung jener Vielfalt von Biotypen, wie z.B. Naßwiesen, Heiden, Moore und Laubwälder, *„die heute von besonderer Bedeutung für den Naturschutz sind“*.[54] Nach ersten Jahren der Kultivierungsarbeit an den alten Acker- und Weideflächen gingen die Bauern im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts daran, auch die bislang ungenutzte Heide zu kultivieren.[55] 1847 umfasste sie noch 10,25% der Laerschen Landschaft. Im Jahre 1897 galten nur noch 1,9% als Heideflächen. Ähnlich beseitigten die Bauern auch die nassen Bruchländereien. Von 8,7% im Jahre 1847 verminderte sich ihr Anteil bis zur Jahrhundertwende auf 0,07%. Die Bauern legten statt dessen Laubwald (als Nutzholz) und Wiesen an. Waren zur Mitte des 19. Jahrhunderts erst 10,59% der Landschaft als Viehweide nutzbar, so galt zur Jahrhundertwende über 17% der Landschaft als Wiese. Die Teilung der Mark schuf die Voraussetzungen zur Kultivierung der Landschaft und kann daher als ein produktionsorientierter Entwicklungsschritt gelten, der bis heute das Bild der Laerschen Landwirtschaft prägt. Gleichzeitig markierte sie aber auch den Auftakt zur beständigen Ökonomisierung des Landes, die sich bis heute fortsetzt. Von einstmals gut 35% naturschutzrelevanter, von Arten- und Biotypenvielfalt geprägter Landschaft (1847) ist der Anteil heute auf ca. 10% gesunken.

Die Lage der Heuerlinge nach der Markteilung

Die Markteilung stärkte die wirtschaftliche Stellung der berechtigten Bauern. Gleichzeitig warf sie aber auch enorme Probleme für diejenigen Bevölkerungsschichten auf, die daran wenig oder gar nicht beteiligt waren. Das waren einmal die Markkötter. Sie waren zwar Siedler in der Mark, aber nur in ganz geringem Umfang an ihr berechtigt. Die Heuerlinge aber, die schon zum Ende des 18. Jahrhunderts die zahlenmäßig stärkste Bevölkerungsgruppe im Kirchspiel Laer stellten, waren von der Markteilung am schwersten betroffen. Immerhin boten sich ihnen vorerst bessere Ansiedlungsmöglichkeiten auf den Kotten der nun landreicheren Bauern. Die anstehenden Kultivierungsarbeiten hätten an sich auch für genügend Arbeit gesorgt. *„Diese wurde aber oft nicht durch Einstellung neuer Arbeitskräfte, Ansetzung neuer Heuerleute* (geschafft), *sondern dadurch, daß der Bauer die Dienste seiner bisherigen Heuerleute um ein beträchtliches erhöhte“*.[56] Der Wegfall der ge-

meinen Weide wirkte sich für die Heuerlinge besonders nachteilig aus. Bislang hatte man etwas mehr Vieh, als für den eigenen Verzehr unbedingt notwendig war, halten können, weil es in der Mark vom Frühjahr bis zum Spätherbst leicht Nahrung finden konnte. Doch bald mußte der Rindviehbestand der Heuerleute zurückgehen, denn die gemeine Weide gab es nicht mehr. Vogt Greve notierte, daß die Teilung zwar *„im ganzen wohlthätig, fast nothwendig geworden, doch für die hiesigen Heuerleute sehr nachtheilig geworden ist: da mit derselben Theilung den Heuerleuten die bedeutende Viehweide, welche sie sonst in den Gemeinheiten hatten, ganz entzogen ist, und folglich ihr Viehbestand sich sehr vermindert hat, und diese geringe, gleichwohl meisten Bewohner im Kirchspiele dadurch in eine bedauernswürdige Lage versetzt sind“*.[57] Durch den Verlust der Viehweide ging also die Zahl der Kühe zurück, aber nicht nur sie: *„Leider* (ist auch) *die Anzahl der Pferde ... in diesem Kirchspiel Laer seit dem Jahre 1803* (dem Jahr der letzten Zählung, Anm. d. Verf.) *bedeutend vermindert: die Ursache in Betreff der Pferde liegt vornehmlich darin, daß mit denselben hier weniger als vorher zu verdienen ist, denn das Kohlenfahren von Borgloh nach der Saline Rothenfelde* (die zum Salzsieden erforderliche Kohle war seit hundert Jahren schon aus dem landesherrlichen Bergwerk in Borgloh zu einem festen Preis bezogen worden, Anm. d. Verf.) *hat für das hiesige Kirchspiel, womit besonders die Bauerschaften Müschen und Remsede manches verdient haben, ganz aufgehört, und mehrere sonstige Pferde-Arbeiten werden seit letztern Jahren durch Kühe betrieben“*.[58] Kurzum, während die Erbstellen des Kirchspiels von der Markenteilung profitierten, verschlechterte sich die Lage der Heuerleute nach dem Verlust der gemeinen Viehweide ganz entschieden. Ihr Viehbestand verminderte sich und mit ihm auch ihre Ernährungsbasis.

Heinrich Sandfort weidet die Kühe am Wegesrand, Privatbesitz. Nach der Markteilung hatten die Heuerleute keine Weide mehr. So blieb ihnen nichts übrig, als ihr Vieh am Rand der Feldwege zu weiden.

Außerdem stockte der Absatz des Löwendlinnens, ein Prozeß, der die Laerer Ackerweber besonders hart traf und durch die Produktion neuer Webwaren (Segeltuch) nur bedingt ausgeglichen werden konnte. Erschwerend kam hinzu, daß die Zahl der Kirchspielseingesessenen in den Jahren zwischen 1772 und 1833 ganz erheblich anstieg. Vogt Greve, der die Volkszählung des Jahres 1833 im Kirchspiel geleitet hatte, meldete seinem vorgesetzten Amtmann: *„Im Jahre 1772 war daselbst die Menschenzahl 2383 Seelen vid. acta Osnabrug et Stüvens Osnabr. Geschichte pag. 86“* – das hat er also bei Stüve selbst nachgelesen. *„Im Februar 1803 wurden daselbst gezählt ... 2689 Seelen. Demnach hatte sich in diesem Kirchspiel Laer die Volksmenge in den genannnten 30 Jahren um 306 Personen vermehret. Am 1ten. Juli 1833 sind im Kirchspiele Laer ... 3016 Seelen. Mithin hat ohnerachtet der ausgewanderten, und den auswärts sich vorerst aufhaltenden Individuen, demnach in diesen letzten 30 Jahren die Volksmenge im Kirchspiele Laer um 327 Personen sich vermehrt“*.[59] Einst hatte das florierende Leinengewerbe gerade das Bevölkerungswachstum der unterbäuerlichen Schichten ermöglicht, denn sie konnten sich als Heuerlinge von ein wenig Landwirtschaft und Weberei ernähren. Die Markteilung hatte anfänglich ebenfalls einen weiteren Bevölkerungsanstieg begünstigt, weil die Bauern vorerst noch zusätzliche Hilfskräfte für die Kultivierungsarbeiten in ihren Markzuschlägen brauchten. Bald aber zeigten sich die negativen Begleiterscheinungen der Teilung. Die Bevölkerung nahm immer mehr zu, während der Arbeitskräftebedarf in der Landwirtschaft stagnierte. Parallel zum langsamen Rückgang der Nebenverdienstmöglichkeiten im Leinengewerbe, entstand bald ein Überangebot an Heuerlingskräften für die eingesessene Landwirtschaft.

Natürlich waren die Heuerleute unzufrieden. Sie *„erwarteten allenthalben Verbeßerung ihrer Lage“* und beschwerten sich durchaus auch: *„Die allgemeinen und triftigsten Klagen werden in dieser Gegend von den Heuerleuten darüber geführet, daß ihre sonstige(n) Einnahmen geschmälert, und die persönlichen Lasten und Abgaben vermehrt worden“*, schrieb Vogt Greve im September 1832 den Beamten nach Iburg.[60] Doch das war noch nicht alles. Die Heuerlinge im Kirchspiel Laer beklagten sich auch, weil *„sie keinen Vertreter für sich haben, welche nur aus größere(n) Grundbesitzer(n) gewählt werden, welche fortwährend für Verminderung der schon verhältnißmäßig niedrigen Grundsteuer, und dagegen auf Erhöhung der Gewerbe-Steuer stimmen: ihnen, den Heuerleuten, sey nach der Marktheilung vorherig Genuß an gemeiner Viehweide, Plaggen ... entzogen und ohnerachtet dieselben keinen Fußbreit Land besitzen, müßten sie das ganze Land mit ihren Söhnen gleichwie – und oft mehr, als die Gutsbesitzer vertheidigen –, Personen- und Husarensteuer geben, Chaußeen- und andere Wegbaues- und sonstige Dienste leisten ...“*.[61] Die Unzufriedenheit der Heuerleute saß also sehr tief. Sie mußten vermehrt Dienste leisten und Steuern und Abgaben zahlen, während ihre Ernährungsbasis gleichzeitig immer schmaler wurde und sie regelrecht verarmten. Obwohl die Heuerlinge die größte Bevölkerungsgruppe im Kirchspiel stellten, waren sie als landlose Bevölkerung nicht berechtigt, an den Vorsteherwahlen teilzunehmen. Niemand war da, der die Interessen der landlosen Bevölkerung verteidigt hätte; die Situation schien verfahren. Nur wenige Jahre später sollten die Verhältnisse, zu deren Besserung von Seiten des Staates so gut wie nichts getan wurde, machtvoll eskalieren.

5.3 Von der Eigenbehörigkeit zur Bauernbefreiung

Die alten Höfe stehen in Abhängigkeit vom Grundherrn. Hier: Hof Meyer zu Klöntrup, Westerwiede, Heimatmuseum Bad Laer.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatten sich die Überlebensbedingungen auf dem Lande vor allem für die unterbäuerliche Bevölkerungsschicht nicht zuletzt auch im Zuge der Markteilung erheblich erschwert. Das traf – wie gesehen – vor allem die Heuerlinge, aber auch die Bauern machten trotz der Vorteile, die ihnen die Markteilung brachte, eine schwere Zeit durch. Die Agrarkonjunktur war äußerst sprunghaft – Teuerungs- und Preisverfallswellen lösten einander in unkalkulierbarem Wechsel ab. Eine besondere Belastung aber waren die Abgaben und Dienstverpflichtungen, die die Bauern als Eigenbehörige an ihre Grundherren zu leisten hatten.[62] Diese Eigenbehörigkeit war ein Relikt aus alter Zeit; fast jeder Voll- und Halberbe, aber auch mancher Erb- und Markkötter war davon belastet, soweit seine Hofstelle ganz oder auch nur in Teilen einem Grundherren gehörte.

Viele Bauern sind Eigenbehörige

Der Status der Eigenbehörigkeit hatte für die Bauern im Kirchspiel Laer einige Konsequenzen. Grundsätzlich konnten sie ihre Höfe nicht frei bewirtschaften. Beispielsweise durften sie ohne Einwilligung des Grundherren keine Flächen verkaufen oder Schulden aufnehmen. Denn das Land, auf dem sie wirtschafteten, war nicht ihr freies Eigentum. Es war ihnen vielmehr vom Grundherrn zur Nutzung überlassen worden, der darauf achtete, die Wirtschaftlichkeit der Höfe zu erhalten. Zu ihrem Status als Eigenbehörige gehörte neben der Beschränkung ihrer betriebswirtschaftlichen Freiheit auch eine gewisse Einschränkung ihrer persönlichen Unabhängigkeit. *„Ohne Zustimmung (Consens) des Leibherrn konnte ein Eigenbehöriger weder heiraten, noch vom Hof ziehen. Dagegen konnte er durchaus (Grund-)Eigentum ... erwerben“*.[63] Die Kinder der Bauern mußten ihrer eigenbehörigen Herkunft wegen Dienst auf dem Gut des Grundherren leisten.[64]

Dieser Dienst dauerte ein halbes Jahr. *„Die jungen Leute wurden während der Zeit des Zwangdienstes mit dem übrigen Gesinde des Gutsherrn beköstigt, bezogen aber keinen Barlohn. War das Halbjahr abgeleistet, konnten sie heimkehren, oder gegen Entgelt weiterdienen. Nach Ableistung des Zwangdienstes konnten sie sich den Freibrief ausstellen lassen“*.[65] Dieser Freibrief war ein wichtiges Dokument, schuf er doch die Voraussetzung dafür, daß die nichterbberechtigten Söhne und Töchter den Hof verlassen und sich an anderen Orten eine eigene Existenz aufbauen konnten. Heinrich Schockmann hat den Freibrief der Maria Elisabeth Diekmeyer vom Erbhof Diekmeyer in seinen „Aufzeichnungen“ abgedruckt.[66] Der Hof Diekmeyer war nicht einem Grundherren aus der Umgebung, sondern dem Landesherren eigenbehörig. Maria Elisabeth erhielt nun ihren Freibrief, mit dem sie *„in völlige Freyheit gesetzet“* und künftig *„in Städten, Flecken, Weichbilden, Zünften und Gilden gleich anderen freyen Standespersonen wohnen und sich verheirathen möge“*. Allerdings hatte sie außer ihrer Aussteuerung nichts weiter vom elterlichen Hof zu fordern, *„es möge dieselbe darauf Verzicht gethan haben oder nicht“*. Denn die Hofstelle, d.h. der immobile Grund des Hofes, war Eigentum des Landesherrn und nicht ihres Vaters, des Colonen Diekmeyer.

Neben den persönlichen Beschränkungen waren die eigenbehörigen Bauern mit einer ganzen Reihe von Verpflichtungen belastet, die sich ebenfalls aus ihrem Eigenbehörigen-Status ergaben. Diese Verpflichtungen nannte man „Gefälle“. Solche Gefälle waren vor allem an den Grundherren zu leisten. Er konnte jährliche Pachtzinsen fordern, die in Naturalien oder Geld abzuleisten waren. Im Osnabrücker Land waren auch „Spanndienste“ verpflichtend. Der Colon Örtlinger etwa hatte seinem Grundherrn Jahr für Jahr 1 Malter Roggen, 2 Malter Hafer, 1 Malter Gerste, dazu 4 Rthlr., 19 ggr. (gute Groschen) und 2 Pfg. Pachtgeld zu bezahlen. Dazu mußte er noch 2 Pachtschweine und 4 Hühner liefern, einen Mäher- und Bindedienst und vier Pflügedienste leisten und schließlich eine *„Dissener Bergfahrt“* für seinen Herrn unternehmen.[67] Diese Dienste waren verpflichtend, sie konnten aber auch durch Geldzahlungen abgeleistet werden. Örtlinger beispielsweise zahlte an seinen Grundherrn v. Tatenhausen für jeden Dienst eine bestimmte Summe – für die vier Pflügerdienste waren das zwei Rthlr. und 14 ggr. Eine Zusammenstellung der Verpflichtungen und Lasten aus dem Jahre 1836 ist z.B. für Meyer zu Klöntrup in Westerwiede erhalten. Sie unterscheidet zwischen Abgaben an den Landesherrn und solchen an den Grundherren. Außerdem wird noch eine Gruppe sonstiger Verpflichtungen genannt. Die einzelnen Dienste werden in diesem Verzeichnis in ihrem Geldwert aufgeführt – tatsächlich wurden viele Dienste ja auch gar nicht mehr real geleistet, sondern durch Geldzahlungen erledigt.[68]

Verpflichtungen und Belastungen[69]

Der Landesherr forderte von Meyer zu Klöntrup eine Grund- und Häusersteuer. Daneben aber beanspruchte er noch Zahlungen beispielsweise für die *„Jährliche Wache am Königl. Amt Iburg“*, für *„Gogerichtsdienste“* oder auch für das jährliche *„Rauchhuhn“*. Der Grundherr, das Gut Palsterkamp, hatte Anspruch auf 2 Malter Roggen, 2 Malter Gerste, 4 Malter Hafer und

10 Spanndienste, dazu zwei Handdienste, eine Strohlieferung, den Gegenwert einer *„Hochzeitsfuhr“* und u.a. auch ein ständiges Geldgefälle von 3 Rthlr., 23 ggr. und 2 Pfennig. Außerdem mußte Meyer zu Klöntrup noch Leistungen an den Pfarrer und den Küster im Gegenwert von 33 ggr. bringen – u.a. eine Wurst und 1/2 Scheffel Gerste. Weitere Abgaben gingen an das ehemalige Kloster Iburg, an die Kirche zu Laer, Arbeitsleistungen für den Straßen– und Wegeunterhalt, Fuhren für das Kirchspiel und außerdem *„Beyträge zur Kirchspiels Collekte* (und) *zur Armen Unterhaltung“*.

Neben diesen regelmäßigen Belastungen gab es noch sogenannte „ungewisse Gefälle“, von denen man nicht wußte, wann sie eintreten würden, und deren Höhe *„von der Willkür des Gutsherrn abhängig war. Sie kamen vor als Auffahrt oder Weinkauf, Sterbfall und Dingung des Freibriefes. Die Auffahrt wurde von Personen entrichtet, die fremd auf eine Stätte kamen. Der wichtigste Fall war die Entrichtung der Auffahrt bei der Verheiratung des Anerben oder der Anerbin“*.[70] Die „Dingung der Auffahrt“ und eine Reihe weiterer ungewisser Gefälle waren Rechtstitel, die ein bestimmtes Herrschaftsverhältnis wiederspiegelten, das früher einmal einen Sinn ergeben hatte, mittlerweile aber kaum noch zu begründen war. Der Grundherr hatte seine Rechtstitel aber noch; sie stellten klar, daß er der eigentliche Herr der Hofstelle war. Es war ganz gleichgültig, wie lange die jeweilige Bauernfamilie hier schon gewirtschaftet haben mochte. Dabei war der Wirtschaftsbetrieb und alle Arbeit ausschließlich Sache der Bauern, sie hatten auch keine Hilfe vom Grundherrn zu erwarten. So waren die regelmäßigen wie auch die unregelmäßigen Abgaben (Gefälle) für die Bauern verpflichtend, und sie schmerzten besonders, weil es hierfür keine reelle Gegenleistung gab, außer der, den Hof auch weiterhin bewirtschaften zu dürfen.

Nicht nur bei der Verheiratung, auch im Sterbefall kamen schwere Lasten auf den Hof zu. *„So zahlte der Bauer Schulte im Rodde im Jahre 1713 ein Sterbe- und Auffahrtsgeld im Betrag von 80 Rtlr.“* und der Colon Örtlinger, der bei seiner Hofübernahme die Zahlung versäumt hatte, mußte *„am 14. Oktober 1781 15 Rtlr., am 19. Dezember 1781 wiederum 15 Rtlr., am 16. Oktober 1782 nochmals 15 Rtlr. und am Jahresschluß des Jahres 1783 als Rest 15 Rtlr. (bezahlen). Er hatte also nach Ausweisung des Quittungsbuches der Familie 60 Rtlr. an Sterbe- und Auffahrtsgeld an den Grundherrn, den Herrn von Tatenhausen, gezahlt. Dieselbe Familie* (Örtlinger) *hatte im Jahre 1813 beim Tode des Mannes und der Übernahme des Bräutigams Anton Droop 75 Rtlr. zu zahlen“*.[73] Auch auf dem Hof Bevermann fiel in jenen Jahren eine solche Steuer an. Im Jahre 1821 starb die Exkolona, und auch das war ein Anlaß für den Herrn, Forderungen zu stellen. Also schickte der Rendant Richard im Auftrag des Korff-Schmiesing zu Tatenhausen einen Beauftragten, den Bördevogt Möllers, auf die Stätte Bevermann nach Müschen, um sich einen Überblick über das bewegliche Inventar des Hofes zu verschaffen .[74] Bördevogt Möllers inspizierte den gesamten Haushalt. Er begann seinen Rundgang in den Schlafräumen, ging weiter über die Milchküche bis zur Herdstelle und schließlich in die Ställe und auf die Wiesen, um das Vieh zu zählen. Jedes Detail wurde notiert und in seinem Wert bemessen – mit 215

Rthlr. taxierte er das Inventar. Die Familie mußte sich diesen Gang durch ihr Heim gefallen lassen und hinnehmen, daß die Macht des Grundherren, von dem man außer Kosten und Scherereien längst schon nichts mehr hatte, auch vor ihren Schlaf- und Wohnräumen nicht halt machte.

Das Hofinventar ist als historische Quelle sehr interessant, allein schon, weil es auch die Gegenstände des alltäglichen Lebens aufzählt. Man sollte aber vorsichtig davon ausgehen, daß nicht alle bewegliche Habe der Stätte Bevermann aufgeführt worden ist, sondern nur die, die noch einen schätzbaren Wert hatte. Bördevogt Möllers notierte an erster Stelle einen Webstuhl, danach kam das Inventar der Schlafräume. Ein Tisch, eine Bettstelle und ein Schrank, sowie vier weitere Betten. *„Vermutlich dürfte es sich ... um vollständige Bettladen gehandelt haben, die allerdings damals auf den Bauernhöfen nur wenig gebräuchlich waren. Normal waren eingebaute Schlafstellen, die als solche jedoch nicht zu den Immobilien zählten“*.[75] Weitere Gegenstände weist die Inventarliste für die Schlafräume nicht auf. Möllers ging als nächstes in die Milchküche bzw. zur Wasserpumpe des Haushalts. Hier fand er natürlich vielerlei praktische Arbeitsgeräte. Ein Milchgeschirr gehörte dazu, zwei Kessel, ein Butterfaß, drei eiserne Töpfe, ein Spitztopf, ein Waschfaß und drei Eimer, zwei steinerne Krüge und ein Zuber. An der Herdstelle in der Küche fand er einen Rost, Zangen, Harken, Pfannen, außerdem stand hier ein Tisch, ein Wassertrog, eine Bank und eine Anrichte mit 15 Zinntellern. Als nächstes wurde ein Geräteraum untersucht. Hier fanden sich verschiedene Kleinwerkzeuge, z.B. eine Säge, dazu verschiedene Wannen und andere Arbeitsgeräte: acht Dreschflegel, vier Mist- und vier Holzforken, eine Axt, ein Pflug usw. In diesem Raum gab es auch noch zwei Truhen, sieben (!) Spinnräder und drei Hecheln. *„Merkwürdigerweise folgt hier eine Schiebkarre u.ä. zu 18 Gr., bevor 1 Wand Garn im Wert von 10 T. und 6 Tisch- und 6 Handtücher zu 1 T. aufgeführt sind“*.[76] Nun erst ging Möllers das Vieh zählen, das sich zu dieser Jahreszeit – es war noch Sommer – auf den Weiden befand. Drei Pferde, sechs Kühe, fünf Rinder, zwei Sauen – das war der gesamte Viehbestand, den Möllers zu entdecken vermochte. Offenbar gab es keinerlei Kleinvieh (Hühner, Enten, Gänse). Draußen auf dem Hof fand Möllers schließlich noch drei Wagen und zwei Pflüge; damit schließt das Inventar.

Die „Bauernbefreiung“

Das System der Eigenbehörigkeit war antiquiert – eine Tatsache, der während der Franzosenzeit erstmals Rechnung getragen worden war. Zwar blieben die Grundherren auch unter Napoleon Obereigentümer der Stätten, aber sie verloren alle ihre Rechte, soweit sie aus der Leibeigenschaft herrührten. Nachdem das Fürstentum Osnabrück aber erneut unter die Herrschaft Hannovers geraten war, wurde die alte grundherrliche Verfassung wiederhergestellt. Dies war Teil einer Politik der „Restauration“; man wollte alle Veränderungen des vergangenen Jahrzehnts annullieren, so als ob es die Ideen von Freiheit und Gleichheit nie gegeben hätte. Die Regierung des Königs brauchte dazu die

Loyalität des grundbesitzenden Adels, der sich in der wichtigsten Ständevertretung des Königreichs, der „Ersten Kammer“ sammelte. In der zweiten Kammer saßen die bürgerlichen Abgeordneten aus den Städten des Landes. Die ländliche Bevölkerung aber, die fast 98 % der Gesamtbevölkerung ausmachte, war gar nicht vertreten.[77]

Revolution und Staatsgrundgesetz

Im Juli des Jahres 1830 brach in Frankreich erneut eine Revolution aus, in deren Folge sich auch in einigen Teilen des Königreichs Hannover, etwa in Osnabrück und im Osnabrücker Land, Unruhen entwickelten. Zwar war die monarchische Ordnung zu keinem Zeitpunkt ernsthaft gefährdet, aber die bürgerlich liberale Bewegung gewann nachhaltigen Auftrieb. Die Regierung in Hannover zeigte, wenn auch widerwillig, Reformbereitschaft, die schließlich in der Ausarbeitung des Staatsgrundgesetzes von 1833 gipfelte. Die zweite Parlamentskammer, in der nun neben den Städten auch die Bauern vertreten waren, bekam das Recht zu Gesetzesinitiativen; ohne ihre Zustimmung sollte künftig kein Haushalt mehr verabschiedet werden können (Budgetrecht). Damit wurde die Stellung der Bürger und des Bauernstandes erheblich gestärkt.

Die politische Reformbewegung der frühen 30er Jahre sollte auch die Wirtschafts- und Sozialverfassung Laers grundlegend verändern. Bereits im Jahre 1829 forderte der Osnabrücker Advokat und Abgeordnete Johann Carl Bertram Stüve, die Lage der unmäßig belasteten Bauern zu verbessern, wußte er doch, daß *„der Staat Gefahr lief, vornehmlich die Interessen einer kleinen Gruppe Bevorrechtigter zu vertreten“*.[78] Stüve legte der königlichen Regierung in Hannover einen Gesetzentwurf zur Bauernbefreiung vor, der aber von der Ersten Kammer, den Adeligen, abgelehnt wurde. Die Grundherren befürchteten, ihre Stellung zu schwächen, wenn sie die Bauern in die Unabhängigkeit entlassen müßten. Erst im Zuge der Julirevolution gelang es Stüve, eine *„Verordnung über die bei der Ablösung der grund- und gutsherrlichen Lasten und Regulierung der bäuerlichen Verhältnisse zu befolgenden Grundsätze“* durchzubringen, deren Ausführungsbestimmungen im Sommer 1833 festgelegt wurden. Die grundherrlichen Lasten, also die Meier-, die Leibeigenschafts-, die Erbzins- und die Erbpachtlasten, sollten abgelöst werden können. Die Bauern mußten sich also von den alten Verpflichtungen freikaufen. Das galt auch für alle weiteren, aus der Grundherrschaft herrührenden Zinsbelastungen. Stüves Ideen *„waren von dem vorrangigen Ziel bestimmt, ein freies und wirtschaftlich prosperierendes Bauerntum als stabilisierenden Faktor in Staat und Gesellschaft zu schaffen, das angesichts eines relativ schwachen Bürgertums als eigenständige soziale Kraft gleichermaßen ein Gegengewicht zur wachsenden ländlichen Unterschicht wie zum Adel bilden sollte“*.[79] Stüve zielte also zum einen darauf ab, das Bauertum wirtschaftlich aufzuwerten, um es als Gegenpart zu den unzufriedenen Heuerleuten aufzubauen. Zum anderen galt es, das städtische Bürgertum gegen die Macht des alten Adels im Königreich Hannover durch einen stabilen Bauernstand zu verstärken. Für Stüve *„waren nur die Bauern in der Lage, den Staat auf Dauer zu schützen“*.[80] Sein Ideal war der monarchische Staat mit starkem bürgerlichen Fundament, das von den Bauern verstärkt werden sollte, die es deshalb aufzuwerten und zu integrieren galt.

Die alten Höfe gehen in die Freiheit ... .
Hier: Hof Kampelmann in Müschen um 1960, Privatbesitz.

Die Bauern konnten nun die Ablösung, d.h. den Freikauf aus ihren Verpflichtungen beantragen. Damit würden sie das volle Eigentumsrecht an ihren Höfen erwerben und für sich und ihre Familien auch die persönliche Freiheit gewinnen. Sollte die Ablösung im Ablauf dreier Jahre nicht erfolgen, dann wäre jede Eigenbehörigkeit, also jede persönliche Unfreiheit im Königreich Hannover dennoch per Gesetz aufgehoben. Dem Grundherrn *„stand in diesem Falle das Recht zu, die Verwandlung der veränderlichen Gefälle in eine feste Rente zu fordern“*.[81] Für die Bauern hieß das, daß sie sich von ihren Jahrhunderte alten Verpflichtungen freikaufen konnten. Sie wurden also nicht einfach gestrichen. Auf ihren Antrag hin würde die Ablösungskommission des Distrikts Iburg ihre Verpflichtungen zusammenstellen, sie in ihrem Geldwert bemessen und eine Ablösungssumme bzw. eine Ablösungsrente für diejenigen Gefälle errechnen, derer sich die Bauern zu entledigen wünschten. Man war also nicht gezwungen, alle Gefälle gleichzeitig abzulösen, sondern konnte auch eingedenk der Kosten, die durch die Ablösung entstanden, aus der Masse seiner Verpflichtungen einzelne Lasten separat ablösen. Die Befreiung von den drückenden Lasten war zwar erstrebenswert, aber auch teuer, denn auch die neue Regierung wollte es sich nicht mit ihrem Adel verderben. Die Grundherren durften für die Befreiung von den verschiedenen Lasten bis zum 25fachen des Geldwertes verlangen – das war bisweilen ein Vermögen. Nicht zuletzt deshalb kam die Bauernbefreiung vielfach nur schleppend in Gang. Im Kirchspiel Laer wurden Ablösungssachen bis in die 60er Jahre hinein bearbeitet.[82] Die Ablösung der Lasten stärkte die Wirtschaftsbedingungen der alten Hofstellen im Kirchspiel Laer durchaus. Der Staat förderte auf diesem Wege, wie auch schon mit der Markteilung, die Entwicklung einer modernen kapitalistischen Landwirtschaft.[83] Die Betriebe hatten nun volle Dispositionsfreiheit. Sie konnten also frei über ihre Investitionen bestimmen, Land veräußern, aber auch welches kaufen, sie konnten bauen, abreißen usw. Sie wurden voll verantwortlich, ohne, wie in der Vergangenheit, dem Veto eines Grundherren ausgesetzt zu sein. Von nun an

mußten sie aber auch sämtliche wirtschaftliche Risiken tragen. Es begann die Zeit des Höfesterbens, in der unglückliche Investitionen, die man zur Zeit der Eigenbehörigkeit so gut wie nie hatte wagen dürfen, zum Ruin führen konnten. *„So war die Ablösung für die Bauern ein zweischneidiges Schwert, denn neben mancher Chance barg sie auch die Gefahr des Ruins in sich. Doch als Stand wurden die Bauern nun tatsächlich gestärkt. Bauern galten bald als treue Untertanen des Staates, ähnlich so, wie es sich die Politiker jener Jahre auch erhofft hatten. Denn die Bauern waren nicht länger abhängig, sondern ein selbständig wirtschaftender, steuermächtiger Stand, dem an der Staatsentwicklung lag“*.[84]

6. Die *Noth der geringen Einwohner und Heuerleute*
Laers unterbäuerliche Schichten in Hungerkrise und deutscher Revolution von 1848

6.1 Hungerjahre

Während die Bauernbefreiung die Lage der alten Hofstellen stärkte, verschlechterten sich die Lebensbedingungen der unterbäuerlichen Schichten zusehends. Durch die Markteilung war die ihnen verfügbare Wirtschaftsfläche stark eingeengt, und der Verfall der Löwendlinnenweberei in den 1820er Jahren hatte das lebenswichtige gewerbliche „Zweiteinkommen“ deutlich reduziert. Der Bevölkerungsanstieg verschärfte die Konkurrenz auf dem ländlichen Arbeitsmarkt, was die Löhne senkte und die Pachten verteuerte. Bald war der Nahrungsspielraum der landlosen Bevölkerung zu gering geworden, um etwa verschiedentlich auftretende Mißernten noch durchstehen zu können. Im Sommer des Jahres 1830 wurde Laer von einer solchen Mißernte heimgesucht, die auch die Hanfernte ruinierte. Sie schlug gleich voll auf die Nahrungsmittelversorgung der Heuerlinge durch, die ohnehin „von der Hand in den Mund“ leben mußten. Ohne Reserven an Geld und Nahrung waren sie sofort dem Hunger ausgesetzt. Schon im November 1830 war *„die Noth der geringen Einwohner und Heuerleute, die für den Winter kein Brodkorn und kein Spinnmaterial haben, über alle Beschreibung groß ..., und fast an Verzweiflung bei denselben grenzet“*.[1] Laer hatte von den vorgesetzten Behörden vorerst keine Hilfe zu erwarten, denn das Kirchspiel war auf dem Gebiet der Sozialfürsorge selbständig. Man mußte also die Versorgung seiner verarmten Bevölkerungsgruppen selbst in die Hand nehmen. Vogt Greve war als Vertreter des hannoverschen Staates nun besonders gefordert.

Umgang mit der Armut

Bereits im Jahre 1806, also schon während der Franzosenzeit, hatte Greve eine *„Armen-Versorgungs-Anstalt“* im Kirchspiel installiert. Sie war die erste Einrichtung ihrer Art im ganzen Amt Iburg und Greve schrieb, daß er sie nur mit *„fast unglaublicher Mühe“* und erst nach *„Beseitigung aller derselben damals entgegen gestandenen Widersezlichkeiten und Hinderungen“* hatte durchsetzen können.[2] Das Elend in der Franzosenzeit war manch-

mal so groß, daß die Auslagen für die Armen kaum noch gedeckt werden konnten. Schließlich riß sogar die Straßenbettelei ein. Greve schuf eine neue Armenversorgungsregelung, in der der einzelne Bedürftige auch weiterhin von der Kirchspielsgemeinschaft unterstützt wurde. Dafür war er nun aber verpflichtet, *„mit seinen körperlichen Kräften z.B. zum Spinnen, wozu ihm das Material geliefert werden solle, behuf der Gemeinde zu würken"*.[3] Neben Spinnmaterial erhielten die Armen aber noch einiges mehr. Im Dorf Laer *„und auch in verschiedenen Bauerschaften,* (wurden) *mehrere Kosthäuser ausgemittelt, woraus kranke und sonst vornehmlich arme Familien und einzelne Personen beköstigt wurden"*.[4] Zudem verteilte die Kirchspielsverwaltung in Einzelfällen noch Brot, Brennholz oder Kohlen und veranstaltete bisweilen zum Besten eines einzelnen Armen und seiner Familie eine besondere Kollekte. Die Laerer *„Armenversorgungsanstalt"* schien dem Vogt *„so wichtig und wohltätig, und auf die Veredelung des Menschlichen Geschlechts so einwürkend, daß jeder Menschenfreund sich für dieselbe interessieren und deren Beybehaltung wünschen wird, denn mit derselben ist die vorherige Gaßenbetteley gänzlich aufgehoben, und die Zahl der sonstigen Armen von Zeit zu Zeit sehr vermindert, in dem aus vormaligen müßigen Gaßen-Bettlern fleißige, beßere, achtungswerthe Kirchspielsmitglieder geworden sind"*.[5] Nun gab es die Straßenbettelei natürlich nicht etwa, weil die Kirchspielsarmen lieber betteln als arbeiten gingen. Krieg, Mißernten, Krankheiten, die mangelhafte Ausstattung der Heuerlingsstätten, Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot, all das waren Gründe für die Armut, die mit einer neuen Armenordnung nicht aus der Welt zu bekommen waren. Immerhin blieb den Bedürftigen nun die Schande des Bettelns erspart. In späteren Hungerzeiten, so etwa im Hungerjahr 1830/31 oder auch in der Hungersnot des Jahres 1846, versorgte man sie verstärkt mit Spinnwerk, damit sie sich selbst helfen konnten und eben nicht nur auf Hilfe angewiesen waren.[6]

Greves Armenversorgungsanstalt wurde anfänglich finanziert, *„indem ... bei der damaligen übergrossen Anzahl der öffentlichen Armen der wöchentliche Beytrag in Gelde, Rocken und Brodt eines jeden bestimmt worden, also abgegeben, und von dem angesezten Rendanten berechnet werden mußte; nachher aber, als die Anzahl der Armen sich von Zeit zu Zeit vermindert hatte, ein freywilliger wöchentlicher Beytrag hinlänglich gehalten wurde"*.[7] In normalen Zeiten wurden also statt regelrechter Steuern freiwillige Beiträge erhoben. Das Freiwilligkeitsprinzip funktionierte auch in den Bauerschaften. Dort wurde für die *„unglückliche(n) und würkliche(n) Arme(n) durch wöchentliche Beyträge, meistentheils in Rokkhen und Brodt gesorget, und wenn bei besonderen Unglücksfällen diese Beyträge nicht zureichen,* (wurden sie) *durch außerordentliche Beiträge der gesamten Kirchspiels-Einwohner"* unterstützt.[8] In knappen Zeiten aber konnte das System noch leicht kippen. So etwa in den frühen zwanziger Jahren, als die Lasten des Kirchspiels wieder einmal sehr hoch waren und es kaum noch gelang, die nötigen Unterstützungen auszuzahlen. Das lag auch daran, daß die Eingesessenen neben ihren freiwilligen Wochenbeiträgen zusätzlich noch das *„Schul- und Feuerungsgeld"* für arme Schulkinder aufbringen mußten. Diese Doppelbelastung bedrückte sie gerade in jener krisenhaften Zeit sehr, und viele Einwohner wollten *„dann an wöchentlichen Beyträgen behufs der Armen nichts geben ...; sie*

Ein Kotten in Hardensetten, Aufnahme aus der Jahrhundertwende. Prof. Hiltermann schreibt, daß das Gebäude damals zu den ältesten Fachwerkhäusern im Südkreis gezählt habe und von „Abkömmlingen der Familien Knappmeyer und später auch Dunker" bewohnt worden sei .[9]

realisierten auch diese Erklärung also, daß die wöchentlichen freywilligen Beyträge dermaaßen vermindert eingingen, daß der Herr Pastor Homann erklärte, wie er die daraus sonst bestrittene Abgaben nicht beschaffen könne, und deshalb die Verwaltung der Beiträge aufkündigte, auch im Januar 1822 von der Kanzel publicierte, daß die seit 1806 dahier bestandene Armen-Versorgungs-Anstalt aufhöre, und er sich damit weiter nicht befassen könne".[10] Die Verwaltung der Armengelder unterstand also dem Pastor, aber die weitere Entwicklung sollte zeigen, daß die Armenversorgungsordnung trotz seiner Ankündigung nicht aufgehoben wurde. Vogt Greve nämlich hatte sich rasch mit den Ortsvorstehern und mehreren *„gutdenkenden Einwohnern"* auf eine Weiterführung der Armenversorgungsanstalt auch ohne Hilfe des Pastors verständigt. Es wurde verabredet, *„daß die ... Vorsteher, jeder in dessen Bauerschaft die Erhebung durch umgehende Einsammler und die Verausgabung der wöchentlichen freywilligen Beyträge besorgen sollten"*.[11] So wurde in den kommenden Jahren auch verfahren. Übrigens ist die Pfarrgemeinde auch weiterhin in der Armenfürsorge aktiv gewesen. In der Kirche zu Laer stand noch immer ein Opferstock für die Armen, *„der oft erhebliche Summen bis zu 50-60 Rthlr."* enthielt.[12]

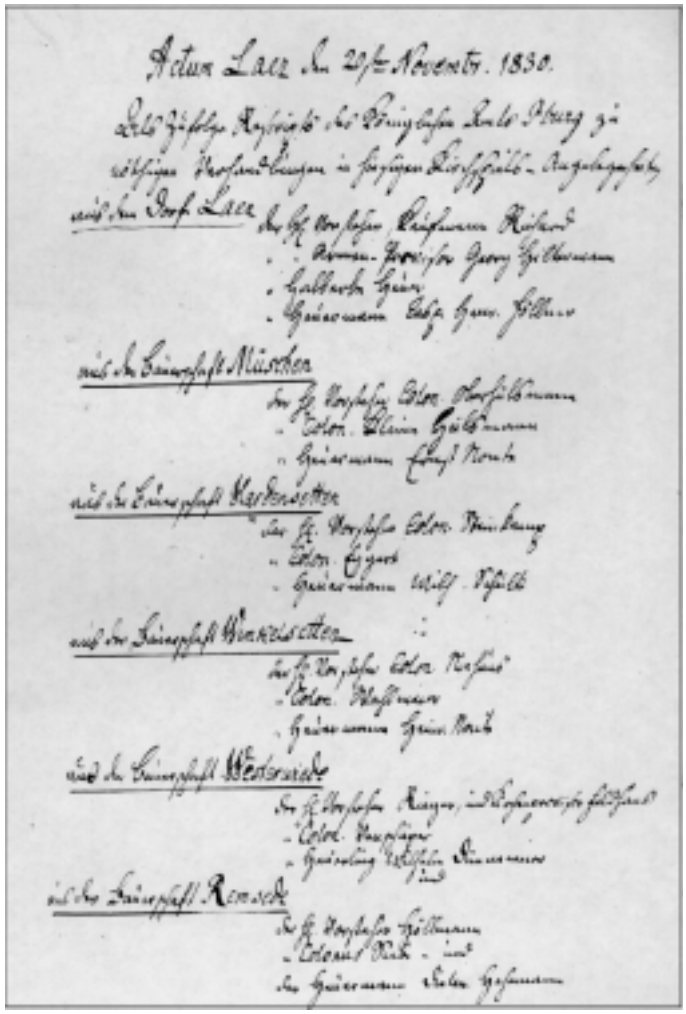
Hungerkrise und „Wohlthätigkeit-Verein"

Die Hungersnot des Jahres 1830 war aber so dramatisch, daß man zusätzliche Mittel brauchte, um der Not Herr werden zu können. Vogt Greve gründete einen *„Wohlthä-*

tigkeits-Verein“, um die nötigen Gelder zu bekommen. Neben ihm gehörten Pastor Hamberg, die Vorsteher von Dorf und Bauerschaften und die Kirchen- und Armenprovisoren zur Leitung des Vereins. Ziel des Vereins war nicht einfach, nur Lebensmittel zu verteilen; man wollte stattdessen Hanf ankaufen, dasselbe pfundweise an die arbeitsfähige Bevölkerung verteilen *„und für das daraus gesponnene Garn denselben den Spinnlohn in Rocken oder Brodt zum billigen Preise“* überlassen.[13] Das Geld für die nötigen Mengen Hanf sammelte der Laersche Wohltätigkeitsverein durch eine Lotterie. Im Kirchspiel wurden 686 Lose zu vier Groschen das Stück verkauft; so konnte ein Überschuß von ca. 80 Talern erwirtschaftet werden. *„Hiervon sind vorerst einige Unterhaltungsgelder armer verwaister Kinder, die vom letzten halben Jahre noch rückständig waren, bezahlt; auch ein Theil Hanf von Warendorf angekauft, der hier unter Leitung des Vereins jetzt bearbeitet wird“*. Hauptpreis der Lotterie war übrigens ein *„beschlagener, angemahlter Koffer mit Schloß“* im Werte von 7 Rthlr., und den hat *„ein armes, aber sehr gutes Mädchen, zu ihrer und vieler andern Freude gewonnen“*.[14] Bald stieg die Not. Die Vereinsleitung wußte, daß es nicht genügen würde, der Bevölkerung nur ein wenig Spinnwerk zur Verfügung zu stellen. Darum sollte ihnen *„so viel geschehen kann, aus den wöchentlichen Sammlungen der im Jahre 1806 hier eingerichteten Armen-Versorgungs-Anstalt Brodt vertheilet“* werden. Aber der Armen gab es nun so viele, daß auch diese Mittel nicht ausreichen konnten. Wenn *„nicht eine Hungers-Noth dringender eintreten soll, werden noch andere wirksame Hülfsmittel angewandt werden müssen“*,[15] meinte Vogt Greve. Zwei Bevölkerungsgruppen machten der Vereinsleitung besondere Sorgen. Die *„Dienstboten“*, d.h. die Knechte und Mägde des Kirchspiels, fürchteten um ihre Arbeitsplätze, weil die meisten Haushalte sie nun los werden wollten; schließlich mußte man sich jetzt einschränken. Vor allem aber galt es, die Laerer Waisenkinder, die bisher in verschiedenen Haushalten untergebracht waren, zu versorgen. Denn die Pflegefamilien *„wollen die Waisenkinder nicht länger behalten, noch andere sie annehmen, wenn wir ihnen nicht schleunig Geld verschaffen um Brodkorn anzukaufen, und hierzu sind wir gezwungen, da auch unser Armen Haus jetzt so gepropft voll ist, daß keine Person darin mehr aufgenommen werden kann“*.[16] Für das Kirchspiel gab es in dieser Situation nur noch eine Möglichkeit: man mußte mehr Geld auftreiben. Dazu sollte eine *„Kirchspiels-Collekte auf die Summe von wenigstens 130 Rthlr. ausgeschrieben werden, welche durch den Herrn Steuer Einnehmer Arens als Vogtei-Gehülfen erhoben“* wurde.[17]

Die Brotknappheit steigerte sich in den folgenden Wochen des November 1830 *„zu einer furchtbaren Crise“*. Vogt Greve wurde bald *„Tag für Tag ... mit den desfallsigen Klagen überhäuft, und zur Aushülfe aufgerufen, viele, sehr viele haben bereits gar keinen Rocken noch Brodt mehr, und können, wenn sie auch übrigens wohlhabend, jetzt aber ohne baaren Geld-Vorrath sind, ohne Geld nichts erhalten; auch im Dorfe wird für Geld kein Schwarzbrodt verkauft“*.[18] Außerdem mußte mittlerweile dringend die Versorgung mit Feuerholz geregelt werden, denn der Winter stand vor der Tür. Das Amt Iburg hatte deshalb verfügt, *„daß aus den Herrschaftlichen Forsten den allerärmsten Einwohnern einige(r) Holzbedarf, unentgeltlich, und den minder Hülfsbedürftigen zum herabgesetzten Preise überlassen werden*

solle“.[19] Einer Liste der allerärmsten Einwohner des Kirchspiels folgend, erhielten 40 Familien je mindestens ein Fuder Holz, um den Winter überstehen zu können. Zudem ermächtigte die Landdrostei das Kirchspiel Laer, nun 150 Rthlr. auf eigenen Kredit „*behufs der hiesigen Hülfsbedürftigen*“ aufzunehmen.[20] Dieses Geld sollte offenbar zum Hanfankauf dienen, damit die Bevölkerung sich selbst etwas Geld verdienen könnte. Die Landdrostei zu Osnabrück bewilligte im Dezember 1830 sogar „*zwey Capitalien, jedes von 150 Rthlr*“.[21] Das Geld sollte durch den Garnverkauf wieder erwirtschaftet werden. Für den Fall, daß die Einnahmen die Ausgaben nicht decken sollten, müßte das Kirchspiel die verbleibende Schuld aber selbst tragen.[22] Schließlich bewilligte die Landdrostei eine weitere Anleihe in Höhe von 200 Rthlr. Vogteigehilfe Arens, er fungierte auch als Steuereinnehmer, sollte dafür Lebensmittel ankaufen.[23] Das Kirchspiel beriet die notwendigen Maßnahmen auch weiterhin in eigener Regie. Mittlerweile wurden aber nicht mehr nur die örtlichen Honoratioren gehört. Aus jeder Bauerschaft und aus dem Dorf Laer war neben den Vorstehern und dem Vertreter aus dem Bauernstand, jetzt auch ein Heuermann bei den Beratungen dabei. Vorsteher Kaufmann Richard sprach gemeinsam mit dem Armenprovisor Georg Hiltermann, dem Halberben Heuer und dem Heuerling Föllner für das


Actum Laer d. 20ten November 1830.

Der „Krisenstab“ trifft sich am 20. November 1830, Staatsarchiv Osnabrück.

Dorf Laer. Vorsteher Colon Oberhülsmann, Colon Kleine Hülsmann und Heuermann Ernst Nonte vertraten die Bauerschaft Müschen. Aus Hardensetten kamen Vorsteher Colon Steinkamp, Colon Eggert und Heuermann Wilhelm Schulte. Remsede war durch Vorsteher Colon Höllmann, Colon Siebe und den Heuermann Dieter Hehemann vertreten. In gleicher Formation erschienen auch die Abordnungen aus Winkelsetten mit den Colonen Niehaus, Wahlmeyer und dem Heuerling Heinrich Nonte. Aus Westerwiede kamen Vorsteher Colon Rieger, Kirchenprovisor Feldhaus und der Heuerling Dünnemeier. Nun waren also die von der Not besonders betroffenen Heuerleute, die hier letztlich die besitzlosen Schichten des Kirchspiels vertraten, auch im inoffiziellen „Krisenstab“ vertreten. Vogt Greve leitete die Beratungen.

Die Kirchspielsführung setzte die Maßnahmen zur Linderung der Not fort. Im Januar 1831 kauften die Ortsvorsteher von Laer und Müschen, Kaufmann Richard und Colon Oberhülsmann 60 Malter Roggen, der an die bedürftige Bevölkerung verteilt wurde. Annähernd 1100 Rthlr. wurden dafür aufgenommen. Weitere 200 Rthlr., die die Landdrostei bereits im Dezember 1830 bewilligt hatte, wurden für den Unterhalt *„gebrechlicher und armer Kinder und sonstiger Personen“* verbraucht.[24] Die Vorräte aber reichten trotz aller Mühe und Sparsamkeit nicht bis zur nächsten Ernte. Außerdem gab es für die Heuerleute des Kirchspiels im Frühsommer 1831 noch immer keine Verdienstmöglichkeit, weil *„jeder privat sich auch möglichst einschränket, und alle sonstige Werke, wovon Nothleidende etwas verdienen könnten, gegenwärtig aussetzt – so ist jetzt der dringenst und faßt keinen Tag aussetzend Zeitpunkt zur Versorgung der Armen, wenn nicht ein Theil derselben Hungershalber versterben soll, vorhanden; und ist die schleunigste Hülfe anzuwenden durchaus nothwendig“*.[25] Vogt Greve setzte zur Linderung der schlimmsten Not nochmals einen Betrag von 50 Rthlr. ein, der ursprünglich für den Ankauf von Hanf bestimmt war.

Sicherlich hat das Kirchspiel seine Hoffnungen auf die Ernte des Jahres 1831 gesetzt; danach würden Hunger und Not vergessen sein. Jedoch wurde diese Erwartung enttäuscht, denn bald nahte neues Unheil. Nach den verheerenden Ernteergebnissen des Vorjahres, hatte die mittellose Bevölkerung von einigen Händlern Saatkorn angenommen. Vogt Greve meinte, daß sie ihre Schulden erst im Herbst 1831, also nach der kommenden Ernte würden bezahlen müssen. Von den Händlern aber unter Druck gesetzt, hatte eine Reihe von *„bedürftigen Empfängern ... – um mit den ihren nicht zu verhungern, um das Geschrey ihrer Kinder nach Brod verstummen zu lassen –,“* [26] einer früheren Rückzahlung zugestimmt. Die Händler drängten nun schon mitten in der Ernte auf Bezahlung. Sie *„glauben berechtigt zu seyn, der Kornempfänger Früchte auf dem Halm sich dafür anmaaßen zu können“*. Die verarmte Bevölkerung wurde gezwungen, ihren Feldanbau unter Preis zu verkaufen. Verschärfend trat hinzu, daß *„bei dem Mangel an Hanf, und sonstigen Gelegenheiten zum Verdienst“* noch niemand Gelegenheit hatte, *„auch bei angestrengtem Fleiße etwas erwerben* (zu) *können“*. Nun wäre die Gelegenheit dagewesen, da insbesondere Flachs und Hanf, *„bei der Bearbeitung sie die betreffende Schuld abtragen könnten“*,

einen reichen Ertrag versprachen. Doch statt dessen mußte nun *„bei dem noch bisherigen Mangel an Gelde viel unter Preiß verkauft werden“*. Damit wurden die armen Leute zwar ihre Schulden los, doch verblieb ihnen nichts weiter zum Leben, so daß sie *„dem Staate und Kirchspiele nach wie vor zur Last fallen sollen“*.

Staat und Heuerleute

Vogt Greve bat die Landdrostei in seinem Schreiben inständig, die Laersche Bevölkerung vor ihren Gläubigern zu schützen. *„Das Kirchspiel Laer“*, so schrieb er, *„ist bekanntlich eines der ärmsten in diesem Fürstenthume, und ich habe leider! die Noth der geringen Einwohner desselben, mit der größten Theilnahme erfahren, und finde mich um so mehr bewegt und verpflichthet ... hierüber höchstgeneight das angemessene gnädig verfügen zu wollen“*. Das aber tat die Landdrostei nicht. Natürlich sah man auch dort, daß ein Verkauf der Feldfrüchte zu einem so frühen Zeitpunkt die Bevölkerung wieder in Mangel versetzen mußte. Man wußte auch, daß die längst schon erschöpfte Gemeinde erneut für ihre Armen würde aufkommen müssen, ohne die dafür nötigen Mittel zu besitzen. Dennoch, so wünschenswert es die Beamten auch fanden, *„daß die Käufer* (des Saatgetreides) *nicht sofort aller Mittel beraubt werden“*, so wenig glaubten sie doch etwas dagegen tun zu können, *„zumal wenn, wie der Vogt Greve anführt, mehrere Kornverkäufer mit*

Die „Puddelburg“, 1828 in Winkelsetten errichtet, zeugt von den ärmlichen Wohnverhältnissen der landlosen Bevölkerung, Heimatmuseum Bad Laer.

den Käufern privatim dahin übereingekommen sind, daß die Zahlung schon jetzt geleistet werden soll".[27] Der Vogt möge doch *„auf alle thunliche Weise die Kornverkäufer über den traurigen Zustand, worin sie die ärmeren Einwohner durch den sofortigen Verkauf ihrer Feldfrüchte setzen, und wie sie dadurch gegen ihr eigenes Interesse handeln, aufklären*", schrieb die Landdrostei. Doch ansonsten stellte sich die Behörde auf den Rechtsstandpunkt: gleichgültig, warum die armen Leute der frühen Rückzahlung ihrer Schuld auch immer zugestimmt hatten – sie taten es, um nicht sofort zu verhungern – nun würden sie eben dafür büßen müssen. Zum Schutz der Heuerleute, deren Pachtverträge für teures Geld erneuert werden mußten, hatte die Landdrostei im übrigen überhaupt nichts beizutragen. Man sah nicht, *„wie die Heuerleute solcher Ländereyen gegen den Verkauf ihrer Früchte zu schützen seyen werden*", hieß es.

Der Vogt von Laer hatte gehofft, daß die Regierung, deren Beamter er war, statt dessen den frühen Verkauf der Ernteerträge verbieten würde. Er bezog sich da auf eine Verordnung aus dem September 1830. Darin war bestimmt worden, daß *„kein Creditor* (Gläubiger) *wegen vorgeschoßenen Saat- oder Brodkorns, oder des Geldes dafür vor Martini des Jahres 1831 auf die Erstattung zu dringen befugt seyn solle*".[28] Doch diese Verordnung schien den Beamten durch die privatim geschlossenen Übereinkünfte zwischen Kornempfängern und Händlern außer Kraft gesetzt. Man sah zwar, daß daraus eine weitere Verelendung der unterbäuerlichen Schichten notwendigerweise folgen mußte, fühlte sich dafür aber nicht zuständig. Anders als die Bauern konnte die landlose Bevölkerung also kaum auf den Staat hoffen. Heuerlinge dienten als Pächter und Arbeitskräfte, zu ihrem Erhalt gab es Armenhäuser, in Krisenzeiten auch, wie in Laer gesehen, Regierungsanleihen. Aber an einer grundsätzlichen Verbesserung ihrer Lebensbedingungen war der hannoversche Staat offenbar nicht interessiert. Man wollte alles so belassen wie es war, denn tief saß die Furcht vor den alles verändernden Mächten, die sich in der Französischen Revolution gezeigt und das alte System von Macht und Herrschaft, von Adel und Königtum hinweggefegt hatten. Für das ländliche Gesellschaftsgefüge folgte daraus, daß die Schere zwischen den Bauern und ihren Heuerleuten immer größer wurde. Das galt aber nicht nur für Laer, sondern für alle Kirchspiele des Amtes, und die königlichen Beamten in Iburg wußten davon: *„Die Heuerleute des hiesigen Amtes vorzüglich die in den Kirchspielen Glane und Hilter, befinden sich keineswegs in einer glücklichen Lage, denn während ihr Haupterwerbszweig, die Leinenfabrication, täglich precärer wird, steigern sich die Heuerpreise in Folge der zunehmenden Bevölkerung und der dadurch veranlaßten grösren Concurrenz. Es ist daher natürlich, daß bei jener Classe von Unterthanen eine große Sehnsucht nach dem fremden Welttheile vorherrscht, wo sie, der mit unter schonungslosen Behandlung der Verpächter nicht länger ausgesetzt, bei reger Arbeit ein kleines Vermögen und eigenen Besitz erwerben können, welches letztere bei den hiesigen Verhältnissen für den Heuermann hochbekanntlich sehr schwer fällt*".[29] Die Lage der hiesigen Heuerleute insbesondere in Glane und Hilter war also so schwierig geworden, daß die Einwohner auszuwandern begannen. Zu allen Sorgen, die der langsame Niedergang der Heimtextilindustrie mit sich brachte, mußten sie auch noch mit den hohen Heuerprei-

sen zurechtkommen, die die Bauern forderten. Alternative Arbeitsplätze im ländlichen Gewerbe standen aber nicht zur Verfügung. Außerdem setzte die Industrialisierung im Königreich Hannover erst sehr viel später ein. Immerhin gelang es im Kirchspiel Laer, in Zeiten der schlimmsten Not zusammenzurücken. Der *„Wohlthätigkeitsverein“* ist dafür ein Beispiel. Auch die Zusammensetzung des Krisenstabes, in dem neben Colonen auch Heuerlinge vertreten waren, zeugt davon. Gleichwohl gelang es nicht, die Lage der landlosen Bevölkerung dauerhaft zu verbessern. Im Gegenteil, gleich im Anschluß an die gerade überstanden geglaubte Hungerkrise, wurde sie wieder in Armut und Bedürftigkeit gestoßen. Entsprechend schlimm waren die wiederkehrenden Hungerjahre, denen die Regierung nichts wirksames entgegensetzte, allein schon, weil sie an einer grundsätzlichen Verbesserung der Lebensbedingungen der landlosen Bevölkerung gar nicht interessiert war.[30]

6.2. Die Revolution von 1848

Auftretende Hungerkrisen in den 40er Jahren sorgten zwangsläufig für eine weitere Verschlechterung der Lebensbedingungen der unterbäuerlichen Schichten. Im Jahre 1844 hatte ein Hagelschlag die Ernten ruiniert. Das trieb natürlich die Lebensmittelpreise in die Höhe.[31] So wurde das Jahr 1845 zu einem Hungerjahr im Kirchspiel Laer. Die Probleme waren in ganz Deutschland ähnlich. Es herrschte ein hoher Bevölkerungsdruck, Massenarbeitslosigkeit und in Folge dessen eine weit verbreitete Armut. Sie steigerte sich in den Jahren 1845 und 1847 durch eine Kartoffelkrankheit und durch Mißernten bis zur Hungersnot. *„Im Frühjahr 1847 kommt es in Berlin, Stuttgart, Ulm und in den Wiener Vorstädten zu Hungerrevolten. Bäckerläden und Marktstände wurden geplündert, Polizei und Militär müssen eingreifen“*.[32] Auch das Kirchspiel Laer war von dieser Krise betroffen. Heinrich Schockmann berichtet, daß *„von all den Notjahren ... sich am längsten in der Erinnerung das Hungerjahr 1848 gehalten (hat). Der Sommer 1847 war sehr schlecht. Die lang anhaltende Dürre hatte das Korn und die Früchte nicht zur Entwicklung kommen lassen. Dann kam ein sehr strenger Winter“*. Die Lage in Laer verschärfte sich, weil *„gerissene Kaufleute, die das Kommen der Notzeit vorausgesehen hatten, das wenige Brotgetreide aufgekauft hatten, so der Kaufmann und Auktionator G.H.* (vermtl. Georg Hiltermann), *der früher in dem jetzt Bergheggerschen Haus wohnte“*.[33] Das sollte noch Folgen haben!

Das Jahr 1848

Paris wurde im Februar 1848 erneut zum Zentrum einer Revolution. Nach dreitägigen Barrikadenkämpfen floh König Louis Philippe, die Monarchie wurde abgeschafft, die Republik ausgerufen. *„Das Feuer der revolutionären Begeisterung griff sogleich auf Italien und Ungarn über, wo es um äußere Freiheit gegen die österreichische Herrschaft ging“*.[34] Auf drei Seiten von Revolutionen umgeben, entwickelten sich auch in den deutschen Ländern erste Unruhen.

Deutscher Bund und „teutsche“ Nation

Die deutschen Länder waren damals im „Deutschen Bund“ organisiert. Etwa dreißig deutsche Territorialfürsten hatten sich unter österreichischer Führung am Ende der napoleonischen Ära locker verbunden. Sie pochten je auf ihre einzelstaatliche Souveränität und standen so einer deutschen Einigung im Wege. Aus verschiedenen Gründen aber war die deutsche Einigung eine der populärsten Forderungen der Zeit. Es ging dabei u.a. um die wirtschaftliche Einigung, um einheitliche Rechtsverhältnisse und um die Schaffung einer starken, mitteleuropäischen Machtbasis. Auch nationale Gefühle spielten eine wichtige Rolle. Von Seiten einiger Intellektueller wurde seit Beginn des 19. Jahrhunderts immer wieder die „teutsche“ Nation gefordert. Dahinter stand die Erfahrung der Franzosenzeit, in der die vereinzelten deutschen Länder leicht von der Kraft der geschlossenen französischen Nation unterworfen wurden. In den Befreiungskriegen, in denen Frankreich aus den deutschen Ländern vertrieben wurde, hatte man schon für die deutsche Nation gekämpft; aber die Fürsten beschlossen auf dem Wiener Kongreß, die alte europäische Ordnung zu restaurieren. Sie teilten Deutschland in über 30 Einzelstaaten, und versuchten in den folgenden Jahrzehnten, jede politische Betätigung der Bürger zu verhindern. Den Fürsten ging es um das Gottesgnadentum ihrer Herrschaft. Dem stand der Gedanke der Volkssouveränität entgegen, die Idee, daß die Fürsten wohl herrschen dürften, sich dabei aber an feste, schriftlich fixierte Regeln, eine Verfassung, zu halten hätten, deren Einhaltung wiederum von Volksvertretern überwacht werden sollte. Die Gedanken von Volkssouveränität und nationaler Einheit verbanden sich; sie wurden zur Gefahr für den Bestand der Throne und ihrer Macht. Die Fürsten bekämpften die Opposition mit polizeistaatlichen Mitteln, mit Festungshaft, Vertreibung und Verbannung. Einer derer, die von der politischen Polizei in jenen Jahren des „Biedermeier“ vertrieben wurden, war der Dichter Hoffmann von Fallersleben. Im Jahre 1840 wegen oppositioneller politischer Betätigung seines Amtes als Hochschullehrer an der Universität von Breslau enthoben, ging er auf die damals noch englische Insel Helgoland ins Exil. Hier schrieb er sein „Lied der Deutschen“, deren dritte Strophe heute unsere Nationalhymne ist.

Im Frühjahr 1848 wurde das politische Protestpotential, die Träger der Ideen von deutscher Einheit und geregeltem Verfassungsstaat, angesichts der Deutschland umlagernden, siegreichen Revolutionen aktiviert. Städtisch-bürgerliche Schichten verbanden sich in ihrem Protest für die Einheit der Nation, für die Kontrolle der Fürsten (und nicht zuletzt der Steuergelder, die man zu zahlen hatte, ohne über ihre Verwendung entscheiden zu dürfen). Ihnen schlossen sich die, in den vergangenen Hungerjahren extrem verelendeten, besitzlosen Massen der städtischen Bevölkerungen an. Eine wichtige Stützte fand die Revolution in der städtischen Handwerkerschaft. Das alte Handwerk hatte im Zeichen der beginnenden Industrialisierung mehr und mehr an Boden verloren. Viele Handwerker sanken in die Arbeitslosigkeit ab, ohne sozial abgesichert zu sein, denn es gab ja noch keine Arbeitslosenversicherung. Gerade die Weber, Tuchmacher, Strumpfwirker, *„arme Leute am Rande des Existenzminimums und Opfer der künftigen Mechanisierung der Textilindustrie“* [35] nahmen stark zu und verelendeten entsprechend.

Barrikadenkämpfe in den Metropolen Europas, hier in Berlin, März 1848.

In der Revolution des Jahres 1848 kämpften sie für ihr Überleben, für den Schutz des Handwerks vor der Industrie. Sie wollten nicht in die Fabriken, sondern die Freiheit, sich am Ort ihrer Wahl als Handwerker niederlassen und ihr Auskommen finden zu können. In jedem einzelnen deutschen Staat revoltierte die Bevölkerung. Das gilt auch für das Königreich Hannover, zu dem Laer damals gehörte. Am 3. März 1848 forderte der hannoversche Magistrat die *„Aufhebung der Zensur, Einberufung der Stände, Bürgerwehr und Vertretung des Volkes beim Bund“* .[36] Der Landesherr lehnte ab, aber deshalb gab man noch nicht auf. Bald mußte König Ernst August ein liberales Ministerium unter Carl Bertram Stüve berufen. Die Beteiligung der ländlichen Bevölkerung in der Revolution von 1848 war different. Der eigentliche Bauernstand verhielt sich still, denn die Hofbesitzer waren mit der Gesetzgebung soweit ganz zufrieden. Seit der Bauernbefreiung waren sie von den drückenden Lasten der Grundherrschaft entlastet. Soweit es ihre Besitzverhältnisse ermöglichten, lebten sie als Herren über die unterbäuerlichen Schichten und zudem in gesicherten Rechtsverhältnissen. Die Pressefreiheit war auf dem Land in der Regel kein Anliegen, und die deutsche Einheit schien noch uninteressant. Anders war die Lage für die besitzlosen Heuerlinge. Sie waren von den Bauern abhängig und litten unter den Folgen der Markteilung. Trotz des Aufkommens alternativer Tuchprodukte brachten Garnspinnerei und Leineweberei längst nicht genügend ein, und in Krisenjahren wußte die landlose Bevölkerung bald nicht mehr, wovon sie noch leben sollte. Mehr und mehr an den Rand ihrer Existenz gedrängt, blieb vielen nur die Auswanderung nach Amerika, um zu überleben.

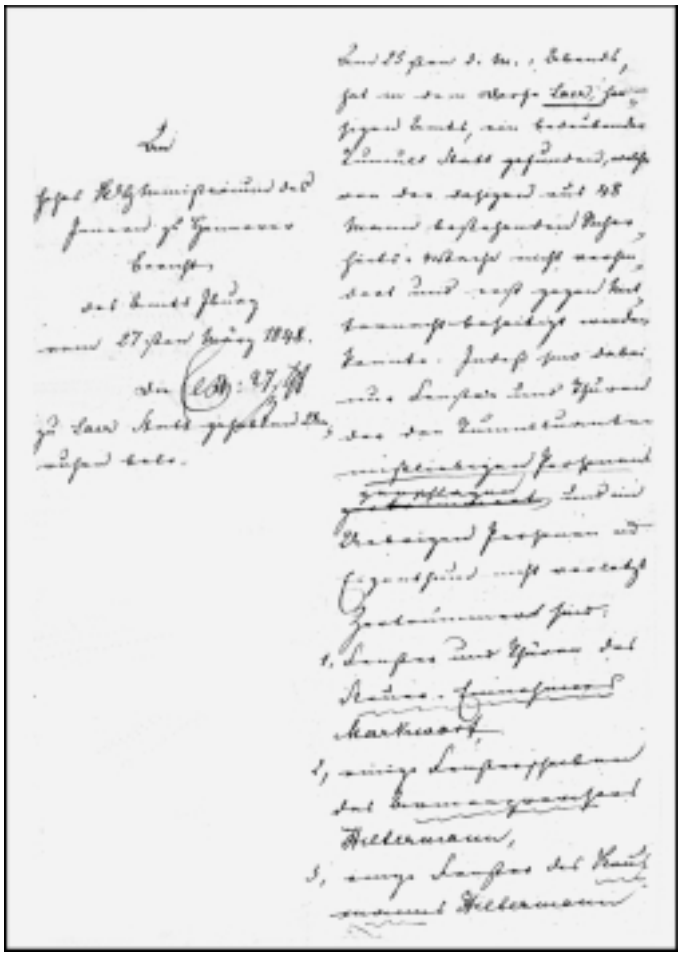
Tumulte und Revolution in Laer

Unter dem Druck der protestierenden Massen in den großen Städten Europas, mußten die alten Regierungen schließlich aufgeben. In Wien trat der Staatskanzler Metternich zu-

rück, und in Hannover gab es seit dem 22. März 1848 eine neue liberale Regierung. Erste Reformen sollten von der Ständeversammlung, die am 28. März zusammentrat, eingeleitet werden. Doch nicht nur in den großen Residenzen, auch im Amt Iburg war es zu Tumulten gekommen. In der Nacht vom 19. zum 20. März, also einige Tage vor dem Antritt der neuen Regierung, hatten sich einige Hilteraner zum Steueraufseher Leege nach Rothenfelde aufgemacht, ihm die Fenster eingeworfen und gedroht, ihn umzubringen. Ihr Protest galt vielleicht weniger Leege persönlich, aber er war der Vertreter des Staates, der sich nicht um die Sorgen der besitzlosen ländlichen Schichten kümmerte, sondern sie vielmehr noch mit Forderungen bedrängte. Der Steueraufseher floh mit unbekanntem Ziel. Tage später sollte er schutzsuchend in Laer auftauchen. Am 23. März kam es in Dissen zu ersten Unruhen. Etwa 300 bis 500 Personen nahmen daran teil. Unter ihnen waren viele Heuerleute. Sie hofften, daß nun der Zeitpunkt gekommen sei, um *„ihre bedrängte Lage zu verbessern“*.[37] So zogen sie bis morgens früh um vier Uhr protestierend durch die Straßen, und machten eindringlich auf ihre Not aufmerksam. Die Landdrostei zu Osnabrück reagierte, indem sie eine Abteilung von 86 Infanteristen nach Dissen beorderte. Um den Schutz von 50 Gewehren bat auch der Salzschreiber von Rothenfelde. Er wollte damit seine Arbeiter ausrüsten, um die Saline zu schützen. Die Landdrostei hatte aber keine Waffen mehr. Vom Amtmann in Iburg wurden alsbald sogenannte „Sicherheitswachen“ in den Kirchspielen, *„besonders in Laer, Glandorf, Iburg und Hilter“* [38] eingerichtet, die die Ordnung allerdings ohne Waffengewalt aufrechterhalten mußten.[39]

In Laer fürchtete man anfänglich besonders die im benachbarten preußischen Gebiet umherziehenden Revolutionäre. Daher richteten die einzelnen Bauerschaften bereits am 24. März eigene Sicherheitswachen ein. Sie sollten vor allem die *„Grenze gegen Versmold mit 30 Mann“* sichern.[40] Vogt Rüpke, vormals Vogteigehilfe und seit 1840 Nachfolger des alten Vogten Greve, fürchtete aber auch weiterhin, daß Laer ein hilfloses Ziel der Revolutionäre im nahen Preußen werden könnte. Die kaum organisierte und offenbar weitgehend unbewaffnete Laerer Sicherheitswache würde nicht im Stande sein, *„einen Ueberfall der Preußischen Schmugler zurückzuwehren, weil diese neben großer Verwegenheit auch für sich haben, daß sie größtentheils gediente Leute sind, und mit Waffen versehen sein werden“*.[41] Rüpke war ganz sicher, daß die Revolutionäre nur *„Gesindel“* und *„Schugler“*, also gesetzloses Volk seien, vor dem man sich schützen müsse. Langsam aber sicher bekam der Vogt aber auch Furcht vor der eigenen Bevölkerung, denn der Steueraufseher Leege, der noch vor wenigen Nächten Hals über Kopf aus Rothenfelde geflohen war, tauchte nun in Laer auf. Er hoffte, hier Schutz vor der aufgebrachten Bevölkerung zu finden. Mindestens eine Nacht lang hatte er sich beim Laerer Steuereinnehmer aufgehalten, und besorgt berichtete Rüpke nach Iburg, daß *„dadurch hier unter dem Volke eine Aufregung hervorgebracht ist, daß ich für diesen ... das Schlimmste befürchte, wenn Leege sich hier wieder blicken lassen mögte“*.[42] Immerhin war der Mann mittlerweile auf dem Wege nach Osnabrück. Vogt Rüpke bat den Amtmann dringend, Leege dort unter militärischen Schutz zu nehmen. Keinesfalls dürfe es ihm einfallen, nach Laer zurückzukehren! Bald aber überschlugen sich hier die Ereignisse. Es *„kam ... am 25. abends auch*

in Laer zu Tumulten, welche die dortige Sicherheitswache von 48 Mann nicht verhindern konnte“. Wie an anderen Orten vorher *„wurden einigen mißliebigen Personen ... Fenster und Türen eingeschlagen*“.[43] Im Verlauf des Abends zerstörte die aufgebrachte Bevölkerung Fenster und Türen des Steuereinnehmers, einige Fensterscheiben des Armenprovisors Hiltermann, einige Fenster beim Kaufmann Hiltermann und beim Händler Blankeforth und zudem noch die Fensterscheiben des Untervogts Gottschalk. Der Amtmann von Iburg berichtete der Landdrostei: *„Leider zeigt sich in dem sonst so ruhigen Kirchspiele Laer unter der geringeren Claße eine Nichtachtung des gesetzlichen Zustandes und ein Hang zur Unordnung und Widersetzlichkeit, welche fernere Excesse befürchten lassen*“.[44]



Ein „bedeutender Tumult“ in Laer am 25.3.1848, Bericht des Amts Iburg, 27.März, Staatsarchiv Osnabrück.

Der besagte *„Hang zur Unordnung und Widersetzlichkeit*“ war für die Laerer Tumulte sicherlich nicht ausschlaggebend. Allein die Not war in jenen Jahren riesengroß. Die hungernde Bevölkerung mußte mittlerweile schon die Eicheln, die im vergangenen Herbst für die Schweinemast gesammelt worden waren, zu Brotmehl verarbeiten, und zudem wühlten die Menschen *„die Äcker nach Quecken durch, um sie zu kochen und zu essen. Als der Frühling kam, sammelte man das erste Grün und kochte davon sein Essen*“.[45] In dieser Lage, berichtet Heinrich Schockmann, entzündete sich die *„Wut des Volkes*“ an einem unüberlegten Wort des damaligen Armenprovisors Hiltermann.

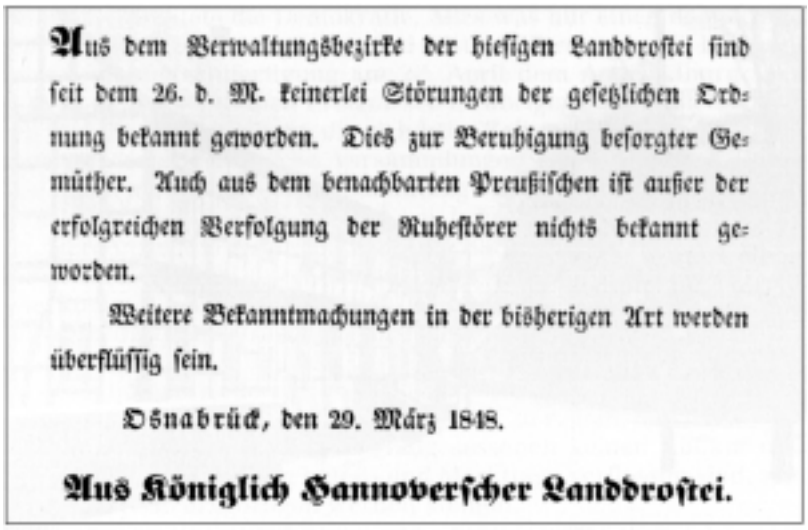
„Die Glocken wurden geläutet und mit Äxten und Mistgabeln bewaffnet rückte die Menge ins Dorf vor das Haus des Provisors. Haus und Fenster wurden durch Steinwürfe bombadiert. Mit einem Weesebaum wurde die Eingangstür berannt, wobei man den Spottvers sang:

Gott bewahr us vor einem schlechten Jahr
Vor Schinken Henrick un sien Vahr (Vater).

Der Armenprovisor stand in dem Ruf, ein Freund von Spanferkeln zu sein. Auch vor dem Haus des damaligen Steuereinnehmers Marquard ... spielten sich ähnliche Szenen ab. Der alte Niehaus und der Schulvikar Sommer, die das Volk zu beruhigen suchten, holten den Armenprovisor aus seinem Versteck aus dem Nachbarhaus. Erst als er von der Bodenluke aus um Verzeihung gebeten hatte, beruhigte sich die Menge und zog ab. Auch das Haus des Kornkaufmanns, (der in spekulativer Absicht das wenige Brotgetreide aufgekauft hatte)*, wurde von der Menge gestürmt.“* [46]

Daraufhin teilte die Landdrostei am 26. März von der in Dissen stationierten Abteilung 20 Mann zur Grenzwache nach Laer ein.[47] Zwei Tage später kam auch der Amtmann von Iburg nach Laer, um sich vor Ort ein Bild von der Lage zu verschaffen. Seiner Ansicht nach war *„der zu Laer stattgehabte Tumult lediglich als der Ausbruch eines rohen Muthwilles gegen einige im Publico unbeliebte Personen anzusehen“*, denen außer der Zertrümmerung ihrer Fensterscheiben ja auch *„weiter kein Leid zugefügt“* wurde.[48] Tatsächlich erledigten sich die Unruhen schnell und Vogt Rüpke meldete Entwarnung. Der *„zum Anführer der hiesigen Sicherheits Wache erwählte Kaufmann Niehaus und mit ihm die tüchtigsten der Schutz-Wachen“* meinten, daß *„jeder Versuch zu Unordnungen durch Einschreiten der Schutz-Wache ohne nachtheilige Folgen erstickt“* werden könnte, weil *„mit der Schutzwache der größere Theil* (der) *Eingeseßenen jetzt Ruhe und gesetzliche Ordnung wolle“*.[49] Auch jenseits der preußischen Grenze hatte sich die Lage mittlerweile beruhigt. Rüpke regte an, die Truppen wieder abzuziehen. Die Sache lag ihm sogar dringend am Herzen, zumal die Bevölkerung auf die Stationierung ortsfremder Soldaten „gereizt“ reagierte.[50] Ein Mann aus Remsede etwa, der auf dem Weg nach Laer die bei Springmeyer exercierenden Soldaten traf, rief ihnen *„Freiheit, Gleichheit“* zu. *„Sofort begann eine wilde Jagd. Der Remseder entwich aber und entkam“*.[51]

Aus Laer selbst liegen derzeit keine Quellen zur weiteren Revolutionsgeschichte vor. Es wäre aber wohl falsch, die Angelegenheit damit auf sich beruhen zu lassen, denn es ist unwahrscheinlich, daß die hiesigen Tumulte nur das Produkt des *„Muthwillens“* der *„unteren Claßen“* gewesen sind. Die Revolutionsgeschichte im ländlichen Osnabrück zeigt vielmehr, daß überall dort, wo die bäuerlichen Unterschichten, die Heuerleute also, aktiv das Geschehen in die Hand nahmen, die ländliche Revolution ein *„soziales Moment“* (Behr) erhielt. Es liegen Bittschriften der Heuerleute einiger Gemeinden vor (Hilter, Dissen, Nolle usw.), in denen hauptsächlich die wirtschaftliche Notlage der unterbäuerlichen Schichten beklagt wird. *„Wir haben kein Vaterland, keine Heimat, keinen Grundbesitz, ja wir sind selbst um die Nutzung der Mark, die wir vor der Teilung hatten, gebracht. Wir haben nichts zu verlieren“*, so brachten es die Heuerlinge von Badbergen auf



Aus dem Verwaltungsbezirke der hiesigen Landdrostei sind seit dem 26. d. M. keinerlei Störungen der gesetzlichen Ordnung bekannt geworden. Dies zur Beruhigung besorgter Gemüther. Auch aus dem benachbarten Preußischen ist außer der erfolgreichen Verfolgung der Ruhestörer nichts bekannt geworden.

Weitere Bekanntmachungen in der bisherigen Art werden überflüssig sein.

Osnabrück, den 29. März 1848.

Aus Königlich Hannoverscher Landdrostei.

Das Ende der Revolution auf dem Lande kam bald, Staatsarchiv Osnabrück.

den Punkt.[52] Die Markteilung hatte ihnen ihre Weidemöglichkeiten genommen, die Heuerstellen wurden immer knapper, die Dienste, die sie für die Bauern leisten mußten, stiegen langsam ins Unermeßliche, und zu allem Überfluß konnte man mit der Leineweberei fast kein Geld mehr verdienen. Im Kirchspiel Laer richtete sich die Wut aber nicht gegen die Bauern, sondern gegen einzelne Vertreter des Staates, die ihre Lage nicht verbessern wollten, und gegen verschiedene Händler, die die Not der Heuerleute noch verschlimmert hatten. Übrigens gingen die Heuerlinge in vielen Kirchspielen noch weiter, denn in der Revolution *„war* (ihnen) *ihre bedrängte Lage deutlich geworden und sie stellten Betrachtungen darüber an, auf welche Weise sie in der günstig erscheinenden Zeit zu verbessern war“*.[53] Dazu stellten sie Forderungen auf, z.B. nach freier Benutzung der Mark (die es nicht mehr gab) als Weide, Abstellung der unentgeltlichen Dienste, Verbesserung der Wohnverhältnisse der Heuerleute, Zuweisung größerer und besserer Landflächen, Regulierung der Heuerkontrakte durch vertrauenswürdige Männer.[54] Solche Forderungen wurden um so dringender, je tiefer die Leinenpreise sanken. Die Regierung bemühte sich, *„den auf den Heuerleuten lastenden Druck auf gütliche Weise zu beseitigen“*. Als Ergebnis kam dabei schließlich *„am 24. Oktober 1848 das ‚Gesetz betreffend die Verhältnisse der Heuerleute für das Fürstenthum Osnabrück‘ heraus“*.[55] Es verbot alle ungemessenen Dienste und brachte den Heuerleuten eine gewisse Erleichterung. Den Landhunger aber, und damit das Bedürfnis nach Existenzsicherung, befriedigte das neue Gesetz nicht. Politische Fragen wie z.B. die Pressefreiheit, spielten auf dem Lande ohnehin keine Rolle. Das war eher eine Sache des gebildeten städtischen Bürgertums, beispielsweise in Osnabrück und zum Teil auch in den kleineren Landstädten. Immerhin gelang es vereinzelt, etwa in Melle und Dissen, politische Vereine zu gründen. Diese waren aber kaum republikanisch gesinnt. Der Amtmann von Iburg schätzte die Lage eher so ein, daß die Masse der Bevölkerung sich für die konstitutionelle Monarchie mit demokratischen Institutionen, statt für eine republikanische Staatsform entscheiden würde. Die abstrakte Idee der Freiheit, die ja seit der Französischen Revolution des Jahres 1789 im Zentrum jeder nachfolgenden Revolution stand, würde *„von der Menge nur*

zu häufig mit der Freiheit von Abgaben für gleichbedeutend gehalten, und die wohlfeilste Regierung findet den meisten Anklang. So sehr man sich auch nach Reformen sehnt, so wird man vorläufig doch immer nur diejenigen anerkennen, welche kein Geld kosten".[56]

Das Ende der Revolution

Die Nationalversammlung in Frankfurt hatte dem König v. Preußen Friedrich Wilhelm IV. im Frühjahr 1849 die Kaiserkrone angeboten, aber er hatte sie abgelehnt. Friedrich Wilhelm wollte das Recht der Volksvertretung, die Kaiserkrone zu vergeben, keinesfalls anerkennen. Er meinte, diese Kaiserwürde sei das *„eiserne Halsband der Knechtschaft"*, durch das er der Revolution leibeigen gemacht werden solle. Preußen rief seine Abgeordneten aus Frankfurt zurück. Die übrigen deutschen Staaten taten das gleiche. Abgeordnete, die sich der Fürstengewalt nicht beugen wollten, wurden mit Waffengewalt auseinandergetrieben und verhaftet, mancher sogar erschossen. Die Revolution von 1848 war vorläufig gescheitert. Wegen der Vertreibung der Volksvertreter setzte es noch einmal Proteste, die das Osnabrücker Land aber kaum berührten. Immerhin – in Glane fand eine Versammlung zugunsten des Frankfurter Parlaments statt. Zwischen 300 und 400 Personen aus Iburg, Glane, Hilter und auch aus Laer waren anwesend. Sie verfaßten eine Petition an den König wegen der Anerkennung der Reichsverfassung, die das Paulskirchenparlament in Frankfurt verabschiedet hatte. Außerdem beschloß man eine Adresse an die dortigen Abgeordneten, damit sie an ihren Beschlüssen festhalten und jetzt nicht einfach aufgeben sollten. Damit aber war der revolutionäre Zenit endgültig überschritten. Im Laufe der folgenden Monate gewannen Adel und Königtum die Macht zurück. Hannover lehnte an der Seite Preußens die Frankfurter Reichsverfassung ab. Man wollte keinen Nationalstaat, der die Macht der Fürsten beschränkt hätte, und einen mit demokratischen Institutionen wollte man schon gar nicht. Die Ständeversammlung wurde aufgelöst, weil sie sich in ihrer zweiten Kammer widersetzlich gezeigt hatte.

Auf dem Lande wurde nicht weiter protestiert. Denn *„selbst den Heuerleuten, die zuerst und am stärksten nach Reformen verlangten, ging es nur um ihre unmittelbaren materiellen Interessen"*,[57] urteilt ein Historiker. Man mag da aber auch anderer Ansicht sein. Sicherlich ging es gerade der verarmten Bevölkerung in erster Linie um eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen. Sie wollten überleben, und das ging in der bisherigen Ordnung fast nicht. Darum war man auch in Laer gegen die Repräsentanten dieser Ordnung aufgestanden. Die Unzufriedenheit mit einer Wirtschafts- und Herrschaftsordnung, die Hunger und Elend hilflos hinnahm, hatte ihren Ausdruck gefunden. So erinnert der Aufstand in Laer auch an eine unpolitische Hungerrevolte, – man hat es den Kaufleuten und Steuereintreibern „ordentlich gezeigt", ohne gleichzeitig eindeutig politische Forderungen zu stellen. Aber das soll nicht den Blick dafür verstellen, daß für einen solchen Aufstand die Bereitschaft vorhanden gewesen sein muß, die Lebensbedingungen und die Machtverhältnisse nicht weiter als gottgegeben hinzunehmen. Der ländliche Protest war

sicherlich etwas anderes als die Revolution um Pressefreiheit, um Beteiligung an der Macht und um den deutschen Nationalstaat, wie er in den Kreisen des städtischen Bürgertums gedacht war. In gewisser Weise war die ländliche Revolution aber auch viel grundlegender, weil sie die Schwächen der Wirtschafts- und Sozialverfassung der Zeit in ihrem Kern betraf. Die bisherige Ordnung hatte nämlich – das mußte man mit Armut und Hunger erfahren – vollständig versagt. Es gelang nicht, einer wachsenden Bevölkerung genügend Nahrungs- und Wohnungsspielräume zu verschaffen. Darum protestierte ein Teil der Laerer Bevölkerung nicht nur gegen den unpopulären Armenprovisor und den Kaufmann Hiltermann, der sich an der allgemeinen Armut auch noch bereichern wollte, sondern auch gegen die Vertreter des Staates, den Untervogt und den Steuereinnehmer. Mag sein, daß diese sich persönlich unbeliebt gemacht hatten, aber ein jeder wußte um ihre Stellung und um das, was sie repräsentierten: den monarchischen Staat in seiner ganzen Unzulänglichkeit bei der Bewältigung der gegenwärtigen Krisen. Und dagegen zu protestieren, war zweifellos politisch!

7. Die Überseeauswanderung bietet einen Ausweg aus der ländlichen Dauerkrise

7.1 Auswanderungsverlauf, Rahmenbedingungen und die Laerer Auswanderer

Den Besuchern des Bad Laerer Heimatmuseums, das in den Räumen der alten Vikari vielfältigste Zeugnisse zur örtlichen Geschichte ausstellt, dürften wohl als erstes die Tafeln mit den Namen der Laerer Amerikaauswanderer ins Auge fallen. Mehrere hundert Namen sind hier sorgfältig verzeichnet; sie erinnern an den Wagemut all derer, die ihre Heimat einst verließen, um in der Neuen Welt ihr Glück zu machen. Von 1832 bis 1894 haben ca. 760 Einwohner das Kirchspiel Laer in Richtung USA verlassen. 339 von ihnen gingen zwischen 1832, dem Jahr des Beginns der statistischen Erfassung und 1847.[1] Das Jahr 1845 markiert den absoluten Höhepunkt der Auswanderung: 142 Laerer gingen nach Amerika, um dort ein neues Leben anzufangen.[2] In den Jahren von 1847 bis 1871 verließen weitere 281 Personen mit dem Ziel Amerika die Gemeinde Laer.[3] Spitzenwerte wie im Jahre 1845 wurden aber nicht mehr erreicht, nicht zuletzt wegen der Wirren, die die USA im Bürgerkrieg erschütterten. Zwischen 1871 und 1894 brach die Entwicklung zwar nicht ab, aber sie setzte sich auf einem vergleichsweise niedrigen Niveau mit insgesamt etwa 140 Auswanderern fort. Die geringe Zahl mag allerdings auch mit der lückenhaften Quellenlage zusammenhängen.[4] Für die Beurteilung dieser letzten Auswanderungsphase scheint vor allem wichtig, daß der Auswanderungsprozeß einigermaßen kontinuierlich anhielt, ohne daß es dabei zu neuerlichen Eruptionen kam. Die Auswanderung aus dem Kirchspiel Laer ist kein Einzelphänomen. Arbeitslosigkeit, Armut, Perspektivlosigkeit und bisweilen Hungersnot, aber auch die Hoffnung auf ein besseres Leben im „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“, all das waren Motive, die viele Milli-

onen Menschen im 19. Jahrhundert nach Amerika trieben. Die Laersche Entwicklung war ein Teil dieser neuzeitlichen Völkerwanderung und läßt sich letztlich nur in diesem größeren Zusammenhang verstehen.

Im Zwischendeck. Szene auf einem Auswandererschiff.

Die deutsche Überseeauswanderung im 19. Jahrhundert

Während des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts wanderten allein aus Deutschland fast sechs Millionen Menschen aus. Der Weg der meisten dieser Auswanderer führte in die Vereinigten Staaten von Amerika. Dort wurden riesige Siedlungsgebiete neu erschlossen, die Verkehrs- und Kommunikationswege zwischen den USA und Europa verbesserten sich erheblich und *„einmal in Gang gekommen, reproduzierte sich die Wanderungsbewegung gewissermaßen selbst"*.[5] Aussiedler, die sich in den Staaten etabliert hatten, zogen also neue Auswanderer nach, so daß sich der Wanderungsprozeß beständig selbst in Gang hielt. Die Auswanderung aus Deutschland vollzog sich in drei entscheidenden Schubwellen, mit je unterschiedlichen regionalen Schwerpunkten. Zwischen 1817 und 1832/33 war die Auswanderung vor allem auf Südwestdeutschland beschränkt. Danach überzog sie ganz Deutschland. Die nordwestdeutsche Auswanderung begann langsam in den 30er Jahren, und fand ihren vorläufigen Höhepunkt in den 40er und 50er Jahren. Der amerikanische Bürgerkrieg von 1861 bis 1865 unterbrach den Einwandereransturm. Doch nach seinem Ende setzte bis etwa 1875 eine zweite, das ganze Land betreffende Auswanderungswelle ein. Die Weltwirtschaftskrise zur Mitte der 1870er Jahre sorgte für einen erneuten Einbruch der Massenauswanderung – wie in den Jahren des Bürgerkrieges schienen die USA wenig attraktiv. Aber schon ab 1880 setzte die dritte Auswanderungswelle ein. Sie betraf im wesentlichen die ostelbischen Gebiete Preußens. Die alten Rittergüter konnten im Wettbewerb mit den amerikanischen Farmen nicht länger mithalten, denn in Amerika wurde mehr und billiger für den Getreideweltmarkt produziert als in den veralteten preußischen Gutsherrschaften. Eine moderne Dampfschifflotte brachte das amerikanische Getreide nun auf den europäischen Markt und

verdrängte die eingesessene Konkurrenz. Rasch wurden Arbeitsplätze knapp, und die Massenauswanderung begann. Erst in den 90er Jahren, als *„das heimische Angebot an Erwerbsmöglichkeiten die Bevölkerungsentwicklung endlich eingeholt hat“*, ebbte die Auswanderungsbewegung wieder ab.[6]

Beschäftigungskrise, Verarmung und Auswanderung aus dem Fürstentum Osnabrück

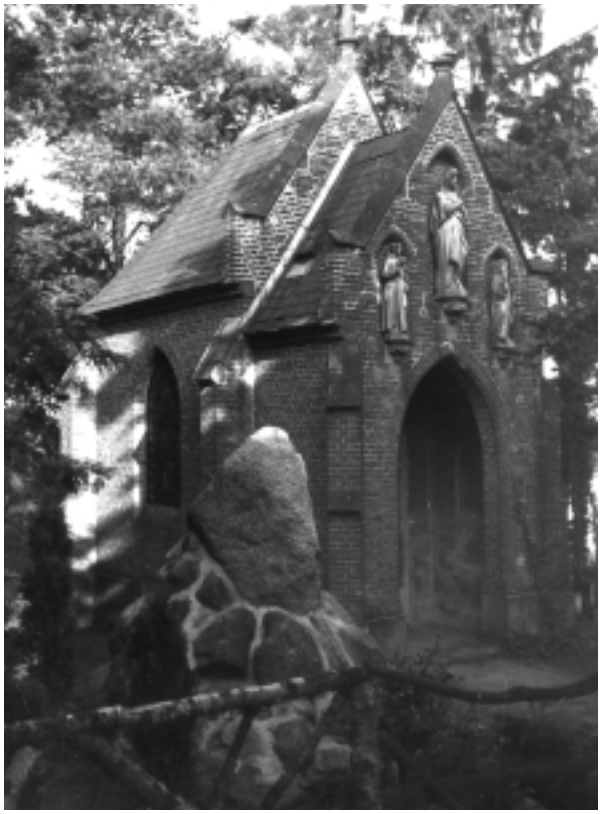
Der Auswanderungsanteil Hannovers an der deutschen Gesamtauswanderung war überdurchschnittlich hoch – er machte zwischen 6 und 8 % aus, während nur 5 % der Deutschen im Königreich Hannover lebten. Das Gebiet des Fürstentums Osnabrück hatte den stärksten Anteil an der Auswanderung im Königreich. 1832/33 wurden bereits 900 Emigranten aus dem Osnabrücker Raum gezählt.[7] Bis zum Ende der 30er Jahre waren es gut 10.000 Auswanderer. 22.000 Menschen wanderten in den 40er Jahren aus und nochmals gut 20.000 in den 50er Jahren.[8] Damit sind insgesamt über 50.000 Auswanderer aus dem Osnabrücker Raum zu verzeichnen – ein absoluter Spitzenwert! Die hiesige Entwicklung hing eng mit der fortschreitenden Verarmung weiter Teile der Bevölkerung im Osnabrücker Land zusammen. Hiervon war auch das Amt Iburg, zu dem das Kirchspiel Laer gehörte, betroffen. Die Agrarreformen des frühen 19. Jahrhunderts, insbesondere die Markteilung, hatte die Lage der unterbäuerlichen Schichten, die es als landlose Heuerleute auch in Laer hundertfach gab, extrem verschärft. Ihnen fehlte die ehemals allen zugängliche Weide, um ein wenig mehr Vieh als unbedingt notwendig halten zu können. Ebenso fehlten Brenn- und Baumaterialien und auch der Dünger, den die Mark bislang so reichlich gegeben hatte. Verschärfend trat der Niedergang der Löwendlinnenweberei hinzu, wodurch sich die Verdienstmöglichkeiten stark einschränkten. Die Bevölkerung nahm zu – in Laer von 2.383 Einwohnern im Jahre 1772 auf 3016 Einwohner im Jahre 1833.[9] Das starre und unterentwickelte hannoversche Wirtschaftssystem aber konnte in seiner Leistungsfähigkeit weder mit dem Bevölkerungswachstum Schritt halten, noch war es flexibel genug, sich auf die sich verändernden ökonomischen Notwendigkeiten einzustellen. Die Industrialisierung wurde nicht vorangetrieben – Hannover verstand sich eher als agrarisches Hinterland Englands, mit dem man eng verbunden war. Das Königreich bemühte sich auch nicht, den verarmten Heuerleuten ausreichende Verdienstmöglichkeiten zu verschaffen. So blieb der Nahrungsspielraum der besitzlosen Schichten stark eingeengt. Mißernten konnten nicht mehr ausgeglichen werden und führten rasch zu entsetzlichen Hungerkrisen, von denen gerade die kleinen Leute im Kirchspiel Laer massiv betroffen waren. Die königliche Regierung war aber nicht zu Veränderungen ihrer Wirtschaftspolitik bereit. Insofern kam ihr die Auswanderung wohl auch ganz recht.[10] Die Beschäftigungskrise auf dem Arbeitsmarkt ließ sich vermittels einer liberalen Auswanderungspolitik – der Staat stellte den Auswanderern kaum Hindernisse entgegen – leicht kaschieren. Der beständige Abfluß dieses Unruhepotentials sorgte so fast automatisch für die Stabilisierung eines Herrschaftssystems, das im wesentlichen am Machterhalt interessiert war, ohne zu Kompromissen und Veränderungen bereit zu

sein. Die Auswanderung wirkte also eher befriedend, denn sie sorgte dafür, daß sich die sozialen Spannungen abbauten und nicht – wie im Jahre 1848 geschehen – in Tumulten und politischem Aufruhr entluden.

Höhepunkte und Tiefpunkte. Auswanderungsverlauf von 1832 bis 1847 im Kirchspiel Laer

Die „Fieberkurve" der hiesigen Auswanderung verweist vor allem in die Jahre zwischen 1830 und 1847, weil hier erstens der Keim für die Auswanderung der Folgejahre gelegt wurde und weil dieser Zeitraum zweitens – auch zahlenmäßig betrachtet – am bedeutendsten ist. Die Bewohner des Kirchspiels hätten wegen mehrerer Hungerkrisen seit den 20er Jahren und insbesondere nach der Hungersnot von 1830/31 durchaus Grund genug gehabt, ihrer Heimat den Rücken zuzukehren. Bargeld war aber unendlich knapp, und auch nach Ablauf des Hungerjahres bekam die unterbäuerliche Schicht keine weiteren Mittel in die Hand. Die Knechte und Mägde verdienten ohnehin kaum Geld, und viele Heuerleute waren verschuldet. Insofern dauerte die Laersche Armutsperiode im Anschluß an die Hungersnot recht lange, während die Überfahrten nach Amerika zu dieser Zeit für die Notleidenden noch unerschwinglich waren. Zudem gab es ja kaum Verwandte oder Bekannte in Amerika, die die Kosten hätten vorstrecken können – ein Vorgang, der in späteren Jahren zur Normalität gehörte. Darum blieben die meisten Auswanderungswilligen vorerst noch zu Hause. Allerdings müssen sich schon zu dieser Zeit, Anfang der 30er Jahre, einige wenige Laerer in Amerika befunden haben. Vogt Greve schrieb im Jahre 1834, *„daß vor einiger Zeit die Auswanderungs Lust dahier im Stocken war; jetzt, nachdem Briefe von den Ausgewanderten eingegangen sind, aber wieder aufgeregt ist"*.[11] Bis dahin wurden 12 Auswanderer insgesamt gezählt.[12] Es steht aber zu vermuten, daß die *„Auswanderungs Lust"* von der der Vogt erzählt, vor Beginn der offiziellen Zählung schon einmal vorhanden gewesen sein muß, damit sie dann ins Stocken geraten konnte. Diese durch die Briefe der Auswanderer hervorgerufene Auswanderungsneigung, hielt sich aber nicht lange. Ende 1834 notierte Greve, daß *„die Auswanderungsbetriebe abgenommen haben, und die vormalige Neigung dazu sehr geschwächt ist"*.[13] Und tatsächlich wanderte im Jahre 1835 auch niemand mehr von Laer nach Amerika aus.[14] Ein erster Spitzenwert der Auswanderung wurde im Jahre 1836 erreicht. Insgesamt 76 Personen traten in diesem Jahr den Weg nach Amerika an.[15] Mittlerweile hatten sich vereinzelte Agenten auf die Organisation von Auswanderungen spezialisiert. Ein solcher Agent erreichte das Kirchspiel Laer im Februar 1836. Es war Sonntag früh und Vogt Greve saß gerade zum Hochamt in der Kirche, als man ihm ein sogenanntes *„Publicandum"* zusteckte. Es war damals üblich, Nachrichten von allgemeinem Interesse mündlich in der Kirche vorzutragen. In diesem Falle aber zierte sich der Vogt *„unter den Angaben: es komme zu spät um sofort publiciert zu werden"*.[16] Der Agent, ein *„J.H. Zuhorn in Osnabrück, Johannisstraße Nr. 55"* warb damit, daß er für Auswanderungswillige *„welche nach Amerika reisen wollen ... den ganzen Sommer hindurch bis spät im Herbst, schöne dreimastige gekupferte Schiffe nach Amerika absende. Die Preise kann*

ich sehr billig ... laßen, auch die Allerbesten Schiffe ausführen, da ich diese genau kenne. Auswanderer belieben sich bey mir zu melden, wo ich ihnen dann mit den näheren Bedingungen bekannt machen, und bündige Contrakte einreichen werde“.[17] Solche Werbung scheint gezogen zu haben – wie gesagt gingen in diesem Jahr 1836 immerhin 76 Auswanderer von Laer nach Amerika. Allerdings läßt sich derzeit kaum bestimmen, ob sie allesamt dem Angebot der Firma Zuhorn vertraut haben, oder ob es nicht noch andere Gründe gab, die zur Auswanderung führten. Immerhin, das Geschäft der Auswanderungsagenten blieb langfristig in Laer heimisch. Ende der 60er Jahre gab es hier zwei dauerhaft ansässige Agenten, die für größere Firmen tätig waren: Der Gastwirt und Kaufmann Niehaus arbeitete für die Firma Lüdering und Comp. in Bremen, und ein Hiltermann arrangierte Auswanderungen für die Firma Stisher u. Comp., die ebenfalls in Bremen ansässig war.



Die sogenannte „Auswandererkapelle“ am Kalvarienberg in Hardensetten, Aufnahme Raudisch um 1938, Diözesanarchiv Osnabrück.

Anfang der 40er Jahre war die Laerer Auswanderungsbewegung auf sehr niedrigem Niveau. Das hing eng mit den Nachrichten zusammen, die zwei Rückwanderer aus Amerika mitgebracht hatten. Der Heuerling Wechelmann aus Müschen und Georg Wiemann *„Bruder des Colon Wiemann zu Hardensetten“*,[18] waren im Jahre 1836, dem Jahr der ersten größeren Auswanderungswelle, nach Amerika gegangen. Nur wenige Jahre später kehrten sie aber in ihre Heimat zurück mit der festen Absicht, für immer in Laer zu bleiben. Beide *„schilderten ... die Lage der Deutschen in Amerika so schlecht, daß es manchen Anderen von dem Auswanderungsfieber befreien wird“*,[19] vermutete der Vogt. Weder der

eine, noch der andere hatte das erhoffte Vermögen in Amerika verdienen können. Georg Wiemann brachte immerhin ein wenig Geld, zwischen 200 und 300 Rthlr., mit nach Hause zurück. Das hatte er aber nur erwirtschaften können, weil er *„vor seiner Auswanderung sich bedeutend mit Kleidung etc. versehen; so daß er für dergleichen in Amerika keine Ausgaben gehabt hat, weshalb es ihm seiner Aussage nach auch nur möglich gewesen sey, sich die angegebene Summe zu erübrigen“*. Wechelmann hat in Amerika etwa 100 Rthlr. sparen können. Aber die Herkunft des Geldes war schon ein wenig makaber. Er erzählte dem Vogten, daß *„nämlich in den südlichen Gegenden von Amerika die Sterblichkeit unter den Deutschen Tagelöhnern ausserordentlich groß sein* (soll)*, und pflegen dann immer die Überlebenden den Nachlaß der Verstorbenen unter sich zu theilen“*. Überhaupt werde bezüglich der Vermögen, die frühere Auswanderer erworben hätten, viel gelogen. In Wirklichkeit sollte ein Laersches Auswanderererehepaar, das seine Ersparnisse in Amerika in Grundbesitz angelegt hatte, diesen *„aus Noth wieder veräußert haben, und die Eheleute dort jetzt als Knechte und Mägde dienen“*. Vogteigehilfe Rüpke sah in der Rückwanderung aber keinen Grund zur Freude. Statt dessen befürchtete er, *„daß von denselben* (Auswanderern) *mit der Zeit viele Personen ... in den traurigsten Umständen zurückkehren werden. Diese Vorgänge haben denn auch der AuswanderungsLust hier den Todesstoß gegeben“*.[20] Das galt offenbar noch nicht für dieses Jahr 1839. Den Aufzeichnungen des Vogtes nach wanderten noch 42 Personen aus,[21] so daß sich hier kaum von einem *Todesstoß* sprechen läßt. Im Folgejahr aber ging nur noch ein einziger, der Tischler Heinrich Matthias Meier aus Remsede, ein junger Mann von 27 Jahren nach Amerika. Die Schilderungen der Amerika-Rückkehrer zeigten also durchaus Wirkung. Sie konnten aber alle diejenigen, die ihre Reise wohlmöglich schon fest gebucht hatten, nicht mehr abschrecken. Eine Reihe von Briefen, die im Jahre 1840 hier eintrafen, taten ihr übriges, um die Bevölkerung erneut von der Auswanderung abzuhalten. Fast durchgängig schilderten sie *„die Lage und Verhältnisse des größten Theils der Deutschen Ausgewanderten in Amerika so trübe, daß die Auswanderung aus dem hiesigen Kirchspiel so gut als ganz aufgehört zu betrachten ist“*.[22] Statt weiterer Auswanderung fürchtete die Vogteiverwaltung nun das Gegenteil, nämlich die Rückwanderung der verarmten Amerikaauswanderer, von denen sich einige bereits brieflich angekündigt hatten. Manchem fehlte nur noch das Reisegeld, um der Neuen Welt endlich wieder den Rücken kehren zu können, *„weshalb wohl zu befürchten steht – so die Vogteiverwaltung –, daß in der Folge viele Ausgewanderte in Armut hierher zurückkehren werden, sobald sie in Amerika sich nur die Reise=Mittel zu verschaffen im Stande sind“*.[23] Diese Vorstellung schreckte Vogt Rüpke – Rüpke übernahm die Vogtei Laer im Jahre 1840 – natürlich ebenso, wie ihn die dauernde Auswanderung bislang irritiert hatte. Denn die Lage der besitzlosen Schichten war in Laer ja nicht besser als etwa in Amerika! Doch tatsächlich gab es in den Folgejahren trotz der brieflichen Ankündigungen so gut wie keine Rückwanderung aus den USA. Aber auch die Auswanderung hielt sich in engen Grenzen, denn noch immer schickten die Ausgewanderten schlimme Nachrichten über die Lebensbedingungen in den USA. In den Jahren 1841 und 1842 kehrten denn auch nur solche Laerer ihrer Heimat den Rücken, die sich in Amerika die Lösung ganz persönlicher Probleme erhofften. Von den drei Auswanderern des Jahres

1841 gingen zwei, *„weil sie ihres schlechten Rufes wegen hier kein Unterkommen mehr finden konnten, – die letztere ist aber ihren vorangegangenen Verwandten nachgezogen“*.[24] Und unter den zehn Auswanderern des Jahres 1842 waren allein sieben junge Dienstmägde, die, in dem Wunsch vereint, in Amerika einen passenden Ehemann zu finden, den beschwerlichen Weg auf sich nahmen.[25] In Laer nämlich hatten es die Dienstmägde recht schwer, einen Ehemann zu finden. Geheiratet wurde ja erst, wenn auch eine Familie ernährt werden konnte. Das aber war den Knechten und Mägden meist nicht möglich. Sie waren darum in der Regel zu einem enthaltsamen, womöglich einsamen Leben verurteilt – ein Schicksal, dem sie durch die Auswanderung vielleicht doch noch entkommen konnten. Doch für einige von ihnen erfüllte sich dieser Traum nicht, denn sie wurden von einem furchtbaren Unglück getroffen. Während einer Fahrt auf dem Ohio-River sollen sie *„durch das Platzen eines Dampfkessels Schiffbruch gelitten, theils dabei umgekommen, theils aber nur das nackte Leben gerettet haben“*.[26]

Seit 1844 trafen wieder gute Nachrichten aus Amerika im Kirchspiel Laer ein,[27] und bald stieg auch die Auswanderungsbereitschaft. Im Jahre 1844, einem Hungerjahr, in dem das Bargeld äußerst knapp gewesen sein dürfte, war die Auswanderung noch nicht allzu nennenswert. Immerhin wagten 15 Personen die Überfahrt. Unter ihnen war auch die achtköpfige Familie Walke, die im Kirchspiel Grund besessen hatte. Sie nahm den langen und beschwerlichen Weg auf sich, weil sie in Amerika auf ein besseres Fortkommen für die Kinder hoffte. Im Jahre 1845 stieg die Laersche Auswanderungsbewegung geradezu explosionsartig an. Den Aufzeichnungen des Vogten nach wanderten in diesem Jahr 142 Personen aus dem Kirchspiel nach Amerika aus.[28] Damit stellte Laer in diesem Jahr die weitaus meisten Auswanderer aus dem ganzen Amt Iburg. Es folgten Borgloh mit 66, Glane mit 63, Hagen mit 61, Dissen mit 35, Hilter mit 31, Oesede mit 19, Iburg mit 17 und schließlich Glandorf mit 13 Auswanderern.[29] Anfang der vierziger Jahre, als nur vereinzelte Auswanderungen aus Laer stattfanden, hatte das noch eher umgekehrt ausgesehen. Vogt Rüpke war schockiert. Lange hatte er angenommen, daß die Auswanderung im Kirchspiel ihren Zenit längst überschritten hatte. Nun fürchtete er eher das Gegenteil: *„Sollten die nächsten Nachrichten der jetzt Ausgewanderten günstig lauten, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach, die Auswanderung auch im nächsten Jahr fortgehen“*.[30] Doch seine Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet, denn die Nachrichten aus Amerika lauteten schlecht. So konnte erst im Jahre 1848 wieder ein starker Anstieg an Auswanderern verzeichnet werden,[31] der wohl in engem Zusammenhang mit den Laerschen Tumulten im Revolutionsjahr zu verstehen ist. Einen Auswanderungshöhepunkt wie im Jahre 1845 hat Laer nie mehr erlebt.

Verfolgt man die Auswanderung aus dem Kirchspiel in dieser ersten Phase, dann fällt vor allem die Bedeutung der Auswandererbriefe auf. Je besser die Nachrichten aus den USA lauteten, um so größer wurde die Bereitschaft zur Auswanderung. Klangen die Nachrichten aber schlecht, dann zogen nur diejenigen fort, die von einem speziellen Interesse, etwa dem Wunsch nach Verheiratung, geleitet waren. Allerdings erklärt das allein die

Auswanderungsexplosion des Jahres 1845 nicht hinreichend. Vorausgegangen war die schwere Hungerkrise des Jahres 1844, die letztlich den Exodus aus Laer auslöste, denn so schlecht wie hier dürfte die Lage in Amerika keinesfalls gewesen sein. Anders ausgedrückt war die Lage gerade der kleinen Leute im Kirchspiel Laer bisweilen derart schwierig, daß man einfach keine Überlebenschance mehr sah. In den „Normaljahren" mit einigermaßen ausreichender Versorgung gab stattdessen die Lage in den USA den Ausschlag. Sie bestimmte dann letztlich darüber, ob die latent vorhandene Auswanderungsbereitschaft in die Tat umgesetzt wurde oder nicht.

Die wichtigsten Auswanderergruppen

Die Auswanderung war nicht für alle Einwohner im Kirchspiel Laer gleichermaßen interessant. Anhand einer Dokumentation, die das Staatsarchiv Osnabrück zur Auswanderung in den einzelnen Kirchspielen erstellt hat, erhält man ein genaueres Bild über die Auswanderer, ihr Alter, ihre Berufe usw. Allerdings hat damals längst nicht jeder seinen Beruf oder sein Alter angegeben. Darum bleibt unser Bild von den Auswanderern noch ungenau, doch zeigt es immerhin die wesentlichen Tendenzen.[32] Die meisten Auswanderer zählten zu den abhängig Beschäftigten, die nur über geringe Einkünfte verfügten, kaum einmal einen eigenständigen Haushalt unterhalten konnten und auch keine Aussicht auf Besserung hatten. Landwirtschaftliche Hilfskräfte stellten unter den abhängig Beschäftigten die größte Auswanderergruppe. Darunter waren 140 junge Frauen, die als *„Dienstmagd"* arbeiteten. 124 junge Männer dienten als Knechte. 26 weitere Personen wurden als *„Gesinde"*, also als landwirtschaftliche Hilfskräfte geführt. 30 weitere Personen firmierten als *„Dienstboten"*, vermutlich mit ähnlichen Aufgaben betraut wie Knechte und Mägde auch. Handwerker und sogenannte *„Handarbeiter"* stellten die zweitgrößte Auswanderergruppe. Die 82 gezählten Handwerker waren meist Gesellen oder Lehrlinge, die Handarbeiter – 49 an der Zahl – dürften dagegen unausgebildete Hilfskräfte außerhalb der Landwirtschaft gewesen sein. Hinzurechnen müßte man noch die Tagelöhner, ein Beruf, der von 26 Auswanderern angegeben wurde. Tagelöhner arbeiteten tageweise in jedem erdenklichen Gewerbe, im Steinbruch etwa und natürlich auch in der Landwirtschaft, wenn dort Not am Manne war. Sie waren also nicht fest angestellt und lebten daher oft in ganz ungesicherten Verhältnissen. Auf den Höfen dürften sie hauptsächlich in der Erntezeit und zur Feldbestellung Arbeit gefunden haben. Ansonsten versuchten die Bauern natürlich mit ihren Heuerleuten, Mägden und Knechten und den eigenen Kindern, die Arbeit zu schaffen.

Es wanderten allerdings längst nicht nur junge, familiär und beruflich mehr oder minder ungebundene Männer und Frauen aus, sondern auch eine Reihe von Familien, meist Heuerleute, die ihr Überleben auf der Heuerstelle nicht mehr sichern konnten. Den vorliegenden Unterlagen nach, verließen zwischen 1832 und 1894 73 Familien mit insgesamt 242 Personen das Kirchspiel Laer. Das entspricht mehr als einem Viertel der Auswanderer insgesamt. Die Auswanderung ganzer Familien gehört also zu den Normalerscheinungen

Die Abbildung zeigt den Sockel der von Laerer Auswanderern gespendeten, im Jahre 1860 geschaffenen Statue des Münsterschen Bildhauers Prang in der Auswandererkapelle am Kalvarienberg.

der Laerer Migration. Diese Familien wurden natürlich nicht von schierer Abenteuerlust getrieben. Sie trugen Verantwortung, insbesondere für ihre Kinder und mußten für deren Überleben sorgen. Hier am Ort war das aber längst nicht mehr für alle Familien möglich. Der Ausweg Amerika wurde rasch zur bitteren Notwendigkeit! Aus dem Kirchdorf Laer gingen im ganzen 32 Familien nach Amerika. Über immerhin 27 liegen Standesangaben vor. Darunter waren eine Neubauer- und eine Markkötterfamilie sowie eine Kolonen- und eine Exkolonenfamilie. Sie alle kamen aus im Prinzip besitzenden Schichten, und ihre Auswanderung entspringt durchweg individuellen Motiven, die sich kaum verallgemeinern lassen. Einige andere Familien lebten von abhängigen Beschäftigungen, z.B. als Dienstbotenpaar, als Knechte und Mägde, als Handarbeiter. Durch ihren familiären Status waren sie die Ausnahmen von der Regel und doch besonders von den engen Grenzen der Sozialverfassung des Kirchspiels bedroht. Sie würden kaum eigenen Besitz erwerben, waren beständig weisungsgebunden und in ihrer Existenz als Familienhäupter auch innerhalb des eigenen Berufsstandes eher eine Randerscheinung. Die weitaus größte Gruppe der auswandernden Familien im Kirchspiel aber entstammte der Heuerlingsschicht. Insgesamt 27 Heuerlinge, fünf Heuerlingsfrauen und zwei Heuerlingswitwen wurden gezählt. Im Kirchdorf Laer selbst stellten sie mit 12 Familien die größte Gruppe unter den auswandernden Familien. Aus Hardensetten waren drei von vier auswandernden Familien Heuerlinge, in Müschen waren es fünf von 13, aus Westerwiede gingen insgesamt nur drei Familien – alles Heuerlinge –, und aus Winkelsetten gingen sechs Familien, von denen drei Heuerlinge waren. Die Standes- und Berufsangaben der Remseder Auswanderer sind weniger genau – von 15 registrierten Auswandererfamilien bleiben sieben ohne Angabe der Herkunft. Unter den übrigen aber waren drei Heuerlingsfamilien, während sich die anderen auf die Ausnahmeerscheinungen von Tagelöhner-, Gesinde- und Handarbeiterfamilien zuzüglich einer Handwerkerfamilie aufteilen.

7.2 Überfahrt und Leben in Amerika

„Steamer ahoi!“ [33]

„Der Hafen liegt voller Schiffe und die ganze Stadt voller Auswanderer“ – schrieb Clemens Richard seinem Vater, dem Kaufmann Johann Anton Richard am 3. September 1852 von Bremerhaven nach Laer. Clemens wartete derzeit gespannt auf seine Überfahrt nach Amerika. Sein Schiff, der Segler Elisabeth, sollte am 9. September nach New York ablegen, und in der Neuen Welt würde er seinen Bruder Franz wiedertreffen, der bereits im August 1849 ausgewandert war. 22 Tage darauf, am 1. Oktober 1852, legte die Elisabeth in Staten Island an: Vor Clemens lag das „Land der unbegrenzten Mögleichkeiten“. Sein Bruder Franz war, wie Clemens später auch, von Bremerhaven aus in die Neue Welt gesegelt. Mit seinem Schiff, der Alberta, brauchte er allerdings 46 Tage, bis er glücklich in Baltimore ankam. Doch die Reise verlief, nachdem Franz die Seekrankheit überwunden hatte, recht erfreulich. *„Das Essen war wie man es ... in gewöhnlichen Gasthäusern bekommt, außer dem Pökelfleisch, sehr gut. Nach Tisch gab es eine Flasche Wein oder Bier, des morgens Kaffee und abends Tee ohne Milch aber mit Zucker, woran man sich auch bald gewöhnte“*.[34] Franz hatte es gut getroffen, denn er reiste als Kajütenpassagier und mußte sich die Kajüte nur mit drei weiteren Junggesellen teilen. Clemens hatte es da schon schwerer – er reiste in einer großen, für 16 Personen gebauten Kajüte, die aber mit 32 Reisenden überfüllt war. *„Zu 4en waren wir in eine Koje gestopft, 2 und 2 in ein Bett“*, schrieb er dem Vater nach Hause.[35] Zudem war die Verpflegung schlecht, *„besonders die für die Zwischenpassagiere – ich habe auf der ganzen Reise wenig genossen – Fleisch, meistens, Salzfleisch fast gar nichts“*. Franz und auch Clemens hatten noch Glück, denn die meisten Passagiere reisten im billigen Zwischendeck nach Amerika. Franz beobachtete die armen Leute, *„wie sie da dicht mit kleinen und großen Kindern nebeneinander auf einem verpesteten Zimmer liegen“*.[36] Und gemeinsam mit Heinrich Pelken, den es ebenfalls in die „Neue Welt“ zog, freute er sich, *„daß er* (für die Reise) *soviel Geld mehr angelegt hat“*. Kein Zweifel, die Zwischendeckpassagiere – und die meisten Laerer reisten im Zwischendeck – waren schlecht dran. Schon in Bremen wurden sie *„scheußlich von den Bremer Maklern und Wirten mitgenommen und geprellt, dagegen sind wir noch gnädig behandelt“*, meinte Franz. Glücklich an Bord, ging es den ärmeren Reisenden erneut schlecht. Ihr Zwischendeck diente ihnen *„gleichermaßen* (als) *Schlaf-, Eß- und Aufenthaltsraum, in dem in der Regel zwischen 150 und 200 Personen untergebracht wurden. Enge und Schmutz bestimmten daher hier das Zusammenleben. Die Zwischendeckpassagiere galten als Reisende zweiter Klasse, der Willkühr des Kapitäns und seiner Mannschaft unterworfen und von den Kajütenpassagieren durch soziale Klassen getrennt“*.[37] Kurz, die Reise im Zwischendeck war eine *„Tortur, und schon wegen der Moral, die darin geführt wird, ein Gräuel. Besonders möchte ich jungen Mädchen raten, nie ohne gute und sichere Gelegenheit zu reisen, denn in dieser Hinsicht taugen die Seeleute vom Capitän bis zum untersten Matrosen nicht viel“*,[38] ließ Franz den Vater in Laer wissen. Und doch, trotz aller Beschwernisse der Reise hielt die Auswanderung auch weiterhin an. Die Laerer Auswanderer er-

trugen den Verlust der Heimat, die Gefahren der Seereise und die schlechte Verpflegung. Sie hatten zudem noch den Mut zum Aufbau einer neuen Existenz und einer neuen Nation auf amerikanischem Boden, weil ihnen die Heimat, die deutschen Länder und hier vor allem das Königreich Hannover keine Lebensperspektive mehr bot. Das Kirchspiel Laer mußte seine Auswanderer verloren geben, weil es, in der extrem konservativen Wirtschafts- und Sozialpolitik des Königreichs verfangen, nicht die Kraft zum Aufbau neuer Arbeitsplätze und zur Sicherung des Nahrungsspielraumes finden konnte.

„Unser Muth ist bis jetzt noch immer gut und herzhaft“
Ankunft und Leben in Amerika

Wenn auch nicht jeder Auswanderer seinen Zielort angegeben hat, so liegen doch eine Reihe von Angaben vor, so daß die Verteilung von Laerer Bürgern in der Neuen Welt relativ gut deutlich wird. Orte wie Neu Glandorf, Teutopolis, Evansville, Dayton, Quincy, Minster (Ohio), Jefferson, Augusta, Libori, Pittsburgh, Baltimore und New Orleans wurden nur vereinzelt gewählt. Größere Gruppen gingen nach Washington [39] (9) oder New York (10), aber die eigentlichen Zielgebiete waren Cincinnati im Bundesstaat Ohio, (20), St. Louis (38) in Missouri sowie Louisville, Kentucky (54) und auch Siegel, Illinois. Diese drei bevorzugten Gebiete liegen in angrenzenden Bundesstaaten. Sie waren längst erschlossen; Auswanderer aus Laer haben meistens nicht den Aufbruch in die Prärien des Mittelwestens gesucht, sondern sind in bereits besiedelte Regionen gezogen. Dabei wählten sie Gebiete, die auch von anderen deutschstämmigen Auswanderern bevorzugt wurden. St. Louis sei in diesem Zusammenhang beispielhaft erwähnt. Nordwestlich der Stadt liegt das sogenannte „Duden-Land“ (benannt nach Gottfried Duden, dem ersten deutschen Siedler dort), die zwei Counties, St. Charles und Warren-County. Counties sind im Prinzip Landkreise, allerdings von typisch amerikanischer Übergröße. Die bäuerlichen Einwanderer machten sie seit den 30er Jahren zu einer deutschen Enklave mit dem städtischen Bezugspunkt St. Louis. Noch genauer müßte man eigentlich von einer hannoverschen Enklave sprechen, und Hannover meint in Sachen Auswanderung hauptsächlich das Osnabrücker Land. *„In der Tat stammten wenigstens zwei Drittel der Deutschen im Duden-Land aus einem Gebiet von etwa einhundert Kilometer Länge und fünfzig Kilometer Breite, das sich den Teutoburger Wald entlang vom Kreis Tecklenburg nach Lippe-Detmold erstreckte und das Fürstentum Osnabrück, das Amt Damme in Oldenburg und den dazwischen liegenden Teil des Regierungsbezirks Minden einschloß. Ein noch größerer Teil, ganze vier Fünftel, waren niederdeutscher Herkunft“*.[40] In diesem Gebiet, bzw. an dessen Grenze, gibt es daher auch Ortschaften mit Namen wie Detmold, Dissen und New Melle. Eine Ortsbezeichnung Laer gab es nie. Das war aber auch gar nicht notwendig, um sich auch in der Ferne, die hier bald schon keine „Fremde“ mehr war, rasch heimisch fühlen zu können. Man sprach Deutsch, Plattdeutsch um genau zu sein, fand alte Nachbarn und Freunde wieder, und selbst der Priester am Ort kam aus der Heimat. So etwa der Laersche Pastor Anton Pauk, der seit dem Jahre 1875 für einige Jahre in St. Charles wirkte. Die gemeinsame

Herkunft aus dem Nordwestdeutschen Raum war übrigens nicht nur für St. Louis und seine nahegelegenen Counties kennzeichnend. Auf ähnliche Verhältnisse traf man auch in Louisville, Kentucky und Cincinnati, Ohio.

Franz Richard und sein Reisegefährt Heinrich Pelken gingen vorerst nach Philadelphia. Pelken hoffte, *„bald Arbeit in einer Brauerei* (zu) *bekommen, da es hier viele gibt* (die) *gute und ausgebreitete Kundschaft haben, weil das Wasser hier in Philadelphia sich zum Bayerischen Bier sehr gut eignet. Die Brauer sind Deutsche, vorzüglich Bayern"*, erzählte Franz der Familie in Laer.[41] Allerdings zerschlugen sich Heinrichs Pläne – im Dezember 1849 verließ er Philadelphia, denn er fand keine Arbeit. Franz selbst, der nicht als Handwerker sondern als Kaufmann Arbeit suchte, traf es auch nicht sehr gut. Erst im März 1850, nach etwa sechs weitgehend untätig verbrachten Monaten, fand er eine Anstellung *„in einem engros und detail Regen- und Sonnenschirmgeschäft"*.[42] Ganze 4 $ sollte er pro Woche verdienen, doch Franz wußte, *„daß man hier erst wieder, wenigstens das erste Jahr, die Stellung eines Lehrlings annehmen muß"*, bevor richtig etwas zu verdienen sei. Noch war Franz mit dem Leben in Amerika ganz einverstanden, obwohl ihn auch so manches regelrecht abstieß. *„Es geht hier alles aufs Geldmachen und Betrügen los, und wenn einer kein Geld mehr hat, so macht er sich nach einem anderen Staate oder steckt sein Haus an, welches er sich zuvor hoch versichern läßt. Denn es ist hier nicht Neues, daß man alle Tage Häuser brennen sieht. So brannte gestern Abend noch eine Farbenfabrik in unserer Nähe, welche schon zum zweiten Male d. J. brennt, ab. Mit Feuer geht man hier sehr ruchlos um und wird wenig daraus gemacht, ob ein Haus brennt oder die Straßenjungens ein hohes Feuer auf der Straße machen"*.[43] Für Franz waren das unhaltbare Zustände – in Laer jedenfalls achteten die Untervögte und des Nachts der Nachtwächter Weiss streng darauf, daß niemand mit offenem Feuer die Straße auch nur betrat, denn die Laerer wußten noch gut, wie verheerend der Dorfbrand von 1767 gewütet hatte. Doch hier in Amerika war alles anders, und ein Menschleben zählte nicht allzu viel. *„Ob Dampfschiffe oder Eisenbahnen zu Grunde und kaputt gejagt werden und hunderte von Menschen dabei umkommen, das sind Bagatellen. Die Ersteren sind hoch versichert und Menschen alle Tage wieder zu bekommen"* – nein, das Leben in Amerika war ganz anders als in Laer. Das galt übrigens auch in religiöser Hinsicht – *„die katholische Religion steht hier leider nicht in großem Credit"*, berichtete Franz nach Laer.[44] *„Es scheint"*, so vermutete er, *„daß hier Vorurteile viel durch die irländischen Einwanderer kommen, die alle mit Ausnahmen katholisch ..., aber durchgängig ein häßliches, schmutziges und durch ihre Trägheit allen Lastern ergebenes Volk* (sind). *Vor etwa 6 Jahren war der Haß der eingeborenen Amerikaner gegen die Irländer so stark, daß in Philadelphia ein Aufruhr entstand, wo mehrere katholische Kirchen niedergebrannt,* (und) *es zum Blutvergießen kam, und man alle Irländer verbannen und umbringen wollte"*. Während Franz die weit verbreiteten Vorurteile gegen die in meist bitterarmen Verhältnissen lebenden Iren noch teilte, sollte Clemens Richard bald mit *„einem großnasigen Nationalismus"* amerikanischer Prägung konfrontiert werden, der ihn verblüffte. Denn Mitte der 50er Jahre versuchte die politische Rechte in den USA, die Einbürgerungsbestimmungen zu verschärfen. *„Solche, die nicht im Lande geboren sind,*

sollen keine öffentlichen Ämter bekleiden können, besonders sollen alle Katholiken, eingeboren oder nicht, von solchen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen sein", schrieb er den staunenden Familienangehörigen ins erzkatholische Laer.[45]

Grabstein der Familie Clemens Richard in Cincinnati, Privatbesitz.

Und doch, das Leben in Amerika konnte auch lohnend sein. Im Sommer 1854 hatte Clemens *„auf einige Monate eine Ausflucht ins Land und in die Urwälder gemacht. ... . Meine Kreuz- und Quertouren erstreckten sich über die südwestlichen Counties* (Amtsbezirke) *von Ohio und die östlichen von Indiana. Hauptsächlich hielt ich mich nur in deutschen Settlements* (Ansiedlungen) *länger auf und in einem derselben mit Namen Oldenburg, gelegen in Franklin County, Indiana, habe ich mich 4 Wochen lang aufgehalten. Die meisten dieser deutschen Settlements sind erst in den letzten 20-10 Jahren angelegt und haben sich manche schon zu ziemlicher Landnutzung ausgebildet, haben ihre eigenen, häufig aus Steinen ausgeführten Kirchen, Schulgebäude, Pfarrhäuser usw. Alles, wie es sich gehört. Auch haben in der Regel die älteren Ansiedlungen schon solide, aus Steinen ausgeführte Wohnhäuser, die meisten aber sind noch aus Frame* (Brettern)".[46] Auf seinen weiteren Fahrten erfuhr Clemens natürlich auch, wie furchtbar schwer es die Siedler fanden, *„ihre erste elende Blockhütte mitten in der Wildnis aufzuschlagen und von diesem Centrum aus die Kultur* (ihres) *Grundeigentums zu erschwitzen"*. Aber letztlich würde sich die Mühe lohnen und *„derjenige Farmer ..., der es ... zum Besitzer einer günstig gelegenen Farm gebracht hat, ist gewiß, wenn er persönlich nichts dagegen hat, ein freier und glücklicher Bürger Nordamerikas zu nennen"*.

So mühten sich die Laerer Auswanderer, ihr Leben in Amerika gegen alle Widerstände zu meistern, mit unterschiedlichem Erfolg übrigens. Franz etwa, der sich bald in Cincinnati als Kaufmann selbständig machte, konnte sich im Beruf nicht durchsetzen. Im Februar 1856 wollte er aufgeben. *„Es scheint, dass Amerika mir keine Gesundheit und deshalb auch keine Zufriedenheit mehr gewähren will. Ich habe dieses früher so gepriesene Land satt“*, schrieb er dem Vater, und: *„Ich bin so weit, dass ich sagen muss: ich weiß nicht wie mir ist. Nicht ganz krank nicht gesund. Essen und Trinken schmeckt und bekommt mir nicht; zum Arbeiten zu schwach, zu träge und in allen Gliedern Schmerzen“* – kein Zweifel, Franz verlor seinen Mut.[47] Jahrein Jahraus hatte er gearbeitet, sich Jobs gesucht, mit wenigen Pennies sich durchgeschlagen. Bald versuchte er sich als Cigarrenhändler in Cincinnati, aber das Geschäft ging schlecht und Franz geriet in Nöte, auch mit seinem Kompagnon. Und nun mochte er nicht mehr. Das Stadtleben schien ihm betrügerisch, das Landleben primitiv und *„das Clima und die Natur bietet nichts Angenehmes als Roheit und Extreme, bald zu heiß, bald zu kalt, bald zu trocken, bald zu naß, niemals recht und behaglich, wie man es in Deutschland gewohnt ist“*. Gern wäre er nach Hause zurückgekehrt, aber schließlich blieb er doch in den Staaten, ebenso wie sein Bruder Clemens, der es allerdings auch glücklicher traf. Clemens belegte einige medizinische Kurse in Cincinnati und konnte sich im Laufe der folgenden Jahre schließlich als praktischer Arzt durchsetzen (auch Franz schlug später eine medizinische Laufbahn ein). Als geachteter Bürger starb er im Jahre 1917 in seiner neuen Heimat, die zu jener Zeit übrigens mit der alten Heimat im Kriege lag (Erster Weltkrieg 1914-1918). Nicht nur für Clemens, für viele Laerer bot Amerika auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das erhoffte *„bessere Fortkommen“*, eine Perspektive, die die deutschen Länder nicht bieten konnten. So setzte sich die Auswanderung aus Laer bis zur Jahrhundertwende fort.

7.3 Die Folgen der Auswanderung

Mit dem Verlust seiner Kinder gewann das Kirchspiel, ja sogar der ganze Osnabrücker Raum, ein gutes Stück wirtschaftlicher Stabilität und sozialen Frieden zurück. Langsam zeichnete sich *„eine Besserung der Ernährungs- und Beschäftigungslage ab, nachdem sich das krasse Mißverhältnis zwischen Arbeitsuchenden und Verdienstmöglichkeiten durch die Wegzüge etwas entspannt hatte“*.[48] Der Veränderungsdruck, den die krisenhafte Versorgungslage der 30er und 40er Jahre auf das hannoversche Wirtschaftssystem gelegt hatte, schwand mit dem Abfluß der arbeitsuchenden Kräfte nach Amerika. Für die verbleibenden wurde die Arbeitsuche leichter, das Leben in Grenzen stabiler, und auch darum sollte es nie wieder solche Tumulte wie im Jahre 1848 vor dem Haus des Schinkenhinerk geben. Gleichzeitig aber verzögerte die Auswanderung die Industrialisierung. Der Veränderungsdruck reduzierte sich durch die Abwanderung der Unzufriedenen, und entsprechend langsam nur vollzog sich die wirtschaftliche Weiterentwicklung. Die beständige Auswanderung führte dazu, daß eine Reihe der wagemutigsten, arbeitskräftigsten und ideenreichsten Söhne und Töchter des Kirchspiels ihre Kräfte eben nicht hier, sondern in

Von Müschen in die neue Welt: Saloon Henry Jugas in Louisville, Privatbesitz.

Amerika investierten. Anders als in den dramatischen Jahren zwischen 1830 und 1850 erfolgte diese Abwanderung bald in beklemmender Routine. Aus der Heimat fortzugehen, um die hier gewonnenen Kenntnisse und Fähigkeiten in Amerika einzusetzen, wurde zu einem fast normalen Lebensentwurf für die jungen Leute im Kirchspiel Laer. Insofern gehört die Geschichte der späteren Auswanderung bis zur Jahrhundertwende genauso zum Dorf und seinen Bauerschaften, wie die Geschichte derer, die hier geblieben sind.

„Behufs bessern Fortkommens“
Wohlstand in Amerika

„Behufs bessern Fortkommens“ erklärte der junge Clemens Kettler den Behörden in Iburg, als er am 11. Juni 1888 nach dem Grund seines Auswanderungswunsches gefragt wurde. Die Auswanderung aus Laer hatte ihren Zenit zu dieser Zeit zwar schon überschritten, aber der Vorgang als solcher wurde bis zur Jahrhundertwende nicht wirklich gestoppt. Das lag vor allem an dem regen Austausch, der zwischen den amerikanischen und den hiesigen Verwandten über Jahrzehnte stattfand. Die jungen Laerer, die noch in den 70er und 80er Jahren den Weg nach Amerika fanden, erstrebten vor allem ein *„besseres Fortkommen“*;[49] nur in vereinzelten Fällen wurden sie noch von der reinen Not gedrängt. Clemens Kettler beispielsweise war ein solcher junger Mann, der sicher auch in der aufstrebenden Industrieanlage der keine zwanzig Kilometer entfernt liegenden Georgsmarienhütte einen Arbeitsplatz hätte finden können. Daß er sich für das ferne Amerika entschied, dürfte an seinem Vetter Sandfort gelegen haben. Der nämlich war aus

Louisville zu Besuch nach Müschen gekommen, um die alte Heimat wiederzusehen und von seinen Erlebnissen zu berichten. Clemens ging daraufhin zum Amt nach Iburg und beantragte dort seine Entlassung aus dem preußischen *„Unterthanen-Verbande“*, indem er den Beamten erklärte: *„Ich werde in Begleitung meines hier zum Besuch anwesenden Vetters ... Sandfort aus Louisville die Reise unternehmen und wird derselbe auch für mein Fortkommen Sorge tragen“*.[50] Clemens´Auswanderung war kein Einzelfall. Nur drei Wochen nach seinem Besuch auf dem Amt in Iburg, erschien dort auch die Witwe Sandfort aus Winkelsetten, um die Auswanderung ihres Sohnes anzukündigen und seine Entlassung aus dem preußischen Untertanen-Verband zu erbitten. Letzteres war wichtig, denn die jungen Männer waren ja militärdienstpflichtig und hätten natürlich gegen das Gesetz verstoßen, wenn sie sich dem Militär ohne Genehmigung entzogen hätten. *„Mein Sohn, das Mündel Johannes“*, erklärte Mutter Sandfort den Beamten, *„will nach Amerika, St. Louis, mit dem Kaufmann Vornholt ..., zur Zeit zum Besuch in Laer, auswandern. Vornholt hat versprochen, für sein Fortkommen zu sorgen, und ihm in seinem Geschäft eine Stelle zu übertragen“*.[51] So ging auch dieser Auswanderung der Besuch eines in Amerika erfolgreichen Laerers voraus. Anders als die frühen Auswanderer, die oft noch ins Ungewisse aufbrachen und ihren Angehörigen bald verzweifelte Briefe schrieben, war diese Auswanderergeneration wirtschaftlich sehr viel besser abgesichert. Oft erwartete sie in Amerika neben Bekannten oder sogar Verwandten auch eine Arbeitsstelle und eine Wohngelegenheit.

Wichtig war dabei, daß das Leben in Amerika besser als in der Heimat werden würde. Das etwa versprach Ben Horstmann, Louisville, seinem Bruder Bernhard Heinrich Horstmann aus Hardensetten. Ben hatte, um auch wirklich sicherzustellen, daß die preußischen Behörden seinen militärpflichtigen Bruder auswandern lassen würden, gemeinsam mit zwei Bekannten den Notar Franke in Louisville aufgesucht. Dort setzte man – übrigens ganz selbstverständlich in deutscher Sprache – eine notarielle Erklärung auf. Bens Bekannten, die Herren Heinrich Gottbrath und Louis Hüggelmeyer versicherten dem Notar, *„daß sie mit dem seit etwa vier Jahren hier wohnhaften in dem ... Geschäft und Wirthschaft des Adam Gottbrath angestellten und ebenfalls mit unterschreibenden Bernhard Horstmann ... genau bekannt und befreundet sind“*.[52] Ben gab zu Protokoll, daß er seinem Bruder *„Gelegenheit gebe, zur Erlernung eines Geschäfts und zum Verdienen eines größeren Lohnes, als er in Deutschland erwarten dürfe“*, und seine Freunde bestätigten dies durch ihre Unterschrift. Nach der Beglaubigung dieser Erklärung durch das deutsche Generalkonsulat in Cincinnati fand das Schreiben seinen Weg nach Laer. Bald konnte Bernhard Heinrich Horstmann zu seinem Bruder nach Amerika reisen.

Tatsächlich waren die Zukunftsaussichten für einen jungen Mann in den USA auch sehr viel günstiger als im heimischen Laer. Dort gab es zwar längst schon keine Hungerkrisen mehr, aber das Leben konnte gerade für die nicht erbberechtigten Kinder immer noch sehr hart sein. Noch immer fristeten viele von ihnen ihr Auskommen als Magd oder Knecht in der Landwirtschaft, eine Existenz, von der man wohl leben konnte, aber sonst nichts weiter zu erwarten hatte. Der *„Privatier“* August Möller aus

Louisville konnte sich davon überzeugen, als er seinem Heimatort Müschen im Jahre 1888 einen Besuch abstattete. Dort traf er auch den Colonen Kampelmann, der ihn dringend bat, *„seinen am 4. Mai 1869 geborenen Sohn Matthias Kampelmann bei der Rückkehr nach Amerika mitzunehmen und zu versorgen“*.[53] Angesichts der schwierigen Lebensumstände, in die die Bauernfamilie Kampelmann damals unverschuldet geraten war, erklärte sich der Besucher aus Amerika gern bereit, den 19jährigen Matthias mitzunehmen. „Colon Kampelmann“, so schilderte Möller dem Amte, ist *„73 Jahre alt, ... seit Jahren am Stare vollständig erblindet, seine Frau ist etwa 60 Jahre alt. Das Colonat ist bis zum Werthe verschuldet, so daß die eigentliche Aussteuer zu Beginn eines Geschäfts oder eigenen Haushalts der Kinder kein Gedanke ist. Der Hof wird durch die Frau und einen erwachsenen Sohn verwaltet. Kampelmann hat 12 Kinder, von denen erst 2 verheirathet sind, die übrigen sind noch unversorgt. Der junge Mann* (Matthias) *ist wohlerzogen, gesund und arbeitskräftig, er dient augenblicklich bei Col. Diekmeyer in Hardensetten“*. Der Hof Kampelmann steckte also in Folge der Erkrankung des Vaters in großen Schwierigkeiten. Es gab so gut wie keine Chance, die Kinder hinreichend zu versorgen, damit ihnen mehr als nur die abhängige Existenz bliebe. Hier waren erst zwei Kinder durch Heirat abgesichert, ein drittes, der auf dem elterlichen Hof schaffende Sohn, würde wohl ebenfalls noch eine eigene Familie gründen können, aber für alle übrigen sah die Zukunft reichlich düster aus. Das galt natürlich auch für Matthias. Sein Förderer, August Möller aus Amerika sah das realistisch. *„Die Hohe Behörde“*, so schrieb er weiter, *„wird aus Vorstehendem ersehen, daß für Kampelmanns Sohn hier ... befriedigende Aussichten für die Zukunft nicht bestehen, wogegen ich die Versicherung geben kann, daß er in Amerika viel günstigere Aussichten hat. Mein langjähriger Aufenthalt hat mich mit den dortigen Verhältnissen vertraut gemacht, so daß ich mir darüber ein Urtheil erlauben darf ... . Zudem ich meine oben gemachte Verpflichtung wiederhole* (für Matthias besseres Fortkommen zu sorgen) *bitte ich die Hohe Behörde um Erlaubniß, Bescheinigung zur Auswanderung des Matthias Kampelmann zu geben und diese möglichst beschleunigen zu wollen, da ich Ende dieses Monats mit einem Dampfer der Nordd. Lloyd nach Amerika zurückkehren muß“*. Und erneut verlor die Gemeinde einen ihrer Söhne.

8. Remsede und die Abpfarrung von 1851

Am 15. August 1851 erhob Weihbischof Carl Anton Lübke Remsede zur eigenständigen Pfarrei, zu der auch die Katholiken von Hilter und Natrup gehören sollten. Mit Wirkung vom 1. Januar 1852 wurde Remsede auch zur politisch selbständigen Gemeinde. Die Abpfarrung einer einzelnen Bauerschaft ist in der jüngeren Geschichte des Kirchspiels Laer ein einmaliger Vorgang und soll hier genauer betrachtet werden. Das kleine Dorf Remsede zählte im Jahre 1851 immerhin 437 Einwohner.[1] Vier Jahre später lebten hier noch 429 Personen. Damit war Remsede nach Müschen und Hardensetten (566 bzw. 447 Einwohner) die drittgrößte Bauerschaft des Kirchspiels Laer.[2] Das Kirchspiel erlitt also einen beträchtlichen Bevölkerungsverlust, aber dennoch ließ man Rem-

sede ziehen. Ja, das alte Kapellendorf am Fuße des Kleinen Berges fand in Laer sogar ganz erhebliche Unterstützung auf seinem Weg in die Selbständigkeit. Das wiederum hat mit der besonderen Situation Remsedes innerhalb des Kirchspiels zu tun. Dazu gehört einmal die geographische Ferne zum Kirchdorf Laer. Im heutigen PKW-Zeitalter mag es kaum noch vorstellbar sein, aber vor 150 Jahren lagen die beiden Orte bisweilen schrecklich weit auseinander. Sie waren nicht etwa durch gepflasterte Straßen, sondern durch Feldwege miteinander verbunden, so daß der Weg von Remsede nach Laer bzw. umgekehrt jahreszeitlich bedingt sehr beschwerlich gewesen ist. Im Herbst etwa, wenn der Regen die Feldwege verschlammte, oder auch im Winter bei Glatteis und Schnee, war die Reise von dem einen in den anderen Ort ein echtes Wagnis. Schließlich besaßen nur die wenigsten Pferd und Wagen; die meisten Leute mußten die Strecke zu Fuß bewältigen. Es gab aber noch eine ganze Reihe weiterer Merkmale, die dem Dorf Remsede innerhalb der Ortschaften des Kirchspiels Laer eine besondere Rolle zuwiesen. Sie liegen in der Geschichte Remsedes begründet und haben, ohne bei der Selbständigwerdung von 1851 konkret benannt zu sein, zur Entwicklung einer speziellen Remseder Ortsidentität beigetragen. Diese Identität wiederum, ein eigenständiges Dorfbewußtsein also, ging der Trennungsidee voraus und bereitete ihr den Boden. Nachfolgend seien jene Elemente der Remseder Geschichte kurz vorgetragen, die dem Verselbständigungsplan die nötige Substanz gaben.

8.1 Merkmale einer ungewöhnlichen Bauerschaft

„und übertrifft an Alter“

Die Bevölkerung von Remsede hat im Jahre 1985 eine bemerkenswerte 1150-Jahrfeier erlebt, doch das Jubiläum, das da sehr aufwendig gefeiert wurde, hatte einen kleinen Haken. Remsede wäre demnach im Jahre 835 n.Chr. gegründet worden und damit etwas älter als Laer, aber dafür gibt es keinen rechten Beweis. Üblicherweise datiert man das Alter einer Ortschaft auf der Grundlage schriftlicher bzw. ähnlich beweiskräftiger Überlieferungen. Für das Kirchspiel Laer etwa gibt es eine schriftliche Quelle aus dem Jahre 851 n.Chr., und deshalb feiert die Gemeinde ihren 1150. Geburtstag im Jahre 2001. Für Remsede liegt ein erster schriftlicher Nachweis eigentlich erst aus der Zeit um 1050 vor. *„Ein gewisser Thiezo* (Probst an der Johanneskirche zu Osnabrück) *schuldet dem Stift von Remsede zehn Scheffel Roggen und dreißig Scheffel Hafer* (Staatsarchiv Münster)“.[3] Folgt man allein dieser Quelle, so wäre Remsede also noch keine tausend Jahre alt! Doch aus dem Dunkel der Vergangenheit treten jenseits der papierenen Quellen noch andere Überlieferungen oder auch Hinweise hervor, die beachtet werden sollten.

Ein handfester Hinweis auf ein hohes Alter liegt im Ortsnamen „Remsede“ selbst. Es wurde um die Jahrtausendwende „Hramasitha“ genannt. Man übersetzt das mit „Rabenfeld“ und vermutet, daß *„es in Remsede einst eine germanische Kultstätte gegeben hat,*

St. Antonius in Remsede nach dem Umbau von 1932. Im Vordergrund Höllmanns Kotten. Aufnahme Raudisch um 1938, Diözesanarchiv.

an der die heiligen Raben Hugin und Munin verehrt wurden".[4] Die frühen Missionare nun haben ihre Kirchen mit Vorliebe an Stellen errichtet, die bis dahin als germanische Kultstätten dienten. Demnach wäre auf dem „Rabenfeld", d.h. in Remsede schon sehr sehr früh, nämlich zur Zeit der Christianisierung, ein erstes Gotteshaus entstanden. Einer alten Ortsüberlieferung nach, sollen sich sogar schon vor der Zeit Karls des Großen schottische Mönche auf dem Gebiet des heutigen Remsede aufgehalten, das Evangelium gepredigt und sich bei Gefahr in ihre hölzerne Kapelle zurückgezogen haben. Dafür gibt es einen allerdings ausgesprochen zweifelhaften schriftlichen Hinweis. An der westlichen Seite des Chorbogens fand sich bis zu den Renovierungsarbeiten des Jahres 1897 eine Inschrift Aedificatum DCCXXXIV, d.h. Erbaut 734. Diese Inschrift, so hat es Bernhard Nonte herausgefunden, *„muß jedoch in viel späterer Zeit angebracht sein, denn der erhaltene Chor der jetzigen Pfarrkirche läßt sich auf Grund seiner gotischen Bauweise höchstens ins 13. Jahrhundert datieren"*.[5] Außerdem scheint die Inschrift einem Foto nach auch viel jünger, als aus dem Jahre 734. Schließlich liegen die Anfänge der Christianisierung im Südkreis auch eher im späten 8. Jahrhundert, und die Missionszelle des Gaues ist aller Wahrscheinlichkeit nach in Laer zu suchen. Kurzum: Das Jahr 734 scheidet aus. Aber auch für das Jahr 835 n. Chr., das ja für die 1150-Jahrfeier 1985 als richtig angenommen wurde, gibt es keinen rechten Beweis. Eine Textstelle bei Maurus Rost, der im ausgehenden 17. Jahrhundert Abt des Klosters Iburg war, dient als Beleg für diese Datierung. *„Nach der Überlieferung glaubt man, daß die uralte Kapelle des hl. Antonius sowohl unmittelbar nach den Zeiten Karls des Großen erbaut worden ist, als auch die Pfarrkirche in Laer bei weitem* (an Bedeutung) *überragt"*.[6] Maurus Rost war aber mit Sicherheit auf eine mündliche Überlieferung angewiesen, denn sonst hätte er seine Quelle verraten. Aber

eine mündliche Überlieferung kann für einen Zeitraum von tausend Jahren unmöglich stichhaltig sein.

Sei es wie es sei, eine exakte Datierung wird sich wohl niemals ermöglichen lassen. Wichtig scheint eigentlich nur, daß Remsede ausgesprochen alt ist. Man beruft sich auf Maurus Rost, und demnach wäre Remsede älter als Laer und seine Kapelle würde *„auch die Pfarrkirche von Laer bei weitem* (an Bedeutung) *überragt* (haben)*, weil sich die Mark Remsede einst beinahe selbst bis zur Grafschaft Tecklenburg erstreckte und Iburg und die Pfarrei Glane wahrscheinlich in ihr gelegen waren*". Eine solche Interpretation scheint für das kleine Kirchdorf, das die meiste Zeit seiner Geschichte eine unselbständige Bauerschaft des Kirchspiels Laer war und nur wenige Jahre vor seiner grandiosen 1150-Jahrfeier im Zuge der niedersächsischen Gebietsreform als Ortsteil zur Gemeinde Laer zurückkehrte, natürlich unerhört attraktiv. Denn über das hohe Alter vermittelt sich ein ganz besonderer Bedeutungsgehalt. Remsede gilt in dieser Perspektive als eine Keimzelle der Christianisierung im Gau Suderbergi, älter und bedeutender als das viel größere Laer, in dessen Schatten es seit jeher existierte, ja darüber hinaus sogar in irgendeiner Form einst riesengroß, beachtet bis an den Rand der Grafschaft Tecklenburg. So unbewiesen und unwahrscheinlich diese Herleitung auch immer ist, für das örtliche Selbstbewußtsein zählt die sagenhafte Überlieferung, nach der Remsede uralt und insofern innerhalb des Kirchspiels von eminenter Bedeutung ist. Das Dorf gilt nicht einfach als eine Bauerschaft unter anderen, sondern rechtfertigt seine Existenz aus seiner unabhängigen Gründung, sei sie auch, weil in grauer Vorzeit gelegen, auf ewig unbeweisbar.

Priester und Kapelle

Für die Identität des Dorfes Remsede war neben dem Alter auch die eigene kleine, dem hl. Antonius geweihte Kapelle wichtig, deren Gründungsgeschichte weithin im Dunkeln liegt.[7] Sie unterschied das Dörfchen ganz erheblich von allen anderen Bauerschaften im Kirchspiel Laer. Denn keine andere Bauerschaft hatte ein eigenes Kirchengebäude. In Müschen, Winkelsetten oder Hardensetten war der Kirchgang ins Dorf Laer deshalb auch ganz selbstverständlich, in Remsede aber nicht. Dabei muß man bedenken, daß die Kirche ja auch eine bedeutende gesellschaftliche Funktion hatte. Sicherlich war der Kirchgang in erster Linie eine religiöse Angelegenheit, aber fast ebenso wichtig mag auch das Gemeinschaftserlebnis als solches genommen werden. Einmal in der Woche konnte man sich treffen, Nachrichten austauschen, vielleicht auch Kontakte knüpfen oder einfach Freundschaften pflegen, für die man innerhalb der Arbeitswoche keine rechte Zeit fand. In Remsede bestand natürlich der Wunsch, das kirchliche und gesellschaftliche Leben im Raum der eigenen Kirche zu pflegen. Nur – der regelmäßige sonntägliche Gang zum Gottesdienst in die Kirche des kleinen Dorfes war nie ganz gesichert, denn die Remseder Kapelle galt als Fillialkirche der Pfarrkirche in Laer. Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts gab es in der Remseder Kirche keinen regelmäßigen sonntäglichen Gottesdienst, weil das kleine Dorf keinen eigenen Priester hatte. Die Kapelle selbst war

verfallen. Um das Jahr 1709 war ihr Dach wegen einiger Sturmschäden zur Hälfte abgedeckt. Wind und Wetter setzten ihr Zerstörungswerk fort, denn es fehlte an Geld, um die nötigen Reparaturen vorzunehmen. Damals hatte die Kirche wohl eine Kanzel und einen Beichtstuhl, aber keine Orgel. Im Turm hing eine Glocke, doch gab es keine Sakristei. *„Die Opfergelder waren sehr gering und dienten kaum dazu, die laufenden Ausgaben für die Abhaltung von Gottesdiensten zu begleichen"*.[8] Also war die Renovierung sehr mühsam und langwierig.

Noch zum Ende des Dreißigjährigen Krieges hielt der Pastor von Laer nur an vier Tagen des Jahres in Remsede ein Hochamt. Ansonsten mußte man den beschwerlichen Weg nach Laer antreten. Das änderte sich, seitdem es einen Schulvikar gab. Zu seinen Aufgaben gehörte u.a. auch der häufigere Gottesdienst in Remsede. *„Die Schulvikare hielten anfangs an den 3 Festtagen von Weihnachten, Ostern und Pfingsten Gottesdienst. Das Vermächtnis des Pastors Martin Huge verpflichtete später die Schulvikare, 12 Seelenmessen an den Werktagen in der Kapelle für die Seelenruhe des verstorbenen Pastors zu lesen"*.[9] Die Katholiken aus Natrup und Hilter, die seit 1650 von der Pfarre Laer betreut wurden, konnten mit dieser Regelung aber nicht zufrieden sein. Der Weg nach Laer war ihnen verständlicherweise viel zu weit, aber Laer war seit 1650, d.h. seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, nun einmal ihre Pfarrkirche. Sie wünschten sich einen regelmäßigen Gottesdienst im leichter erreichbaren Remsede. Im Jahre 1695 schrieben sie eine entsprechende Eingabe nach Osnabrück, der auch ein begrenzter Erfolg beschieden war. 1696 bestimmte der Weihbischof eine Reihe von Festtagen, an denen der Vikar von Laer in Remsede Gottesdienst zu halten habe. Die Bemühungen um eine bessere seelsorgerische Betreuung gingen offenbar weiter. Im Jahre 1738 starb (K.H. Neufeld hat das herausgefunden) in Remsede ein junger Priester namens Johan Jacob Egbers. Zum Zeitpunkt seines Todes war er erst 38 Jahre alt, und es ist gut möglich, daß *„Krankheit und Schwäche mit ein Grund gewesen* (sind), *daß er den Dienst an der Kapelle in Remsede versah"*.[10] Dieser Pastor Egbers hat sich offenbar recht erfolgreich um den Aufbau einer ausreichenden finanziellen Grundlage für eine eigenständige Remseder Priesterstelle bemüht. Er sammelte Stiftungsgelder, die sich im Laufe der Zeit auf einen Betrag von immerhin 600 Rthlr. summierten. Man konnte also irgendeinen Geldbetrag stiften, dessen Zinsen dann die Unkosten einer bestimmten Anzahl von Messen abdecken sollten. Im Jahre 1733 etwa stiftete Wilhelm Telkamp 20 Taler; eigentlich hatte er das Geld dem Halberben Klostermann geliehen, aber jetzt trat er diese Forderung an die Kirche ab. Aus dem Zinsbetrag sollten jährlich drei Meßfeiern bezahlt werden.[11]

Nach dem Tode des Pfarrers Egbers wurde die seelsorgerische Betreuung Remsedes wieder unsicher. Diese Unsicherheit blieb offenbar bis zur Aufhebung des Klosters Iburg im Jahre 1802 bestehen. Für eine gewisse Kontinuität im Remseder Kirchenleben sorgte aber der selbständige Küsterdienst. Wenn man schon keinen eigenen Priester hatte, so war doch immer ein Küster in Remsede. Er kümmerte sich praktisch um das Kirchengebäude und den Läutedienst, und er darf darüber hinaus auch als „lebendes Symbol"

für die tendenzielle Eigenständigkeit der Remseder Kapelle gewertet werden. Man war eben nicht ganz und gar auf die Mutterkirche in Laer angewiesen, denn hier gab es einen eigenen Küster. Allerdings bezog der Laersche Küster auch aus Remsede eine jährliche Abgabe. Er wird seine Groschen und die zwei Fuder Brennholz, die ihm aus Remsede zustanden, wohl vor allem deswegen bekommen haben, weil ihm für alle die Akte, die statt in Laer in Remsede stattfanden (Trauungen, Taufen usw.), einige Gebühren entgingen. Der erste namentlich bekannte Küster von Remsede war ein Gerhard Frolike (Frölke). Er starb im Jahre 1659 als Provisor der Kapelle, d.h. als Rechnungsführer. Vermutlich ist er in dieser Eigenschaft, ähnlich wie sein Kollege von dem Busche in Laer, auch als Küster tätig gewesen. Der Nachfolger Frolikes ist namentlich nicht bekannt. Im Jahre 1691 starb aber ein Hermann auf dem Brinke, der als *„custos“* also Küster von Remsede bezeichnet wird. Er war höchstens 50 Jahre alt, weshalb zu vermuten ist, daß es zwischen Frolike und auf dem Brinke noch einen weiteren Küster gab. Peter Kock wurde der nächster Küster. Er starb am 1. Dezember 1737. Im Jahre 1754 war ein Gildehaus Küster in Remsede. Kurzum, das Küsteramt hatte in Remsede Tradition. Es zählte zu den konstituierenden Elementen im Leben des Kapellendorfes, dessen Existenz zwischen bauerschaftlicher Abhängigkeit bzw. Zugehörigkeit und dörflicher Selbständigkeit schwankte.

Für diese dörfliche Selbständigkeit gab es noch ein weiteres Merkmal, nämlich die Remseder Schule. Die Schulgeschichte sei hier nur kurz erwähnt, denn darüber wird ja an anderer Stelle ausführlich berichtet. Aber ganz zweifellos war Remsedes Winkelschule für lange Jahre einzigartig im Kirchspiel. Nur im Dorf Laer gab es auch eine Schule, die Müschener Schulgeschichte setzte erst später ein, und in den übrigen Bauerschaften gab es keine Schulen. Der älteste bekannte Lehrer in Remsede trug den Namen Poppe;[12] man weiß von ihm aber nur, daß er aus den Stiftungen des Pastors Egbers im Jahre 1733 fünf Rthlr. lieh. Die Remseder Schulgeschichte setzte also offenbar recht früh ein, und die Remseder Kinder konnten im eigenen Dorf unterrichtet werden.

Wallfahrten

Remsedes Wallfahrtsgeschichte zeichnet das Dorf ganz besonders als einen Sonderfall unter den Bauerschaften des Kirchspiels aus. Die Unsicherheit in der Besetzung eines Remseder Priesteramtes wurde möglicherweise auch in Erinnerung an die großen Zeiten Remsedes besonders bedauert, denn das Dorf, dessen Kapelle dem hl. Antonius geweiht ist, war einst ein berühmter Wallfahrtsort. Der Überlieferung nach, der hier nicht widersprochen werden soll, kamen die Pilger sogar aus dem weit entfernten Köln nach Remsede. Der Abt des Klosters Iburg, Maurus Rost, schrieb im 18. Jahrhundert, daß in früherer Zeit viermal jährlich *„eine feierliche Zusammenkunft statt(fand), um die Pest abzuwehren und durch die Fürsprache des hl. Antonius andere Epidemien fernzuhalten. ... Nachdem die Verehrung allmählich nachgelassen hatte und durch die Häresie die frommen Gefühle der Menschen eingeschlafen waren, wurden diese feierlichen Frömmigkeitsübungen*

in vier (Jahr-)Märkte verwandelt, wobei die Bischöfe dies (wissentlich) nicht beachteten".[13] Die große Pestwelle erreichte Europa 1349/51. Sie forderte unendlich viele Opfer, stellenweise bis zu 90% der Bevölkerung, allerdings weniger auf dem Land, als in der Stadt. In der Krise mochte die Gläubigkeit ansteigen, so daß es denkbar ist, daß das Wallfahrtswesen in Remsede seine Ursprünge in der Mitte des 14. Jahrhunderts hat.

Wallfahrt zum hl. Antonius nach Remsede. Aufnahme Raudisch um 1938, Diözesanarchiv Osnabrück.

Im Jahre 1504 erfuhr die Wallfahrt nach Remsede einen besonderen Auftrieb. Bischof Konrad von Münster, der als Administrator auch das Bistum Osnabrück verwaltete, verfügte, *„daß das Bildnis des Seligen Antonius in Remsede, in unserer Diözese Osnabrück, in jedem Jahr in einer feierlichen Prozession mit der geschuldeten Verehrung und unter Bittgebet um reiche Gnade für die Kirche auf einem Weg um die Pfarreien Hilter, Laer, Glandorf und Glane getragen wird*" [14] Man mag übrigens vermuten, daß nicht eine einzige Wallfahrt nach Remsede stattfand, sondern von jeder der vier umliegenden Gemeinden Laer, Glandorf, Glane und Hilter ein eigenständiger Umgang mit dem Bild des hl. Antonius von Remsede durchgeführt wurde. Hilter schied während der Reformation aus. Möglicherweise sind die Prozessionen von Laer und Glandorf zum Loh und die von Laer und Glane nach Große Wechelmann, Überbleibsel der einstigen Remseder Wallfahrt. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges jedenfalls fanden diese Prozessionen nicht mehr statt, aber dafür gab es vier jährlich stattfindende Gottesdienste, zu denen sich auch Leute aus der Umgebung einfanden. *„Vielleicht spiegelt sich darin jedoch eher die Verpflichtung wieder, die der Pastor in Laer*

für die Kapelle in Remsede hatte“.[15] Die Wallfahrten waren jedenfalls in den Hintergrund getreten. Ein Protokoll aus dem Jahre 1705 bestätigt diese Verhältnisse. Es wurden keine Prozessionen mehr gehalten, doch *„viermal im Jahr, nämlich am zweiten Sonntag nach St. Michael, an den Sonntagen nach St. Johannes und St. Jakobus sowie am Feste des hl. Antonius* (wird) *ein feierlicher Gottesdienst mit Predigt gehalten, der aus den benachbarten Gegenden selbst von Nichtkatholiken zahlreich besucht wird*“.[16] Mitte des 18. Jahrhunderts scheinen sich dann die Remseder Bemühungen um eine eigenständige Seelsorgerstelle mit denen um die Wiederbelebung der alten Wahlfahrtstradition verbunden zu haben. Fürstbischof Klemens August gewährte einen neuerlichen Wallfahrtsablaß für Remsede, der sich mit der Hoffnung der Eingesessenen verband, die Einnahmen steigern und damit einen eigenen Priester finanzieren zu können. Das funktionierte letztlich nicht, *„aber in Remsede gab man darum doch nicht auf. 1765 wird eine zweite Glocke angeschafft. 1768 entsteht in der Kapelle eine Orgelbühne, auf der auch neue Kirchenplätze angebracht werden. Mit ausdrücklicher Zustimmung des Archidiakons konnten sie verkauft werden. Das setzte aber voraus, daß ein Interesse daran durch regelmäßigen Sonntagsgottesdienst vorhanden war. Um die gleiche Zeit müssen auch die Barockaltäre und die Kanzel in die Kapelle gekommen sein*“.[17]

8.2 Von der Säkularisation bis zur Abpfarrung

Mit der Säkularisation kommen Patres aus Iburg

Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Gottesdienst in Remsede von Iburg aus gehalten. Laers Pastor Hüdepohl schildert in einem Bericht, daß das Kirchspiel den Iburger Patres für ihren Dienst in Remsede nichts bezahlen müsse. Mit der Aufhebung des Klosters brachen dann neue und richtungsweisende Verhältnisse an. Zwei Mönche aus Iburg, Pater Budde und Pater Trappmann, der im Jahre 1807 wieder fortging, zogen nach Remsede. Schon 1804 liehen die Ortsvorsteher Strothmann und Happe 400 Taler für Remsedes erstes Schulhaus, *„welches zugleich vorerst zur Wohnung ihres gegenwärtigen Predigers Budden dienen sollte*“.[18] Später dann dürfte hieraus das erste Pastorat für die Kapläne Thies, Roland und Weber geworden sein. Pater Wilhelm Budde blieb bis zu seinem Tode im Jahre 1811 in Remsede. Das war aber nur möglich, weil er nicht bezahlt werden mußte, bekam er doch, wie alle aus den säkularisierten Klöstern vertriebenen Mönche, eine Rente. Für Remsede war das ein wirklicher Glücksfall. Man hatte einen Priester, mußte ihn aber nicht bezahlen und war damit von den langen Wegen nach Laer befreit. Neben diesem praktischen Aspekt darf man wohl auch annehmen, daß der eigene Priester am Ort das lokale Selbstbewußtsein gestärkt hat. Remsede schien seiner Kapelle und so vieler Aspekte seiner Geschichte wegen eher ein Dorf, denn eine Bauerschaft zu sein. Pater Buddes Wirken hat diese autonomen Gefühle offenbar so sehr gefördert, daß *„in Osnabrück damals Klagen eingingen, daß die Gläubigen die Bindung an die eigentliche Pfarrkirche verlören. Man bestimmte deshalb durch das Generalvikariat, in Remsede dürfe Sonntags nur eine Messe stattfinden, und zwar so, daß auch der Besuch des Gottesdienstes in*

der zuständigen Pfarrkirche möglich sei. Ausnahmen dürften nur gemacht werden, wenn etwa Witterungsumstände es erforderten".[19] Pater Budde hatte demnach die sonntägliche Messe zur gleichen Zeit wie in Laer gehalten; da gab es wirklich gar keinen Grund mehr, den weiten Weg in die Mutterkirche zu suchen.

„Zur beßern Subsistenz des Geistlichen" teilen die Remseder ihre Markengründe

In gewisser Weise erfolgte wegen Pater Buddes Tod im Jahre 1811 die Teilung der Remseder Mark, die ihren Auftakt in der Bergteilung von 1725 gefunden hatte – an anderer Stelle ist davon schon berichtet worden. Buddes Tod nun entriß der kleinen Kapellengemeinde einen Geistlichen, für dessen Unterhalt man nicht weiter sorgen mußte, weil er ja von seiner Klosterrente lebte. Doch nun *„wurde die Pension natürlich eingezogen, und der dahin gesetzte Herr Vicarius Thyes konnte nicht leben*".[20] Die Remseder baten Oberförster Hartmann aus Hilter, dessen Familie zur katholischen Minderheit im protestantischen Nachbarkirchspiel gehörte und enge Verbindungen zur Remseder Kapelle hatte, ihnen bei der Verteilung einiger Markengründe behilflich zu sein. Sie sollten dazu dienen, den neuen Kaplan Thies hinreichend auszustatten. Das war natürlich nur möglich, weil die Remseder, anders als die Eingesessenen in den anderen Bauerschaften des Kirchspiels Laer, über eine eigene Mark verfügten. Auch dies ist ein Indiz für die Sonderrolle, die das Kapellendorf im Kirchspielsverband einnahm. Die Remseder statteten die neue Kaplanstelle aus, vermutlich indem sie den Grund des im Jahre 1804 errichteten Schul- und Pfarrhauses erweiterten. Hartmann berichtet in einem Schreiben vom Juli 1815, daß die Remseder sich darauf einigten, *„den übrigen Rest der Stroote noch an den Garten anzulegen"* und einige weitere Gründe *„zur beßern Subsistenz des Geistlichen zu theilen*".[21]

Hartmann diente ihnen als Teilungskommissar und *„der Feldmeßer Brokmann aus dem Versmoldschen* (hat) *dabey als Geometer fungiert*".[22] Sechs Vollerben, acht Halberben, ein Erbkötter, 13 Markkötter und vier Kirchhöfer waren an der Mark berechtigt. Zudem zählte noch der Landesherr als Holzgraf, der auch alte Rechte des Hauses Scheventorf verwahrte, zu den Berechtigten. Und ähnlich wie bei der Bergteilung von 1725 standen auch noch Rechte des Vogtes, der Markinspektor war, und des Laerer Pastors, des Küsters von Laer und des Schulmeisters zur Verteilung offen. Doch in den Wirren der ausgehenden Franzosenzeit konnten die Remseder schließlich fast alle ihre Markengründe aufteilen, ohne die alten Rechte zu berücksichtigen. *„Jeder Vollerbe erhielt 18 Scheffel (der Scheffel zu 54 Quadratruthen) jeder 2/3 Erbe* (Halberbe) *12 Sch., jeder 1/3 Erbe* (Erbkötter) *6 Sch., jeder1/4 Erbe* (Markkötter) *4 ½ Sch. und jeder Kirchhöfer 2 ¼ Sch.*", berichtete Oberförster Hartmann auf Anfrage des Laerer Vogten am 28. März 1818.[23] Nur einiger weniger Grund blieb ungeteilt, am Piepenbrink 3 Malter Kleegrund, bei Happen Heggen 2 Scheffel, bei Große Wechelmann 3 Malter 6 Scheffel Sandboden und einige kleinere Stücke mehr .[24] *„Der vertheilte Grund war übrigens der Beßere, wogegen der gebliebene besonders bey Wechelmann sehr schlecht ist*", berichteten die Beamten in Iburg, um

des Landesherrn Anteil an der Remseder Mark besorgt, nach Osnabrück.[25] *„Die am Berge liegenden 3 Mltr Saat würden dem Landesherrn, als Forstgrund betrachtet, am nächsten ... liegen“*, meinte Oberförster Hartmann dazu, *„allein hier ist ein Steinbruch, woraus die Remseder zur Beßerung ihrer Wege die Steine anfahren müßen. Der am Heiligen Stuhl liegende Platz von 4 Mltr Saat“ käme auch wohl in Frage. „Sollte der Landesherrliche antheil nur so groß werden, daß Behuf des Stein-Bruchs 8 bis 10 Schfl. liegenbleiben könnte, so würde ich den Antheil am Berge vorschlagen, sonst aber den am Heiligen Stuhl, wenn der Landesherr nicht ganz auf diese wenige und schlechte Gründe zur Unterhaltung des dasigen GottesDienstes remincirt?“*, schloß Hartmann seine Überlegungen.[26] Es brauchte noch einige Jahre, bis sich die Regierung im November 1824 entschloß, den bei Große Wechelmann liegen gebliebenen Grund als Abfindung zu akzeptieren.[27] Der Vogt wurde gleichfalls abgefunden, und damit war die Remseder Mark geteilt und die alte, aus dem Mittelalter herrührende Markverfassung aufgehoben.

Kirchliches Leben nach dem Tod von Pastor Budde

Trotz der Markteilung blieb die Bauerschaft Remsede auch weiterhin arm, denn mit dem Unterhalt von Kirche, Kaplan, Küster und Lehrer war sie schwer belastet. Dennoch bestanden die Remseder auf der Pflege ihres eigenen kirchlichen Lebens, so teuer sie das bisweilen auch kam. Im Jahre 1819 schenkten ihnen die Laerer ihre alte Orgel. Die Laerer hatten nämlich ihrerseits eine Orgel aus Melle bekommen. Die Orgel aus Laer war den Remsedern in gewisser Weise eine Last, denn sie verursachte hohe Instandsetzungskosten.[28] Das aber scheint die Remseder nicht abgeschreckt zu haben. Vogt Greve berichtete in diesem Zusammenhang, *„diese Bauerschaft scheint auf die Instandsetzung der besagten Orgel so sehr verfallen zu sein, als wenn solche einen Teil ihrer Glückseligkeit folgern würde“*.[29] Und tatsächlich sammelte man durch zwei Kollekten in Remsede, Glane und Laer und auch unter den Katholiken von Hilter und Dissen genügend Geld für die Reparatur. Man nahm also wirklich Opfer und Mühe auf sich, und war *„der besagten Orgel so sehr verfallen“*, vielleicht auch weil sie ein Ausdruck jenes Bemühens um kommunale Vervollständigung war, das die Remseder in ihrer Auseinandersetzung mit allen Fragen, die die Ausstattung ihres eigenständigen dörflichen Lebens betraf, so besonders auszeichnet. Ebenso intensiv verfolgte man die Frage der weiteren seelsorgerischen Betreuung der alten Kapellengemeinde. Pastor Homann in Laer verstand das. Seinen Bemühungen war es zu danken, daß *„zur Erhaltung des Gottesdienstes zu Remsede von 1. July d.J.* (1817) *an eine jährliche Unterstützung von fünfzig Rthalern Conventions Münze aus der General-Casse des säcularisierten geistlichen Gutes“* bewilligt wurde.[30] Kurzum, Remsede bekam nun eine erste jährliche Zuwendung für den Erhalt der ortseigenen Seelsorge.

Auf Kaplan Thies, der nach Glane ging, folgte ein Kaplan Roland, dem im Jahre 1836 Kaplan Weber aus Wellingholzhausen nachfolgte. Unter seiner Führung schaffte Remsede schließlich die Abpfarrung, mit der auch die politische Verselbständigung verbunden war. Einen ersten Anlaß zur Trennung bot das Revolutionsjahr 1848, das in Laer zu so intensiven Unruhen geführt hatte. In diesem Jahr starb der Laersche Küster Georg Anton Cordes. Sein Tod war eine Gelegenheit für die Remseder, sich gegen die hergebrachte Abgabenpflicht an dessen Nachfolger frühzeitig zu wehren. Schließlich hatte man einen eigenen Küster. *„In diesem Zusammenhang nahmen auch die Ideen näher Gestalt an, sich ganz von der Mutterkirche zu lösen. Neben der Befreiung von den Abgaben für den Küster in Laer beantragten die Remseder darum bei der kirchlichen Behörde in Osnabrück am 4. Dezember 1848 die Erhebung zur eigenen Pfarrei*".[31] Es gab aber noch eine Reihe finanzieller Probleme zu überwinden, bevor der Plan verwirklicht werden konnte. Immerhin, die Chancen standen gut, denn das Kirchspiel Laer war bereit, die Remseder zu unterstützen. Bis 1849 konnten die notwendigen Gelder aufgetrieben werden. Pastor Thies aus Glane, er hatte von 1811 bis 1818 als Kaplan in Remsede gedient, stiftete 100 Taler, Kaplan Weber in Remsede weitere 20. Pastor Hamberg aus Laer gab nochmals 100 Taler, Kaufmann Hiltermann sogar 355 Taler und die Witwe Bernhard Hiltermann weitere 50 Taler. Das Geld wurde der Gemeinde Remsede geschenkt, und letztlich konnten die alten Bindungen zwischen Laer und Remsede nur deshalb abgelöst werden. Danach

Altar in St. Antonius, Remsede. Aufnahme Raudisch um 1938, Diözesanarchiv Osnabrück

mußte der Armenfond aufgeteilt werden (im Verhältnis 1 : 3), und endlich war alles bereit: Mit Datum vom 15. August 1851 unterzeichnete Weihbischof Lübke die Errichtungsurkunde der Pfarre Remsede. Die politische Selbständigkeit folgte zum 1. Januar 1852, und damit war das kleine Dorf zum ersten Mal seit Menschengedenken tatsächlich unabhängig.

Die Selbständigkeit, die Remsede im Jahre 1851 erhielt, war auf den ersten Blick eine offenbar hauptsächlich kirchlich bedeutende Angelegenheit. Es ging zunächst um die Verselbständigung der Pfarre. Sie mußte so ausgestattet werden, daß der Pfarrer und die Kirche in Remsede ihr Auskommen hatten. Mit der kirchlichen Eigenständigkeit war auch die politische Unabhängigkeit des Dorfes verbunden (1.1.1852). Man hat das eine wie das andere schon lange Jahre gewollt, aber bezogen auf die kommunale Unabhängigkeit fehlte es Remsede lange am nötigen Bevölkerungsumfang und der entsprechenden Wirtschaftskraft. Im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert aber änderte sich daran manches. Noch im Jahre 1772 hatte Remsede nur 225 Einwohner. Damals war die Ortschaft die kleinste unter den Bauerschaften des Kirchspiels Laer. Entsprechend schwach waren die gewerblichen Strukturen ausgeprägt. Neben einem Abdecker, der Remseder Mühle und einem Schmied, gab es noch einen Wagenmacher am Ort. Weiteres Gewerbe gab es nicht. Mitte des 19. Jahrhunderts sah das schon anders aus. Im Jahre 1855 zählte Remsede 429 Einwohner. Der „Neubauer“ Franz Große Frölke war Kleinhändler, Neubauer Evert Dieker arbeitete nebenher als Schneider, Neubauer Brüning und Heuerling Hagedorn waren Schmiede. Der Neubauer Heinrich Brockmann arbeitete als Bäcker, die Heuerleute Bohle und Meyer waren Tischler. Heinrich Fellhölter verdiente etwas Geld als Schuhmacher und der Heuerling Nonte arbeitete als Maurer. Dazu gab es einige Näherinnen im Dorf (Hehmann, Müscher, Averbeck), Kaspar Kamman war Butterhändler, und die Familie Meyer zu Kapellen betrieb die alte Remseder Mühle. Der Bevölkerungsumfang hatte sich seit 1772 nahezu verdoppelt, und die gewerbliche Struktur war zwar labil, aber auf den Bevölkerungsumfang bezogen doch vergleichsweise dicht. Zusammen mit den Katholiken von Hilter sollte es wohl gelingen, die Pfarre selbständig zu verwalten und zu finanzieren. Und für die eigenständige Dorfverwaltung, zu der kein allzu großer bürokratischer Aufwand getrieben werden mußte, war Remsede nun auch groß genug. So beschritt das Dorf, seit alters her mit den Kennzeichen eines eigenständigen Gemeinwesens und einer großen, überörtlich bedeutenden Geschichte ausgezeichnet, endlich den Weg in die Selbständigkeit.

III. Die Samtgemeinde Laer

Verwaltung und Wirtschaft,
Gesellschaft und Politik zwischen 1850 und 1975

(von Richard Sautmann)

Erster Teil: Gemeindeverwaltung und Gewerbeentwicklung im 19. und frühen 20. Jahrhundert

1. Gemeindeverwaltung

1.1 Vom Vogtenamt zum Samtvorsteher

Seit Jahrhunderten vertraten die Vögte die Interessen des Staates im Kirchspiel Laer. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Vogtenamt fast durchgängig von Vogt Greve besetzt. Er diente, mit einer kurzen Unterbrechung während der Franzosenzeit, von 1792 bis 1840 in Laer. Zu seinem Aufgabenbereich zählten im Prinzip alle öffentlichen Angelegenheiten des Kirchspiels. Vogt Greve hat sich, obwohl eigentlich als Kontrollbeamter eingesetzt, doch stark für die Belange seines Kirchspiels engagiert. Ganz deutlich wurde das in der Hungerkrise von 1830/31; Greve machte sich die Not der armen Leute zu eigen, auch im Widerspruch zur Politik seiner vorgesetzten Behörden. Sein Nachfolger wurde Vogt Rüpke. Ihm zur Seite standen Untervogt Gottschalk und Steuereinnehmer Marquard.

Blick auf Laer um 1930, Privatbesitz.

Verfassungsstatut der Samtgemeinde

Das Jahr 1853 brachte für das Kirchspiel Laer eine Verwaltungsänderung, welche die innere Gemeindeorganisation nahezu vollständig umkrempelte. Am 22. März des Jahres genehmigte die Königliche Landdrostei zu Osnabrück ein *„Verfassungsstatut der Samtgemeinde Laer“*,[1] das die Verwaltungsstrukturen der weltlichen Gemeinde neu festlegte. Die Samtgemeinde, bestehend aus dem Dorf Laer und den Bauerschaften Müschen, Hardensetten, Winkelsetten und Westerwiede, wurde künftig von einem 20köpfigen Ausschuß geleitet, dem der Samtvorsteher und sein Vertreter, der Beigeordnete, vorstanden. Jeder Ortsteil war gemäß seiner Bevölkerungsstärke in diesem Ausschuß vertreten. Sechs Mitglieder kamen aus Laer, vier aus Müschen, drei aus Hardensetten und je zwei aus Winkelsetten und Westerwiede. Sie wurden auf drei Jahre gewählt; in jedem Jahr wählte man ein Drittel der Ausschußmitglieder neu. An der Spitze einer jeden Ortschaft stand wiederum ein auf sechs Jahre gewählter Ortsvorsteher, dem ein Beigeordneter als Stellvertreter hinzugewählt wurde. Alle Ortsvorsteher waren automatisch für die Dauer ihrer Amtszeit auch Mitglieder im Samtausschuß. Dort vertraten sie die Interessen ihrer Ortsgemeinden. Einer der wichtigsten Aufgabenbereiche des Ausschusses war die Armenfürsorge. Daneben verhandelte man hier aber auch Wege- und Wassersachen, Fragen der örtlichen Gewerbeordnung, Gesundheitsfragen usw. Der Ausschuß war also mit Ausnahme der Schulverwaltung, die noch für einige Jahrzehnte Sache der Pfarrgemeinde blieb, für alle wesentlichen Bereiche des Gemeindelebens zuständig.

Bald erweiterte sich Vogt Rüpkes Aufgabenbereich, denn die Wahlberechtigten der Gemeinde wählten ihn zu ihrem Samtvorsteher.[2] Als solcher war er der wichtigste Mann im Ausschuß, denn er leitete die Verhandlungen und setzte die Beschlüsse um. Zu seiner Unterstützung gab es den Gemeindepolizeidiener Heinrich Fölling, der seine Arbeit ebenfalls im Jahre 1853 aufnahm und gut 50 Jahre lang im Amt blieb. Er sollte unter Leitung Rüpkes *„die der Gemeinde zustehenden Rechte“* wahrnehmen.[3] Fölling erledigte also alle nötigen Botengänge, sorgte für die Ordnung in der Gemeinde, zog Steuern ein, usw.; an späterer Stelle wird seine Arbeit besonders gewürdigt werden. Vogt Rüpke brauchte übrigens die Erlaubnis der Behörde, um sein neues Amt antreten zu dürfen, denn es schien fraglich, ob die Aufgaben des Samtvorstehers nicht mit denen des Vogten kollidieren würden. Als solcher war Rüpke nun mal der Vertreter des Staates am Ort, während er als Samtvorsteher nicht nur die Geschäfte der Gemeindeverwaltung nach innen führen mußte, sondern auch die Interessen Laers nach außen, d.h. dem Staat gegenüber zu vertreten hatte. Die Behörden hielten die beiden Ämter aber für durchaus vereinbar und bestätigten Rüpkes Wahl. So konnte er seinen Posten am 05. April 1853 antreten. Die Wählerschaft war mit Rüpkes Amtsführung offensichtlich ausgesprochen zufrieden (und von seiten seiner vorgesetzten Behörden ist auch nichts Gegenteiliges bekannt), so daß man ihn nach Ablauf der sechsjährigen Amtszeit am Freitag, den 11. März 1859, mit 208 gegen eine Stimme, d.h. so gut wie einstimmig wiederwählte.[4] Als Beigeordneten wählten die Laerer mit 157 Stimmen den Lehrer Tonberge aus Mü-

schen. Tonberge brauchte übrigens wie auch Rüpke die Zustimmung seines Vorgesetzten, um die Wahl annehmen zu dürfen. Der Vorgesetzte des Lehrers war zu dieser Zeit noch der örtliche Pfarrer, Pastor Hamberg, der Tonberge die Annahme der Wahl auch erlaubte.

Der Samtvorsteher wird von den Grundbesitzern gewählt

Auf den ersten Blick scheint es, als habe die Bevölkerung ihren Samtvorsteher mit überwältigender Mehrheit gewählt, denn Rüpke erhielt nur eine einzige Gegenstimme. Der erste Eindruck täuscht aber. Tatsächlich waren nur die wenigsten Gemeindemitglieder überhaupt wahlberechtigt. Es wählten nämlich nur all jene, *„welche in der Gemeinde ein Gut, einen Hof oder ein für sich bestehendes Wohnhaus eigenthümlich oder nießbräuchlich besitzen, nicht zu schweren Strafen verurtheilt, sonst unbescholten und selbständig* (volljährig, Anm. d. Verf.) *sind und zu den Gemeindelasten beitragen*“.[5] Wahlberechtigt waren also nur Grundbesitzer bzw. Pächter und Steuerzahler. Die Masse der Bevölkerung durfte gar nicht wählen. So waren etwa die Frauen der Gemeinde nicht wahlberechtigt, es sei denn, sie hätten ein Haus oder Grund besessen. Das war aber die Ausnahme. Ebenso durfte die Masse der Knechte, Mägde und Tagelöhner nicht wählen, weil sie in der Regel keine Steuern zahlten. So erklärt sich die geringe Anzahl der Wahlberechtigten – von annähernd 2.500 Einwohnern konnten nur 210 an der Wahl teilnehmen. Die Wahl des Samtvorstehers sollte denen vorbehalten bleiben, die ein konkret benennbares Interesse an der Gemeindeentwicklung nachweisen konnten. Grundbesitzer bzw. Pächter und Steuerzahler schienen ein solches Interesse zu haben, weil sie dauerhaft ansässig waren und über ihre Steuern in die Entwicklung der Gemeinde investierten. Sie vertraten dabei ihr persönliches Interesse und darüber hinaus auch den ihnen gehörenden Grund. Das Wahlrecht wurde auf diese Weise an die einzelnen Stellen gebunden. Die besitzlosen Schichten dagegen, die ja die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung ausmachten, wurden noch nicht als vollberechtigte und vollbetroffene Gemeindemitglieder identifiziert, weil sie keine solche Stelle vertraten und nicht per Steuern in die Ortsentwicklung investierten. Im Gegenteil, sie traten womöglich als Unterstützungsempfänger auf. Das Recht, über die Wahl des Samtvorstehers auf die Verwendung der Steuergelder Einfluß zu nehmen, mochte man aber nur den steuerzahlenden Eingesessenen zugestehen. Dieses Prinzip galt übrigens auch bei den Ortsvorstehern, die ihre jeweilige Ortschaft früher dem Vogt gegenüber und seit 1853 im Samtgemeindeausschuß vertraten. Auch sie wurden nur von Haus- und Grundbesitzern als den Vertretern ihrer Stellen und als Steuerzahler gewählt.

Kaufmann Richard wird Samtvorsteher

Rüpke war kaum wiedergewählt, als er auch schon von der Iburger Amtsverwaltung nach Dissen versetzt wurde. Er kam gar nicht mehr dazu, sein Samtvorsteheramt in Laer erneut anzutreten. An seiner Stelle mußte nun Lehrer Tonberge die Geschäfte vertre-

tungsweise übernehmen. Am 15. Mai 1859 übergab Rüpke ihm das Protokollbuch und das Siegel der Gemeinde, am 16. Mai trat er seinen neuen Posten in Dissen an. Die alte Laerer Vogtenstelle, die Rüpke ja noch immer innehatte, wurde nicht wieder besetzt; für die Verwaltung der Gemeinde sorgte der von der Amtsverwaltung kontrollierte Samtvorsteher, bisweilen vom Glandorfer Vogten unterstützt. Lehrer Tonberges wichtigste Aufgabe bestand deshalb darin, eine Neuwahl vorzubereiten. Als Wahltermin wurde Mittwoch, der 16. November 1859, festgelegt. Um 10.00 Uhr früh hatten sich die Wahlberechtigten *„bei Strafe von 3 Groschen“* im Bierbaumschen Gasthaus zur Wahl einzufinden.[6] Immerhin 238 Wahlberechtigte erschienen, und sie hatten tatsächlich die Wahl zwischen mehreren Kandidaten. Einer von ihnen war Lehrer Tonberge selbst; offenbar hatte er während der vergangenen Monate Geschmack an der Aufgabe gefunden. Colon (Bauer) Pauk aus dem Kirchdorf Laer war der zweite Kandidat. Erbkötter Kaufmann Richard, ebenfalls aus Laer, kandidierte auch. Er gewann die Wahl mit 124 Stimmen vor Lehrer Tonberge, der 113 Stimmen erhielt. Colon Pauk bekam nur eine einzige Stimme. Das Wahlergebnis ist hochinteressant. Zunächst fällt auf, daß der Colon Pauk, obwohl er als Halberbe eine der ältesten Stätten im Dorf besaß und damit die Gruppe der Bauern schlechthin repräsentierte, chancenlos blieb. Seine vergleichsweise hohe Plazierung in der alten bäuerlichen Ordnung war für politische Fragen uninteressant, denn die Wähler fragten nach anderen Qualifikationen. Politische Kompetenz spielte eine wichtige Rolle. Lehrer Tonberge war als Beigeordneter ja bereits seit sechs Monaten faktisch mit der Führung der Amtsgeschäfte des Samtvorstehers vertraut. Fast die Hälfte der Anwesenden war der Meinung, daß er seine Sache gut gemacht hatte, und so wählten sie ihn. Trotzdem gewann Kaufmann Richard die Wahl. Richard entstammte der alten Linie Ellermann/Hiltermann, die schon im 17. und 18. Jahrhundert Vögte für Laer gestellt hatten. Insofern hatte politische Arbeit Tradition in der Familie. Im 19. Jahrhundert diente Kaufmann Richard bereits als Ortsvorsteher im Dorf Laer, und er zählte in den 30er Jahren zu den Gründungsvätern der ersten Sparkasse im Dorf. Die Familie Richard gehörte zu jener wirtschaftlichen und politischen Oberschicht des Dorfes, die sich jenseits der alten bäuerlichen Sozialordnung im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts langsam hatte ausbilden können. Darüber hinaus hatte Richard Verwaltungserfahrung gesammelt und verfügte über die nötigen kommunikativen Fähigkeiten, denn als Kaufmann mußte er natürlich redegewandt sein und mit den Behörden verhandeln können. Doch nur wenige Monate später, am 22. Juni 1860, verstarb er, und das Amt war erneut vakant. Also mußte Lehrer Tonberge eine weitere Wahl vorbereiten. Diesmal hätte er vermutlich auch gute Siegchancen gehabt, doch zu Michaelis des Jahres versetzte ihn die Schulbehörde nach Riemsloh. Die Samtgemeinde brauchte also nicht nur einen neuen Vorsteher, sondern auch einen neuen Beigeordneten. So trafen sich die Wahlberechtigten am 26. September 1860 um acht Uhr früh im Bierbaumschen Gasthaus, um nun zum dritten Male innerhalb von nur 18 Monaten zur Wahl zu schreiten. Das Wahlprotokoll berichtet: *„Die gleichzeitige Abstimmung für beide Ämter ergab sofort eine absolute Mehrheit von 208 Stimmen für den Kaufmann H. Richard zu Laer als Samtvorsteher gegen 9 Stimmen und 213 Stimmen für den Erbkötter und Brandweinbrenner J. Heimsath als*

Beigeordneter gegen 4 Stimmen“.[7] Damit blieb auch diese Wahl im Trend: man wählte wiederum einen Richard, der durch Familie und Beruf die nötige Qualifikation hatte, und nahm als Beigeordneten einen weiteren Erbkötter und Gewerbetreibenden aus dem Dorf. Für sechs Jahre diente Richard als Samtvorsteher, dann wurde er vom bisherigen Beigeordneten Joseph Heimsath abgelöst, den man im Januar 1867 auf sein neues Amt vereidigte. Neuer Beigeordneter wurde Johann Heinrich Schlüter aus Westerwiede. Heimsath versah den Posten bis zu seinem Tode am 19. Dezember 1896. Sein Nachfolger im Amt wurde Kaufmann Anton Richard, der erst vom Colonen Thiemann und ab 1899 vom Vollerben Stöppelmann als Beigeordnetem unterstützt wurde.[8] Anton Richard amtierte bis in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts.

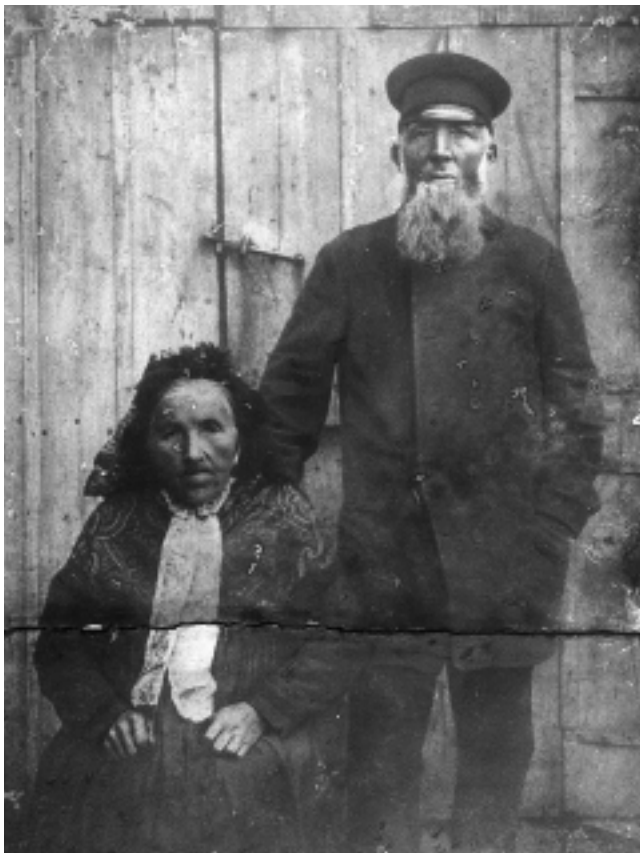
Samtvorsteher Anton Richard mit Ehefrau Auguste, geb. Smits, Privatbesitz.

Nachtwächter und Gemeindediener

Neben den Vorstehern, die ihr Amt nebenberuflich ausübten, beschäftigte die Gemeinde schon früh auch hauptamtliche Kräfte. Einer der ersten Bediensteten war der Heuerling Adolph Weihs, der von 1835 bis 1873 als Nachtwächter in Laer diente. Nachtwächter Weihs, der noch vom Vogt Greve eingestellt worden war, mußte Nacht für Nacht stündlich einen vorgeschriebenen Weg durch den Ort begehen. Im Winterhalbjahr begann sein Dienst um 22.00 Uhr, im Sommer um 23.00 Uhr. Bis um vier Uhr früh wanderte er bei Wind und Wetter durch das Dorf und hatte gegen *„nächtliche Diebereien, Ruhestörungen und Unordnungen nach bestem Vermögen*“ vorzugehen.[9] Außerdem mußte er auf Feuerzeichen ebenso achten wie auf nächtliche Zechereien *„nach der erlaubten Stunde, folglich nach 10 Uhr abends“*, denn zu dieser Stunde schlossen die Wirtshäuser. Nachtwächter Weihs schaute auch nach offenen Türen und Toren; fand er solche, so galt es, den jeweiligen Hausherrn zu wecken und zu verwarnen. Vor allem aber hatte er sich *„der Nüchternheit zu befleißigen und im Falle einer Trunkenheit sofortige Entlassung oder nach Befinden der Umstände außerdem Bestrafung zu erwarten“*. Der Nachtwächter war natürlich hauptsächlich im Dorfe Laer tätig, denn dort war er der Feuer-

meldung wegen sehr viel nötiger als etwa in den weitläufigen Bauerschaften. Der Brand von 1767 steckte den Dorfbewohnern noch immer in den Knochen, und die Eingesessenen in den Bauerschaften verstanden das nur zu gut. Deshalb wurde Nachtwächter Weihs nicht nur von den Dorfbewohnern, sondern anteilig von der ganzen Samtgemeinde bezahlt. Nach seinem Tode im Jahre 1873 übernahm sein Sohn Diederich Weihs die Stelle des Nachtwächters.[10] Er starb allerdings schon im Dezember 1877. Sein Nachfolger wurde der Heuerling Wilhelm Hagedorn.

So, wie der Nachtwächter des Nachts über die Ordnung wachte, so besorgte der Gemeindediener dies bei Tage. Der Gemeindeausschuß der Samtgemeinde hatte diesen Dienst am 2. Juni 1853 eingerichtet und mit 17 gegen sechs Stimmen den Heuerling Heinrich Fölling vom Meyerhof in Hardensetten zum ersten Gemeindediener gewählt.[11] Heinrich Fölling sollte das Amt für 50 Jahre innehaben. Die Gemeinde erwartete einiges von ihm. Fölling hatte sich eines *„nüchternen und ehrenhaften Lebenswandels zu befleißigen, seinen Dienst mit Ordnung und Pünktlichkeit wahrzunehmen und die Gemeindeeingesessenen anständig und bescheiden zu behandeln, jeden unangemessenen Verkehr mit denselben aber zu vermeiden, namentlich keine Geschenke oder Leistungen für Dienstobliegenheiten anzunehmen“*.[12] Persönliche Lauterkeit und Unbestechlichkeit sollten ihn auszeichnen, denn in seinem Dienst repräsentierte Fölling die Gemeinde. Zu seinen konkreten Aufgaben gehörte auch der Polizeidienst in Laer.[13] Er hatte Betteleien und *„das Vagabondiren des Gesindes“* zu unterbinden, mußte dafür sorgen, daß nach 10 Uhr abends und am Tage während des Gottesdienstes die Wirtshäuser geschlossen waren, die Fremdenpolizei wahrnehmen und das *„Hazardspiel“* unterbinden. Fölling war auch für die sittlichen Verhältnisse in der Gemeinde zuständig, *„namentlich des ehelichen Zusammenlebens lediger Personen, Unzucht, Trunkenheit und Störungen der öffentlichen Ruhe“*. Kurzum, Gemeindediener Fölling wachte über die Ordnung in Laer, und das konnte durchaus eine undankbare Aufgabe sein; denn der Amtshauptmann von Iburg führte ein strenges Regiment in seinem Kreise. Gemeindediener Fölling mußte deshalb auch sorgfältig darauf achten, daß in den Gastwirtschaften Laers *„bei Geldstrafe von 30 Mark“* [14] keinem der ortsbekannten *„Trunkenbolde“* Branntwein oder sonstige Spirituosen ausgeschenkt wurden. Er sollte aber nicht nur die örtlichen *„Trunkenbolde“* kontrollieren; Ende der 70er Jahre hatte der Amtshauptmann *„die Wahrnehmung gemacht, daß die Tanzmusiken zu sehr überhand nehmen. Diesem Uebelstande muß umsomehr entgegen gewirkt werden, als meistens nur der Vortheil der Gastwirthe die Veranlassung dazu gibt. Insbesondere muß ich es als Unsitte bezeichnen, wenn jede Hochzeit durch eine öffentliche Tanzmusik gefeiert wird“*, beschied der Amtshauptmann der Bevölkerung.[15] Künftig waren Tanzveranstaltungen genehmigungspflichtig, und auf die Einhaltung auch dieser Vorschrift achtete Heinrich Fölling. Außerhalb des engeren Dorfes war der Gemeindediener mit der Aufsicht über die Feldmarken, den untadeligen Zustand z.B. von Grenzsteinen, Wasserleitungen, Gräben, Feldwegen usw. beschäftigt. Außerdem hatte er auf *„das hirtenlose Umherlaufen und Weiden des Viehes, sowohl auf den Grundstücken als auf den Wegen zu achten, das solchergestalt betroffene Vieh aber aufzutreiben und an die bestimmten Schüttorte zu bringen“*.[16] Noch eine Reihe weiterer Polizeiaufgaben erwarteten den



Gemeindediener Heinrich Fölling mit Ehefrau, Heimatmuseum Bad Laer.

Gemeindediener: der Jagdschutz etwa oder die Aufsicht über die Jauche, damit sie *„nicht in die Flüsse, Bäche oder Teiche abgelassen werde“*. Schließlich stand er den gewählten Gemeindevertretern, insbesondere dem Samtvorsteher, für Botengänge und sonstige Besorgungen zur Verfügung. Sein Amt war also anspruchsvoll, denn es umfaßte im Prinzip alle denkbaren Aufgaben, die sich im Verwaltungsalltag einer Gemeinde stellen konnten. Heinrich Fölling war für die Übernahme dieses Dienstes allerdings auch wie kaum ein anderer geeignet. Als Sohn des im Jahre 1842 verstorbenen Untervogten Fölling hatte Heinrich, damals kaum 18 Jahre alt, für mehrere Monate den erkrankten Vater im Dienst vertreten.[17] Er machte seine Sache so gut, daß der damalige Vogt Rüpke ihn gern als Untervogt weiterbeschäftigt hätte, aber dafür schien Fölling den Behörden noch zu jung. In den folgenden Jahren lebte er mit seiner Schwester, der Mutter und später mit seiner eigenen Familie von einer kleinen Landwirtschaft. Außerdem arbeitete er von Zeit zu Zeit beim Kaufmann Richard, bis sich mit der Gemeindeorganisation von 1853 eine neue Perspektive für ihn ergab. Das Amt der Untervögte wurde abgeschafft, und Fölling bewarb sich als Gemeindediener beim Vogten Rüpke, der seit 1853 ja auch Samtvorsteher war. Rüpke beschrieb ihn in einer Dienstbeurteilung als *„nüchtern, thätig, umsichtig, rechtlich und in hohem Grade zuverlässig“*. Fölling versehe seinen Dienst mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, *„daß auf ihn weder in dienstlicher, noch in außerdienstlicher Hinsicht auch nicht der geringste Makel haftet, so, daß ... ich behaupte, daß im ganzen Amte Iburg kein zweiter Gemeindediener vorhanden ist, der ihm an Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit gleich kommt“*.[18]

Am 11. August 1903 konnte Heinrich Fölling sein 50jähriges Dienstjubiläum begehen, und die Gemeinde wollte es sich nicht nehmen lassen, *„diesen Tag in angemessener Weise festlich zu begehen und den Jubilar, welcher sich einer allgemeinen wirklichen Achtung und Beliebtheit erfreut, zu ehren“*.[19] Samtvorsteher Anton Richard nahm es in die Hand, dem Jubilar zu der in jener Zeit unverzichtbaren Ordensverleihung zu verhelfen. Auf seine Anregung hin die vom Landrat unterstützt, nach Berlin weitergereicht wurde, verlieh Kaiser Wilhelm II. *„dem Gemeindediener Fölling in Laer das Allgemeine Ehrenzeichen mit dem Abzeichen für Jubilare“*.[20] Ein Jahr später, im April 1904, verstarb er hochbetagt im Alter von 81 Jahren. Sein Bild hat heute im Heimatmuseum einen Ehrenplatz.

1.2 Armenlast und Armenfürsorge
Über den Umgang mit der Armut

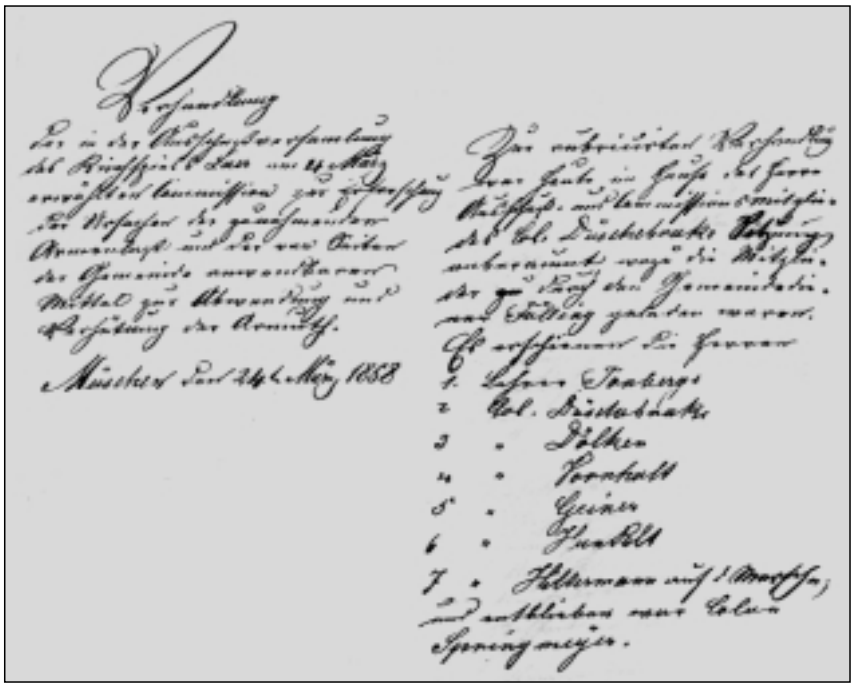
Als eine der wichtigsten Aufgaben der Gemeindeverwaltung galt auch im letzten Jahrhundert die sogenannte Armenfürsorge. Das wird schon bei Betrachtung eines beliebigen Gemeindehaushaltes deutlich. Im Haushaltsjahr 1902/03[21] z.B. betrug der Aufwand für die Armen 992,93 Mark. Dagegen schlugen die Ausgaben für die gesamte Gemeindeverwaltung mit zwei Hebammen, dem Gemeindediener, den Auslagen für Bürgermeister, Reisekosten, Spesen usw. mit knapp der Hälfte, nämlich 438 RM, zu Buche. Insgesamt wurden zu dieser Zeit 4.391,26 RM ausgegeben, davon 2.000 RM allein für die Eisenbahn. Ansonsten wäre die Armenfürsorge der weitaus größte Ausgabeposten gewesen.

Die „Ursachen der zunehmenden Armenlast“

Die Armenfürsorge war nicht nur ein organisatorisches und finanzielles, sondern vor allen Dingen auch ein gesellschaftliches Problem, dem sich die Gemeinde annehmen mußte. Am 24. März des Jahres 1858 trafen sich in dieser Sache die Colonen Hundelt, Hiltermann, Springmeyer, Geiner, Vornholt und Dölken im Hause des Colonen Düschebrake in Müschen. Die Sitzung wurde vom damaligen Beigeordneten Lehrer Tonberge geleitet. Die Herren waren in der Gemeindeausschußversammlung am 4. März d.J. als *„Commission zur Erforschung der Ursachen der zunehmenden Armenlast“* gewählt worden und sollten nun *„Mittel zur Abwendung und Verhütung der Armut“* finden.[22] Man meinte damals, daß die Gemeinde seit Jahren schon *„eine geordnete und ausreichende Armenpflege besitzt“*, und um so größer war der allgemeine Unmut, weil *„die Armuth und die Armenlast besonders in den letzten Jahren zugenommen hat und noch in steter Zunahme begriffen scheint“*. Dagegen wollte man etwas tun, sich nicht damit zufriedengeben, *„diese betrübende Erscheinung aus der allgemeinen Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse* (zu) *erklären und sich damit beruhige(n), daß überall die Armuth unter der geringern Klasse in Zunahme begriffen sei“*. Die versammelten Honoratioren begannen mit der Ursachenforschung. Als erstes nahmen sie die aktuellen Armutsfälle in den einzelnen Ortschaften der Gemeinde durch und besprachen sie auf der Grundlage eines von Lehrer Tonberge vor-

gefertigten Diskussionspapiers. Auf diese Weise „entdeckte“ die Commission fünf (von Tonberge vorformulierte) Grundübel, deren erstes die angeblich *„schlechte häusliche Kinderzucht“* war. Zu viele Kinder besäßen die zu ihrem persönlichen Fortkommen nötigen Kenntnisse nicht mehr. Schuld seien wohl die Eltern. Sie *„machen ihre Kinder arbeitsscheu und träge ..., gewöhnen* (sie) *nicht an Ordnung und Reinlichkeit ..., verwahrlosen oft die Gesundheit der Kinder und werden dadurch Schuld an dem späteren Siechtum derselben“*. Als weiterer Grund für die Armut galt *„ein mangelhaftes Hauswesen und mangelhafte und schlechte Führung desselben“*. Dazu zählte man eine *„ungenügende, insbesondere eine ungesunde Wohnung“*, *„zu wenig oder zu viel, oder zu schlechtes oder zu weites Akkerland“*, eine unverhältnismäßige Menge Vieh und eine zu hohe Mietbelastung. Außerdem gehörten zum sogenannten *„mangelhaften Hauswesen“ „Unordnung und Unordentlichkeit im Hause und auf dem Acker ..., Mangel an Zucht und Ordnung unter den Kindern ..., Mangel an Sparsamkeit im Kleinen und Großen ..., Unordnung in Essen und Trinken bei Eltern und Kindern ...“* usw. usf. Als eigenständige Ursache der Armut behandelte die Commission auf Anregung von Lehrer Tonberge auch die Unsittlichkeit. Dazu zählten die Herren etwa die angeblich *„überhandnehmende Vergnügungssucht, welche alles Ersparte verzehrt ..., die Trunksucht, welche der größte Ruin jeder Hauswirtschaft ist ..., die Unzucht, welche um Ehre und Brod bringt* (und) *die Unehrlichkeit, die um das Vertrauen der Menschen und um den Segen Gottes bringt“*. Als eigenständige Ursache der Armut galt auch *„Leichtsinniges Heiraten“*. Derlei führe zur Armut, wenn *„das künftige Familienhaupt eine schlechte Wahl trifft ..., wenn er die zur Gründung eines vernünftigen Hausstandes nöthigen Kenntnisse ... nicht besitzt“*. Wichtig sei auch ein ausreichendes Vermögen und ein regelmäßiges Einkommen. Geradezu gefährlich würde es, *„wenn er oder seine künftige Frau offenbar ungesund ist“*. Schließlich einigte sich die Commission noch darauf, daß Armut auch durch Unglücksfälle verursacht sein könnte. Dazu zählten *„unverschuldete Krankheit oder Krüppelhaftigkeit ..., unverschuldetes Unglück am Vieh ..., Brandschaden, Hagelschaden, Mißwuchs u. Theuerung* (und) *Mangel an Arbeit und Verdienst“*.

Die Einschätzung der Kommission zeigt, daß die anwesenden Honoratioren, die übrigens allesamt über gesicherte Einkünfte verfügten, die Armut vor allem an der allgemeinen Lebensführung der unterbäuerlichen Schichten festmachten. Armut schien in erster Linie hausgemacht, verursacht vor allem durch mangelhafte Erziehung und Ausbildung, unsittliche Lebensführung oder unüberlegte Partnerwahl. Unglücksfälle schließlich wurden schicksalshaft hingenommen und galten somit nicht als verwerflich. Überhaupt nicht bedacht wurden die tieferen Ursachen der Armut, wie sie sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt hatten. Der Niedergang der Leineweberei und der Verlust des Markenlandes entzogen der unterbäuerlichen Bevölkerung zunehmend die Lebensgrundlage. Die Region war zu dieser Zeit aber noch nicht industrialisiert, und darum konnten die Heuerlinge ihre Verdienstausfälle nicht anderweitig ausgleichen. Während die in dieser Besprechung versammelten Hofbesitzer durch beträchtliche Zuschläge aus der Markenteilung ihre Bodenausstattung erheblich ausweiten konnten und



„Commission zur Erforschung der Ursachen der zunehmenden Armenlast“, Verhandlungsprotokoll, 24. März 1858, Gemeindearchiv Bad Laer.

seit der Bauernbefreiung zudem von den einst drückenden Abgaben und Diensten befreit waren, verloren die „kleinen Leute“ mehr und mehr ihre Erwerbsbasis. Die zunehmende Arbeitslosigkeit sorgte für einen hohen Konkurrenzdruck auf dem ländlichen Arbeitsmarkt; entsprechend wurden die Einkünfte immer schmaler, was die Bauern noch weiter begünstigte, während die Auswanderung nach Amerika zwar schon kontinuierlich verlief, aber für die ganz armen Leute oft noch nicht zu bezahlen war. Sie mußten also hierbleiben und ihr Leben vorerst in Armut fristen. Die bei Düschebrake in Müschen versammelten Colonen sahen wohl die Symptome der zeitgenössischen Armut, doch ihre tieferen Ursachen und Zusammenhänge konnten sie nicht voll überblicken. Ihr Ansatz galt daher mehr erzieherischen Fragen, wozu Lehrer Tonberge die Ideen und Formulierungen lieferte. Man glaubte, die Armut mit menschlichem Fehlverhalten erklären zu können, und wollte die Leute daher umerziehen. Dahinter stand eine an sich sehr zuversichtliche Perspektive, in derem Zentrum die Formbarkeit des Menschen, seine „Sozialisation“, stand. Für das „Jahrhundert der Pädagogik“, als das das 19. Jahrhundert ja auch gilt, war das eine ganz typische Denkweise. Also überlegte sich die Commission nun, wie sie die armen Leute umerziehen könnten, damit sie nicht mehr arm sein müßten.

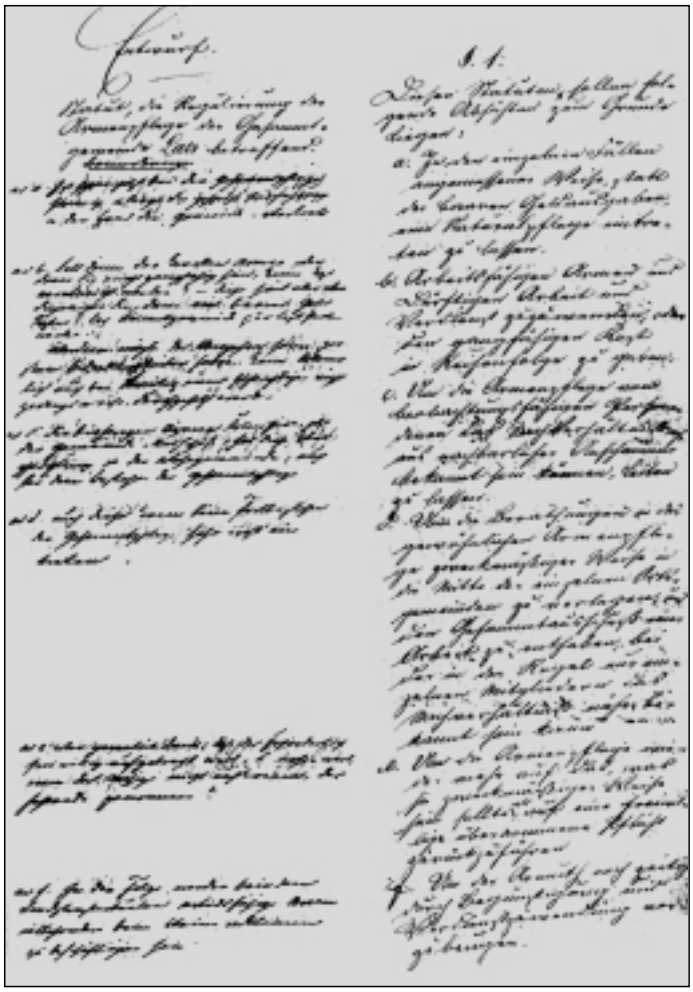
Lehrer Tonberge dachte daran, in jeder Ortsgemeinde einen *„Wirtschaftsverein“* zu bilden, *„an welchem wenigstens alle Familienväter Theil nähmen, die in ihren etwa monatlichen Verhandlungen die Grundsätze einer vernünftigen Haus- und Ackerwirthschaft* (lernen sollten). *Abgesehen von manchem anderen Nutzen brächte es die Leute zum Nachdenken, was schon viel sagen will“*. Die versammelten Colonen stimmten Tonberge zu, meinten aber, daß die Ausführung schwierig werde. Uneingeschränkt war die Versamm-

lung der Ansicht, daß das Eheverhalten kontrolliert werden müsse. Künftig solle vom Pfarrer und vom Lehrer ein *„Zeugniß über die nöthigen allgemeinen Schulkenntnisse“* der Brautleute eingefordert werden. Daneben eines ihrer *„Dienstherrschaften über Arbeitsfähigkeit und Lust zur Arbeit, ihrer Sittlichkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit, Treue etc.“*. Man wollte künftig auch ein Zeugnis über den Gesundheitsstand einfordern und von den Handwerkern ein Zeugnis ihrer Prüfungskommission. Die Colonen waren sehr dafür, allein schon weil sie sich davon eine Verbesserung *„des Betragens der Dienstleute während ihrer Dienstjahre“* im eigenen Hause versprachen. Weiter beschloß man, eine allgemeine Viehversicherung im Kirchspiel einzuführen, um die Viehhalter – und die Heuerlinge hielten damals alle noch zwei, drei Stück Vieh – vor Schäden durch Krankheit und Seuchen zu bewahren. Besonders wurde der Kinder- und Elternerziehung gedacht. Eltern, *„welche notorisch eine schlechte Kinderzucht halten, mehr Kinder zu Hause haben, als für sie nothwendig sind, sollen Unterstützungen nicht empfangen“*, hieß es. Und unverheiratete Mütter sollten ihr Kind bis zu dessen viertem Lebensjahr selbst versorgen. Das sollte die jungen Frauen von allzu frühem Kindersegen abhalten. An die Väter dachte die Commission übrigens nicht. Außerdem wollte man die Unterstützung für Familien, die durch Unglücksfälle heimgesucht waren, in Zukunft nur noch als Darlehen gewähren, das dann später zurückverlangt werden könnte. *„Überhaupt ist es gut, wo möglich Unterstützungen als Darlehen zu geben ...“*. Man wußte, daß die Stadt Osnabrück so mit ihren Armenlasten verfuhr. Insgesamt hofften die Commissionsmitglieder also auf zwei Ebenen arbeiten zu können: durch Aufklärung und durch Kontrolle. Denn man war der Ansicht, daß die „kleinen Leute“ ihres mangelnden Wissens und ihrer mangelnden Fertigkeiten wegen arm waren, und glaubte sie, vor allem wirtschaftlich, aber auch in ihrem Sozialverhalten erziehen und kontrollieren zu müssen, um die Armut zu beheben. Schließlich sollte der Zugang zur Armenunterstützung erschwert werden; all dies waren Maßnahmen zur Sparsamkeit und möglichst geringen Belastung der Besitzenden. Ergänzend dazu beschlossen die Colonen aber auch, ihre bäuerlichen Standesgenossen von einer besseren Entlohnung der Heuerlinge zu überzeugen. Angesichts der bestehenden Arbeitsmarktlage damals gewiß kein leichtes Unterfangen.

„... um der Armuth noch zeitig durch Begünstigung und Verdienstzuweisung vorzubeugen“
Zur Organisation der Armenfürsorge

Schon einige Jahre vor der Versammlung auf dem Hof des Colonen Düschebrake in Müschen hatten einzelne Mitglieder des Samtausschusses im März 1854 ein *„Statut die Regulierung der Armenpflege der Gesamtgemeinde Laer betreffend“* erarbeitet.[23] Damit sollten die organisatorischen und sachlichen Grundlagen der örtlichen Sozialpolitik für die kommenden Jahrzehnte festgelegt werden. Konkret ging es darum, in einzelnen Fällen künftig statt Bargeld, wenn möglich eher eine Naturalunterstützung zu gewähren, *„arbeitsfähigen Armen und Dürftigen Arbeit und Verdienst zuzuwenden oder den gangfähigen Kost in Reihenfolge zu geben“*. Letzteres war nichts Ungewöhnliches; die Armen konnten sich eine tägliche Mahlzeit auf einem Bauernhof abholen. Die Höfe wechselten sich

dabei ab; immer der Reihe nach waren sie Gastgeber der Bedürftigen. Zu den Absichten des Statuts gehörte es außerdem, *„die Armenpflege wieder mehr auf das, was sie zweckmäßiger Weise sein soll, auf eine freiwillig übernommene Pflicht zurückzuführen* (und) *um der Armuth noch zeitig durch Begünstigung und Verdienstzuweisung vorzubeugen“*. In Wirklichkeit war die Armenfürsorge aber keine *„freiwillig übernommene Pflicht“*, sondern nach Recht und Gesetz eine Verpflichtung der Gemeinde. Man verpflichtete sich aber nur ungern, glaubte ja eigentlich auch, daß Armut hausgemacht und mehr ein Erziehungs-, denn ein Strukturproblem sei. So hätte man die Unterstützung wohl lieber freiwillig, im Sinne eines Almosens gewährt, mußte nun aber mit einer Fürsorgeordnung auch ein gewisses Maß an Rechtssicherheit und Anspruchsverpflichtung eingestehen. So blieb als Ziel, die Armut *„durch Begünstigung und Verdienstzuweisung“* nach Möglichkeit zu verhindern, um Kosten zu sparen, ohne aber deshalb die wirtschaftlichen Bedingungen der Armut weiter zu bedenken.



„Statuten die Regulierung der Armenpflege der Gesamtgemeinde Laer betreffend“, Entwurf 1854, Gemeindearchiv Bad Laer.

Ursprünglich wollte die Samtgemeinde nur die sogenannten außerordentlichen Armenlasten übernehmen, während die fünf Ortsgemeinden Laer, Müschen, Hardensetten, Winkelsetten und Westerwiede für die gewöhnliche Fürsorge zuständig sein sollten. Das

aber wurde letztlich nicht gestattet. Die Samtgemeinde war für die Armenfürsorge insgesamt verantwortlich.[24] Zu den außerordentlichen Armenlasten zählte man *„die Unterhaltung der armen Irren in den Irrenanstalten ..., der armen Blinden und Taubstummen ..., die außerordentliche Unterhaltung derjenigen armen Krüppel und Lahmen, welche arbeitsunfähig sind und auch nicht Haus bei Haus umgehen können“*, sich also ihr Essen nicht in Reihe bei den Bauern abholen konnten. Zu den außerordentlichen Lasten zählte auch die medizinische Versorgung der Armen und die Zahlung der notwendigen Mietzuschüsse. Als gewöhnliche Armenlasten galten u.a. alle Naturalunterstützungen, vor allem die Speisungen auf den Höfen. Darum kümmerten sich die Ortsgemeinden in eigener Regie. So konnten die Armen in ihren Heimatorten bei den Bauern reihum ihr Essen holen, während alle ordentlichen Geldzahlungen an die Armen von der gemeinsamen Kirchspiels-Casse übernommen wurden.[25] Für die armen Kinder gab es in Laer eine besondere Regelung, *„wonach die Colonen nach gewisser Reihenfolge die armen Kinder unentgeltlich – mit Ausnahme einiger Vergütungen für Kleidung, Schulgeld usw. – zu alimentiren und zu erziehen haben“*.[26] Das konnte für die von Armut betroffene Familie im Einzelfall sehr schmerzlich, aber dennoch unumgänglich sein. Erkrankte beispielsweise eine alleinerziehende Mutter und war sie nicht mehr imstande, ihre Kinder zu versorgen, dann griffen solche Regelungen, die zwar die Familie auseinanderrissen, aber dafür immerhin eine Grundsicherung für die Kinder schufen.

Geldzahlungen wurden wie gesagt nur aus der Samtgemeindekasse bewilligt. Der jeweilige Ortsvorsteher trug die Angelegenheit vor, der Samtgemeindeausschuß diskutierte und entschied dann. Unterstützungen wurden entweder pauschal, als wöchentliche Unterhaltsbeihilfe, oder aber zur Abdeckung bestimmter zusätzlicher Kosten gezahlt. Einzelne Arme, wie etwa der Heuerling Ferdinand S. im Jahre 1891, bekamen wöchentlich beispielsweise 1,- Mark zugesprochen, Eheleute 1,50 Mark, und schließlich wurde dem Markkötter K. zu Hardensetten *„zur Verpflegung seiner blödsinnigen Tochter wöchentlich 2,- M Unterstützung“* bewilligt.[27] Eine Variante war die jährliche Unterstützungszahlung, die allerdings nicht der Arme selbst, sondern sein *Hausvater* (Vermieter) erhielt. So bekam *„der Heuerling Buller in Hardensetten für den bei ihm untergebrachten blödsinnigen August T. jährlich 100 M Verpflegungskosten“* pauschal. Diese Beihilfe war relativ hoch und erklärt sich aus der Erkrankung des Bedürftigen. Mietbeihilfen konnten auch sehr viel niedriger ausfallen, wie etwa im Falle der Catharina P., die beim Colonen Kahle in Hardensetten lebte und zu deren Miete die Gemeinde jährlich 15,- Mark gab. Eine weitere Variante war die einmalige Beihilfe zur Bewältigung akuter Krisen. Im September 1891 etwa gewährte der Ausschuß dem Neubauern Franz S. eine Unterstützung bis zur Höhe von 15,- Mark wegen eines Unglücksfalles, aber keine regelmäßige Beihilfe. Prinzipiell gab es keine festgelegten Unterstützungssätze, auf deren Zahlung die Armen sich verlassen konnten. Der Betrag der Unterstützung wurde fallweise nach der Diskussion im Ausschuß festgesetzt, der Samtvorsteher zahlte das Geld dann aus. Wurden Armensachen besprochen, lud man auch den Pastor zur Ausschußsitzung ein, denn die Kirche engagierte sich auch weiterhin auf dem Gebiet der Armenunterstützung. Geriet

nun also ein Eingesessener zum Beispiel aus Müschen oder Winkelsetten in Armut, dann konnte er sich an seinen Ortsvorsteher wenden. Dieser trug den Fall daraufhin der speziellen Armenkommission seines Ortes vor, der verschiedene Honoratioren angehörten. Hier wurde über das Maß der ordentlichen Unterstützung entschieden. In der Regel ging der Arme mittags reihum zu den Bauern. Seine Kinder wurden, allerdings nur, wenn unbedingt nötig, in die Obhut eines oder mehrerer Colonen überstellt, was sicherlich schmerzlich war. Außerdem trug der Ortsvorsteher den Fall im Samtgemeindeausschuß vor. Dort berieten und beschlossen die Ausschußmitglieder über die notwendigen geldlichen Leistungen etwa für Bekleidung, Feuerung oder medizinische Unterstützung (die Ortsarmen wurden auf Kosten der Samtgemeinde medizinisch versorgt, weil es keine Krankenversicherung gab).

Das Armenhaus von Laer

Zu den sachlichen Leistungen konnte auch die Gewährung eines Obdachs im alten Armenhaus der Gemeinde an der Füchtorfer Straße gehören (eine solche Einrichtung gab es hier schon seit dem Mittelalter). Am 20. Februar 1892 machte sich Gemeindediener Fölling auf Anweisung des Samtvorstehers Heimsath auf den Weg, um den baulichen Zustand des Armenhauses zu überprüfen.[28] Fölling ging zunächst daran, das Gebäude auszumessen. 30 Fuß in der Länge und 25 Fuß in der Breite schritt er ab. In diesem engen Gebäude, das von einem sechs Fuß breiten Flurgang durchzogen war, drängten sich fünf kleine Zimmer, die allesamt belegt waren. Hier lebte nämlich die sechsköpfige Familie T.: Vater und Mutter, ein Säugling, ein Junge und ein Mädchen im Alter von sieben bzw. sechs Jahren und noch ein kleineres Mädchen von vier Jahren. Ein Zimmer diente als Stall für die zwei Ziegen und das Kaninchen der Familie. Das Haus galt längst als baufällig. Insbesondere der Dachboden war als *„Wohn- und Schlafstätte ... nicht verwendbar ... . Der Bretterbeschluß über der unteren Etage ist theilweise aus seiner ordnungsmäßigen Lage heruntergesunken, und der Bodenbelag der Bohlen auf dem ... Boden befindet sich nicht in ordnungsgemäßem Verhältnisse“*.[29] Auch war das Dach offenbar nicht gehörig verdichtet, und Fölling riet, für den Fall, daß noch mehr Personen als bislang hier untergebracht werden sollten, einen Sachverständigen herzubitten.

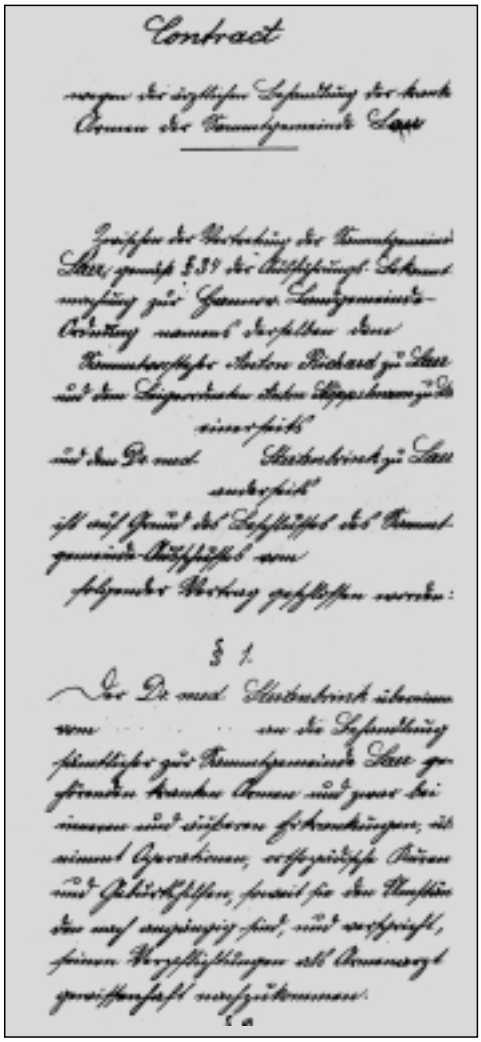
Im Verlauf der folgenden Monate entschloß sich die Gemeinde, das Armenhaus zu verkaufen und ein neues zu errichten. In diesem Zusammenhang ist eine von Gemeindediener Fölling im August 1894 notierte Bekanntmachung *„betreffend den öffentlich meistbietenden Verkauf des Laerer Armenhauses im Kirchdorf Laer“* vom 8. August 1893 überliefert.[30] Es brauchte allerdings noch ein ganzes Jahr, bis die Gemeinde Haus und Grundstück endlich losschlagen konnte. Erst in der Samtausschußsitzung vom 6. November 1894[31] präsentierte Fölling ein Schreiben des Gastwirts Springrose, worin dieser sein Interesse am Armenhaus kundtat, aber noch kein konkretes Angebot machte. Der Ausschuß war aber ungeduldig, bestellte den Gastwirt her und verhandelte den Verkauf noch an diesem Tage. Springrose erhielt schließlich das Armenhaus mit dem zuge-

hörigen Grund für insgesamt 600 M überlassen. So bekam man immerhin ein wenig Geld für den Bau eines neuen Armenhauses in die Hand. Bereits im Herbst 1893 waren nämlich *„alle Unternehmungslustigen Baumeister“* aufgerufen, *„welche geneigt sind, ein Gebäude ... auf dem von der Gemeinde von Louis Knemeyer aufgekauften Grund, welcher an der Glandorfer ... Landstraße liegt, herstellen wollen, einen Riß und Kostenanschlag* (einreichen) *möchten“*.[32] Das Gebäude sollte 100 Fuß lang und 24 Fuß breit werden; man brauchte einfach mehr Platz für die Obdachsuchenden, als das alte Armenhaus bislang geboten hatte. Die einzelnen Räume waren mit durchschnittlich 10 qm eher klein. An der Längsseite des Gebäudes gab es zwei Eingangstüren, an die sich kurze Flurstücke anschlossen, von denen aus die Bewohner in die einzelnen Räume des Gebäudes gelangten. Anläßlich einer Ausschußsitzung am 7. Oktober 1894 beschloß man, zusätzlich noch *„eine Stallung verbunden mit Abort“* zu errichten, denn natürlich würden die künftigen Bewohner zu ihrem Unterhalt auch ein wenig Vieh halten müssen.[33]

Aus der Praxis der Armenunterstützung

In der Praxis setzte sich die Armenfürsorge aus einem ganzen Bündel einzelner Leistungen zusammen, das insgesamt nur schwer zu durchschauen und oft kaum noch nachvollziehbar war. Das Beispiel der verarmten Witwe S. zu Laer mag das verdeutlichen. Das Amt Iburg hatte Samtvorsteher Heimsath Anfang Januar 1882 angewiesen, für die Unterstützung der Witwe Sorge zu tragen, und der Samtvorsteher meldete einige Tage später, daß das auch geschehen sei. Der Amtshauptmann prüfte die Sache nach und war unzufrieden. *„Den eingezogenen Erkundigungen nach hat dieselbe aber nur ... 1 Mark und am 27. d. Mts. ... 3 Mark erhalten. Von dieser Unterstützung kann die erwerbslose Frau mit ihren 4 Kindern von welchen eine Tochter von 14 Jahren krank ist, nicht existieren und ist mithin nicht ... für die Unterstützung der Familie in geeigneter Weise gesorgt“*.[34] Das Amt wies Samtvorsteher Heimsath zu einer wöchentlichen Zahlung von zehn Mark an, doch dieser wehrte sich energisch. Denn die Witwe S. hatte mehr als nur ein paar Mark erhalten. Zunächst hatte sich Mühlenbesitzer Dodt angeboten, die Witwe *„möge für sich und ihre Familie täglich das Mittagessen aus seinem Hause holen, was dieselbe eine Zeitlang gethan aber später, wie F. Niehaus sich offerierte der Wwe. das Essen zu geben, gekündigt hat. Dann hat dieselbe eine Partie Kleidungsstücke aus den kirchlichen Armenmitteln erhalten ... und täglich von den ... Einwohnern in der Gemeinde, bei denen sie oder ihre Kinder um Milch ansprachen, reichliche Liebesgaben empfangen“*.[35] Heimsath meinte auch, daß er der Witwe durchaus mehr Geld gegeben hätte, doch sei sie nicht darum nachgekommen, weshalb er den Vorwurf des Amtes auch entschieden zurückwies. Im übrigen seien die Angelegenheiten der Kinder längst geklärt. Die kranke Tochter wurde am 6. Februar auf Samtgemeindekosten ins Krankenhaus nach Glandorf gebracht. Ein weiteres Kind fand Obdach *„bei dem Halberben Schowe in Westerwiede“*, und künftig sollte der Witwe ein *„Lokal im Armenhause zur Benutzung angewiesen werden“*. Das wurde dann aber doch überflüssig, denn Witwe S. konnte in ihrer bisherigen Wohnung bleiben. Schließlich gab es noch ein weiteres Kind zu versorgen. Nach Angabe der Mutter würde es entwe-

der bei ihrer Schwester oder beim *„Halberben Rothmüller in Müschen untergebracht werden“*. Nachdem alle diese Maßnahmen zusammengenommen die Lage der Witwe S. erheblich gebessert hatten, war Samtvorsteher Heimsath nun der Ansicht, daß die wöchentliche Unterstützungszahlung sehr viel geringer ausfallen dürfte, als vom Amtshauptmann befohlen. *„Mit wöchentlich 2 M. bis das kleine Kind läuft und 2 Scheffel Steinkohlen ist sie ganz zufrieden“*, berichtete Heimsath nach Iburg, und der Amtshauptmann willigte schließlich ein.



Contract

§ 1.

Fürsorge im Krankheitsfall, Gemeindearchiv Bad Laer. Ein „Contract“ mit Dr. Stertenbrink regelte die medizinische Versorgung der Ortsarmen.

Tatsächlich gelang es auf diese Weise, die Bedürftigen so zu versorgen, daß sie ihr geringes Auskommen hatten. Dennoch sei kritisch angemerkt, daß viele Arme, ähnlich wie die Witwe S. (und mit ihr der Amtshauptmann), das System kaum noch durchschauen konnten. Welche Leistungen waren Fürsorgemaßnahmen und welche waren es nicht? Heimsath zählte die freiwilligen „Liebesgaben“ ebenso zur Fürsorge, wie das „Reihe gehen“ oder die Kleiderversorgung durch die Kirchengemeinde. Aber natürlich waren alle diese Leistungen eher willkürlicher Natur und bisweilen auch mit persönlichen Demütigungen verbunden (man versetze sich in die Lage derer, die reihum die Haushalte

ihres Heimatortes ablaufen und dort um Essen bitten müssen). Außerdem erzielten die Fürsorgeempfänger auf diese Weise keine regelmäßigen, kalkulierbaren Einkünfte, wodurch sich ihre Abhängigkeit und Unselbständigkeit noch verstärkte. Schließlich gab es keinen Maßstab, der Armut an sich festlegte. Die Unterstützungsbedürftigkeit mußte in jedem Einzelfall beschlossen werden, was bisweilen zu Streitereien führte, die letztlich auf dem Rücken der Armen, die sich kaum wehren konnten, ausgetragen wurden. Als Beispiel hierfür sei der Fall des Heuerlings Gerhard M. genannt.[36] Er hatte sich im Januar 1884 beim Holzaufladen die Hand verletzt und konnte vorläufig nicht arbeiten. Heuerling M. hatte einen erwachsenen, verheirateten Sohn, der allerdings selbst *„in dürftigen Verhältnissen lebt und ihn nicht unterstützen kann“*, wozu er an sich verpflichtet gewesen wäre. Vermögen gab es im Haushalt des M. nicht; das gab es in so gut wie keinem Heuerlingshaushalt, und darum war nun die Samtgemeinde gefordert. Die Gemeinde zahlte auch. *„Vom 12. Januar bis 23. July d.J.* (alles) *in allem 33 M 50 Pfg Unterstützung ... und außerdem tägliche Kosthäuser und privat Unterstützungen“*. So konnte Heuerling M. immerhin überleben, jedoch wurde nun die jährliche Heuer für seinen Kotten fällig. 48 Mark mußten aufgebracht werden, die er aber nicht hatte. Die Samtgemeinde wollte jedoch auch nicht zahlen, *„weil die Miethe zu theuer sei und der G. M. sich mit einer kleineren Wohnung, die billiger wäre“* begnügen sollte. Heuerling M. wandte sich darauf an die Landdrostei, die nun ihrerseits den Landrat einschaltete. Der beschied der Gemeinde, daß sie die Mietkosten zu tragen habe, damit der Heuerling nicht wegen einer vorübergehenden Erkrankung sein Heim verliere. Das war auch vernünftig, denn Heuerling M. benötigte die Unterstützung ja nicht für immer, sondern nur bis zu seiner Genesung und der Wiederherstellung seiner Arbeitsfähigkeit. Der Beschluß des Gemeindeausschusses aber, der nur möglich war, weil die Gemeinde vor allem an die kurzfristige Einsparung dachte, hätte ihn durchaus in noch ärgere Bedrängnis bringen können, als er sie ohnehin schon erdulden mußte.

Kurzum, die Armenfürsorge war immerhin schon grundsätzlich geregelt, aber insgesamt doch wenig geordnet. Die Einzelfälle wurden noch je neu diskutiert und im Detail ausgehandelt. Darum konnten die Armen nur hoffen, daß der Ausschuß ihnen wohlgesonnen war, aber sie konnten sich kaum auf ihre Überlebenssicherung verlassen. Im Zentrum der Diskussion stand, ähnlich wie heute, das finanzielle Problem, weniger die Sache und ihre Umstände an sich. Je nach Kassenlage und gegenwärtiger politischer Situation wurde dann entschieden. Diese eher willkürliche Art des Umgangs mit der Armut konnte zu nachgerade dramatischen Auseinandersetzungen führen, wie der Fall der Dienstmagd H. aus dem Jahre 1881 zeigt. Die beim Müller Ahnenhövel in Müschen angestellte Magd erkrankte und wurde auf Anordnung ihres Dienstherrn ins Marien-Hospital nach Osnabrück verbracht. Zudem entließ der Müller seine Magd, wohl um später nicht für die Krankenhauskosten (damals gab es noch keine Krankenversicherung) haftbar gemacht zu werden. Er hoffte, daß die Gemeinde einspringen würde, die ja offenbar für die arbeitslosen Eingesessenen zuständig war. Doch der Müller versäumte, der Gemeinde die Kündigung auch anzuzeigen. Die Entlassung der kranken

Magd war an sich schon ein starkes Stück, jedoch handelte der Müller durchaus rechtmäßig. Einzig, daß er die Kündigung nicht angezeigt hatte, sollte ihm noch Probleme bereiten. Denn die Gemeinde konnte sich nun ihrerseits unwissend geben; man sei nicht zuständig, hieß es später. Dienstmägde verdienten damals neben Kost und Wohnung nur ein kleines Taschengeld. So konnte die H. ihre Pflegekosten nicht selbst zahlen, obwohl sie seit mehreren Jahren in verschiedenen Stellungen hart gearbeitet hatte. Die Sache schien verfahren und konnte in Laer nicht geregelt werden. Daraufhin schritt der Landrat ein und stellte fest, daß der Müller *„das Mädchen unter allen Umständen solange hätte bei sich behalten und verpflegen müssen, bis durch die Obrigkeit für ein anderes Unterkommen gesorgt worden wäre (§ 58 der Dienstbotenordnung)"*.[37] Doch der Landrat irrte. Müller Ahnenhövel durfte seine Magd trotz Krankheit entlassen. Eigentlich hätte sich der Armenverband Laer ihrer auch annehmen müssen. Doch weil der Müller die Kündigung nicht ordnungsgemäß angezeigt hatte, lehnte die Gemeinde jede Verantwortung ab. Der Landrat schlug nun vor, daß Ahnenhövel die Kosten der ersten 14 Krankentage bezahlen solle, damit die Gemeinde den Rest übernähme. Doch kurz darauf verstarb die Magd, so daß nun auch noch die Bestattungskosten, mithin einschließlich der Behandlungskosten insgesamt 112,15 Mark, aufzubringen waren. Der Landrat warnte die Gemeinde umgehend. *„Ich erwarte mit Bestimmtheit"*, so schrieb er nach Laer, *„daß wegen Bezahlung der Kur- und Beerdigungskosten keine Schwierigkeiten gemacht werden ... . Daß entweder der Dienstherr oder die Gemeinde bezahlt, würde ich schließlich im Notfalle erzwingen müssen; allein ich nehme an, daß es ohne Zwang geht"*.[38] Der Dienstherr aber weigerte sich. Und der Gemeindeausschuß weigerte sich ganz einfach auch; die Eltern sollten nun zahlen, denn die hätten noch etwas Grund und auch den kleinen Nachlaß ihrer Tochter, den sie doch zu Geld machen könnten.[39] Als 14 Tage später noch immer niemand irgendetwas gezahlt hatte, meldete sich der Landrat empört bei der Gemeinde. Entweder sollten jetzt der Dienstherr oder aber die Eltern der Verstorbenen endlich die Rechnung begleichen. Im Weigerungsfall würde er selbst dafür sorgen, daß das Hospital gerichtlich vorgehen würde. *„Wenn dann der Dienstherr oder die Eltern die doppelte Summe Kosten haben, so wird das eine gerechte Strafe sein"*.[40] Der Landrat war vor allen Dingen darüber erbost, daß das Krankenhaus auf den Kosten sitzenzubleiben schien; *„ich werde diejenigen, welche so gehandelt haben, nicht vergessen"*, drohte er. Das brachte schließlich den Vater der Magd dazu, endlich einzulenken. Er versprach, sämtliche Kosten zu übernehmen, so daß weder der Müller noch die Samtgemeinde belastet wurden. Letztlich konnte die Angelegenheit also nur durch Drohung mit gerichtlicher Klage aus der Welt geschafft werden. Bis zum Schluß blieb ungewiß, wer denn nun zuständig wäre und wohin man sich wenden könnte, wenn Entlassung und Krankheit zusammenträfen.

Zusammengefaßt läßt sich festhalten, daß die Gemeinde, durch das Gesetz verpflichtet, die Armenfürsorge übernahm, jedoch gleichzeitig dafür sorgte, daß sich aus dieser Verpflichtung von seiten der Armen selbst nach Möglichkeit keine einklagbaren Rechtsansprüche ergaben. Denn man konnte die ländliche Armut noch nicht viel anders außer

Bevermanns Kotten in Müschen, Nachlaß Hiltermann.

als selbstverschuldet begreifen und zahlte daher nur widerstrebend, immer bemüht, keine Rechtsansprüche aufzubauen. So bestand die Armenfürsorge in Laer aus einem schwer zu durchschauenden Bündel verschiedenster Leistungen, mittels derer die Gemeinde die Kosten senkte, die grundsätzliche Fürsorgepflicht aber dennoch einhielt und das schiere Überleben der Armen sicherte. Für die Bedürftigen selbst blieb die Fürsorge eine sehr unsichere Sache; zwar war die Gemeinde ihnen grundsätzlich verpflichtet, doch würde der jeweilige Gemeindeausschuß je neu über die Details der Unterstützung entscheiden. Man konnte im Einzelfall nur auf das Wohlwollen der Ausschußmitglieder hoffen, jedoch zeigte die Erfahrung, daß die Gemeinde niemanden verhungern ließ. Und mit dem Armenhaus war auch für das sprichwörtliche „Dach über dem Kopf" gesorgt. Brisant blieb die Frage der Zuständigkeit; der Fall der Dienstmagd H. zeigt, daß mancher Arbeitgeber seine Verantwortung gern der Gemeinde zugeschoben hätte, während die sich ihrerseits auch lieber verweigerte. Getroffen waren davon die Armen selbst, die sich vielleicht noch Hilfe beim Kreis holten, wie der Heuerling M., oder aber sich gar nicht mehr wehren konnten, so daß eine selbst schon dürftig lebende Familie auch noch ihren letzten Grund belasten mußte.

1.3 Krankenhaus, Leichenbestattung und Wasserqualität
Das Gesundheitswesen an der Schwelle zum 20. Jahrhundert

Als der Medizinaloberrat Dr. Offenberg am 30. Mai 1906 die Gesundheitsverhältnisse im Dorf Laer untersuchte, kam er zu erfreulichen Ergebnissen, denn während der letzten Jahrzehnte hatte sich das Gesundheitswesen insgesamt recht positiv entwickelt. *„An übertragbaren Krankheiten sind im Jahre 1905 nur 2 Fälle polizeilich angemeldet worden, nämlich je ein Fall von Diphterie und Scharlach bei Kindern, welche wieder genasen. Im*

laufenden Jahre 1906 bis Ende Mai sind 2 günstig verlaufende Fälle von Diphterie zur Anzeige gekommen“,[41] berichtete Offenberg in seinem Protokoll. Bei einer Einwohnerzahl von mittlerweile 955 Personen im Dorf Laer war das eine erfreuliche Quote, die vor allem auf die gute medizinische Versorgung zurückgeführt werden muß. Denn in Laer gab es nicht nur einen Arzt und zwei Hebammen, sondern seit dem Jahre 1885 auch ein Krankenhaus, das, im Besitz der katholischen Pfarrgemeinde, von vier Franziskanerinnen betreut wurde. Immerhin 68 Kranke hatten die Schwestern im Jahre 1905 gepflegt und damit einen wichtigen Beitrag zur Gesunderhaltung der Bevölkerung geleistet.

Das Krankenhaus von Laer

Das Krankenhaus von Laer geht auf eine Stiftung der wohlhabenden, aber kinderlosen Eheleute Diederich und Maria Elisabeth Hiltermann zurück. Schon im Jahre 1852 hatte Kaufmann Diederich Hiltermann der katholischen Kirchengemeinde Laer in seinem Testament *„Geld zur Errichtung eines ‚barmherzigen Schwesternstifts‘ für bedürftige Kranke und Waisen des Kirchspiels Laer* (vermacht)“.[42] Zu seiner Stiftung gehörte insbesondere auch das Wohnhaus Nr. 93 im Dorf Laer, aber auch die Erbkötterei mit ihrem Grund, den Holzungen und allem Inventar.

Altes Krankenhaus an der Remseder Straße, Nachlaß Hiltermann.

Auch 4000 Taler in barem Geld sollten an das Stift gehen. Hiltermann sorgte allerdings dafür, daß das Vermögen nach seinem Tode vorerst noch zum Nutznieß seiner Frau verblieb, die das Stift ihrerseits ebenfalls bedachte. Zudem hinterließ sie noch weitere Spenden für die *„kranken Hausarmen zu Laer“*, damit ihnen *„Zucker und Kaffee und sonstige Bedürfnisse durch die Hände der Herren Geistlichen nach deren Ermessen zugetheilt werde“*.[43] Nach ihrem Tode im Jahre 1874 gelangte die Stiftung schließlich in den Besitz der Kirchengemeinde. Bis zur Einrichtung des Krankenhauses sollten allerdings noch einige Jahre ins Land gehen, denn eine Familie Kiesekamp, Nachfahren der Maria Elisabeth Hiltermann, geb. Kiesekamp in Münster, focht das Testament an. Die Sache ging vor

Gericht, aber schließlich wurde das Testament der Eheleute Hiltermann anerkannt. Im Jahre 1884 begann die Pfarrgemeinde mit dem Umbau und der Einrichtung des Hiltermannschen Hauses.[44] Das Gebäude lag an der Straße nach Remsede, ein altes Steinwerk zwischen dem Hof Kemnade und der Ostpforte der Kirchhofsburg gelegen, dort wo heute das St. Josefs-Heim steht.[45] Nach umfangreichen Renovierungsarbeiten konnte das mit 18 Betten ausgestattete Krankenhaus am 16. September 1885 feierlich, d.h. mit Hochamt und Prozession, *„an die Schwester Frumentia als Oberin ... übergeben werden“*.[46] Mit Schwester Corona, die die Hauswirtschaft führte, und Schwester Epimada, die dem Haus als Krankenpflegerin diente, lebten von nun an drei katholische Ordensschwestern aus dem Mutterhaus St. Mauritz bei Münster in Laer.

Das neue Krankenhaus mit seinen Nebengebäuden, Heimatmuseum Bad Laer.

Die Bevölkerung nahm das neue Krankenhaus gern an. Die Laerer waren froh, im Krankheitsfall nicht mehr nach Glandorf oder, schlimmer noch, bis nach Osnabrück ins Hospital reisen zu müssen. Statt dessen blieb man in Laer, also ganz in der Nähe, so daß man auch leicht besucht werden konnte und überhaupt von Bekannten, statt von fremden Menschen umgeben war. Wichtig war sicherlich auch, daß sich das allgemeine Gesundheitsbewußtsein mit den Jahren erheblich verbesserte. Man ging sorgfältiger mit sich und seiner Gesundheit um, konsultierte wohl auch häufiger den Arzt Dr. Brandewiede, der hier in den 80er Jahren praktizierte. Er gehörte übrigens zur ersten *„Sanitäts-Commission in hiesiger Samtgemeinde“*, die im November 1885 auf Anordnung des Landrats Tilemann gegründet wurde.[47] Neben dem Doktor gehörten auch die einzelnen Ortsvorsteher und Samtvorsteher Josef Heimsath zur Sanitäts-Commission, die sich um die Gesundheitsverhältnisse in der Gemeinde zu kümmern hatte. Spätere Ärzte waren z.B. Dr. Schürmeyer, Dr. Beckmann, der bis zum Jahre 1907 in Laer arbeitete, und Dr. Stertenbrink, der sein Nachfolger wurde. Stertenbrink, der im sogenannten „Van Deenkenhus“, der heutigen Drogerie Steinkamp, lebte, sollte 44 Jahre lang in Laer praktizie-

ren. Seit 1912 war er stolzer Besitzer des ersten PKW in der Gemeinde. Für den erst 35jährigen Arzt war es sicherlich ein kühner Entschluß, „sich einen solchen, damals *noch unzuverlässigen Motorwagen zuzulegen. Die Kinder wurden damals gewarnt, sich nicht von diesem gefährlichen Fahrzeug überfahren zu lassen. 1910 gab es in ganz Deutschland kaum 25.000 solcher Fahrzeuge. Für ihn stellte es sich als bedeutende Hilfe heraus*“, denn die Gemeinde war weiträumig und die Strecken beträchtlich, die der Doktor bei seinen Hausbesuchen zurücklegte.[48]

Dr. Stertenbrink mit Lehrer Markus im ersten Laerer Motorwagen, Privatbesitz.

Das Krankenstift im alten Hause Hiltermann platzte bald aus allen Nähten. Der Pfarrer und spätere Dechant Heinrich Hupe, der nach dem Tode von Pfarrer Dr. Bartelsmann im Jahre 1895 nach Laer gekommen war, sorgte schließlich für einen Neubau. *„Die Wahl des Bauplatzes machte keine Schwierigkeiten“*, schrieb Wilhelm Heimsath in seinen Erinnerungen, *„da vom Colon Höpke ein an der Südseite nahe am Ort in den Winken gelegenes Grundstück, das als sehr geeignet anzusehen war, käuflich erworben werden konnte. Dort fließt die Wippernfluet zur Bewässerung der anstoßenden Krankenhauswiese und macht den gegebenen Platz zur Anlage der notwendigen Waschanstalt geeignet, beides Vorzüge der Lage“*.[49] Damals gab es ja noch keine zentrale Wasserversorgung. Im Gegenteil, jedes Haus hatte noch seinen Brunnen, und *„die Schmutzwässer werden in offenen Rinnsteinen oberirdisch abgeleitet“*; daher war es auch wichtig, daß die Straßengossen in Laer ein ausreichendes Gefälle hatten, damit das Schmutzwasser nicht stehenblieb.[50] Pastor Hupe legte am 14. April 1899 den Grundstein für das neue Haus, das später in Erinnerung an die einstige Stifterin „Maria-Elisabeth-Krankenhaus“ heißen sollte. Architekt Niemeyer aus Iburg hatte den Bau entworfen und Maurermeister Brüwwer aus Versmold übernahm die Ausführung. Wilhelm Heimsath erinnerte sich, daß die einzelnen Arbeiten am Bau von heimischen Handwerkern geleistet wurden. Auch das Bauholz kam von den hiesigen Colonen. Selbstverständlich mußte der Kirchenvorstand für das Bauvorhaben auch einen Kredit aufnehmen, den die Gemeinde dann langsam abtrug. Am 18.2.1901 weihte der Pastor die Hauskapelle, und am 17. Februar 1902 konnte er

das Krankenhaus seiner Bestimmung übergeben. Wilhelm Heimsath, der diese Jahre als Zeitzeuge erlebt hat, beschreibt ein Gebäude, *„das in schöner Form hoch emporragt und mit seinen praktischen und zweckmäßigen Inneneinrichtungen den Krankenhäusern der benachbarten Gemeinden ebenbürtig zur Seite gestellt werden“* konnte.[51] Später wurde an der Südseite des Krankenhausgartens noch eine Veranda als Liegehalle angebaut. *„Nächst dieser ist eine Lourdesgrotte und ihr gegenüber an der Nordseite eine Franziskusgrotte errichtet* (worden)“.[52] Schließlich gehörte noch eine Ackerwirtschaft zum Haus, verbunden mit einigen Stallungen für Kühe und Schweine.

Lungenschwindsucht und Leichenbestattung: Der neue Friedhof

Im Jahre 1868, damals lag der Friedhof noch bei der alten Kirche, wandte sich das Amt Iburg mit einer alarmierenden Nachricht an den Kirchenvorstand. *„Nach einer Mittheilung Königlicher Landdrostei“* heißt es in diesem Brief, *„ist von ärztlicher Seite die Ansicht ausgesprochen worden, daß das häufige Vorkommen von ... besonders Lungenschwindsucht im Kirchdorf Laer von der Lage des Begräbnisplatzes in der Mitte des Dorfes bedingt sei“*.[53] Die Probleme mit dem Friedhof waren nicht neu. Der vorhandene Platz neben der Kirche reichte schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts nicht mehr aus, und das Problem verschärfte sich noch wegen der seit etwa 1850 kontinuierlich zunehmenden Bevölkerung. *„So blieb nur ein Ausweg: Die Ruhezeit in den Gräbern wurde nach und nach verkürzt und betrug zuletzt höchstens noch zehn Jahre“*.[54] Man hoffte wohl, daß die Verwesung der Leichen in der kalkhaltigen Erde schnell genug vor sich gehen würde, aber das war natürlich innerhalb so weniger Jahre nicht der Fall. Immer wenn die Totengräber ein neues Grab aushoben, traten einzelne Gebeine zu Tage; schließlich baute die Pfarrgemeinde zur deren Aufbewahrung ein eigenes Beinhaus bei der Kirche. Der Kirchenhistoriker Bernd Holtmann hat herausgefunden, daß das Kirchspiel Laer schon in der Franzosenzeit aufgefordert worden war, einen außerhalb der engeren Siedlung liegenden Friedhof anzulegen, *„da die Beisetzung innerhalb der Orte eine Gefahr für die Gesundheit der Menschen darstelle“*.[55]

Der alte Friedhof, Heimatmuseum Bad Laer.

Doch die Franzosenzeit währte offenbar nicht lange genug; jedenfalls unternahm man nichts dergleichen. Bald darauf, im Jahre 1817, kam die nächste Beschwerde, diesmal vom katholischen Konsistorium in Osnabrück. Der Friedhof wurde zu jener Zeit offenbar als eine Art Durchgangsstraße benutzt und muß einen erbärmlichen Anblick geboten haben. Also versah man die Zugänge zum Kirchhofsplatz mit Pforten, die nun allabendlich versperrt wurden. Nur die Kirchhöfer, die ja direkt neben Kirche und Friedhof wohnten, erhielten Schlüssel. Eventuell zur Abendzeit noch treibendes Vieh sperrten sie fortan in einen Stall, denn es galt den Friedhof vor weiterer Zerstörung zu bewahren. Allerdings konnten die Laerer das eigentliche Problem, die Überfüllung der Gräber, so auch nicht lösen. Im Jahre 1834 wurde ein durchreisender Fremder beim Amt Iburg vorstellig. Er hatte *„zufällig gesehen, wie auf dem Friedhof neben einem eben ausgehobenen Grab Menschengebeine herumlagen“*, und das ging nun wirklich zu weit.[56] Andererseits hatten die Laerer Totengräber bei der kurzen Belegungszeit von etwa 10 Jahren keine andere Wahl. Mit fast jedem Spatenstich förderten sie Menschenknochen zu Tage, und sie konnten doch nicht jeden Knochen einzeln ins Beinhaus schaffen, nur um irgendwelchen Fremden den ungewohnten Anblick vorläufig herumliegender Gebeine zu ersparen! Ende der 60er Jahre, als der gerade neu gebildete Kirchenvorstand erstmals vom Zusammenhang zwischen Lungenschwindsucht und Friedhof hörte, geriet die Gemeinde in eine schwierige Situation. Einerseits wollte man die Bevölkerung sicherlich nicht einem solchen Risiko aussetzen. Andererseits stand gerade der ohnehin sehr teure Kirchenbau an. Möglicherweise glaubte der Kirchenvorstand auch nicht recht daran, daß der Friedhof, der doch seit Menschengedenken bei der Kirche gelegen hatte und in der Erinnerung der Zeitgenossen immer schon überbelegt war, tatsächlich so gesundheitsschädlich sei, wie man jetzt vom Amtshauptmann hörte. Jedenfalls zögerten die

Die neue Friedhofskapelle, als Ständerwerk errichtet, Privatbesitz.

Laerer die Sache noch weiter hinaus, denn vorerst schien der Kirchenbau wichtiger. Erst zehn Jahre später, im Jahre 1879, präsentierte die Gemeinde vier denkbare Friedhofsplätze. Einen Platz am Westerwieder Kirchweg in der Koppel des Colonen Thiemann und Heuer, den Königlichen Domänengrund hinter Hohns Wäldchen, Richards Koppel hinter Colon Thiemann und einen Platz hinter Kavenstroth und Dreyer am Thie. Der Kirchenvorstand konnte die Angelegenheit schließlich noch ein paar Jahre lang gegen den Widerstand des Amtshauptmannes verzögern, der, darüber furchtbar ärgerlich, zwischenzeitlich sogar die zwangsweise Schließung des alten Friedhofs angeordnet hatte. Aber im Jahre 1884 war man schließlich soweit. Am 1. April schloß die Gemeinde den alten Friedhof bei der Kirche. Künftig sollte ein neu hergerichteter Platz hinter Dodts Mühle als *Gottesacker* dienen. Es brauchte zwar noch einige Jahre, bis das Gelände eingefriedigt war und geweiht werden konnte, und weitere 80 Jahre, bis man 1974 endlich eine Friedhofskapelle baute. Aber immerhin, seit 1884 brauchte man sich nicht mehr um die hygienischen Aspekte der Leichenbestattung zu sorgen.

Typhus, Trinkwasserqualität und Kanalisation

Im Winter des Jahres 1910/11 traten im Dorf Laer eine Reihe von Typhusfällen auf. Das war bedrohlich, denn Typhus war damals noch eine weit verbreitete Krankheit, die manchmal sogar tödlich endete. Bald wurde das Dorf erneut von einer Kommission besucht, die sich *„der dortigen gesundheitlichen Übelstände“* annahm.[57] Mitglieder der Kommission waren Landrat v. Breitenbach, Kreisarzt Dr. Trember, Regierungs- und Medizinalrat Schneider und ein weiterer Landrat namens Reichelt. Ortsvorsteher Poppe und Samtvorsteher Richard führten die Herren durch das Dorf. *„Es wurden zunächst eine Anzahl der Typhushäuser besichtigt und dabei festgestellt, daß die Brunnen vielfach nicht einwandfrei waren, insbesondere den Ställen, Aborten und Dungstätten zu nahe lagen und nicht völlig wasserdicht abgedeckt waren“*.[58] Die Zeitgenossen wußten damals schon, daß Typhus meist durch verseuchtes Trinkwasser übertragen wird. Eine Schutzimpfung kannten sie aber noch nicht und mußten deshalb unbedingt auf hygienisch einwandfreie Wasserverhältnisse achten. Das war aber nicht so leicht möglich, weil es überall im Dorf noch Jauchegruben und Misthaufen gab, deren Abwässer das Trinkwasser verschmutzten. Darum schlugen die Herren nach ihrer Ortsbesichtigung die Anlage einer Wasserleitung vor. *„Da bei dem Hause des Malers Schröder östlich ganz nahe bei Laer an dem Wege nach Kram-Brook ein außerordentlich stark fließender Brunnen vorhanden ist und ähnliche Grundwasserverhältnisse bei dem Brunnen des Bierbaum an der Laer-Rothenfelder Chaussee festgestellt wurden, so ist der Grundwasserstrom für diese beiden Brunnen in der Richtung von der Wiebelahne am Kleinen Berg zu führen“*; eine zentrale Wasserleitung schien also leicht durchführbar.

Samtvorsteher Richard stand der Sache jedoch kritisch gegenüber. Sicherlich, *„die seitens der Herren Regierungs-Kommission festgestellte Tathsache, daß viele der besichtigten Brunnen insofern nicht einwandfrei waren, als ... hinsichtlich der Entfernungen der Aborte und Düngestätten von Brunnen ein zu nahes Beieinander von Brunnen und Aborten bzw. Düngerstätten*

vorkommt, kann nicht bestritten werden“,[59] aber Richard glaubte nicht, daß das Grundwasser deshalb verschmutzt werden würde. Denn die Abwässer der Aborte, Misthaufen und Jauchegruben würden auf ihrem Wege durch das Erdreich doch ganz natürlich gefiltert. Anders sei es aber mit den Spülwässern der Haushalte, die bislang oberirdisch einfach in die Straßengossen geleitet wurden. „*Daß auch die bei Trockenheit in der Luft herumwirbelnden Baccillen eine Gefahr, nicht allein für Typhus, sondern auch für andere ansteckende Krankheiten bilden, dürfte nicht zu bestreiten sein*“.[60] Richard schlug deshalb die Anlage einer Kanalisation vor, die für weniger als 10.000 M zu machen sei und auch im Ort durchgesetzt werden könne. Dagegen schien es fraglich, „*ob die Nothwendigkeit einer Wasserleitung von der Mehrheit der Gemeindemitglieder*“ eingesehen würde, denn schließlich hatte ein jedes Haus seinen eigenen Brunnen, und man war damit eigentlich ganz zufrieden.[61] Doch über die Notwendigkeit einer Kanalisation für das Dorf hatte die Ortsgemeinde schon weitestgehend Einigkeit erzielt. Laers Lage am Südwestabhang des Blomberges „*macht es erklärlich, daß ein großer Teil der oberhalb niedergehenden Regenmengen durch den Ort seinen Abfluß finden muß*“, schrieb Samtvorsteher Richard in einem späteren Brief an die königliche Regierung nach Osnabrück.[62] Ein gewisser Teil des Regenwassers sammelte sich zwar in der „*Wippernfluet*“ und konnte so vom Orte ferngehalten werden. „*In den Straßengossen des Ortes aber muß das in dem östlichen Landstraßengraben der Landstraße nach Remsede, welcher auch vom Blomberg herabkommendes Wasser aufnimmt, weitergeführt werden. Außerdem tritt am Osteingange von Laer eine Quelle zu Tage, aus welcher ständig Wasser hervorquillt,* (das) *in der Straßengosse seinen Abfluß* (hat). *Im Sommer, resp. nach Trockenperioden ist die Wassermenge gering, im Winter u. nach vorausgegangener Regenperiode ist dieselbe größer*“. Ordentliche Wassermassen traten dann über die Gossen, überfluteten die Straßen und verbreiteten sich über den „*Thieplatz ... hinweg nach dem tieferliegenden Teil des Ortes. Am Ende ... des Thieplatzes sammelt sich das ausgetretene Wasser wieder in der gleichen Straßengosse, aus welcher es oberhalb ausgetreten war und überflutetet hier wiederum die Straße, weil die Gossen die Wassermengen nicht fortleiten können*“.[63] Das Abfluten des Wassers zur südlich des Thieplatzes gelegenen Dorfseite schwemmte oft genug auch Schmutzwasser von oben her in die Brunnen. „*Auf diesen Umstand dürfte es zurückzuführen sein, wie von dem hiesigen Arzte Herrn Dr. Stertenbrink angenommen wird, daß in dem südlich vom Thie belegenen Theile von Laer Typhus am meisten auftritt*“.[64] Im Sommer und Herbst gab es solche Überflutungen häufig. Im Winter aber trat bei Frost noch eine weitere Unzuträglichkeit hinzu. „*Das andauernde Fließen des am Osteingange hervorquillenden Wassers hat bei Frostwetter zur Folge, daß in der Straßengosse eine immer zunehmende Vereisung eintritt*“; stiegen die Temperaturen in der milden Mittagssonne, dann floß daß Wasser über die Straßen und den Thieplatz. Bei Nacht gefror es dort zu einer breiten Eisfläche, die am folgenden Tage wieder überflutet und bei Nacht wiederum verbreitert wurde. Oft genug galten Laers Straßen dann als praktisch unpassierbar. Die Laer durchkreuzenden Straßenzüge mußten deshalb per Hand vom Eis befreit werden, doch geschah das nicht immer rechtzeitig. Denn die Chausseen gehörten dem Landkreis, und dessen Arbeitskolonnen kamen meist zu spät nach Laer. Bei Tauwetter sind dann oft Überflutungen „*vorgekommen, wobei das Wasser in die umliegenden Häuser gedrungen ist*“.[65]

Kurz, das Dorf brauchte eine Kanalisation mindestens ebenso dringend wie eine zentrale Wasserleitung. Die Eingesessenen konnten aber natürlich nicht beide Projekte gleichzeitig bezahlen. Deshalb erklärte sich der Regierungspräsident schon im August 1911 bereit, vorläufig nicht weiter auf den Bau einer Wasserleitung zu bestehen. Die Gemeinde sollte sich statt dessen um eine Kanalisation bemühen.[66] Samtvorsteher Richard meinte, daß eine Kanalisation nur das Regen- und Spülwasser aufnehmen sollte. Eine *„unterirdische Fortführung der Fäcalien ... wird für Laer nicht in Frage kommen, da ein jeder diese als zu werthvoll betrachten u. seinem landwirtschaftlichen Betriebe nutzbar macht"*.[67] Denn zu jener Zeit betrieb noch jede Familie etwas Landwirtschaft und Gartenbau für den Eigenbedarf. Künstlicher Dünger war aber noch sehr teuer; deshalb hatte jedes Haus einen eigenen Misthaufen. Im Jahre 1912 fand die entscheidende Gemeindeversammlung statt. Dort erachtete man es mehrheitlich *„aus Verkehrs- und Gesundheitsrücksichten für durchaus erwünscht, daß die Regen-, Schmutz- und Spülwässer nicht mehr in den offenen Straßengossen, sondern durch unterirdische Kanäle fortgeführt werden"*.[68] Also beschloß die Versammlung die Einrichtung einer Kanalisation für das gesamte Dorf Laer, *„soweit es ... ohne besondere Schwierigkeiten und ohne übermäßigen Kostenaufwand möglich ist"*. Die Hauptlasten wollte man durch Zuschüsse der Anlieger und regelmäßige Beiträge aufbringen. Die Ortsgemeinde Laer selbst würde insgesamt 40 % der Kosten tragen; das Geld wollte man leihen. Die verbleibenden 60 % sollten sich die Anlieger, die Samtgemeinde und der Kreis teilen. Die Gemeindeverwaltung stellte bald darauf einen entsprechenden Antrag beim Kreis. Man bat um 1000,- Mark und um die Übernahme der Kosten für die nötigen Einfallschächte auf den kreiseigenen Straßen, von denen Laer durchkreuzt wurde. Zudem lockte Samtvorsteher Richard die Kreisverwaltung mit der Aussicht, daß die Chausseen dann kanalisiert und daher automatisch vom Schmutzwasser und im Winter auch vom Eis befreit würden. Der Kreis lehnte den Zuschuß aber ab;[69] es genüge, in Laer bessere Gossen anzulegen, hieß es zur Begründung.[70] Inmitten der Vorbereitungen entschied sich die Regierung in Osnabrück plötzlich wieder um. Man solle doch besser eine Wasserleitung und keine Kanalisation bauen, hieß es nun. Sollten sich die Laerer aber weigern, so drohte der Regierungspräsident damit, *„unnachsichtig gegen diejenigen Besitzer vorzugehen, deren Gehöftanlagen zu Bedenken Anlaß geben"*.[71] So blieb dem Samtvorsteher Richard nichts weiter übrig, als den Wünschelrutengänger Vornbäumer aus Iburg nach Laer zu bestellen, damit er die Wasserläufe im Dorf feststellen und die Gemeinde alle nötigen Vorbereitungen zur Anlage einer öffentlichen Wasserleitung treffen konnte. Damit schließen die Akten zunächst; es scheint, als seien die anstehenden Projekte wegen des im Sommer 1914 ausbrechenden Ersten Weltkrieges vorläufig aufgeschoben worden. Das Dorf mußte also noch ein halbes Jahrzehnt mit Straßenüberschwemmungen, verschmutztem Trinkwasser und Glatteis im Winter leben.

Nach dem Ersten Weltkrieg wird die Kanalisation gebaut

Als die Laerer Kriegsteilnehmer nach dem Ende des Ersten Weltkrieges 1918 nach Hause zurückkehrten und Arbeit und Beschäftigung suchten, beschloß die Gemeinde, das alte Kanalisationsprojekt für das Dorf Laer wieder aufzulegen. Eine erste Kalkulation

zeigte zwar, daß die Kosten von geschätzt 16.000 Mark im Jahre 1912, durch die Inflation der Kriegsjahre auf nunmehr 107.000 Mark gestiegen waren. Trotzdem war die Sache enorm attraktiv, denn die junge Reichsregierung bot den Kommunen *„für dringend notwendige und im öffentlichen Interesse liegende Bauarbeiten z. Z. sogenannte Unterstützungszuschüsse, so daß die Gemeinde die Kanalisation nicht wesentlich teurer kommt“*.[72] Die Reichsregierung wollte unbedingt eine Zunahme der Arbeitslosigkeit unter den von West- und Ostfront zurückflutenden Kriegsteilnehmern vermeiden, um den sozialen Frieden im Land zu sichern. So beschloß die Gemeindeverwaltung im Juni 1919, die Kanalarbeiten als *„Nothstandsarbeiten unter Verwendung von einheimischen Arbeitslosen nach Maßgabe der Grundsätze des Reichsamtes für wirtschaftliche Demobilmachung“* auszuführen.[73]

Kanalarbeiten in der Iburger Straße, Nachlaß Hiltermann.

Eine „Kanalbaukommission“, zu der August Knemeyer, Josef Goeing, Heinrich Blase, Lehrer Markus als Schriftführer und Anton Richard als Samtvorsteher gehörten, packt die Angelegenheit umgehend an. Vorerst ging es um die Finanzierung des Projekts, soweit sie innerhalb der Gemeinde geleistet werden mußte. Ungefähr 50.000 Mark waren zu beschaffen, eine trotz Inflation recht beachtliche Summe. Davon zahlte die Gemeinde selbst 2/5, während der Rest durch freiwillige Zeichnungen aufgebracht wurde. Natürlich mußten vor allem die künftigen Anlieger einen Beitrag leisten, und dazu waren sie auch bereit. Erhalten geblieben ist z.B. eine Zeichnungsliste für die *„Kosten der Kanalisation der Hauptstraße vom Wippenfluß bis nach Springrosen-Wiese“*. *„Die Höhe der Leistungszahlung ist ganz freiwillig“*, hieß es, *„wenn auch bei der Bemessung der Höhe die Frontlänge eines jeden Besitztums als Maßstab gedient haben mag“*, wie es seit alters her üblich war. Die Anlieger zeichneten teils erhebliche Beiträge, denn jedermann wußte um die Vorteile einer Kanalisation für das Dorf. Josef Goeing etwa zahlte tausend Mark, Mathias Sommer und Anton Richard gaben 600 Mark, von den Familien Hagedorn, Well-

meyer, Lauhoff, Knemeyer, Brune und Schulte im Hof wurden je 300 Mark gezeichnet. Im ganzen kamen allein durch die Sammlung für diesen Teilabschnitt über 7000 Mark zusammen. Der Ziegeleibesitzer Feldhaus aus Westerwiede sollte den Kanal bauen. Familie Feldhaus betrieb seit 1857 eine Ziegelei, die im Jahre 1920 den Namen „B. Feldhaus, Dampfziegelei und Zementwaren-Fabrik“ trug. Seit dem Geschäftsjahr 1905/06 produzierte Feldhaus auch Brunnenringe, Brunnendeckel und dergleichen und verkaufte losen Zement.[74] Die Firma beschäftigte zu dieser Zeit durchschnittlich 12 Mitarbeiter, gehörte also zu den größeren Gewerbebetrieben in der Gemeinde. Außerdem bewirtschaftete Colon Feldhaus seinen Bauernhof auch weiterhin; ein bemerkenswertes Nebeneinander von traditioneller Landwirtschaft und modernem Fabrikationsbetrieb, das die Familie noch bis in die 1960er Jahre durchhielt. Am 14. Juli 1919 waren die Verträge unterzeichnet, und die Arbeit begann.[75] Der Hauptkanal verlief unter der Landstraße Glandorf-Melle. Nebenkanäle und Verbindungskanäle baute man in der Hermannstraße und zum Krankenhaus, *„in der Straße bei Haunhorst,* (und einen) *Abzweig in der Strasse bei Becker“*. Außerdem legten die Arbeiter einen Nebenkanal in die Iburger Straße und einen weiteren *„in die Strasse am Paulbrink und* (zur) *Kesselstrasse“*.[76] Zügig schritten die Arbeiten voran. Schon am 19. August 1920 inspizierte Landesbauverwalter Thies aus Osnabrück die fertige Kanalisation. Es gab natürlich noch einige kleinere Mängel, aber die waren rasch zu beheben und änderten nichts daran, *„dass die in Rede stehende Kanalanlage den von der Landesbaupolizei genehmigten Bauplänen entsprechend ausgeführt“* war.[77]

Iburger Straße, Heimatmuseum Bad Laer.

Endlich gehörten die regelmäßigen Überschwemmungen der Straßen und Plätze im Dorf der Vergangenheit an. Allerdings, die Inflation der Nachkriegsjahre hatte den Bau um weitere 18.000 Mark verteuert, vor allem *„durch die gewaltige Erhöhung der Preise für die Eisenteile und für Cement, dessen Lieferung nur nach Tagespreisen zu verlangen war“*.[78]

Auch in den kommenden Jahren schritt die Verteuerung weiter fort, und das Geld verlor mehr und mehr an Wert, so daß die Kanalbauschulden die Gemeinde nicht sonderlich drückten. Die privaten Sparer aber sollten durch Inflation und Geldentwertung die Früchte ihrer lebenslangen Arbeit bald verlieren; an anderer Stelle wird davon berichtet.

1.4 Schulneubauten und Lehreralltag
Aus der Schulgeschichte

Teilweise sehr ausführliche Beiträge zur Laerer Schulgeschichte nach Aufhebung der Vikarie sind in jüngerer Zeit von Bernd Holtmann und von Ludwig Wahlmeyer für die Volksschule Hardensetten-Winkelsetten vorgelegt worden. An dieser Stelle sollen daher nur kurze Einblicke zu den Schulneubauten und den Problemen des Lehreralltages um 1900 gegeben werden. In späteren Beiträgen wird allerdings verschiedentlich auf Probleme des Schulalltags zurückgegriffen, zur Zeit des Nationalsozialismus etwa.

Schulklasse mit Lehrer Giesecke in Müschen, 1922, Privatbesitz .

Neubau der Dorfschule und der Schulen Hardensetten-Winkelsetten und Müschen

Nach Aufhebung der Schulvikarie übernahmen weltliche Lehrer die Betreuung der Schulen in Laer. Franz Beckmann (1884-1887), Ludwig Möller (1887-1891), Lehrer Lutz (1891/92) und Bernhard Pöttering (1892-1895) wurden darin von Küster Maßbaum als zweitem Lehrer unterstützt. Nach seiner Pensionierung im Jahre 1894 besetzten weltliche Lehrkräfte auch die zweite Stelle an der Dorfschule. *„Hohe Kinderzahlen zwangen im Laufe der Zeit zu weiteren Schulbauten“*, schreibt Bernd Holtmann in seiner Pfarrgeschichte.[79] Im Jahre 1890 etwa erfolgten *„Abbruch und Neubau der Mädchenschule am Kirchplatz – Bau-*

kosten 19.402 Mark“. Nur ein Jahr später, am 8. November 1891, mußten die Eingesessenen in Müschen der Anstellung eines zweiten Lehrers und Errichtung eines weiteren Klassenzimmers zustimmen. Über 140 Kinder besuchten damals die Müschener Schule, die bis 1887 von Lehrer Unverfehrt und danach von Lehrer August Dälken (1887-1892) geleitet wurde. Die Kinder wurden halbtags unterrichtet. Morgens kamen zwischen 80 und 90, nachmittags 50 bis 60 Schüler in Dälkens Schule, die er in Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion zu unterrichten hatte. Die Müschener scheuten die Ausgaben für die nötige Schulerweiterung, aus guten Gründen übrigens, denn die Ortsgemeinde war schon stark belastet. Man zahlte Jahr für Jahr *„450 Mark an Schuldzinsen, 600-800 Mark für Instandhaltung der Gemeindewege, bedeutende Abgaben an Kirchensteuern und zu sonstigen Zwekken und 114 Mark für den pensionierten Lehrer Unverfehrt“*,[80] der seinen Lebensabend im Dorf Laer zubrachte. *„Endlich sind die Leistungen der hiesigen Schule bisher zufriedenstellend gewesen“*, argumentierte der Schulvorstand abschließend. Doch das Landratsamt ließ sich nicht umstimmen und verlangte die Einrichtung eines zweiten Schulzimmers. Der Zimmermann Temme, Aschendorf, besorgte den Bau für 5.300 Mark, und im Schuljahr 1893/94 konnte der neue zweite Lehrer Clemens Fritze seinen Dienst antreten. Fünf Jahre später (1898) baute das Dorf an Stelle der bisherigen Knabenschule eine größere, dreiklassige Schule am Thieplatz, die über 30.000 Mark verschlang.

Die 1893 erweiterte Schule in Müschen, Nachlaß Hiltermann.

Im selben Jahr errichteten die Eingesessenen in Hardensetten und Winkelsetten eine Schule in der Nähe des Kreuzweges beim Schankwirten Wilhelm Redecker. Gut 16.000 Mark gaben sie dafür aus,[81] aber das war die Sache wert, denn der Schulweg ins Dorf war für viele Kinder einfach zu lang. *„Der Neubau enthielt neben Klassenraum und geräumiger Lehrerwohnung auch eine kleine Diele mit angrenzenden Stallungen für das eine oder andere Schwein sowie Kleinvieh zur Selbstversorgung“*, berichtet Ludwig Wahlmeyer in seiner Chronik der Bauerschaft Winkelsetten. Auch zur Jahrhundertwende gehörte die Versorgung der Lehrkräfte mit Stallungen, Garten- und Ackerland zur üblichen Aus-

stattung der Bauerschaftsschulen. Hier nun unterrichteten Lehrer Markus und seine Nachfolger Deutsch (Lesen, Aufsätze, Diktate, Schönschreibübungen), Rechnen, Katechismus, Biblische Geschichte, Zeichnen und Geschichte. Die Schule in Hardensetten zählte auch weiterhin zum Schulverband Laer. *„In dem Besuche der Dorfschule oder der neuen Bauerschaftsschule haben die Bewohner der Schulgemeinde freie Wahl. Der Weg ist entscheidend. Es haben sich 51 Familien freiwillig dem neuen Schulbezirk Hardensetten-Winkelsetten angeschlossen, und somit beträgt die Einwohnerzahl desselben zur Zeit 305“*.[82] 47 Schüler zählte die neue Schule im Eröffnungsjahrgang 1898 – das entlastete die Dorfschule in Laer zwar, aber dennoch konnte man nicht auf den Neubau der Schule am Thieplatz (1898) verzichten. Denn die Schülerzahlen waren noch immer beeindruckend hoch. Im Jahre 1906 wurden in der oberen Mädchenklasse (Mädchenschule am Thie) 64 Kinder in einer Klasse unterrichtet, in der oberen Knabenklasse (Thieplatz) 61 Kinder, in der Mittelklasse (Mädchen und Jungen gemeinsam) 98 Kinder in zwei Abteilungen, in der Unterklasse (Mädchen und Jungen gemeinsam) 89 Kinder, ebenfalls in zwei Abteilungen. Kurz, die drei neuen Klassenräume waren voll besetzt, das Klassenzimmer an der alten Mädchenschule ebenfalls, und die Laerer konnten froh sein, daß in Hardensetten endlich auch eine eigene Schule bestand.

So mancher erinnert sich noch an die massive, aus grauem Laerer Piepstein erbaute Schule am Thie. Ursprünglich hatten der Hauptlehrer und zwei Lehrerinnen hier auch ihre Wohnung, und Frl. Flithoff wohnte in der Mädchenschule am Kirchhof. Die Dekken in den Klassenzimmern waren *„blau-weiß, die Wände hellgrün mit Kalkfarbe gestrichen und haben bis zu 1,15 m Höhe Holzbekleidung“*, berichtet der Kreisarzt nach seiner Schulvisitation im Mai 1906.[83] Jeder Klassenraum hatte drei Fenster mit Oberlichtern, und *„in allen 3 Schulräumen befindet sich ein großer, gut heizbarer Säulenofen“*, – die Kinder sollten es warm haben in ihrer neuen Schule.

Schule in Hardensetten, Nachlaß Hiltermann.

„Ich bin aber tatsächlich auf die Straße gesetzt ...“
Lebens- und Arbeitsbedingungen der Lehrer von Laer

Küster Maßbaum, der bis 1894 die zweite Lehrerstelle an der Laerer Dorfschule besetzte. und sein Vorgesetzter Bernhard Pöttering, der erste Lehrer von Laer, beschwerten sich gemeinsam mit ihren Kollegen im Kreise Iburg am 7. März 1894.[84] Die *„materielle Stellung“* der Lehrer *„ist in den meisten Gemeinden eine so dürftige, daß oft der jüngere Lehrer in seinem Gehalte unter dem einfachen, öfter viel jüngeren Arbeiter steht, und der verheirathete sich mit seiner Familie nicht selten strenge Entbehrung auflegen, ja manchmal bittere Noth leiden muß“*, klagten die Lehrer, die sich in einer schwierigen Situation befanden. Auf der einen Seite mußten sie, um ihre Autorität zu wahren, *„ihre hilfsbedürftige Lage den Augen der Welt ... verbergen ..., da ... die Welt den Werth des Menschen nicht nach seinem Charakter, nach seinem Wissen und Können, sondern lediglich nach seinem materiellen Besitz schätzt“*. Auf der anderen Seite konnten die Lehrer kaum ihre Familien versorgen. *„Sie sind nicht einmal im Stande, ihre Söhne zu einem tüchtigen Meister in die Stadt zu geben, weil sie das Lehrgeld nicht bezahlen können – geschweige denn die Mittel zu erschwingen, welche erforderlich sind, dieselben einmal für den Beruf ihrers Vaters ausbilden zu lassen“*.

Die neue Schule am Thie, Heimatmuseum Bad Laer.

Kein Zweifel, die Lehrer im Kreis Iburg lebten zur Jahrhundertwende noch in dürftigen Verhältnissen, und einer ihrer ärmsten war der zweite Lehrer im Dorf Laer. Lehrer Heidkamp, einer von Maßbaums Nachfolgern, erhielt nicht nur das geringste Gehalt aller Lehrkräfte im Kreis, sondern mußte auch *„auf die Annehmlichkeit und den Nutzen eines Gartens verzichten“*.[85] Dabei waren seine Lebenshaltungskosten hoch, denn er mußte *„alle Lebensmittel bar einkaufen. Letztere sind hier aber fast ebenso teuer, ja teils teurer als in Osnabrück und Bielefeld, deren Märkte wöchentlich mehrmals mit ländlichen Produkten beschickt werden. Nur Milch, Butter und Eier sind hier etwas billiger. Ich kann auch nach-*

weisen“, so Lehrer Heidkamp weiter, *„daß hier in jeder Beziehung dieselben Teurungsverhältnisse bestehen wie in Hagen, Oesede oder Borgloh, und doch habe ich im laufenden Etatsjahre schon 200 Mark weniger, als in einer Bauerschaft der genannten Kirchspiele*“.[86] Für den ersten Lehrer verbesserten sich die Verhältnisse bald, denn er bekam kurz vor der Jahrhundertwende den Organistendienst in der Kirche zugewiesen. Lehrer Albers, er war von 1899 bis 1901 erster Lehrer in Laer, konnte sich freuen, denn er erhielt nun rund 240 Mark im Jahr zusätzlich, ohne deshalb seine Schulpflichten allzusehr hintenan stellen zu müssen. *„Es kommen hier nämlich nur höchstens 30 Hochämter bei Beerdigung Erwachsener in Frage, wo der Lehrer seinen Dienst als Organist auszuüben hat. Von den 30 Beerdigungen fallen aber wieder einige in die Ferienzeit, andere auf die Sonn- und Feiertage. Im letzteren Falle wird das Seelenamt am Tage darauf gehalten, aber zu der Zeit, wo sonst die Schulmesse statt hat. In der Unterrichtszeit werden demnach wohl nicht mehr als 20 Seelenämter im Verlaufe des Jahres fallen, wo der erste Lehrer für die Zeit einer guten halben Stunde die Klasse verlassen müßte. Da sowohl bei den Beerdigungen als bei den darauf folgenden Hochämtern nur 6 Knaben als Meßdiener verwandt werden, so können alle übrigen Kinder während der Abwesenheit des Lehrers still beschäftigt werden*“.[87] Kurzum, Lehrer Albers, der in der neuen Schule eine geräumige Wohnung hatte, war durch die Nebentätigkeit als Organist von Laer nun auch finanziell ordentlich gestellt; sein Nachfolger, Lehrer Markus, sollte es ähnlich gut treffen.

Lehrer Markus

Lehrer Josef Markus, geboren 1874, stammte aus Voltlage, Kreis Bersenbrück, wo auch sein Vater als Lehrer wirkte und nebenbei die Küsterstelle der Kirchengemeinde versah. Nach dem achtjährigen Besuch der Volksschule bereitete sich Markus auf den Besuch des königlichen Lehrerseminars zu Hildesheim vor. Schon 1891 wurde er dort als „Zögling“ aufgenommen. Drei Jahre dauerte sein Studium. Es endete mit der bestandenen „Entlassungsprüfung“ im Herbst 1894. Im selben Jahr erhielt er seine erste Lehrerstelle im Hümmling, Kreis Aschendorf, wo sich damals noch Fuchs und Hase gute Nacht sagten. 1898 bewarb er sich erfolgreich um die erste Lehrerstelle der neu gegründeten Volksschule Hardensetten-Winkelsetten. Bis zur Entlassung von Lehrer Albers, der seit 1899 der Dorfschule in Laer als erster Lehrer vorstand, blieb Markus in Hardensetten. Darauf ging er nach Laer, um hier noch weitere 35 Jahre als Hauptlehrer und Organist zuzubringen. Seit dem Jahre 1912 leitete er auch die Gewerbeschule, die in den Räumen der Volksschule am Thie abends und am Sonntag abgehalten wurde. Nach seiner Pensionierung 1936 – Markus war zu dieser Zeit übrigens auch Ortsgruppenpropagandaleiter der NSDAP – verließ er die Gemeinde und zog nach Osnabrück.

Während der erste Lehrer von Laer also durchaus gut situiert war, verschlechterten sich die Verhältnisse für den zweiten Lehrer. Lehrer Pohlmann, der seit dem 1. Mai 1901 in Laer unterrichtete, sollte an sich zwei Stuben in der neuen Schule erhalten. Doch die waren bald vom ersten Lehrer besetzt, der mit Frau, zwei Kindern und einem Dienstmädchen einigen Platz brauchte. Eine weitere Dienstwohnung in der Schule war von der zweiten Lehrerin besetzt. *„Für diese sollte in der neuerbauten Mädchenschule eine Wohnung*

Kommunionkinder im Dorf Laer mit Lehrer Markus, 1908, Nachlaß Hiltermann.

eingerichtet werden. ... . Die erste Lehrerin (aber) *erklärte, sie würde niemanden bei sich im Hause dulden, sondern sich lieber in den Ruhestand versetzen lassen. Ihre Besorgnis war aber völlig unbegründet, denn die zweite Lehrerin versicherte ganz entrüstet, niemals ihre jetzige Wohnung zu räumen*".[88] Lehrer Pohlmann blieb nichts anderes übrig, als sich im Hotel Hiltermann einzuquartieren. Fast ein Jahr lang lebte er dort, konnte aber die hohen Kosten kaum noch tragen, während der Schulvorstand ihm jede Mietentschädigung verweigerte. Statt dessen *„kam man auf den unglücklichen Gedanken, in der früheren, jetzt unbewohnten und total verwahrlosten Küsterei zwei Zimmer für mich einzurichten*", klagte Pohlmann der königlichen Regierung in Osnabrück. Die Küsterei stand zu dieser Zeit leer, weil Küster Bierbaum unverheiratet bei seinen Eltern lebte. Der Kirchenvorstand war zwar gegen diesen Plan, aber Pastor Hupe, der auch Ortsschulinspektor war, setzte sich durch – der Lehrer mußte schließlich irgendwo wohnen. *„Pünktlich am 1. März* (1902) *waren die beiden Zimmer trotz Widerspruchs des Kirchenvorstandes eingerichtet, d.h. mit einer Tapete versehen, während die notwendigen Reparaturen nicht ausgeführt wurden*". Die Räume in der alten Küsterei waren naß und kalt, und der Ofen funktionierte nicht richtig, so daß Pohlmann kaum einmal heizen konnte. Bald waren seine Kleidungsstücke *„mit Schimmelpilzen überzogen ... . Die Fensterrahmen weisen Löcher auf, die ein Einsetzen neuer Scheiben unmöglich machen. Stete Erkältung, Gliederreißen waren die Folge des Schlafens bei diesen zerbrochenen Fenstern. Der Schulvorstand hat sich von der Notwendigkeit der Reparaturen überzeugt, weigert sich aber, dieselben ausführen zu lassen, da die Küsterwohnung Eigentum der Kirchengemeinde ist. Letztere wird sich natürlich hüten, zum Besten der Schulgemeinde irgendwelche Arbeiten ausführen zu lassen*".[89] Nachdem auch Pastor Hupe zugab, daß die Küsterei unbewohnbar sei, zog Pohlmann aus und quartierte sich vorübergehend anderweitig ein. Der Schulvorstand wußte sich keinen Rat und wies ihn erneut in zwei Räume des Lehrers Markus ein, der sich aber standhaft weigerte, dem Kollegen Platz zu machen, *„und zwar mit Recht, da er sie für seine Familie nicht entbehren*

kann“, meinte Pohlmann selbst. Schließlich erhielt der zweite Lehrer vorübergehend eine Dachkammer und eine Stube bei Markus in der Schule, der dafür eine kleine Eckkammer zugewiesen bekam – es brauchte noch einige Jahre, bis jeder Laerer Lehrer eine eigene, kleine Wohnung hatte. Lehrer Pohlmann aber ging bald fort; seit 1903 unterrichtete Frl. Maria Biedendiek an seiner Stelle. Im Jahre 1906 trat Klara Biedendiek in den Lehrkörper ein, Frl. Greshake folgte im Jahre 1907 als Konrektorin. Sie unterrichtete die Mädchenklasse in der alten Schule am Kirchhof. Im Zuge der Revolution 1918/19 sollte sich auch für das Schulwesen einiges verändern. „*Die Ortsschulinspektion, welche die lokalen Schulen samt Lehrer regelmäßig überprüfte, ging von den Pastören an die staatlichen Behörden über. Die hiesigen Lehrer feierten, die Geistlichen aber, bis dahin Inhaber der Inspektion, waren – vorübergehend – verärgert*“.[90] Schulelternbeiräte wurden eingerichtet, denn im demokratischen Deutschland sollten auch die Eltern in der Schulpolitik mitsprechen können. Nach dem Ersten Weltkrieg trat schließlich Lehrer Merse seinen Dienst in Laer an.

Der Lehrkörper im Dorf Laer in den 30er Jahren, von links nach rechts:
Frl. Mecklenburg, Frl. Vogelsang, Frl. Els, Lehrer Merse, Rektor Markus, Fräulein Raske, Lehrer Ossege.

Lehrer Merse

Erich Merse, am 11. Juni 1889 in Nortrup, Kreis Bersenbrück, geboren, kam nach vierjähriger Soldatenzeit im Ersten Weltkrieg an die Laerer Dorfschule. 34 Jahre lang unterrichtete er hier und engagierte sich für die heimatkundlichen und kulturellen Belange der Gemeinde. Merse inszenierte Laienschauspiele und hatte engen Kontakt zum volkskundlichen Seminar der Universität Münster, dessen Mitglieder er 1932 zu einer Führung durch Laer begüßen konnte. Er galt in seiner Zeit als einer der wenigen Kenner Laerer Geschichte, um die er sich verschiedentlich verdient machte. Beispielsweise hob er gemeinsam mit Dr. Bauer, Bad Rothenfelde, im Jahre 1936 das Sachsengrab in Winkelsetten aus. Erich Merse war zudem Standesbeamter, Vize-Präses des Kolping, Vorstandsmitglied des Verschönerungsvereins, Schriftführer des Zentrums, Mitglied im Kriegerverein – er gehörte zu den beliebtesten und populärsten Honoratioren des Ortes. Auch im Dritten Reich, Merse war in NSV (NS-Volkswohlfahrt) und Winterhilfswerk aktiv, verlor er nicht an Popularität, allein schon weil er sich, anders als mancher seiner Kollegen, keineswegs als Nationalsozialist profilierte. Im Jahre 1954 wurde Merse pensioniert, am 27. September 1959 verstarb er schließlich.

2. Aus dem Wirtschaftsleben an der Schwelle zum 20. Jahrhundert

2.1 Spuren der frühen Industrialisierung

Am 8. Mai des Jahre 1858 besuchte Kaufmann Niehaus aus Laer den *„Amtsgehülfen“* und Samtvorsteher Rüpke. Niehaus hatte gemeinsam mit seinem Schwiegersohn, dem Colonen Feldhaus in Westerwiede, den Plan gefaßt, auf der westlich seines Hauses *„belegenen Wiese ein(en) Ziegel-Brenn-Ofen zu erbauen und denselben in Betriebe zu setzen ...“*.[1] Aus dieser frühen Ansiedlung sollte in späteren Jahren ein bedeutendes Industrieunternehmen werden, das der Laerschen Bevölkerung bis heute Arbeit und Lebensperspektive am Ort bietet. Das aber konnte man damals noch nicht ahnen. Man wußte noch nichts von den Entwicklungschancen, die das Unternehmen einmal haben würde, ahnte nicht, welche Perspektiven dem Ort aus dem verwegenen Plan der beiden „Jungunternehmer“ einst erwachsen sollten. Das Vorhaben der Herren Niehaus und Feldhaus paßte aber sehr gut in die Zeit. Sie waren im Begriff, jenseits der eingefahrenen Gleise des landwirtschaftlich und nebengewerblich geprägten Laers einen absatzorientierten Produktionsstandort aufzubauen. Das verband sie übrigens mit dem Colonen Springmeyer, denn auch er setzte zu jener Zeit mit seinem Solbad auf ganz neue Erwerbsformen.

Ob sie's nun wußten oder nicht – Feldhaus und Niehaus hatten mit ihrem Projekt Teil an einer gesamteuropäischen Entwicklung, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts die alte wirtschaftliche Verfassung grundlegend verändern, ja geradezu revolutionieren sollte. Aus einem vorwiegend agrarisch geprägten Wirtschaftsleben, das nur begrenzten Raum für gewerbliche Haupt- und Nebentätigkeiten bot, entwickelte sich die Industrialisierung auf der Grundlage ganz neuer Energieträger und technischer Produktionsverfahren. Fabriken wurden gegründet, die in kurzer Zeit sehr viel mehr zu sehr viel billigeren

Preisen produzieren konnten, als das im Handwerk bislang möglich war. Dazu industrialisierte sich der Bergbau. Bald wurde in riesigem Ausmaß Kohle gefördert und Stahl produziert. Am Ende des Jahrhunderts hatten sich eine Reihe der alten europäischen Nationen zu Industriestaaten entwickelt, die einen erheblichen Teil ihres Volksvermögens aus der industriellen Fabrikation schöpften. Im Königreich Hannover, zu dem das Kirchspiel Laer zur Jahrhundertmitte noch gehörte, setzte die Industrialisierung allerdings eher zögerlich ein, was wiederum mit der hannoverschen Wirtschaftspolitik zu tun hatte. Während sich in den deutschen Ländern um Preußen ein Zollverein gründete, blieb Hannover eng mit der industriellen Wirtschaft Englands verbunden, nicht zuletzt auch, weil der König von England bis 1837 in Personalunion auch hannoverscher König war. England galt als Schrittmacher der Industrialisierung in Europa, aber es zeigte an einer industriellen oder auch an einer modernen gewerblichen Entwicklung seiner deutschen Enklave kaum Interesse. Im Gegenteil, Hannover sollte auch künftig das agrarische Hinterland der expandierenden Inselmacht bleiben. Nach Aufhebung der Personalunion mit England brauchte das Königreich noch bis 1854, um seinen Platz im Deutschen Zollverein zu finden. Die weitere gewerbliche und industrielle Entwicklung Hannovers war seither in gewissen Grenzen vor der industriellen Übermacht Großbritanniens geschützt. Sehr vorsichtig, ja zögerlich versuchte sich die Regierung an einer liberaleren und gewerbefreundlicheren Politik. In deren Folge zählte man im Jahre 1856 im ganzen Königreich nur 127 *„wirkliche Fabrikbetriebe ... mit 22 Dampfmaschinen von 252 Pferdestärken, in denen 1500 Arbeiter beschäftigt wurden*“.[2] Zu dieser Zeit entstand mit der einige Kilometer südlich von Osnabrück gelegenen Georgsmarienhütte, die erste industrielle Großanlage im Osnabrücker Land. Einen wirklichen Durchbruch zur Industrialisierung schaffte man aber erst nach der Auflösung des Königreiches durch Preußen im Jahre 1866. Endlich wurden die Gewerbebeschränkungen und die altertümliche hannoversche Domizilordnung mit ihrer Einschränkung der Freizügigkeit aufgehoben. *„Diese hatten bisher die fabrikmäßige Produktion zunfthandwerklicher Erzeugnisse und die für eine verstärkte Industrialisierung notwendige Mobilität der besitzlosen Landbevölkerung verhindert*“.[3]

Ein Ziegel-Brenn-Ofen bei Feldhaus

Die alte hannoversche Regierung fand jedoch kaum die Kraft, der wirtschaftlichen Stagnation gegenzusteuern. Zwar waren mit dem Beitritt zum Zollverein im Jahre 1854 die ersten Weichen für eine industrielle Entwicklung des Osnabrücker Landes gestellt. Doch stand man industriellen Neugründungen noch äußerst skeptisch gegenüber. Als Feldhaus und sein Schwiegervater nun ihr Projekt vorstellten, ahnten sie wohl, daß es auf Widerstand stoßen würde, denn ihr Vorhaben war etwas Neues und Fremdes. Seit 1857 schon hatte Feldhaus Ziegel in offenem Feldbrand hergestellt, denn die Grundmoränenlandschaft, die sich westlich der Remseder Straße nach Laer hinzieht, lieferte einen reichen Tonvorrat, der sich vorzüglich für den Ziegelbrand eignet. Nun aber wollte er mit seinem Schwiegervater einen festen Brennofen betreiben, und das war schon von anderer Qua-

lität. Deshalb gaben sie auch an, den Produktionsort der kommenden Fabrik-Anlage sehr sorgfältig ausgesucht zu haben. *„Fremde Grundstücke"*, so erklärten sie, *„befinden sich in einer Entfernung von 15 Ruthen"*, während *„andere fremde Grundstücke aber so entlegen sind, daß von ihren Eigenthümern ein Widerspruch gegen die Fabrik-Anlage nicht zu erwarten ist"*.[4] Tatsächlich gab es aber Widerspruch. Eben jener Anlieger der kommenden *„Fabrik-Anlage", „dessen Wohnhaus und Garten dem projectirten Brennofen-Platze nur 15 Ruthen in südlicher Richtung entfernt liegen,"* beschwerte sich darüber, *„daß nicht nur der Rauch des Ofens ihn in seiner Wohnung incommodire, sondern auch seine Früchte beschädigen werde"*.[5] Das war eine verständliche Sorge. Man wußte ja tatsächlich nicht, wie sich die geplante Anlage auf den Getreidewuchs und das menschliche Wohlbefinden auswirken würde. Für Niehaus und seinen Schwiegersohn aber warf das enorme Schwierigkeiten auf, denn sie durften ihre Ziegelei nicht ohne Genehmigung bauen. Nach dem prompt erfolgten Widerspruch aus den Reihen der Anlieger hatte das Amt Iburg jedoch Bedenken, *„ohne weiteres die obrigkeitliche Genehmigung zu ertheilen"*.[6] Kaufmann Niehaus sollte erst einmal erklären, *„welche Einrichtung er seinem Brennofen zu geben beabsichtigt (Größe des Schornsteins etc), um eine Beschädigung (des Nachbarn) in dessen Wohnung durch Rauch thunlichst fern zu halten"*.[7] Die Zurückhaltung der Iburger Amtsverwaltung wirkt nachgerade typisch für die bedenkenvolle Zögerlichkeit, die Hannover bei seiner Industrialisierung auszeichnete. Das war anders als etwa in England, wo Fabriken wie Pilze aus dem Boden schossen und das Wohlbefinden der Anwohner keine Rolle spielte. Im Verlauf der folgenden Wochen wurden in Sachen der von Niehaus und Feldhaus geplanten Ziegelei zwei Sachverständigengutachten erstellt. Das eine war vom Amt Iburg in Auftrag gegeben worden. Die Beamten wollten wissen, ob Lage und bauliche Einrichtung des Brennofens geeignet seien, *„um eine ungewöhnliche Belästigung des* (Anwohners) *in dessen Wohnung durch Rauch"* zu vermeiden.[8] Nach den Entwicklungschancen einer solchen Ziegelei, nach den Qualifikationen seiner Betreiber oder nach dem Arbeitskräftebedarf der geplanten Anlage fragte das Amt übrigens nicht. Statt dessen ging es nur um die Anliegen der Anwohnerschaft; es scheint, als sei es das vordringliche Ziel der Verwaltung gewesen, die Bevölkerung möglichst ruhig zu halten. Der inzwischen eingeschaltete Oberlandes-Baumeister vertrat in seinem Gutachten die Ansicht, daß ein solcher Brennofen, wie er in Laer nun gebaut werden solle, weder Geruch noch Gestank, *„wohl aber während des Brennens ziemlich starken Rauch"* verursache. Im Gutachten heißt es weiter: *„Der Kaufmann Niehaus ... will den Brennofen 15 Ruthen = 240 Fuß in südlicher Richtung von dem Wohnhause des* (Nachbarn) *zurücklegen, eine Entfernung, die weder den Früchten noch dem Wohnhause nachtheilig werden kann"*.[9] Deshalb sehe er auch keinen Grund, dem Kaufmann Niehaus die *„Concession"* zu verweigern. Zur Erstellung des zweiten Gutachtens hatte Niehaus den Salinen-Inspektor von Rothenfelde E. Schwanecke bestellt. Am 29. Mai 1858 erschien er in Westerwiede, um sich vor Ort ein Bild von der geplanten Anlage zu machen. Schwanecke sah seine Aufgabe im wesentlichen darin, *„bei möglichst weniger Beschädigung des Erbkötters Schlüter die Unternehmer bei der theilweise vorgeschrittenen Anlage ... nicht in Schwierigkeiten zu bringen"*.[10] Colon Feldhaus hatte nämlich längst schon mit den ersten Bauten begonnen. Ungefähr 35 Ruthen westlich des

Wohnhauses der Familie baute er mit seinem Schwiegervater zwei Trockenhäuser, von denen eines bereits fertig war. Sie hatten dabei aber nicht berechnet, daß diese Trockenhäuser viel zu weit vom geplanten Brennofen entfernt lagen, *„um mit größtmöglicher Ersparung von Zeit und Arbeitskraft denselben betreiben zu können"*.[11] Es ist aber auch möglich, daß das erste der beiden Trockenhäuser schon zur Trocknung der seit 1857 in offenem Feldbrand hergestellten Ziegel genutzt wurde. Auf jeden Fall mußten sie die Trockenhäuser abreißen, um sie nächst des kommenden Brennofens neu zu errichten. Schwanecke empfahl, den Ofen in 20 statt in 15 Ruthen Entfernung zum Hof des Nachbarn zu errichten – damit sei er zwar noch weiter als bisher geplant von den Trockenhäusern entfernt, aber die würde man auf Dauer ja sowieso abtragen und neu errichten müssen. Immerhin werde die Nachbarschaft so weniger belästigt. *„Auch würde demselben der Rauch nur mit Nord- oder Nordost-Winde zugeführt, der in der Regel mit gutem Wetter begleitet ist, bei welchem der Rauch hoch in die Luft geführt und vertheilt wird"*.[12] Ganz ohne Belästigung dürfte die Sache aber nicht abgehen. Schwanecke wußte, daß es unmöglich sein würde, *„bei Ausführung des fraglichen Ofens selbst in einer Entfernung von 80-100 Ruthen und mit Anlage eines 50 bis 60 Fuß hohen Schornsteins ganz zu verhüten, daß der Nachbar ... in seinem Wohnhause durch Kohlenrauch nicht belästigt werde"*.[13] Dennoch unterstützte er das Projekt, weil es neue Arbeitsplätze in der Baubranche versprach. Bislang waren in Laer, statt Ziegel zu brennen, hauptsächlich Steine gebrochen worden. Dabei handelte es sich um den *„mit Recht als Baustein so sehr geschätzten Laerschen Kalktuff"* (Piepstein), der zu dieser Zeit im Preis erheblich gestiegen war, was seinen Raubbau zur Folge hatte. Das Steinebrechen und das Kalkbrennen hatten in Laer eine alte Tradition. *„Eine Reihe von Familiennamen weisen darauf hin, wie Kälker, vielleicht auch Becker (= Kalkbrenner), Beckmann, Bicker (= Steinbiker), Steinkamp, Steinbrink, Biedenstein. Zeitweilig mag diese Arbeit wesentlich mehr eingebracht haben, als die Feldbestellung"*.[14] Die Arbeit im Steinbruch wurde aber nur im Tagelohn betrieben, und es gibt kein Anzeichen dafür, daß *„sich jemand ganz und über Jahre hin nur darauf verlegt hätte"*.[15] Salineninspektor Schwanecke hatte Sorge um die Zukunft dieser Arbeitsplätze, denn die bislang im Steinbruch beschäftigten Arbeiter, die dort *„einen reichlichen Tagelohn"* verdienen konnten, durften *„für die Zukunft nicht die Hoffnung hegen, daß ihnen diese Arbeits- und Erwerbs-Quelle gesichert bleibt"*.[16] Die Zukunftsaussichten des Ziegeleiprojekts der Herren Niehaus und Feldhaus hingegen schienen ihm glänzend zu sein. *„Dem Augenschein nach wird der hier gewonnene Thon ein ganz vorzügliches Material zu Ziegel und Backsteinen liefern und werden letztere wegen ihrer eigenthümlich schönen Farbe und Dichtigkeit zum Rohbau sich besonders eignen"*.[17] Außerdem war die Verkehrsanbindung nach Iburg, Borgloh, Osnabrück, ja sogar nach Münster ideal. Gerade im Münsterland, dem es an guten Baumaterialien fehlte, würde die neue Westerwieder Ziegelei in Zukunft sicheren Absatz finden. Bei der Einschätzung des allgemeinen Nutzens der neuen Anlage sollte man Schwaneckes Ansicht nach bedenken, daß es auch noch den Nachkommen *„sichere und lohnende Arbeit für die größte Zeit des Jahres in Aussicht stellt ... . Dem gemäß wird die Zeit nicht ferne sein, wo hier 25 bis 30 Arbeiter ihren Unterhalt finden und ein fröhliches und gedeihliches Leben und Treiben dem Besuchenden entgegenlacht"*.[18]

Der Besuch des Salinen-Inspektors spornte die Pioniere Niehaus und Feldhaus natürlich dazu an, ihr Ziegeleiprojekt voranzutreiben. Voll Optimismus waren sie nun auch bereit, den Brennofen in weiterer Entfernung vom Erbkötter Schlüter zu errichten, so wie es der Gutachter vorgeschlagen hatte. Man versprach auch, *„dem Ofen selbst eine Höhe von 10 Fuß zu geben, über denselben ein den Ofen zugleich umschließendes, fest zu vermauerndes Ständerwerk von 10 Fuß Höhe zu errichten und auf diesem Ständerwerke Sparren von 30 Fuß Länge zu setzen, welches Sperrwerk oben am Firste den Schornstein bilde, so daß das ganze Gebäude eine Höhe von 50 Fuß erreiche, so daß die Höhe des Ofens die Höhe des (benachbarten) Wohnhauses um 20 Fuß überrage"*.[19] Keinesfalls aber wollte man einen gesonderten Schornstein bauen – der Ofen schien hoch genug, und die Windverhältnisse würden ein übriges tun, um den Rauch rechtzeitig zu vertreiben. Außerdem hatten Feldhaus und Niehaus bis dahin jeweils schon über 1000 Taler investiert;[20] es galt eben auch die Kosten im Griff zu behalten. Am 18. Juni 1858 erteilte das Amt Iburg schließlich *„die erbetene obrigkeithliche Genehmigung zum Bau und Betriebe eines Ziegel-Brenn-Ofens auf dem Grundstücke des Colon Feldhaus zu Westerwiede"*.[21] Allerdings unter den bekannten Bedingungen: der Ofen mußte 20 Ruthen Abstand zum Nachbarhaus haben, der Schornstein sollte 50 Fuß hoch sein, und die Gesamtanlage mußte einigen Feuerschutzbestimmungen entsprechen. Damit hatten sich die Unternehmer Niehaus und Feldhaus endlich durchgesetzt. Es sollte noch einmal Probleme geben, weil Feldhaus schon mit dem Brennen begonnen hatte, bevor der Ofen bis zum First fertiggestellt war.[22] Der Rauch zog deshalb für einige Wochen in entsprechend geringer Höhe ab. Und wieder gab es Streit, aber am Bestand der Ziegelei konnte das nichts mehr ändern. Von nun an wurden Steine und Pfannen, später auch Kalk produziert, aber auch der landwirtschaftliche Betrieb blieb in vollem Umfang intakt. Familie Feldhaus sollte in dieser Mischform noch über hundert Jahre wirtschaften.

2.2 Geldwirtschaft und Mobilität

Eine erste Sparkasse

Zu den wichtigsten Voraussetzungen der gewerblichen Entwicklung im 19. Jahrhundert gehörte natürlich eine gewisse Kapitalkonzentration, eine Bedingung, die mit der zunehmenden Technisierung immer entscheidender wurde. Kein Wunder also, daß man in Laer schon um 1835 über die Gründung einer Sparkasse nachdachte, auf Initiative des Pastors Hamberg übrigens. Hamberg war *„ein äußerst rühriger Mann, der als ehemaliger Bauernsohn die Ländereien seines Pfarrhofes mit Hilfe eines Knechtes noch selbst bewirtschaftete"*.[23] Er war zwar kein Kaufmann, hoffte aber, mit der Gründung einer Sparkasse Geldmittel beschaffen zu können, zur Besserung der wirtschaftlichen Lage der Bevölkerung. Daneben ging es Hamberg darum, *„den Sparsinn zu fördern, um die in Not befindlichen aus den Klauen der Wucherer zu befreien"*.[24] Und in Not waren zu jener Zeit viele Einwohner des Kirchspiels.

Im Haus des Kaufmanns Hiltermann am Paulbrink wird die Gründung einer Sparkasse beschlossen, Nachlaß Hiltermann.

Am Abend des 8. Dezember 1835 trafen sich nun die örtlichen Honoratioren im Hause des Kaufmanns Hiltermann am Paulbrink, um über die Gründung einer Sparkasse zu diskutieren. Hiltermann hatte neben der Geistlichkeit um Pastor Hamberg auch Vogt Greve, Steuereinnehmer Arens und die Kaufleute Smits und Richard eingeladen. Die versammelten Herren konnten sich rasch auf die Gründung einer Sparkasse verständigen. Sie mußten aber noch das ganze Jahr 1836 verhandeln, *„bis die Statuten die behördliche Billigung fanden“*.[25] 1837 aber wurde der Betrieb endlich eröffnet. Die Gründungsväter bildeten praktischerweise auch gleich den Vorstand der Bank. Kassierer waren die Kaufleute Smits und Richard, denn sie standen ja ohnehin in engem Kontakt zu den Gewerbetreibenden und auch zu den Garnspinnern des Kirchspiels. Die Sparkasse florierte. Im ersten Jahr konnte man über 1.000 Taler zusammentragen. Ende 1845 waren es schon über 6.000 und 1857 12.211 Taler. *„1874 bemühte sich sogar der Magistrat Iburgs um eine Anleihe von 10.000 M für den Wegebau des Fleckens“*.[26] Doch nur drei Jahre später mußte die Sparkasse schließen. *„Die Laerer Kasse befinde sich nicht mehr im Einklang mit geltenden Vorschriften, hieß es“*.[27] Die Sache selbst hatte sich jedoch bewährt. Hier konnte man sein Geld sicher anlegen und noch daran verdienen, statt es irgendwo im Hause zu verstekken. Man konnte auch Geld leihen und es in seine Wirtschaft investieren. Das war gerade für die Handwerker wichtig, die Kapital brauchten, um ihre Werkstätten modernisieren zu können. So trug die Sparkasse dazu bei, die Gewerbebetriebe des Kirchspiels zu stützen. Sie ersatzlos zu verlieren, war auf Dauer nicht hinnehmbar.

Die Spar- und Darlehenskasse

Verständlich also, daß sich die Laerer in den folgenden Jahren verschiedentlich an ihre Sparkasse und den Nutzen, den sie gebracht hatte, erinnerten. Jeden Sonntag trafen sich einige Kaufleute und Handwerker, Bauern und die Geistlichkeit zum Plausch bei Colon

und Badebesitzer Springmeyer. Hier, im kleinen und ganz informellen Kreis, besprach man sich über Gott und die Welt, *„das Wohl und Wehe der Gemeinde“* und ärgerte sich auch immer wieder über das liebe Geld, das man in Laer nirgends anlegen konnte, weil es keine Sparkasse gab.[28] Die Laerer horteten ihr Geld zu dieser Zeit noch zu Hause, im Sparstrumpf etwa oder in den „Inkästen“ der Holztruhen, in denen auch die Wäsche verstaut wurde. Dieser Zustand war unerträglich, allein schon, weil in den benachbarten Gemeinden Glandorf und Iburg, *„ja sogar in Füchtorf jüngst gegründete Kreditgenossenschaften solide Arbeit leisteten und von der Bevölkerung gut angenommen wurden“*.[29] Gemeinsam mit Schmiedemeister Anton Hagedorn, Bauer Wilhelm Diekmeyer aus Hardensetten, Maurermeister Wilhelm Gode, Winkelsetten und einigen weiteren Honoratioren, zu denen natürlich auch Gastgeber Konrad Springmeyer gehörte, sorgte Kaufmann Richard schließlich für die erneute Gründung einer Laerer Sparkasse. Die Herren holten sich fachliche Beratung von der Ländlichen Zentralkasse Münster; dort riet man zur Gründung einer Genossenschaftsbank. Das überzeugte, und bald trugen sich 27 Personen, mit dem Pfarrer Bernhard Stänner an der Spitze, in die Interessentenliste ein. Am 19. November 1894 traf man sich in großer Runde bei Springmeyer, um nun endlich den *„Laerer Spar- und Darlehnskassenverein, eingetragene Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht“* aus der Taufe zu heben. *„Wichtigstes Eigenkapital der neuen Genossenschaftsbank war das gegenseitige Vertrauen und die uneingeschränkte Solidarität ihrer Mitglieder, die, wie der Untertitel des offiziellen Namens ausweist, ‚mit unbeschränkter Haftpflicht‘ notfalls auch mit ihrem Privatvermögen füreinander einstanden“*.[30]

Die Alte Vikarie. Von 1907-1939 hatte die Spadaka hier ihre Kassenräume. Heute beherbergt sie das Heimatmuseum Bad Laer.

In den ersten 15 Geschäftsjahren, bis etwa 1910, wuchs das Anlagevermögen der Spadaka kontinuierlich. Im Gründungsjahr 1894 zahlten die Sparer 5.194 Mark ein. Kredite aber wollte man noch nicht in Anspruch nehmen. Die Bank legte deshalb den größten Teil der Einlagen zinsbringend bei der genossenschaftlichen Zentralkasse in Münster an. Bis zum Jahre 1909 stieg das Anlagevermögen bis auf über 120.000 Mark. Die Bank trug zu dieser Zeit Einlagen in Höhe von fast einer halben Millionen Mark. Das Geschäft war also sehr erfolgreich, sicherlich auch, weil die Betriebskosten ganz gering waren. Bis zum Jahre 1907 wurde das Sparkassengeschäft von Anton Richard in dessen Wohn- und Geschäftshaus am Thie ehrenamtlich geführt. *„Kassenstunden hielt er in seinen Geschäftsräumen zunächst nur an Sonn- und Feiertagen ab, und zwar jeweils für eine Stunde nach dem Hochamt und der Nachmittagsandacht*“.[31] Das war damals ganz üblich, denn der Sonntag, an dem die Eingesessenen aus den Bauerschaften zum Hochamt ins Dorf Laer kamen, war der Hauptgeschäftstag, an dem fast alle Läden nach dem Kirchgang ihre Pforten öffneten. Erst als das Geschäft noch umfangreicher wurde, verlegte man die Öffnungszeiten auf wochentags von 8 bis 12 Uhr. An den Sonntagen blieb die Bank aber auch weiterhin geöffnet. Seit 1907 hielt die Spadaka ihre Kassenstunden in der Vikarie ab. Mittlerweile waren nämlich die Vikare für die Betreuung der Bank verantwortlich. Das sparte Kosten und ließ die Sparkasse, deren Kunden zu 80 % Kleinanleger waren, noch erfolgreicher wirtschaften. Die Kasse hatte sich zu dieser Zeit längst das Vertrauen ihrer Kundschaft erworben, und *„überall wurde zum Sparen aufgerufen, in den Schulen, kirchlichen Vereinen und vor allem auf den Versammlungen der Spadaka. Und die Geistlichen wiesen dazu von der Kanzel auf den sittlichen Wert des Sparens hin, verurteilten in flammenden Reden das Unwesen des Wuchertums und würdigten beredt die Verdienste des Sparvereins*“.[32] Seit dem Jahre 1910 nahmen die Laerer ihre Bank auch als Kreditinstitut verstärkt in Anspruch. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurden jährlich an die 100.000 M Kredite vergeben. Das Geld, das ausschließlich aus der Gemeinde kam, wurde nur in Laer investiert und stärkte so die örtliche Wirtschaft. *„Am Vorabend des Ersten Weltkrieges* (hat) *der Gesamtumsatz ... die Millionengrenze überschritten. Die Mitgliederzahl des Vereins ist auf 233 angestiegen, das Betriebskapital von 30.000 Mark (1895) auf 800.000 Mark (1913) angewachsen, bei einem relativ kleinen Einzugsbereich eine überzeugende Leistung*“, vor allem wenn man bedenkt, daß sich die monatlichen Verwaltungskosten auf ganze 138,- M beschränkten.[33]

Mit dem „Dampfroß“ in den Weltverkehr

Aufbruchstimmung herrschte am 1. November des Jahres 1900 im Solbad Laer, wurde doch an diesem Tag der erste Teilabschnitt der Teutoburger Wald-Eisenbahn (TWE) feierlich eröffnet. Kleine Welten sollte sie erschließen, die neue Bahn, über alte Landes- und Konfessionsgrenzen hinweg, die langehin als unüberwindlich gegolten hatten. Vom protestantisch-preußischen Gütersloh im Süden ging es über das katholisch-münstersche Harsewinkel ins stark industrialisierte ravensbergisch-protestantische Versmold. Von hier aus führte die Strecke nach Müschen, der ersten Haltestelle auf hannoverschem

Gebiet. *„Das Dampfroß bringt nun mehr und mehr auch Müschen in den Weltverkehr“*, so lautete der zukunftsweisende Slogan, mit dem man hier das neue Verkehrsmittel begrüßte. Böllerschüsse ertönten, als der Zug nach Laer weiterfuhr, und endlich dort angekommen, gab es ein gemeinsames Frühstück für die versammelten Honoratioren. Damit endete der erste Streckenabschnitt der TWE. Es dauerte noch ein gutes halbes Jahr, bis auch die zweite Etappe, die Laer über Iburg und Tecklenburg mit Ibbenbühren verbinden sollte, endlich fertiggestellt war. Am 19. Juli 1901 war es soweit. Die TWE war fertiggebaut und ging in Betrieb. Eine festliche Eröffnung gab es schon tags zuvor. Am Morgen des 18. um 8.00 Uhr früh fuhr ein Sonderzug vom Endpunkt Ibbenbühren nach Süden ab. An jeder Haltestelle wurden Festgäste aufgenommen, und weiter ging es, bis nach Laer. Aus Richtung Gütersloh kam ein zweiter Zug, um die gleichfalls an der Strecke wartenden Festteilnehmer nach Laer zu bringen. Dort um 10.36 Uhr angekommen, trafen sich die Festgäste aus Nord und Süd und bestiegen einen dritten Extrazug, der sie zum Frühstück nach Iburg bringen sollte. Von hier aus ging es dann in Begleitung der Musiker des Infanterieregiments Nr. 78 zum gemeinsamen Festmahl nach Tecklenburg.

Inbetriebnahme des Bauzuges für den Streckenabschnitt Laer-Gütersloh, 12. März 1900

So harmonisch die Feierlichkeiten auch verliefen, zunächst hatte es doch erheblichen Streit gegeben, *„wohin und in welche Richtung das moderne Verkehrsmittel Passagiere und Güter bringen sollte“*.[34] Erst das preußische Kleinbahngesetz von 1892, *„das den Bau von Bahnen beliebiger Spurbreite mit minimalen Anforderungen an Gleiskörper und Fahrzeu-*

gen ermöglichte“,[35] hatte den Anstoß für Baupläne im östlichen Münsterland gegeben, aus denen schließlich die Teutoburger Wald-Eisenbahn (TWE) hervorgehen sollte. Doch im Zusammenhang mit dem Projekt zum Bau einer Bahnlinie entlang des Teutoburger Waldes kam ein weiteres Vorhaben in die Diskussion, das den Anschluß Laers hätte verhindern können. Die Ingenieure planten eine Verbindung von Neubeckum über Warendorf und Versmold nach Dissen. Von dort bot die Staatsbahnlinie Brakkwede-Osnabrück, der sogenannte „Haller Willem“, der bereits 1886 eröffnet worden war, Anschluß nach Nord und Süd bis Bielefeld. Dieses Projekt hätte Laer womöglich endgültig vom Bahnverkehr ausgesperrt – kein Wunder, daß Samtvorsteher Heimsath energisch bei Landrat Tilemann intervenierte, denn Laer, durch seine periphere Lage am Rande der großen Verkehrswege bedingt auch in wirtschaftlicher Hinsicht weitgehend isoliert, brauchte endlich Eisenbahnanschluß.

Die Laerer hofften, daß der Landrat *„das Interesse des hiesigen Ortes, wie auch der benachbarten Ortschaften bestens wahren werde, und wenn möglich die Linie Beckum - Warendorf - Füchtorf - Laer - Hilter, statt Versmold - Dissen gebaut würde, da durch diese gerade Linie die größeren Ortschaften unseres Kreises mehr Vorteil haben würden“*.[36] Heimsath wußte weite Teile der Laerer Bevölkerung hinter sich, In einer Versammlung der Ortsvorsteher, Kaufleute, Fabrikanten und Landwirte der Gemeinde, hatten dieselben *„das regste Interesse für die projectierte Bahn kundgetan“* und auch eine Reihe von Argumenten für die Strecke Füchtorf - Laer - Hilter gesammelt. 8000 bis 9000 Menschen lebten in der Umgebung der genannten Orte, und sie *„würden für den Personen-Verkehr der Bahn von bedeutendem Nutzen und Vorteil sein. Der Grunderwerb auf dieser Strecke wird sich bedeutend billiger stellen als über Versmold, da das Gebiet in der geraden Linie nur minderwertigen Boden berühren würde, dagegen das so notwendige Baumaterial, besonders der Kies in unerschöpflichen Lagern billig und leicht“* beschafft werden könnte. Außerdem war das alte Kirchdorf verkehrsmäßig recht gut mit den gleichfalls abgelegenen Nachbargemeinden verbunden, und davon würde eine Bahnstation in Laer natürlich auch profitieren. *„Viele und gute Chausseen, Landstraßen und Gemeindewege verbinden Laer nach allen Richtungen mit den benachbarten Ortschaften und würden eine leichte Zu- und Abfahrt der Massengüter gestatten“*, meinte Heimsath.

Für Laer galt der Anschluß an das Schienennetz der Bahn, gleichgültig wie die künftige Streckenführung auch immer verlaufen sollte, als eine beträchtliche wirtschaftliche Chance. Samtvorsteher Heimsath schätzte, daß mit einer Verladung von *„300 Doppelladungen Kohle für die Industrie, 200 Doppelladungen Kohlen für Private Haushalte, 50 Doppelladungen Holz, 50 Doppelladungen Vieh, 200 Doppelladungen Ziegelsteine, 300 Doppelladungen Kalk, 200 Doppelladungen Getreide, 50 Doppelladungen Kunstdünger“* gerechnet werden könnte. Zudem würden aus Laer noch Butter und andere landwirtschaftliche Produkte *„in ganz bedeutenden Massen versandt“*, und auch aus Glandorf und Füchtorf wären noch bedeutenden *„Rasenerzlieferungen“* zu erwarten. *„Im Fall,* (daß) *die neue Strecke über Laer gebaut wird, würde sich in erster Linie unsere Kalk- und Ziegeleiin-*

dustrie derart heben ..., daß nach Ansicht der Beteiligten und Sachverständigen, welche in der Versammlung anwesend waren, ein 50 bis 100fach größerer Verkehr zu erwarten sei", notierte Heimsath. Auch das Badegeschäft bei Springmeyer könnte von der Bahn profitieren. „*Die Frequenz unseres Solbades würde sich bedeutend heben*", meinte Heimsath, „*und einen großen Fremden- und Touristenverkehr aus dem benachbarten Westfalen zur Folge haben*". So verbanden sich existentielle Hoffnungen mit der Eisenbahn, bot sie Laer doch endlich die Chance, in das Zentrum eines Verkehrsnetzes mit den Eckpunkten Münster, Osnabrück, Löhne und Hamm zu treten und damit auch die industrielle Entwicklung vor Ort anzukurbeln. Heimsath bekannte dem Landrat, „*daß die Gemeinde gern Opfer bringen wird, um die Bahn nach hier zu bekommen. Von einigen Grundbesitzern wurde in der Versammlung Offerte gemacht, den nothwendigen Grund, soweit deren Grundbesitz berührt würde, zu schenken*" .

Gleichwohl blieb der Anschluß Laers an das Schienennetz bis Anfang 1897 ungesichert, vor allem, weil die bereits stark industrialisierte und finanzkräftige Nachbargemeinde Dissen einen Streckenverlauf über Versmold nach Warendorf favorisierte und dafür auch in Versmold selbst, dessen fleischverarbeitende Industrie sich bedeutende Lieferungen nach Bielefeld und über Warendorf ins Ruhrgebiet versprach, bedeutende Stimmung machen konnte. Letztlich aber beharrte Gütersloh, neben Rheine der bedeutendste Haltepunkt und finanzkräftigste Förderer der letztlich gebauten TWE-Verbindung, auf eine Streckenführung über Harsewinkel nach Ibbenbühren, womit Laer in jedem Falle als Haltepunkt feststand. 70 % der Strecke mußten von den beteiligten Kommunen und Kreisen aufgebracht werden. Gütersloh finanzierte immerhin 750.000,- M und Rheine 1.250.000,- M; damit war die TWE schon fast zur Hälfte finanziert und die Streckenführung lag fest. Laer mußte immerhin noch 80.000,- M aufbringen, was aber schnell gelang. Bereits im Dezember 1897 waren 71.000,- M eingezahlt.

Es brauchte noch weitere zwei Jahre, aber am 19. April 1899 erteilten die Behörden die Baugenehmigung, und am 17. Juni gründeten die beteiligten Kommunen und Firmen im Münsterschen Hotel Kaiserhof die „Teutoburger Wald-Eisenbahn Aktiengesellschaft" mit einem Kapital von fünf Millionen Reichsmark. Bereits im September begannen die Bauarbeiten. Allerdings kam es beim Grunderwerb für die Trasse häufiger zu hartnäckigem Widerstand einzelner Grundbesitzer, gegen die noch vor Baubeginn ein Enteignungsverfahren durchgeführt werden mußte. Vor allem die Landwirte protestierten, denn zum einen sollte die neue Bahn ihre Felder durchschneiden und zum anderen fürchteten sie den Lärm und den Gestank des neuen, monströsen Vehikels. Die Pferde würden ihnen durchgehen und die Knechte auf den Feldern die Arbeit niederlegen, um der donnernden Eisenbahn hinterherzugaffen, lamentierten sie. Doch gab es auch viele Stimmen für die neue Bahn, die sich letztlich ja auch durchsetzten. Bald würden Laerscher Kalk und Steine weithin versandt werden, und so mancher setzte auch schon auf den zukünftigen Reiseverkehr nach Laer. „*Wollen Städter einmal friedlich sich freun an Wald und Flur, die Bahn bringt sie erquicklich nach Laer zur Sommerkur*", dichtete Wil-

helm Heimsath in diesen Tagen.[37] So begannen die Arbeiten im September, mit italienischen „Gastarbeitern“ übrigens. Für geringen Lohn verrichteten sie hier Schwerstarbeit mit Hacke, Spitze und Schaufel; Maschineneinsatz gab es kaum. Seit März 1900 verkehrten die ersten Bauzüge, während der Fahrzeugpark der TWE nach und nach zusammengestellt wurde. *„Neben vier dreiachsigen Dampflokomotiven wurden zwölf fabrikneue Personenwagen, drei kombinierte Gepäck- und Postwagen, 15 gedeckte und 60 offene Güterwagen sowie acht Kalk- und sechs Bahndienstwagen angeliefert“*.[38] Die Bauarbeiten erfolgten in zwei Abschnitten. Zunächst galt es, die Strecke zwischen Laer und Gütersloh und im zweiten Abschnitt das Teilstück zwischen Ibbenbühren und Laer fertigzustellen. Schon am 25. Juli 1900 inspizierte ein erster Probezug der TWE die 33 km lange Strecke von Laer nach Gütersloh und am 1. November 1900 erfolgte die feierliche Streckeneröffnung dieses Abschnitts. Der erste fahrplanmäßige Zug verließ Laer um 5.57 Uhr und traf um 7.46 Uhr in Gütersloh ein. Um 8.00 Uhr fuhr man dann mit einem festlich geschmückten Zug von Gütersloh nach Laer. Mit der Eröffnung des zweiten Streckenabschnittes am 19. Juli 1901 war das Bahnprojekt abgeschlossen.

Eisenbahn-Fahrplan.

Giltig vom 1. Mai 1903 ab.

Die Fahrzeiten von abends 6 bis 6 Uhr früh sind rechts durch fette Linien bezeichnet.

Teutoburger Wald-Eisenbahn.

Ibbenbüren—Gütersloh—Hövelhof.

			9,20	12,50	Nur an Sonn- u. Feiertagen.	6,06
			9,46	1,17		6,33
	7,27	6,25	10,21	1,54		7,30
	7,59	7,20	11,00	2,24		8 00
	8,18	7,50	11,17	2,39		8,15
	8,29	8,00	11 25	2,46		8,23
6,32	8,48	8,48	11,36	3,01		8,41
6,42	9,01	8,59	11,45	3,10		8,51
6,57	9,16	9,22	12,00	3,25		9,05
7,06	9,24	9,32	12,07	3,33		9,14
7,19	9,37	9,46	12,19	3,46		9,26
7 29	9,47	10 00	12,30	3,55		9,36
9,00	Nur an Sonn- u. Feiertagen.	Nur an Wochentagen.	2 07	5,06	8,50	
9,13			2,19	5,18	9,04	
9,21			2,28	5,26	9,15	
9,34			2,41	5,36	9,24	
9,48			2,54	5,47		
10,03			3,08	6,01		

ab Ibbenbüren an	10,10			2,35	7,51	
Tecklenburg	9,44			2,12	7,29	
Lengerich	9,20	10,33	12,09	1,55	7,10	
Iburg	7,56	10,07	11,20	1,02	6,24	
Laer	7,39	9,53	11,42	12,44	6,08	
Müschen	7,31	9,46	10,24	12,35	5,59	
ab Versmold	7,21	9,37	10,10	12,24	5,48	9,32
Niedick	7,07	9,27	9,42	12,10	5,34	9,23
Harsewinkel	6,55	9,15	9,26	11,59	5,21	9,10
Marienfeld	6,46	9,07	9,12	11,51	5,12	8,56
Blankenhagen	6,33	8,56	8,56	11,39	5,0(	8,45
an Gütersloh ab	6,22	8,45	8,45	11,30	4,50	8,35
ab Gütersloh an	5,33	Nur an Sonn- u. Feiertagen.	7,52	11,09	4,32	7,19
Sundern	5,20		7,40	11,57	4,20	7,07
Varensell	5,11		7,33	10,49	4,12	6,59
Verl	5,00		7,24	10,40	4,02	6,50
Kaunitz			7,08	10,28	3,46	6,35
an Hövelhof ab			6,52	10,13	3,30	6,20

Hövelhof—Gütersloh—Ibbenbüren.

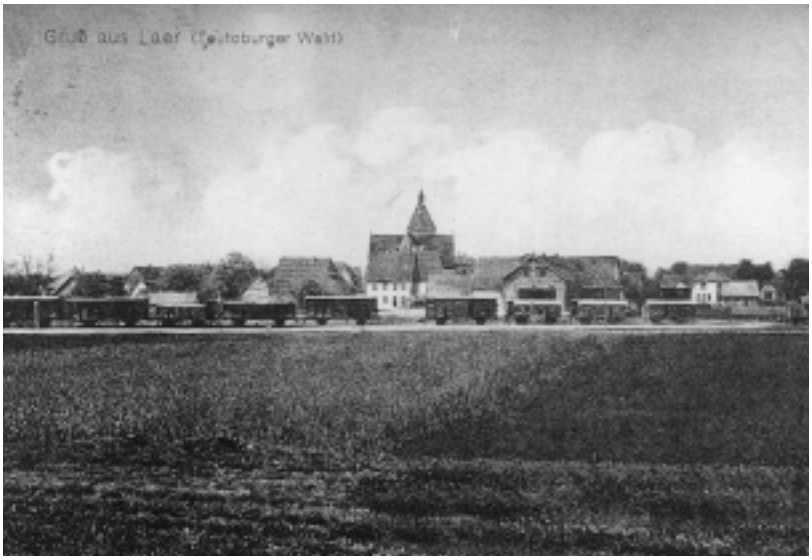
Fahrplan der TWE von 1903, Privatbesitz

So aufwendig die Feierlichkeiten zur Eröffnung des Bahnanschlusses auch gerieten, der Reise- und Güterverkehr der TWE blieb lange Jahre gewöhnungsbedürftig, unkomfortabel und vielfach umstritten. Die TWE zerschnitt Wiesen und Felder und blockierte

alte Wegeführungen, was die Bauern, die nun zu kilometerweiten Umwegen gezwungen wurden, heftig gegen das neue Verkehrsmittel aufbrachte. Zudem war die TWE allzu langsam. Nur selten erreichte sie Geschwindigkeiten über 40 km/h. Noch Anfang der 20er Jahre brauchte der Reisende für die knapp 20 km von Laer nach Harsewinkel annähernd sieben Stunden. Glücklich dort angekommen, gab es im weiteren Tagesverlauf keine Rückreisemöglichkeit mehr, so daß die Reisenden zu teuren Übernachtungen gezwungen waren. Die Beschwerden häuften sich rasch; im Februar 1924 trafen die zuständigen Kreisvertreter aus Lengerich, Iburg und Halle zusammen, um über die desaströsen Verhältnisse zu beraten. Sie beklagten die himmelschreienden Zustände *„im Verkehrswesen der TWE ..., sie trügen nicht im geringsten der Bevölkerung Rechnung. Es sei zum Beispiel nicht möglich, von Iburg aus vormittags nach Osnabrück zu gelangen, trotzdem das Publikum seine Geschäfte bei Behörden, Banken, Geschäftsleuten, usw. vormittags abwickeln müsse. ... . Alles, aber auch alles war brüderlich einig in der Verurteilung der Verkehrspolitik der TWE. Es fielen recht harte Worte, einige Redner bezeichneten die TWE als eine nur egoistisch eingestellte Erwerbsgesellschaft, der die Bedürfnisse des Publikums vollständig gleichgültig seien. Einige Industrievertreter erklärten, daß sie schon Lastautomobile laufen hätten, weil die Verhältnisse der Bahn nicht genügten. Die Industrie holte sich zeitweise ihre Briefpost mittels Kraftfahrrad, denn die Bahn bringt sie zu spät. Neben der schlechten Güterbeförderung wurde aus allen Gebieten über die ganz erbärmlichen Verhältnisse in der Personenbeförderung geklagt“*.[39]

So bedenklich die Geschäftspolitik der TWE auch war, so bedeutend zeigte sich der Bahnverkehr letztlich doch für die Entwicklung der Laerer Wirtschaft, z.B. im Kurbetrieb. Wegen des langsam anwachsenden Ausflugsverkehrs führte die TWE im Jahre 1906 erstmals verbilligte Sonntagsrückfahrkarten und eine Regelung zur direkten Personen- und Güterabfertigung zwischen Privat- und Staatsbahn ein. Ende der 1920er Jahre beschaffte die TWE neue Personenwaggons mit elektrischem Licht und trennte nun auch zwischen Güter- und Personenverkehr, was beiden Betriebssparten letztlich zum Vorteil gereichte. Mehr und mehr Kurgäste nutzten die neuen Personenwaggons und reisten nach Laer, so daß Springmeyers Kurhaus bald zu klein wurde, um sie alle beherbergen zu können. Das Hotel Hiltermann, heute Storck, die hiesigen Gastwirtschaften und die ersten Pensionsbetriebe im Dorf profitierten davon. In den 30er Jahren schließlich eröffneten auch die ersten Pensionen in Winkelsetten, um die mit dem Zug anreisenden Gäste zu beherbergen. Kalk, Zement und Steine wurden bald massenhaft per Bahn versand, ins Münsterland etwa, denn die „Norddeutsche“ in Müschen nutzte die neue Bahn voll aus. Und auch die Bauern profitierten schließlich vom Bahnverkehr. Wenn die Kaliwagen kamen, stauten sich ihre Pferdegespanne gelegentlich vom Bahnhof bis zu Springrosen Gaststätte - vorher fuhr man leer, dann voll bei Goeings über die Waage. Erst in den 60er Jahren brach der Bahnverkehr massiv ein, zuerst im Personenverkehr, denn die Kurgäste kamen nun mit dem eigenen Auto und nicht mehr mit der Bahn. Bahnfahren war mittlerweile „out“ - in unserer ökologisch bewußteren Zeit gibt es vielerlei Grund und Anlaß, diese Entwicklung zu bedauern. Im Jahre 1978 stellte die

TWE den Personenverkehr endgültig ein, und auch der Güterverkehr, der in den 1950er Jahren vor allem für die Landmaschinenfabrik Strautmann bedeutend war, verlagerte sich aus Kosten- und Flexibilitätsgründen mehr und mehr auf die Straße.[40] Das endgültige Aus schien nicht mehr weit, doch seit 1993 steigt das Frachtaufkommen der TWE entgegen allen Voraussagen kontinuierlich an, wenn auch mehr auf der Strecke Hasewinkel-Gütersloh, übernimmt die TWE doch hier die Landmaschinentransporte der Firma Claas. Der Personennahverkehr erlebt derzeit eine Renaissance ganz anderer Art; mit speziellen Museumszugfahrten nämlich. Nostalgie pur wird hier geboten und auch gern angenommen; an manchen Tagen herrscht wieder reger Verkehr am Bad Laerer Bahnhof, hauptsächlich zum Vergnügen aller Beteiligten.



Postkarte: Güterzug in Laer, 1914 geschrieben, Heimatmuseum Bad Laer

2.3 Handwerk und Gewerbe um 1900

Alltag im ländlichen Handwerk

An der Schwelle zum 20. Jahrhundert war die Gemeinde Laer längst nicht mehr nur von der Landwirtschaft abhängig. Aber gerade in den von Inflation und Weltwirtschaftskrise geschüttelten Krisenzeiten der 1920er Jahre konnte so gut wie niemand ohne eigenes Land und Vieh existieren. Fast jeder Haushalt hatte, wenn nicht eigenes Ackerland, so doch eine ausgedehnte Gartenfläche. Hier wurden vor allem Gemüse und Kartoffeln für den Eigenbedarf angebaut. Gerade in den Bauerschaften verfügten viele Familien auch noch über kleine Ackerflächen, die sie eigenhändig bewirtschafteten. Die Bauern stellten ihnen dafür Gespanne zur Verfügung, für die man im Gegenzug wiederum auf den Höfen arbeitete. Bernhard Niebrügge erinnert sich, daß er schon in seiner Schulzeit jeden Nachmittag zum Bauern in der Nachbarschaft mußte, um dort mitzuhelfen, obwohl sein Vater, der Tischlermeister Heinrich Niebrügge, Winkelsetten, zu Hause Arbeit

genug für seine Kinder hatte. Aber er brauchte ja ein Gespann, zwei Pferde und einen Mann zum Beackern seiner kleinen Landfläche. Und dafür forderte Bauer Holkenbrink drei Tage Mithilfe in der Landwirtschaft. Bernhard Niebrügge hat deshalb während seiner Kindheit und auch noch in der Lehre nachmittags beim Bauern helfen müssen.

Brennerei Vieth, eine Aufnahme aus dem Jahre 1911, Nachlaß Hiltermann.

Manchmal gab es 50 Pfennig Lohn, manchmal auch zwanzig Pfund Weizen oder Roggen für eine Woche Arbeit. Insbesondere in den wirtschaftlich schweren Zeiten nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und später in der Weltwirtschaftskrise waren die kleinen Handwerker auf die Mitarbeit in der Landwirtschaft angewiesen, denn das Bargeld war knapp. So suchten die Kinder die abgeernteten Felder noch nach Ähren ab, die Vater und Mutter dann zu Hause auf der Tenne mit dem Flegel ausdroschen. Tischlermeister Niebrügge hatte zudem noch zwei Kühe; wenn die Zeiten knapp waren, verkaufte er die Butter an den Händler für ein paar Mark. Zu Hause wurde statt dessen billiger Sirup gegessen. Gleichwohl, das bedeutendste Einkommen kam aus der Tischlerei, und die Bauern gehörten zu den wichtigsten Kunden. Darum wurde im Winter oft monatelang nicht in der heimischen Werkstatt, sondern beim Bauern in der „Hobelkammer“ gearbeitet, etwa um dort die Aussteuer einer abgehenden Tochter zu tischlern. Morgens um sieben Uhr schulterten die Lehrlinge und Gesellen ihre Werkzeugkiste und machten sich auf den Weg. Bis abends um sieben mußten sie arbeiten, Kost gab es auf dem Hof. Sie fertigten die Aussteuer, eine Küche, ein Schlafzimmer, das Wohnzimmer, alles von Hand aus Eichenholz, das die Bauern im Herbst hatten zuschneiden lassen. Am Jahresende dann stellte Tischlermeister Niebrügge die Rechnung auf, denn die Bauern zahlten traditionell nur einmal im Jahr, im Januar nämlich. In Not- und Krisenzeiten mußten die Handwerker womöglich lange auf ihr Geld warten – um so wichtiger waren dann der eigene Garten, der kleine Acker und die Mitarbeit der Kinder auf den Höfen in der Nachbarschaft. Das ländliche Handwerk fand also noch bis in unser Jahrhundert in argrarem

Kontext statt. Denn ohne Garten und einen kleinen Acker, ein, zwei Schweine und vielleicht noch eine Ziege oder sogar eine Kuh, kam keine Familie aus. Dennoch spielte das Handwerk im ländlichen Alltagsleben eine ganz zentrale Rolle, man denke nur an die Leineweberei, die ja durchaus als handwerkliche Tätigkeit verstanden werden muß. Aber auch das traditionelle Handwerk der Schmiede und der Zimmerleute, der Maurer und Müller, die Kleinhandwerke der Holzschuhmacher und Schneider – sie alle trugen dazu bei, das Dorf und seine abgelegenen, beinahe autark lebenden Bauerschaften mit allem Notwendigen zu versorgen. Und an der Schwelle zum 20. Jahrhundert traten weitere, bislang weniger angebotene Handwerke hinzu. Bald gab es Schlachter und Klempner, Friseure und Uhrmacher – das gewerbliche Angebot differenzierte sich erheblich, weil die berufliche Spezialisierung ganz generell immer mehr zunahm.

Handwerk und Gewerbe um 1900

An der Schwelle zum 20. Jahrhundert gehörten Händler und Handwerker neben den Bauern zu den wichtigsten Arbeitgebern in der Gemeinde.[41] Das Schneiderhandwerk war zu jener Zeit stark in Laer vertreten. Dazu gehörten etwa die Schneidermeister Heinrich Bentrup, Hermann Buschmeyer, Franz Heimsath, Heinrich Ridder sowie Anton und Fritz Schwöppe im Dorf Laer und Wilhelm Pohlmann in Müschen. Ausgesprochen viele Laerer lebten hauptsächlich vom Schuhmacherhandwerk, etwa die Familien Brune-Peters, Adolf und Josef Kendeler, August Konig (heute Kälker), Bernhard Peters und Heinrich Poppe. In Müschen arbeiteten die Schuhmacher J. Klapphecke und Johann Mettker.

Schmiede Buschmeyer, Heimatmuseum Bad Laer.

Das metallverarbeitende Handwerk war ebenfalls stark vertreten. Im Dorf Laer arbeiteten die Schmiedemeister Carl Hagedorn und Heinrich Wellmeyer, zwei Schmieden, die auch als Fabrikationsbetriebe anzusprechen sind (s.u.). Dazu gab es die Schmiede von Buschmeyer an der Iburger Straße. Louis Knemeyer arbeitete als Klempnermeister in Laer. In Müschen waren die Schmiede Nordheider und Brinkwerth ansässig und in

Winkelsetten arbeitete der Schmied Bernhard Strautmann. Aus der „Chronik der Familie Strautmann“, die Bernhards Enkel Hermann Strautmann verfasst hat, wissen wir um die vielfältigen Aufgaben der ländlichen Schmieden in jener Zeit. Hier wurden *„alle anfallenden Arbeiten gemacht, als da sind: Hof- und Wagenschmiede, Herstellung von Äxten und Beilen, Hacken und Schaufeln, Pflügen und Eggen usw. Eine Bohrmaschine und ein Schleifstein waren an maschineller Ausrüstung vorhanden. Diese Maschinen wurden zunächst mit der Hand angetrieben, und dann etwas später wurde ein Göpel angeschafft, der dann von einem Ochsen oder einem Pferd betrieben wurde“*. Hermanns Vater Bernhard Strautmann wurde, wie sein Vater vor ihm, ebenfalls Schmied. Von 1905 bis 1908 lernte er bei Carl Hagedorn im Dorf Laer. *„Zwei Jahre später kam auch sein Bruder Heinrich bei Hagedorn in die Lehre. Als diese beiden Jungen nun die Lehre aus hatten, wurde gleich zu Hause eine neue Schmiede gebaut, mit großem Schwung ging es ans Werk“*. Eine Drehbank wurde angeschafft, dann ein Verbrennungsmotor, der den langsam arbeitenden Göpel ersetzte. Doch nach einigen Jahren der Arbeit im väterlichen Betrieb, packte die jungen Gesellen die Wanderlust – zusammen mit dem Schneidergesellen Heinrich Schwöppe machte sich Bernhard auf die Wanderschaft. Die beiden jungen Männer fuhren mit der Bahn ins Bergische Land *„und von da aus weiter, auf Schusters Rappen. Bernhard arbeitete unterwegs bei etlichen Handwerksbetrieben. Wenn man alles gelernt hatte voneinander, dann ging es weiter“*, zum nächsten Ort, in die nächste Werkstatt. *„Verpflegung und Unterkunft kriegte man entweder beim Meister oder aber im Gesellenhaus“*.

Das Gesellenhaus, seit den Tagen Adolph Kolpings nicht mehr aus der katholischen Handwerkswanderschaft wegzudenken, bot den jungen Männern nicht nur einen nächtlichen Schlafplatz. Hier gab es *„Bildung unter Gleichgesinnten, Geselligkeit und Unterhaltung, die wenig kostete, weil Eigenbeteiligung gefragt war, unkomplizierte und darum auch nicht demütigende Hilfe bei Krankheit und Arbeitsplatzsuche und nicht zuletzt kostengünstige oder auf Zeit kostenfreie Unterbringung und Verpflegung in Häusern oder Lokalen, wo sie sich wohlfühlen konnten“*.[42] Die katholischen Gesellenvereine, aus ihren Anfängen 1846 im rheinischen Elberfeld von Adolph Kolping zu hoher Blüte gebracht, betreuten die Gesellen hauptsächlich in sozialer Hinsicht. Kolping selbst schrieb dazu: *„Der Gesellenverein ist seiner Natur und Einrichtung nach eine mehr bürgerliche Anstalt, welche zunächst auf die Besserung sozialer Zustände hinarbeitet, die wieder Ordnung und Halt in das regellose Leben der jungen Handwerker bringen will“*.[43] Gleichzeitig dienten die Gesellenvereine, denen als Präses immer ein katholischer Priester vorstand, auch der seelsorgerischen Betreuung der jungen Männer in der Fremde. Kurz, geistliche Führung und finanzielle Unterstützung, berufliche Bildung und soziale Förderung begegneten den Wandergesellen auf ihren Wegen, letztlich zu dem Zweck, *„aus den jungen Leuten nach unsern besten Kräften jetzt brave, wackere Gesellen, einst tüchtige Meister und achtbare Bürger des Staates zu bilden, fromme Christen und treue Söhne des Vaterlandes“*. Bernhard Strautmann und Heinrich Schwöppe, die sich im Jahre 1911 auf die Wanderschaft machten, kannten das Wirken der Gesellenvereine gut, denn in Laer gab es seit immerhin 10 Jahren einen Gesellenverein, die „Unitas“, die sich später Josefsverein nannte

(nach dem Schutzpatron der Gesellenvereine) und schließlich in die Kolpingfamilie aufging. *„Es war kurz nach der Jahrhundertwende 1901, als 12 Handwerkersöhne, Gesellen, die auf der Wanderschaft das Leben der Wanderburschen und die Vorteile der Häuser der Gesellenvereine kennen und schätzen gelernt hatten, sich auf dem Hohnschen Hofe an der Kesselstraße trafen. Sie wollten etwas dem Gesellenverein Vergleichbares schaffen, wo Frohsinn und Geselligkeit sowie die Weiterbildung im Beruf gepflegt wurde“*.[44] Natürlich konnte die kleine Gruppe, die bald auf 25 Mitglieder angewachsen war, kein eigenes Gesellenhaus unterhalten. Aber dennoch trafen sich die jungen Handwerker regelmäßig einmal im Monat, vorerst noch im Gasthof Bierbaum, später alle 14 Tage im Krankenhaus. Sie hörten Vorträge, später übten sie Theaterstücke, Gesang und Schauspiel. Bald war es für jeden Laerer Handwerker selbstverständlich, der Kolpingfamilie anzugehören. Im Jahre 1926, zur Feier ihres 25jährigen Bestehens, konnte sich die Laerer Kolpingsfamilie mit einer Festkundgebung präsentieren, wie es sie in Laer noch nicht gegeben hatte. *„In dem großen Festzug, der sich um das Dorf bewegte, waren über 20 auswärtige Vereine mit Musikkapellen und Gesangsabteilungen vertreten. Auf 20 Festwagen wurde die Entwicklung des Handwerks gezeigt. Viele tausend Zuschauer besuchten an diesem Tage Laer“*.[45]

Kolpingfamilie Laer mit Vikar Ostmeyer, 1920/21, Heimatmuseum Bad Laer.

Doch zurück zum Laerer Handwerk um 1910. Neben den metallverarbeitenden Handwerken waren noch eine Reihe weiterer Handwerke am Ort vertreten. Franz Bühren und Anton Freye waren Sattlermeister, Conrad und Josef Hundelt Seilermeister im Dorf. Zu den holzverarbeitenden Handwerkern im Kirchdorf gehörten die Tischlermeister Heinrich Bierbaum, Heinrich Bredemann, Wilhelm Hüggelmeyer (Zimmermann), Heinrich Hiltermann und Franz Scheiper. In Hardensetten arbeitete der Tischler Heinz Rosengarten, in Müschen Louis Blanke, Wilhelm Schaupmann und die Zimmerleute Bredemann. Schon damals gab es mit Josef Rosengarten auch in Westerwiede einen Tischler; in Winkelsetten arbeiteten Bernhard Unverfehrt und Heinrich Niebrügge als Tischlermeister. Auch das Maurerhandwerk wurde hier ausgeübt. Die Familien Franz Dreck-

mann im Dorf, Wilhelm Gode und Franz Unverfehrt in Winkelsetten lebten davon. Anton Beutelmann, Louis Holkenbrink, Bernhard Lauhoff und Heinrich Schröder arbeiteten als Anstreicher im Dorf Laer. Wichtig waren auch die Uhrmacherwerkstatt von August Knemeyer, der Frisiersalon der Witwe Maas und die Gärtnerei der Familie Schöning. Kein Zweifel, das Landhandwerk hatte insgesamt zugenommen, der Bevölkerungsvermehrung und auch der spürbaren beruflichen Differenzierungsprozesse wegen. Bemerkenswert ist die lange Reihe der Nahrungsmittelhandwerke im Dorf. Als Bäcker arbeiteten Franz Bierbaum (der auch Gastwirt war), die Witwe Böckmann, Wilhelm Dreyer und die Witwe B. Springrose. Zu den Schlachtern gehörten z.B. Wilhelm Hörstkamp, Heinrich Lauhoff, Franz Nollmann, Mathias und Heinrich Sommer (auch Viehhandel). In den Bauerschaften wurde natürlich auch geschlachtet, jedoch eher neben- als hauptberuflich. Insofern hatte sich die Arbeitsteilung im Dorf stärker als in den Bauerschaften ausgeprägt. Während die Nahrungsmittel hier noch meist selbst verarbeitet wurden, fand ein weiter Teil der beruflich stärker spezialisierten Dorfbevölkerung dazu nicht mehr die rechte Zeit. Jedoch soll das nicht darüber hinwegtäuschen, daß in vielen Dorfhaushalten zu dieser Zeit noch selbst gebacken, geschlachtet und gewurstet wurde; nur war man nicht mehr vollständig darauf angewiesen. Schließlich gab es auch noch einige Händler in der Gemeinde. Heinrich Dreyer und Mathias Haunhorst waren Butterhändler. Zu den größeren Kaufleuten in Laer zählten noch Hermann Niehaus und Anton Richard, der gleichzeitig Samtvorsteher war. Theodor Paul war Viehhändler ebenso wie Mathias Sommer, Wilhelm Ridder in Müschen, Conrad Schowe in Westerwiede und ein Hiltermann in Winkelsetten. Schließlich seien noch die Gastwirtschaften erwähnt: Franz Bierbaum, Heinrich Goeing, Springrose und das Hotel Hiltermann (heute Storck) im Dorf, die Wirtschaften von Clemens Plengemeyer und Anton Redekker in Hardensetten, Franz Bevermann, Wilhelm Klaphecke und Bernhard Lintker in Müschen und die Wirtschaft der Familie Lückefahr in Winkelsetten.

Ausgesprochene Industriebetriebe fehlten mit Ausnahme der Norddeutschen weitgehend, aber dafür produzierten hier einige mittelständische Gewerbebetriebe.[46] Schon im Jahre 1892 zählte die Samtgemeinde insgesamt vier Ziegeleien, darunter allein zwei in Westerwiede, die Westerwieder Dampfziegelei und die Ziegelei Feldhaus, in denen 50 Arbeiter beschäftigt wurden. In zwei Kalkbrennereien fanden weitere 20 Mann Beschäftigung. Zu den Gewerbetreibenden zählten auch die Mühlenbesitzer, deren Handwerk durch die Aufhebung des Mühlenzwanges nachgerade revolutioniert worden war. Müller Saltenbrock arbeitete in Hardensetten und Müller Ahnenhövel auf Rottmüllers Mühle in Müschen. Die Mühle des Erbkötters Tewes-Kampelmann war mittlerweile mit einem Getreidemahlgang ausgestattet. Tewes hatte auch einen Landhandel und produzierte Strom. Franz Vogelpohl betrieb die Vokelau, ein Sägewerk mit Mühlengang in Westerwiede, das der Familie Feldhaus gehörte. Auf dem Hof Dölken stand eine weitere Mühle, die mittlerweile mit einem Getreidemahlgang ausgestattet war und gleichfalls zur Stromversorgung diente. Hinzuzurechnen ist außerdem das „Dampf-Sägewerk“ Wilhelm Schlingmann und die Bau- und Möbeltischlerei Heinrich Schlingmann im Dorf Laer.

Die Dampfbrennerei Josef Heimsath, später Vieth, von 1807 kam hinzu, und auch die kleine Tabakfabrik von Kaufmann Niehaus gehörte zu den Laerer Gewerbebetrieben. Die

Annonce des Uhrmachers August Knemeyer von 1913, Illustrierter Führer.

Schmieden Wellmeyer an der Füchtorfer und Hagedorn an der Glandorfer Straße galten mittlerweile als landwirtschaftliche Maschinenfabriken, in denen einiges Personal beschäftigt wurde. Für Laer charakteristisch war die große Zahl an Steinbrüchen. 30 Brüche beschäftigten etwa 150 Arbeiter im Tagelohn. Nicht umsonst führte der Ort damals noch den Beinamen *„Stein-Laer“*. Georg Otte und Clemens Schlingmann betrieben sogenannte *„Terazzo- und Cementwarenfabriken“*; Kies und Steine waren noch wichtiger als etwa die Sole und der Fremdenverkehr. Das änderte sich aber zunehmend. Auf dem Hof Springmeyer wurden zur Jahrhundertwende bereits über 5000 Bäder ausgegeben. Nach der Eröffnung der Teutoburger Wald Eisenbahn wurden *„in der Nähe des Bahnhofes viele neue Gebäude, gewerbliche und industrielle Anlagen, als Dampfsägewerk, Dampfmolkerei, Dampftischlerei, eine Mahlmühle etc. errichtet und in Betrieb gesetzt“*, berichtet der 1913 erschienene Illustrierte Führer von Laer. *„Deshalb wird auch diese Ansiedlung scherzweise die Laerer Industrievorstadt genannt“*. Anfang des 20. Jahrhunderts sorgte die Einführung eines kleinen privaten Elektrizitätswerkes in den alten Betriebsräumen der Branntwein-

brennerei Heimsath für eine deutliche Verbesserung der gewerblichen Bedingungen, wie auch der Wohnverhältnisse. Kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges hatten *„die meisten Wohnhäuser des Dorfes ... Anschluß, wie auch Kirche, Schule und Krankenhaus. In den Wintermonaten ist durch genügende Lampenzahl für die elektrische Straßenbeleuchtung gesorgt“*.[47] In den Bauerschaften aber sollte die Elektrifizierung noch länger auf sich warten lassen. Nach der Gründung der Elektrizitätsgenossenschaft im Jahre 1921, die den Strom von der Nike abnahm, setzte sie sich schließlich auch hier durch.

Der Plakattext lautete:

„Erlöse Glück und viel Gewinn,
Gesundheit, Liebe, hoher Sinn!
Wie schön ist neben diesen Gaben
Elektrisch auch im Haus zu haben!“

Umzugswagen beim Jubiläumsfest des Kolping-Vereins im Jahre 1926, Nachlaß Hiltermann.

Vom Handwerk zum Fabrikationsbetrieb
Landmaschinen von Wellmeyer und Hagedorn

Im Kaiserreich gelang es einigen Laerer Handwerkern, ihren Betrieb entscheidend zu erweitern. Einer dieser Handwerker war der Schmied Heinrich Wellmeyer, der seit dem Jahre 1888 die Schmiedewerkstatt der Witwe Justus Hagedorn in Springrosen Kotten in Betrieb hatte. Die Zeiten waren günstig, denn die Landwirte, die bis dahin vorwiegend mit hölzernen Eggen und Pflügen auskommen mußten, modernisierten ihre Betriebe vor allem im Ackerbau. Sie brauchten bessere, effizientere Arbeitsgeräte. *„Für Heinrich Wellmeyer war die Herstellung von Eggen und Pflügen aus Stahl sicherlich eine lohnende*

Aufgabe, doch diese Aufgabe hat auch viel Mühe gemacht, denn alles wurde von Hand gefertigt. (Er) *war der erste Anbieter von eisernen Pflügen in Laer und Umgebung. Lediglich zum Blankschleifen von Pflugschar und Riester wurde die Wasserkraft der früheren Dodtschen Mühle genutzt*“.[48] Wellmeyer, der gebürtig aus Remsede kam, vertrieb auch die ersten aus Amerika importierten Mähmaschinen der Marken Osborne, Milwaukee und Noxon; Fabrikate, die heute weitgehend vergessen sind, damals aber als technische Spitzenerzeugnisse galten. Einen qualitativen Sprung machte das Geschäft im Jahre 1897: die Schmiede nahm einen Bezinmotor in Betrieb, der die Arbeit erheblich erleichterte. Heinrich Wellmeyer war übrigens nicht nur in seinem eigenen Betrieb aktiv. Im Jahre 1894 zählte er zu den Gründungsvätern der Laerer Spar- und Darlehenskasse, in deren Aufsichtsrat er bis 1933 saß. Mit Heinrich Wellmeyer und einigen anderen Laerer Honoratioren zählte auch der Schmiedemeister Anton Hagedorn zu den Gründungsvätern der Spadaka. Als er im Jahre 1898 starb, folgte ihm sein Sohn Carl als Meister in der Schmiede nach. Ähnlich wie in der Schmiede Wellmeyer wurde nun auch im Betrieb Hagedorn modernisiert. Der junge Betriebschef baute eine neue Werkstatt und rüstete

Annonce der Maschinenfabrik C. Hagedorn, um 1913, Nachlaß Hiltermann.

die Schmiede mit einer Dampfmaschine aus. Bald nannte sich das Traditionsunternehmen *„Maschinen-Fabrik“*, und tatsächlich wurden hier auch eigene Marken produziert. Eine Annonce aus dem Jahre 1913 zeigt die Angebotspalette, die die Firma Hagedorn

zu dieser Zeit schon vorweisen konnte.[49] Ein Hand-Hederichjäter Marke Hagedorn etwa, verschiedene Kartoffelquetschen und Handrechen. Dazu landwirtschaftliche Maschinen wie die Strohschneider der Marken Combat, Herold, Juwel, Reform, Ideal und Herkules. Außerdem hatte Carl Hagedorn verschiedene Rübenschneider im Angebot.

Ähnlich wie bei den Schmiedemeistern Wellmeyer und Hagedorn wurden in den Dampfsägewerken Schlingmann und Hiltermann ebenfalls moderne Maschinen eingesetzt; so gelang es, den engen Rahmen traditionellen Handwerks kontinuierlich auszubauen. Bald gehörten die Fabrikationsbetriebe zu wichtigen Arbeitgebern in der Gemeinde. Heinrich Wellmeyer etwa beschäftigte Anfang der 20er Jahre immerhin fünf Mitarbeiter und mindestens einen Lehrling. Carl Hagedorn hatte ebenfalls fünf Arbeiter bei sich angestellt, von denen aber drei unter 16, und also noch in der Lehre waren. Bei Schlingmann fanden sogar sieben Arbeiter ihr Auskommen, bei Hiltermann immerhin drei, von denen zwei ausgebildet wurden.[50]

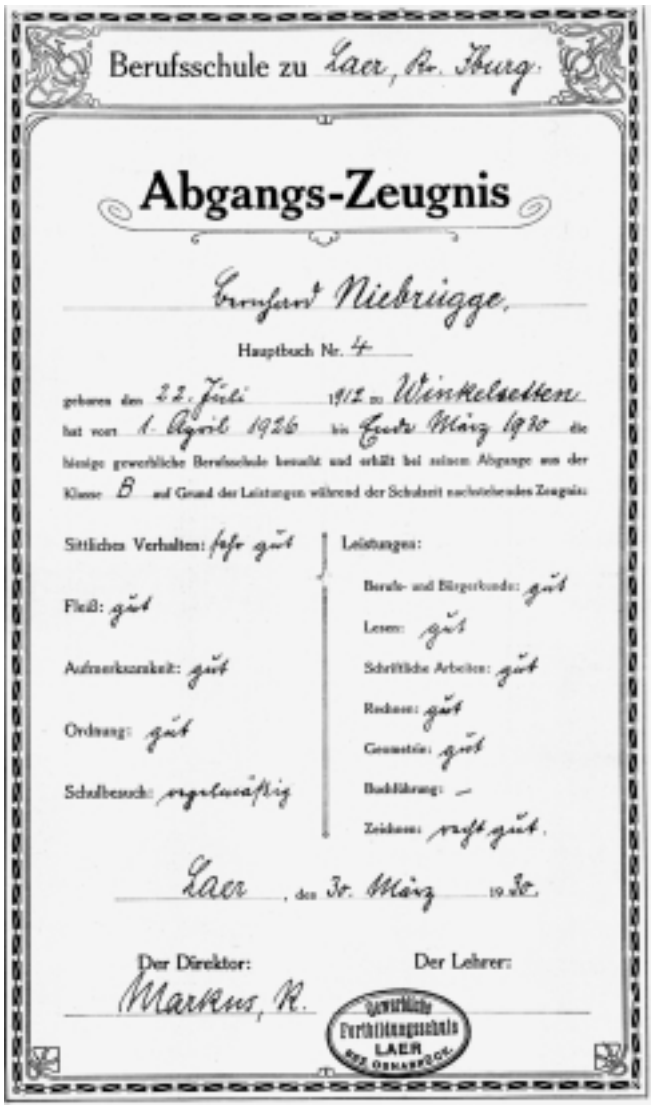
Fachliche Qualifikation in Handwerk und Handel: Die gewerbliche Fortbildungsschule von 1912

Am 16. Oktober 1910 trafen sich die Handwerksmeister und Gesellen der Samtgemeinde im Saale der Gastwirtschaft Bierbaum. In seltener Einmütigkeit beschloß die versammelte Handwerkerschaft eine sogenannte *„Gewerblichen Fortbildungsschule“*, d.h. eine Berufsschule zu gründen.[51] Denn in Zukunft sollten die Lehrlinge neben der hergebrachten berufspraktischen Ausbildung auch eine theoretische Qualifizierung erhalten. So entwickelte sich langsam aber sicher das bis heute praktizierte duale Berufsausbildungssystem. Eine Anfrage beim Landrat des Kreises Iburg ergab, daß eine solche Schule die Samtgemeinde nicht mehr als 100 Mark pro Jahr kosten würde.[52] Ein Schulgeld müßte man natürlich erheben, aber die Schule durfte auch mit Staats- und Kreisbeihilfen rechnen, kurz: die Sache war bezahlbar. Damit war der Samtgemeindeausschuß gern einverstanden. *„Das zu erhebende Schulgeld muß so bemessen werden, daß die Kosten von M. 100,- für die Samtgemeinde nicht überschritten werden“*,[53] hieß es. Ein Ausschuß wurde gewählt, der die Angelegenheit in die Hand nahm. Mitglieder waren Samtvorsteher Richard, Colon Heinrich Thiemann, Tischlermeister Heinrich Schlingmann, der Maler Blinde (Eichholz) als Vorsitzender der Laerschen Handwerksinnung und der Präses des Gesellenvereins, Kaplan Gerhard Bruns. Der Ausschuß arbeitete schnell. Schon kurz vor Weihnachten 1910 erklärte sich Hauptlehrer Markus bereit, die Leitung der gewerblichen Fortbildungsschule zu übernehmen. Man schätzte die Schülerzahl auf etwa 50 und hoffte, sie in einer Klasse unterrichten zu können. 250 Stunden sollten jährlich abgehalten, mithin etwa 500,- M Lehrerhonorar ausgezahlt werden. Im Juli 1911 meldete sich allerdings der Minister für Handel und Gewerbe in Berlin; staatliche Zuschüsse sollte es nur geben, *„wenn 2 Zeichenklassen und 2 Klassen für Deutsch und Rechnen eingerichtet werden. Für 50 Schüler, von denen 40 am Zeichnen teilnehmen, reicht je 1 Klasse nicht aus“*.[54] Es dauerte noch ein gutes Jahr, bis sich die Samtgemeinde entschlie-

ßen konnte, eine zweiklassige Fortbildungsschule einzurichten. Lehrer Markus stellte schließlich einen Lehrplan auf,[55] und endlich, am 14. Oktober 1912, begann der Schulbetrieb an der Laerer Gewerblichen Fortbildungsschule.

Berufsschule in der Dorfschule am Thie, Heimatmuseum Bad Laer.

Dem Schulstatut nach waren nicht nur Lehrlinge schulpflichtig, sondern *„alle im ... Bezirk* (der Samtgemeinde) *nicht bloß vorübergehend beschäftigten gewerblichen Arbeiter (Gesellen, Gehülfen, Lehrlinge, Fabrikarbeiter) ... . Die Schulpflicht endigt mit dem Schlusse des Schuljahres, in welchem die Schüler das 17. Lebensjahr vollenden*“.[56] Die Gewerbetreibenden mußten in den ersten Jahren für jeden ihrer schulpflichtigen Beschäftigten halbjährlich 1,- M Schulgeld zahlen; später, insbesondere nach dem Krieg, stieg das Schulgeld allein schon der Inflation wegen enorm an. Bald waren sogar alle Gewerbetreibenden der Gemeinde zur Zahlung eines Schulgeldbeitrages verpflichtet, selbst wenn sie keine Berufsschüler beschäftigten. Unterrichtet wurde in einer Unterklasse, die Lehrer Heidkamp übernahm, und in einer Oberklasse für die älteren Schüler. Hier unterrichtete Hauptlehrer Markus, der gleichzeitig auch als Schulleiter fungierte. Die Schüler der Unterklassen mußten in den Sommermonaten montags und donnerstags von 18.00 Uhr bis 20.00 Uhr, die der Oberklasse dienstags und freitags zur gleichen Zeit in die Schule kommen. Im Winter wurde von 17.00 Uhr bis 19.00 Uhr unterrichtet. Sonntags früh war von 8.00 bis 10.00 Uhr Zeichenunterricht. Danach ging es zum Hochamt in die Kirche. Die Berufsschule war auf drei Schuljahre angelegt, begleitete die Lehrlinge also für die Dauer ihrer praktischen Berufsausbildung. Im ersten Jahr wurde *„Lebenskunde, Deutsch, Rechnen*“ gegeben; die Schüler in Laer lernten nach den üblichen, für ganz Preußen empfohlenen Lehrplänen.[57] Im zweiten Jahr unterrichtete Lehrer Markus Geschäftskunde, Deutsch und Rechnen, im dritten und letzten Jahr *„Standes- und Bürgerkunde, Deutsch und Rechnen*“. Sonntags gab es dann noch den bereits erwähnten Zeichenunterricht. Besonderen Wert legte Lehrer Markus *„auf sorgfältige Ausfüllung der im Geschäftsleben vorkommenden Formulare, sowie auf Anfertigung von Eingaben an Behörden usw. Auf der Oberstufe kommt noch die gründliche Erlernung der Buchführung hinzu*“.[58]



Berufsschule zu Laer, Kr. Iburg.

Abgangs-Zeugnis

Bernhard Niebrügge,

Hauptbuch Nr. 4

geboren den 22. Juli 1912 zu Winkelsetten

hat vom 1. April 1926 bis Ende März 1930 die hiesige gewerbliche Berufsschule besucht und erhält bei seinem Abgange aus der Klasse B auf Grund der Leistungen während der Schulzeit nachstehendes Zeugnis:

Sittlichen Verhalten: sehr gut	Leistungen:
Fleiß: gut	Berufs- und Bürgerkunde: gut
Aufmerksamkeit: gut	Lesen: gut
Ordnung: gut	Schriftliche Arbeiten: gut
Schulbesuch: regelmäßig	Rechnen: gut
	Geometrie: gut
	Buchführung: –
	Zeichnen: sehr gut.

Laer, den 31. März 1930.

Der Direktor: Markus, R.

Der Lehrer:

Gewerbliche Fortbildungsschule LAER bei Osnabrück

Berufsschulzeugnis für Bernhard Niebrügge, 1930.

Die Schüler der gewerblichen Fortbildungsschule Laer mußten sich einem recht strengen Reglement unterwerfen. Sie waren *„zu einem sittsam anständigen Verhalten in und außerhalb der Schule, zum Fleiß und willigen Gehorsam, sowie zur Ehrerbietung gegen die Lehrer verpflichtet“*.[59] Vieles war ihnen verboten: *„das Stehenbleiben vor dem Schulhaus, das Lärmen und Pfeifen beim Kommen und Gehen, zu starkes Auftreten und überlautes Sprechen innerhalb des Schulhauses, das Verzehren von Eßwaren im Unterrichtsgebäude, sowie das Tabakrauchen in und vor dem Schulgebäude und auf dem Weg zur Schule“*. Im Unterricht hatten sie dem Lehrer gehorsam zu folgen, sie mußten fleißig und aufmerksam sein *„und die ihnen übertragenen Arbeiten mit Sorgfalt ausführen. Außerhalb der Schulzeit haben die Schüler den Lehrern mit Achtung und Ehrerbietung zu begegnen und sie auf der Straße durch Abnahme der Kopfbedeckung zu grüßen“*. Schlecht sollte es denen ergehen, die sich nicht an die strenge Ordnung hielten. Karzerstrafen konnten bis zu sechs Stunden dauern, bei schweren Vergehen drohten Geldstrafen *„bis zu zwanzig Mark und*

im Unvermögensfalle (sollten die Schüler) *mit Haft bis zu drei Tagen bestraft*" werden.[60] Derlei Schulordnungen wird man heutzutage wohl kaum noch finden; welche Schule würde heute noch ihre Schüler bei Ungehorsam einsperren wollen? Jedoch zur Jahrhundertwende war die strenge, fast militärische Disziplinierung der Kinder und Jugendlichen noch fester Bestandteil des Erziehungs- und Ausbildungssystems auch an der Laerer Gewerbeschule. Die Schüler sollten mit strenger Disziplin eben nicht nur beruflich geschult werden, sondern frühzeitig den Verhaltenskodex im Sozialgefüge der dörflichen Gesellschaft kennen und akzeptieren lernen. Das übte sich im Umgang mit dem Lehrer, dem man als örtlichem Honoratioren gar nicht unterwürfig genug begegnen konnte. Das übte sich aber auch mit Vorschriften wie dem Rauchverbot auf dem Schulweg oder dem Verbot des Umherlaufens vor dem Schulgebäude. „Lehrjahre sind keine Herrenjahre" hieß es damals wie heute, – die Lehrlinge sollten am besten gar nicht auffallen. Aber zweifellos war die gewerbliche Fortbildungsschule als Einrichtung zur beruflichen Qualifizierung junger Handwerker, ein zukunftsweisender Schritt, in Laer wie überall im Reich. Nicht zuletzt durch das vorbildliche Berufsschulsystem konnten sich Handwerk und Industrie in Deutschland einen hervorragenden Namen erwerben und das Markenzeichen „Made in Germany" weltweit zum Qualitätssiegel machen.

2.4 Der „Fremdenverkehr"
Anfänge eines neuen Gewerbezweiges

In den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts begann die Sole eine wichtigere Rolle im Wirtschaftsleben des ländlichen Laer zu spielen. Zu dieser Zeit, die Markenteilung war gerade abgeschlossen und die Bauernbefreiung eingeleitet, erweiterte der Colon Bernard Springmeyer seinen bislang rein landwirtschaftlich genutzten Betrieb um eine Badeanstalt, die er an seinem Kolk einrichtete. Damit legte er den Grundstein für einen ganz neuen Wirtschaftszweig im Kirchspiel Laer. Im Laufe der folgenden Jahre und Jahrzehnte sollte der Kur- und Badebetrieb zu einer der wesentlichen Säulen im Erwerbsleben des Dorfes und seiner Bauerschaften werden. Springmeyer wußte das natürlich noch nicht, als er im Jahre 1836 eifrig damit begann, für seine neue Anlage zu werben. In den Osnabrückischen Oeffentlichen Anzeigen vom 9. Juli 1836 annoncierte er mit dem folgenden Text:

„Auf dringendes Ersuchen mehrerer Ärzte und guten Freunden bringe ich hierdurch einem hochgeehrten Publicum zur Anzeige, daß ich bei meiner Salzquelle (in deren Nähe auch zugleich süßes trinkbares Quellwasser fließt), worüber ich mich vor der Hand alles Rühmens enthalte, indem hoffentlich der Erfolg dieselbe krönen und hinsichtlich ihrer angenehmen Lage jede andere ihres Gleichen übertreffen wird, eine Badeanstalt errichtet habe und mit deßfallsigen Bauten soweit vorgerückt bin, daß am Sonntag, d. 10. dieses Jahres die Badeanstalt geöffnet und mit dem Baden der Anfang gemacht werden kann. Es empfiehlt sich daher allen Badegästen der Colonus Springmeier".[61]

Die Badegäste wohnten in einem neu gebauten, großzügigen Herrenhaus, *„das in offener Hanglage oberhalb der Solquelle lag. Dieses Kurhaus war 1840 fertig geworden“* [62] und lag in unmittelbarer Nähe zum Badehaus. Pastor Schöckmann erwähnt in seinen Aufzeichnungen, daß die Springmeyersche Anlage zur Aufnahme Kranker geeignet war und eine Promenade hatte, wie es sie selbst in Rothenfelde nicht gab.[63]

Badegäste in Laer

Ferienfreizeit und Urlaub im heutigen Sinne galten bis zur Jahrhundertwende noch als Privileg einer kleinen, wohlhabenden Elite. Reisen wurden im wesentlichen von der ohnehin einigermaßen beschäftigungslosen Oberschicht unternommen, die genügend Zeit und vor allem Geld hatte, um Zerstreuung vom alltäglichen Einerlei des Nichtstuns zu suchen, *„und wer ganz oben war, suchte sie im Bad“*.[64] Es gab einige berühmte Bäder, die man während der Saison aufsuchte. Baden-Baden etwa, aber auch Bad Ems und Bad Kissingen und einige weitere exclusive Orte gehörten dazu. Dorthin reisten der alte und neue Geld-Adel, Kaiser, Könige und Fürsten mit ihrem Gefolge, und dort wurde sich nicht nur erholt, sondern auch große Politik gemacht. Kaiser Wilhelm I. etwa weilte gerade zur Kur in Bad Ems, als er dort, hart vom französischen Gesandten in der spanischen Erbfolgesache bedrängt, die berühmte „Emser Depesche“ aufgab. Sie blieb als Auftakt zum Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 bis heute im Gedächtnis haften. „Die Bäder zu nehmen“, so hieß das damals und meinte vor allem die elegante Zerstreuung der illustren Gästeschar. Sicherlich, wer kurte, unterwarf sich bestimmten Regeln, gleichgültig ob er alt oder jung, gesund oder krank war. Der Kurgast trank meist reichlich übelschmeckendes Wasser, das wenigstens nicht besonders geschadet haben wird. Doch, *„wo man trank war wichtiger, als was man trank“*.[65] Danach ging es auf die Promenade, theoretisch, um sich Bewegung zu verschaffen, praktisch, um zu sehen und gesehen zu werden. Kurzum, Reise und Kur waren meist ein gesellschaftliches Ereignis und hatten oft nur wenig mit Gesundheitsfürsorge zu tun.

Das klassische Bäderpublikum war für den Badebetrieb im Springmeyerschen Kurhaus an der Laerer Solquelle unerreichbar. Springmeyer mußte auf ein ganz anderes Publikum setzen, denn in Laer gab es keine Spielkasinos oder andere Attraktionen, die das mondäne Publikum angezogen hätten. Also besann er sich auf die eigentlichen Qualitäten Laers. In einer Broschüre aus den 70iger Jahren des letzten Jahrhunderts warb der Badbesitzer mit ganz speziellen örtlichen Werten, mit der schönen Landschaft in und um Laer, der guten Küche und vor allem der Heilkraft der hiesigen Solequelle.[66] Eine Trinkkur in Laer empfahl er gegen Tuberkulose, Solbäder gegen Hautkrankheiten, Gicht, Rheumatismus, chronische *„Catarrhen“* und Verdauungsstörungen. Springmeyers Konzept ging auf: Die Zahl der in rustikalen Holzzubern verabreichten Bäder lag mittlerweile bei etwa 4000 jährlich, zur Jahrhundertwende waren es schon an die 5000. Dabei war die Saison recht kurz; sie dauerte nur von Anfang Juni bis Ende September. Springmeyer hatte also schon einen erheblichen Umsatz. Überhaupt führte er den Kurbetrieb recht professionell. Bald

Picknick beim alten Badehaus von 1875, Nachlaß Hiltermann.

schon war das kleine Badehaus, das den Gästen am Rande des Quellkolks zur Verfügung stand, zu klein geworden. Im Jahre 1875 entstand an dieser Stelle ein neues Badehaus. Springmeyer errichtete nun auch noch eine Liegehalle im Garten, eine überdachte Kegelbahn und einen Musikpavillon bei seinem Kurhaus. Eine eingehende Untersuchung der Laerschen Sole war bereits im Jahre 1846 von der Universität Göttingen durchgeführt worden.[67] Mit den Ergebnissen dieser ersten chemischen Analyse über den Gehalt der Sole warb Springmeyer nun ebenfalls in seinem Prospekt aus den 1870er Jahren. Springmeyers Gäste waren hauptsächlich kurbedürftige Kranke, die vom hiesigen Arzt jener frühen Jahre, dem Dr. med. Schürmeyer, und später von Dr. Stertenbrink medizinisch betreut wurden. Daneben setzte Springmeyer aber auch schon auf Urlaubsgäste, die *„Laer wegen seiner angenehmen, ruhigen Lage als besonders geeignet fand(en), fern von dem städtischen Getriebe und unbelästigt von dem luxeriösen Leben in den größeren Badeorten, sich eine wohltuende Erholung und einen erfrischenden Ausspann zu verschaffen“*.[68] Seine Gäste waren keine Aristokraten, sondern Bürger aus dem Mittelstand, die die Erholungsreise als solche langsam für sich entdeckten, auch wenn die Sache selbst noch lange von großer Außerordentlichkeit blieb. Im Kaiserreich ließen sich immerhin erste Voraussetzungen schaffen, die auch den nicht vermögenden Leuten, den mittleren Beamten und Angestellten, eine Urlaubsreise ermöglichten. Denn bis zum Ersten Weltkrieg (1914-1918) hatte sich die regelmäßige Gewährung freier Zeit auch für Beamte und Angestellte weitgehend durchgesetzt. Die Gehälter selbst waren auf einem Niveau, das ein gewisses Maß an Kapitalbildung zuließ, ein Kapital, das dann beispielsweise für eine Urlaubsreise verwendet werden konnte. Das waren keine großen Beträge, und so reiste man auf das Dorf in die „Sommerfrische“. Nicht zuletzt die verkehrstechnische Erschließung weiter Teile des Landes – seit der Jahrhundertwende verfügte auch Laer über einen Bahnanschluß – ermöglichte es diesen neuen Urlaubern, sich auch jenseits der opulenten Bäder des Geld (-Adels) einen Erholungsort zu sichern. Die technischen Voraussetzungen waren wichtig, aber daneben bedurfte es zur Entwicklung einer Urlaubskultur doch noch mehr: es

brauchte die Sehnsucht nach dem anderen, das Bedürfnis, sich zumindest einmal im Leben – später dann einmal im Jahr usw. – mit einem zeitlich befristeten Ausbruch aus den engen, grauen Mauern der aufstrebenden Industriestädte zu befreien. Dazu gehörte auch das Bedürfnis des Stadtbürgers im Industriezeitalter nach Berührung mit der mittlerweile fremd gewordenen Natur und ihren heilenden Kräften. Gesundheitsfürsorge und Urlaubsreise, etwas Fremdes zu sehen und etwas Ursprüngliches zu erfahren, all das kam zusammen und ließ sich nun auch für Beamte und Angestellte, wenn auch noch nicht für die Industriearbeiterschaft, verwirklichen. Und an ursprünglicher Natur hatte Laer einiges zu bieten. *„Die nahe gelegenen Waldbestände des Blombergs bieten reiche Gelegenheit zu ausgedehnten Spaziergängen“*, so notierten es die Zeitgenossen im *„Illustrierten Führer von Laer (Teutoburgerwald) und Umgegend“*. *„Die vom Laerer Verschönerungsverein angelegte Ulmenallee führt zum Schützenplatz am Blomberge, wo Anlagen, Lauben und Ruheplätze sich vorfinden. Die Hauptwaldwege ... führen zu schönen Aussichtspunkten, zum Lüdensteiner Aussichturm und weiter, in geringer Entfernung, zum Rothenfelder Bismarcksturm“*.[69]

Kurhaus mit Badehaus und Mühlenteich um 1900.

Springmeyers Betrieb war erfolgreich, und *„durch die steigenden Besucherzahlen, die zeitweilig so hoch waren, daß das Kurhaus Springmeyer sie nicht mehr alle aufnehmen konnte“*, erhielt der Badebetrieb auch für die Laersche Bevölkerung eine gewisse Bedeutung.[70] Im Hotel Hiltermann etwa fand so mancher Gast ein Obdach, der bei Springmeyer nicht mehr untergebracht werden konnte. Später dann erweiterten sich die Kapazitäten. Im Jahre 1923 eröffnete Familie Becker den ersten Pensionsbetrieb im Dorf, zunächst noch im Nebenerwerb. Später zogen weitere Häuser nach. Mehr und mehr Besucher kamen nach Laer, und die Pensionen wußten sich nicht anders zu helfen, als ihre überzähligen Gäste in der Verwandtschaft und in der Nachbarschaft unterzubringen, die sich bald ebenfalls darauf einstellten und eigene Pensionsbetriebe einrichteten. 1929 gründete Heinrich Dodt sein Sole-Freibad, und Anfang der 30er Jahre eröffneten auch in den Bauerschaften die ersten Pensionen.

2.5 Modernisierung in der bäuerlichen Arbeitswelt

Von der Markteilung bis zur Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins im Jahre 1905

Am Abend des 22. Oktober 1905 trafen sich etwa 70 Bauern aus Laer im Saal der Gastwirtschaft Bierbaum zur Gründung eines *„Landwirtschaftlichen Local-Vereins*“.[71] Modernisierung und Technisierung hatten mittlerweile nämlich auch in der Landwirtschaft Einzug gehalten und die Arbeitswelt der Bauern erheblich verändert. Diese Entwicklung setzte mit der argraren Revolution im frühen 19. Jahrhundert ein. Die Teilung der Mark und Aufhebung der Eigenbehörigkeit löste die Landwirtschaft von den Fesseln einer tausend Jahre alten Wirtschaftsordnung; an anderer Stelle ist davon berichtet worden. Mittlerweile erinnerte nichts mehr an die alte Abhängigkeit vom Westfälischen und Osnabrücker Landadel. Auch die zum Teil riesigen „Freikaufkredite“ waren inzwischen längst abbezahlt.

Beim Holzverladen, Hof Rottmüller in Müschen, Nachlaß Hiltermann.

Nach ihrer Befreiung konnte sich die Landwirtschaft fachlich enorm entwickeln. Seit den Tagen Albrecht Thaers (1752-1828), des Begründers der modernen Landwirtschaftslehre, war diese in den 70er Jahren zur Universitätswissenschaft geworden. Im Jahre 1885 gründete Max Eyth die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft (DLG), die ganz auf die praktische Anwendung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts in den Betrieben setzte. Und schon in den 1860er Jahren eröffneten die ersten Winterschulen. Die Laer nächstliegende Winterschule war in Iburg. In den ruhigeren Wintermonaten wanderte der hiesige bäuerliche Nachwuchs dorthin, um sich in Theorie und Praxis der modernen Produktionsmethoden zu schulen. Fachliche Aus- und Weiterbildung war mittlerweile auch dringend notwendig, denn je moderner Landwirtschaft und Land-

technik wurden, desto höher stiegen die fachlichen Anforderungen an die Bauern und mit ihnen auch die Investitionskosten. So manche alte Hofstelle konnte nicht mithalten und verschwand. Die planmäßige Pflanzenzucht, seit Mendel unverzichtbar für die Landwirtschaft, stand in der Winterschule ebenso auf dem Stundenplan wie die angewandte Tierzucht. Bald wurden die Ergebnisse der modernen Chemie landwirtschaftlich nutzbar. Seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts gab es Kunstdünger, und zur Jahrhundertwende lernte man auch hier, ihn einzusetzen. Allerdings düngten die Laerer Bauern noch sehr lange mit den seit Jahrhunderten bewährten, kostenlosen Plaggen. Dazu trugen sie mit einem speziellen Werkzeug, dem „Plaggenschäler", große Mengen ganzer Plaggenstücke von den eigens dafür vorgesehenen Flächen ab. Das war eine schwere und langwierige Arbeit, eine rechte „Plackerei" eben, die aber zu den wichtigsten Tätigkeiten im bäuerlichen Betrieb gehörte.[72] Dann schafften die Bauern mit ihren Knechten und Heuerlingen die mühsam gewonnenen Plaggen auf den Hof und lagerten sie in Speichern und Schoppen, damit die Erdklumpen abfallen und das Gras gut trocknen konnte. Nun gingen die Bauer daran, die getrockneten Plaggen als Einstreu zu verwenden. Mit dem Stallmist vermischt, dienten sie dann als Dünger, der auf die Felder ausgebracht wurde.

Die Mechanisierung verändert die bäuerliche Arbeitswelt

Zur Modernisierung der Landwirtschaft im ausgehenden 19. und im 20. Jahrhundert gehörte insbesondere ihre zunehmende Mechanisierung. Aber die bäuerlichen Familienbetriebe in der Gemeinde Laer mechanisierten in der Regel eher vorsichtig. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg blieben Pferde als Zugvieh unentbehrlich, denn kaum ein Betrieb war bereit, einen der neuen, teuren Lanz-Bulldog-Traktoren anzuschaffen. Anders aber war es mit den Fabrikationsprodukten aus den örtlichen Schmieden. Bei Carl Hagedorn etwa konnte man jetzt Sensen und sonstige Arbeitsgeräte bekommen, die extrem stabil und haltbar waren und die Arbeit wirklich erleichterten. In den hiesigen Schmieden gab es auch einen neuartigen Handrechen. Die Idee hatte ein Schlesischer Wandergeselle namens Robert Biehl. *„Auf seine Initiative hin wurde in Laer ein Handrechen aus Stahl gefertigt, um Gras und Heu für das Vieh zusammenzuharken"*.[73] *„Zu dieser Zeit kamen auch die ersten Eisenpflüge auf. War der Pflugkörper bisher aus Holz mit Stahl beschlagen gewesen, ging man jetzt dazu über und fertigte den ganzen Pflugkörper aus Winkeleisen und mit der Zeit auch den Pflugbaum und den Pflugstert. Nach dem ersten Weltkrieg baute man dann den Wende- oder Kippflug. Mit Eisen beschlagene Holzpflüge gab es aber auch noch zwischen den beiden Kriegen"*, erinnert sich Hermann Strautmann in seiner Familienchronik.[74] Als bedeutendste technische Innovation der Zeit um 1900 galt die Dampfdreschmaschine, denn nun konnte man sich die mühselige Arbeit mit dem Dreschflegel, die im Winter oft noch allmorgendlich meist vor dem ersten Frühstück erledigt werden mußte, endlich sparen. *„Die Dreschmaschinenbesitzer waren meist selbständige Unternehmer, die sich eine eigene Maschine entweder bar oder auf Abzahlung angeschafft hatten. Sie beschäftigten auch die nötige Kernmannschaft und zogen mit ihrem Ungetüm von Hof zu Hof"*.[76]

Dampfdreschmaschine im Einsatz bei Bredemann in Müschen, Nachlaß Hiltermann.

Die Arbeit mit Dampfmaschine und Dreschkasten, wie sie im Jahre 1901 bei Bauer Bredemann in Müschen eingesetzt wurden, war noch enorm aufwendig. Man brauchte viel Personal: Heizer, Wasserträger, Einleger, Bandschneider, Strohbinder, Kornträger usw. Bei großen Anlagen mußten bis zu zwei Dutzend Männer Hand anlegen, um den „Dömper“ (die Dampfmaschine) und den Dreschkasten in Gang zu halten. Ohne die fleißige Mithilfe der engeren und weiteren Nachbarschaft war das gar nicht zu schaffen. Die Männer langten dann nicht nur beim Dreschen, sondern auch beim Essen zu, „wie die Scheunendrescher“. Kein Wunder, denn die Arbeit begann oft schon in aller Hergottsfrühe und dauerte bis zum Abend. Denn die Bauern mußten das trockene Wetter zur Ernte ausnutzen, wenn das Korn nicht in der Getreidescheune bis zum winterlichen Dreschtermin zwischengelagert werden konnte. Während man aber früher noch den ganzen Winter über das Getreide per Hand mit dem hölzernen Dreschflegel hatte ausdreschen müssen, ging die Arbeit mit der neuen Dampfdreschmaschine nun viel schneller; das war wichtig genug zu dieser Zeit, in der die Heuerlinge immer knapper wurden und Arbeitskräfte fehlten. Längst schon hatten viele Heuerlinge den Weg nach Amerika gefunden, andere arbeiteten mittlerweile in der Industrie, in der Dissener Margarinefabrik Homann etwa, oder auf der Georgsmarienhütte. Deshalb wurden die Heuerlinge, die als landwirtschaftliche Aushilfskräfte auf den hofeigenen Kotten lebten und die Miete abarbeiten mußten, mit der Zeit knapp. Verständlich also, daß die Modernisierung, besonders die Mechanisierung, für die Landwirtschaft immer wichtiger wurde. Dabei half nun auch der „Landwirtschaftliche Local-Verein“, der am Abend des 22. Oktober 1905 von den Laerer Bauern aus

der Taufe gehoben wurde. Sie hatten den Direktor der Winterschule Iburg, Dr. Juretschke, eingeladen, um über Ziele und Zwecke eines Landwirtschaftlichen Vereins zu referieren. Ganz gegen jede Gewohnheit wählten sie ihn, den ortsfremden Experten, zum ersten Vorsitzenden. Denn die Bauern brauchten einen Fachmann an der Spitze ihres Vereins. An diesem Abend legten sie die Grundlagen, von denen aus die Laerer Landwirtschaft ihren Weg ins 20. Jahrhundert fand. Heute ist der „Landwirtschaftliche Local-Verein" als Landvolkverein noch immer eine feste, nicht wegzudenkende Größe in der hiesigen Landwirtschaft.

Modernisierung nach 1918: Der landwirtschaftliche Kreisverein

Im Ersten Weltkrieg erlebte die Laerer Landwirtschaft eine ihrer bis dahin tiefsten Krisen. Über vier Jahre lang fehlten nicht nur die Arbeitskräfte; im Krieg sorgte die Zwangswirtschaft, mit der die Regierung glaubte, der gegnerischen Übermacht standhalten zu können, auch für erhebliche Produktions- und Verdienstausfälle. Deutschlands Versuch, in den Jahren des Krieges autark zu leben, scheiterte schließlich. Besonders schlimm war die langsame Auszehrung der Viehbestände, zu der man die Landwirtschaft im Kriege gezwungen hatte. Verständlich also, daß der hiesige landwirtschaftliche Verein von 1905, dem mittlerweile fast 200 Mitglieder angehörten, nach dem Kriege gemeinsam mit den Ortsvereinen Glandorf, Glane-Iburg, Hagen, Oesede, Dissen, Rothenfelde-Aschendorf, Borgloh und Hilter einen landwirtschaftlichen Kreisverein gründete. Man tat sich nicht nur zusammen, um landwirtschaftliche Interessen politisch durchzusetzen. Es ging auch darum, dem einzelnen Landwirt praktisch zu helfen. Darum war *„die Tätigkeit dieses neuen Vereins ... eine vielseitige, und in vielen Vorstandssitzungen, in manchen Ausschuss- und Generalversammlungen hat der Kreisverein für die heimische Landwirtschaft beraten und gearbeitet. Seinen Bemühungen ist es gelungen, dass uns eine Deckstation vom Celler Gestüt zugeteilt und in Hilter errichtet wurde. In den Ortsvereinen des Kreises wurden landwirtschaftliche Buchführungskurse abgehalten; dem 1920 gegründeten Waldbauverein sind alle grösseren Waldbesitzer beigetreten. In Steuersachen wurden aufklärende Vorträge gehalten, Auskünfte erteilt, mit den Finanzbehörden verhandelt und für den zu arg belasteten eingetreten und Erleichterungen angebahnt"*.[70] Speziell in Laer *„wurden die Bezugs- und Absatzgenossenschaft, die Molkerei-Genossenschaft sowie der Rindviehzuchtverein gegründet"*.[77] Das Arbeitsspektrum des Kreisvereins war demnach sehr breit. Die Landwirte brauchten grundlegende kaufmännische Kenntnisse, um ihre Betriebe auch weiterhin erfolgreich bewirtschaften zu können. Darum mußten auch Buchführungskenntnisse vermittelt werden. Die Betriebe benötigten zudem Unterstützung und Beratung in Steuerfragen, allein schon, weil sich nach einer Reichssteuerreform im Jahre 1919 auf diesem Gebiet viel verändert hatte. Darum hätte man auch gern eine hauptamtliche Steuerberatungsstelle eingerichtet, aber dafür fehlte vorerst noch das Geld. Die Inflation der Nachkriegszeit schadete den Bauern übrigens nicht, eher im Gegenteil. Bis 1923 bauten sich alte Schulden in rasender Geschwindigkeit ab, während gleichzeitig Grund und Boden beständig im

Wert stiegen. Hinzu kam, daß die Landwirtschaft den deutschen Markt in jenen Jahren praktisch allein beherrschte, denn kein ausländischer Investor war an Umsätzen in wertloser Reichsmark interessiert. Doch allen war bewußt, daß eine Währungsreform die Verhältnisse verändern und die Zukunft viel verlangen würde.

Zuchtqualitätssteigerung und zunehmende Technisierung: Die Kreistierschau von 1922 und der Rindviehzuchtverein Laer

Die Qualitätssteigerung in züchterischer Hinsicht zählte zu den zentralen Aufgaben der Landwirtschaft an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. Schon seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war der Agrarmarkt international geworden, und darum mußten sich die Laerer Bauern auch in der Zuchtqualität an globalen Standarts orientieren. So kam den Kreistierschauen in jenen Jahren eine besondere Bedeutung zu.

VIERTE
KREIS-TIERSCHAU
DES KREISES IBURG
am Mittwoch
den 16. August 1922
IN LAER, TEUTOBURGER WALD

FEST-ORDNUNG

Von 7—9 Uhr: Antrieb und Aufstellung der Tiere

Von 9—1 Uhr: Besichtigung der ausgestellten Tiere und Maschinen
Prämiierung der Tiere

Von 1—2 Uhr: Vorführung der prämiierten Tiere

Von 2 Uhr ab: Festessen in den auf dem Festplatze erbauten Zelten
Nach dem Essen findet ein RENNEN statt

Abends 6 Uhr: Beginn des Festballes in den Zelten

Tierschau 1922, Privatbesitz.

Bei der vierten Kreistierschau, die am Mittwoch, den 16. August 1922 bei Springmeyer in Laer abgehalten wurde, ging es vor allen Dingen um eine Qualitätsschau; die hohen Anmeldungsziffern zeigten, *„daß bei den Landwirten dem Viehbestand und besseren Zuchtleistungen großes Interesse entgegengebracht wird“*.[78] Immerhin 27 der vorgestellten 101 Rinder und Kühe waren Herdbuchtiere: Ihre Besitzer hatten sie also registrieren lassen und nahmen damit Teil an einer immer umfassender werdenden Zuchtsteuerung, ohne die die Rindviehzucht bald nicht mehr denkbar war. Allerdings erstreckte sich die Schau nicht

nur auf Milchvieh. Zuchtschweine, Ziegen und Geflügel wurden ebenso präsentiert, jedoch gab es in diesen Bereichen noch keine Herdbuchorganisation. Auf der Schau wurden übrigens nicht nur Tiere gezeigt. Ebenso stellten hier die Fabrikationsbetriebe ihre landwirtschaftlichen Maschinen aus, denn natürlich würde es auf Dauer nicht genügen, allein in der Tierzucht qualitative Fortschritte zu erzielen. Im Gegenteil, je mehr die Industrie die landwirtschaftlichen Hilfskräfte durch die höheren Löhne vom Dorfe fortlockte, desto wichtiger wurden rationale, Arbeitskräfte sparende Bewirtschaftungsgeräte. Die Maschinenschau war insofern ebenso wichtig wie die Tierschau und trug zu dem enormen Erfolg der Veranstaltung bei. Die Zeitungen sprachen von einem *„denkwürdigen Tag für unseren landw. Verein, ein Ruhmesblatt, für unsere ausstellenden und beschauenden Landwirte, ein großes Ereignis* (das) *als sichtbarer Markstein fortschreitenden Wiederaufbaus im Gedächtnis fortleben wird"*.[79] Fast 10.000 Besucher kamen in diesen Tagen nach Laer, um die Schau zu sehen. Kein Zweifel, das Publikum und die Aussteller konnten zufrieden sein, denn die Schau lieferte den besten Beweis dafür, daß die Kriegsverluste im Viehbestand wieder wettgemacht waren. Und *„auswärtige Landwirte und Sachkenner konnten sich immer wieder nur wundern, in welch großem Ausmaße erstklassige Tiere sich in den Händen unserer heimischen Landwirte befinden"*,[80] stellte der Reporter vom Iburger Kreisblatt respektvoll fest.

Dreschgemeinschaft Hardensetten/Winkelsetten um 1928/29 bei Krimphoff, Privatbesitz.

Die hiesigen Landwirte gaben sich mit diesem Erfolg aber nicht zufrieden. *„1922, im Jahr der 4. Kreistierschau des Kreises Iburg, war der Elan, der Ansporn zur Verbesserung der Rindviehzucht so groß, daß auf Anregung des damaligen Tierzuchtdirektors Aschebrock von fortschrittlichen Landwirten der Gemeinde am 11. September 1922 der Rindviehzuchtverein Laer ins Leben gerufen wurde"*.[81] Nun gab es also neben dem Landwirtschaftlichen Verein noch einen zweiten Verein, der, bald um die Remseder Landwirte erweitert, sich ausschließlich der Rindviehzucht und Milchviehhaltung annahm. Die milchwirtschaftlichen Erträge zeigen den züchterischen Standart jener Zeit. Vitus Mannel und Bernhard Tewes

haben das erste Kontrollbuch des Vereins untersucht und dabei festgestellt, daß die Landwirte in den 20er Jahren zwar hohe Milchmengen erzielen konnten, *„der Fettgehalt jedoch im Verhältnis zu den heutigen Leistungen bedeutend niedriger war“*. Zielsetzung des Vereins wurde die Steigerung dieser Werte, also die Qualitätsverbesserung. Das ließ sich nur durch kontrollierte Züchtung erreichen. Dafür brauchte es gute Erbträger, deren bemerkenswertester der Bulle Kantor wurde, ein Tier aus dem Stall Große Börger. Er hat eine gewisse Berühmtheit auch über die Grenzen der Gemeinde hinaus erlangt. Aus dem ganzen Kreis Iburg und aus dem Füchtorfer Raum wurden ihm Kühe zugeführt. Damals mußten die Bauern mit ihren Kühen noch zum Bullen hingehen; erst sehr viel später wurde die heute übliche künstliche Besamung möglich. Zur Steigerung der Milchqualität setzte die örtliche Landwirtschaft aber nicht nur auf gute Vererbung, sondern auch auf eine regelmäßige Milchleistungsprüfung. Friedrich Temme aus Helfern war der erste Milchkontrolleur im Kreise Iburg. *„Bei der sehr geringen Anzahl von Kontrollbetrieben und wegen der weiten Wege, die mit dem Fahrrad zurückgelegt werden mußten, ergab es sich fast von selbst, daß der Leistungsprüfer den ganzen Tag im Betrieb blieb, dort verköstigt wurde und bei der Arbeit half“*.[82] Auch in Laer verbrachte er so manchen langen Arbeitstag.

Zweiter Teil: Konfession und Nation, Nationalismus und Nationalsozialismus: Laer im Strom von Politik und Krieg

1. Zwischen Konfession und Nation
Laers schwerer Weg ins deutsche Kaiserreich

„In dieser schweren Zeit findet mein tiefbekümmertes Herz nächst dem Vertrauen auf die ewig waltende Gerechtigkeit des Allmächtigen Gottes den reichen Trost in der unerschütterlichen Liebe und Treue meiner Untertanen“, schrieb König Georg V. von Hannover am 17. Oktober 1866 den Eingesessenen im alten Kirchspiel Laer.[1] Georg lebte zu dieser Zeit als Flüchtling im österreichischen Hietzing. Sein Königreich Hannover hatte er im Krieg verloren, und alles, was ihm jetzt noch zu tun blieb, war den Leuten in Laer für ihre Anhänglichkeit zu danken. Denn aus Laer versicherte man ihm Treue; viele Laerer hingen am Welfenhause und am König Georg, der sein Reich so unglücklich verlor. Und der König gedachte der Untertanen, die sich seiner so warm erinnerten. *„Den Bewohnern des Kirchspiels Laer sage ich meinen herzlichen Dank für ihre mir ausgesprochenen Gesinnungen und sende ihnen aus der Ferne meinen königlichen Gruß“*, hieß es am Schluß seines Briefes. Hannovers Schicksal war eigentlich an jenem Abend des 3. Juli 1866 besiegelt, als auf dem Schlachtfeld von Sadowa, nördlich der böhmischen Festung Königgrätz, endlich die Kanonen schwiegen. Preußen hatten hier gegen Österreicher erstmals seit 120 Jahren wieder das *„eiserne Würfelspiel“* (Bismarck) versucht; 500.000 Soldaten kämpften in der Schlacht, und jeder vierte ließ sein Leben. Nun endlich hatte Bismarcks Preußen die Österreicher aus dem Deutschen Bund gedrängt, der damit insgesamt erledigt war. Mit Österreich fielen auch seine norddeutschen Verbündeten, zu

denen das Königreich Hannover zählte. Bismarck konnte die politische Landkarte des Nordens nun erheblich vereinfachen: Hannover wurde preußische Provinz, Kurhessen-Cassel, das Herzogtum Nassau und die Stadt Frankfurt als „Kurhessen-Nassau“ ebenso.

Krieg um die deutsche Vorherrschaft

Die Vorgeschichte dieses Krieges beginnt recht eigentlich mit dem Jahre 1848. Damals, als die armen Leute auch im Kirchspiel Laer ihren Hunger und die Not ihres kargen Lebens empört hinausschrien, schuf das erste deutsche Parlament in der Frankfurter Paulskirche eine neue Reichsverfassung. Das Werk der fortschrittlichen Liberalen und Demokraten scheiterte aber an der Verweigerung der konservativen Fürsten, und auch an jener alteuropäischen Mächtelogik, die ein einig starkes Deutschland im Herzen Europas um das Gleichgewicht der Mächte willen nicht dulden konnte. Es war Bismarck, der trotz des Sieges der Fürsten schon früh erkannte, daß es besser sei, Revolutionen zu machen, als sie zu erleiden. Im Jahre 1862, Bismarck gelangte in krisenhafter Zeit an die Spitze des preußischen Regierungsapparates, konnte er seine politische Grundidee verwirklichen. *„Aus dem Kampf um eine bürgerlich-freiheitliche Verfassung, welche die bürgerlichen Liberalen in Preußen seit 1858 wieder vernehmlich und selbstbewußt forderten und durch das Budgetrecht des Landtags und moralische Argumente durchsetzen wollten, machte Bismarck in einer großen Rochade den Kampf um den Nationalstaat“*.[2] Ihm, dem Gutsherrn von Kniphausen, ging es aber gar nicht um den deutschen Nationalstaat, sondern um die Rettung seiner alten Welt mit ihrer adelig geprägten Gesellschaftsordnung. Dafür war er bereit, manchen Preis zu zahlen, ja selbst den einer Reichsgründung. Denn noch hoffte er, daß sein Preußen mit König Wilhelm als deutschem Kaiser an der Spitze auch in einem Reich der Deutschen überdauern würde. Im Verein mit Österreich führte Bismarcks Preußen 1864 erstmals Krieg. Es ging gemeinsam für den Deutschen Bund gegen Dänemark um die Herzogtümer Schleswig und Holstein. Die ungleichen Partner Preußen und Österreich, seit Jahrzehnten eigentlich Gegner im Kampf um die Vormacht in den deutschen Ländern, siegten und teilten die Verwaltung des heutigen Bundeslandes Schleswig-Holstein auf, wohl wissend, daß das nicht lange gutgehen konnte. Dabei war Österreich ohne Zweifel der mächtigere Gegner in der kommenden Auseinandersetzung um die deutsche Hegemonie. Doch Bismarcks Preußen brauchte, von einem Verfassungskonflikt im Innern tief zerrissen, den Krieg. So trat es die Flucht nach vorne an, um die Machtfrage seines Königtums durch den Krieg gegen den alte Rivalen im Süden abzulösen und sie danach erst auch im Innern siegreich zu entscheiden.

Abschied von den Welfen

Die meisten Bürger der Gemeinde Laer standen vorerst auf Seiten der alten Ordnung, und sie waren eher Gegner Preußens als Anhänger seiner nationalstaatlichen Kriege. Als König Georg im Jahre 1865 die alte Iburg besuchte, begrüßte ihn dort auch eine Abordnung aus Laer. *„Jenken Holkenbrink und Elisabeth Unverfehrt hatten dabei in ihrer alten Laerer Tracht ein Gedicht aufzusagen und dem König ein Dießen (= umwickelter Spinnstab) feinen Flachses und besonders schöne Piepsteine zu überreichen“*.[3] Gern übergab man dem König die Symbole der Heimat. Dabei war das Leben im Königreich Hannover durchaus

von Problemen belastet – man denke nur an die Hungerkrisen kaum vergangener Jahrzehnte oder an die Auswanderungsströme der Zeit. Doch der größte soziale Druck hatte sich in den 50er und 60er Jahren abgebaut. Es blieb die Erinnerung daran, daß es Welfen waren, unter deren Herrschaft die Eigenbehörigkeit abgelöst wurde und ein Maß an Bewegungsfreiheit einzog, das man bis dahin nicht gekannt hatte. So wurden König Georgs Vertreibung und die Annexion Hannovers als zutiefst ungerecht empfunden, und die Laerer erinnerten sich ihres Königs gerade nach der Niederlage von Königgrätz in jenem Dankes- und Verehrungsschreiben, das der Monarch so eindrucksvoll zu beantworten wußte.

Blick auf die Kesselstraße zur Jahrhundertwende, Nachlaß Hiltermann.

Ebenso wichtig für die Popularität der Welfen war aber auch der notorisch schlechte Ruf, den die benachbarte preußische Militär-Monarchie im Laerschen Grenzland genoß. Denn Laer im Amte Iburg lag wie eine Halbinsel im feindlichen Preußen-Meer, dessen überlegene Macht und Größe es mit Unbehagen fühlte. Hinzu kam, daß Preußen das katholische Österreich bekriegte, den mächtigsten Verbündeten seiner Heiligkeit des Papstes. Bald sollte sich der politische Katholizismus Deutschlands in einer einzigen Partei, dem Zentrum, formieren, das in Laer für gut 60 Jahre überwiegend gewählt wurde. Vorerst aber vollzogen die preußischen Sieger die Übernahme Hannovers als Provinz. Während Georg im österreichischen Exil noch um das verlorene Erbe trauerte, leisteten seine Beamten in Hannover und Laer ihrem neuen Herrn, dem König von Preußen, pflichtgemäß den Treueeid. *„Am 7. März 1868 wurden die Lehrpersonen der Gemeinden Laer und Remsede in den Bierbaumschen Saal befohlen“*, wo ihnen Amtsassessor Richard den Eid auf die preußische Verfassung abnahm.[4] Man schwor, aber die Verbundenheit zum Welfenhause brach auch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten nicht ab. *„An der Beisetzung des letzten Welfenkönigs, Georg V., (1878) hatten die Laerer Louis Dietrich Schürbrock und Wilhelm Heimsath-Hundorf teilgenommen“*,[5] und sogar bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts stimmten vereinzelte Laerer Traditionalisten bei der Reichstagswahl für die

Hannoversche Welfenpartei. Noch heute gibt es in Laer – inoffiziell – das „Welfeneck“ zwischen Rathaus und Haus Wellmeyer an der Abzweigung Glandorfer Straße. Wellmeyers waren und blieben lange die treuesten Anhänger des hannoverschen Königshauses und waren als solche auch gern gesehene Gäste auf den traditionellen Welfentreffen in Hannover. Ihnen zu Ehren spielte und spielt noch immer die Musikkapelle auf dem Schützenumzug die traditionelle Welfenhymne „Lustige Hannoveraner“.

Die alte Kirche ist baufällig

Die politischen und militärischen Wirren der Zeit wurden, wie der „Welfenbrief“ zeigt, auch in Laer zur Kenntnis genommen. Ganz unmittelbar drängten aber letztlich doch andere Sorgen: Die alte, längst viel zu klein gewordene Kirche war baufällig. Das wußte man schon länger; bereits in den Jahren 1833 und 1850 mußte die Gemeinde umfangreiche Reparaturen vornehmen, aber nun zeigten sich Risse im Gewölbe, in den Seitenwänden und in der Giebelwand zwischen Chor und Langhaus. Landesbaumeister Wellenkamp und Architekt Hensen kamen übereinstimmend zu dem Urteil, *„daß eine weitere Benutzung des Kirchenraumes nicht zu gestatten sei“*.[6] Die Bevölkerung stand nun vor der Alternative, entweder neu zu bauen oder aber sich mit weiteren Reparaturen zu behelfen, denn ein Neubau würde teuer werden. Deshalb lud Pastor Hamberg am 21. Juni 1867 zu einer Gemeindeversammlung in die alte Legge. Dort entschieden sich die Laerer mehrheitlich für einen Neubau, sobald Geld genug vorhanden sei. Pastor Hamberg selbst war natürlich für einen Neubau, allein schon weil die damalige Kirche für die vielen Gläubigen längst zu klein geworden war. Das alte, einschiffige Langhaus stammte noch aus romanischer Zeit. *„Es hatte sehr dicke, durch kleine einfache Rundbogenfenster durchbrochene Mauern. Die beiden Portale waren auf den Langseiten der Kirche; das südliche wurde im vorigen Jahrhundert noch benutzt, während das gegenüberliegende auf der Nordseite – die sogenannte Glandorfer Pforte – zugemauert war“*.[7] Die alte Kirche war recht klein. Das Kirchenschiff maß nicht ganz 26 m x 12 m; das heutige Kirchenschiff ist dagegen 42 m lang und ragt somit ein gutes Stück über die alte Kirche hinaus. Natürlich war das alte Gemäuer bei Gottesdiensten ständig überfüllt, denn immerhin gab es 2250 Katholiken im Kirchspiel Laer. Und die im benachbarten Aschendorf lebenden Katholiken kamen auch noch nach Laer zur Messe.

Einwohner nach Konfessionen, 1873[8]

Ortsgemeinden	Evangelisch	Katholisch	Familien	Wohnhäuser
Laer	2	725	152	122
Müschen	45	494	95	90
Winkelsetten	-	276	51	50
Hardensetten	1	422	68	65
Westerwiede	7	333	60	58

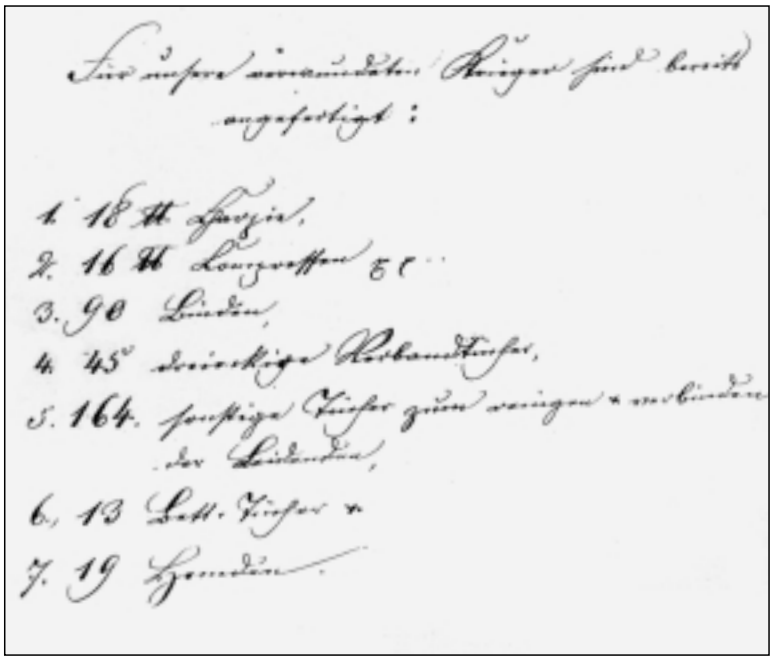
Als ein weiteres Gutachten ergab, daß ein Querbogen im Gewölbe gebrochen und das Gotteshaus deshalb vom Einsturz bedroht war, schlossen die Behörden die Kirche. Noch im Jahre 1868 mußten erste Entscheidungen fallen, denn die Gemeinde brauchte dringend ein neues Gotteshaus. Schon im Frühjahr des Jahres errichtete man eine hölzerne Notkirche auf dem Grund des Kaufmanns Smits hinter der alten Legge. Der Osnabrücker Dombaumeister Johann Bernhard Hensen entwarf eine erste Zeichnung für den geplanten Neubau. Im Juli 1869 legte er den Plan für eine Kirche im neugotischen Stil vor, die die Laerer etwa 25.000 Taler kosten sollte. Doch bevor die Arbeit richtig losging, brach erneut die „Große Politik" in den Alltag der Gemeinde ein; vorerst mußte alle entbehrliche Arbeit ruhen.

Krieg gegen Frankreich

Preußen war nach dem Sieg von 1866 zum Herrn des deutschen Nordens, zum ambitionierten Hegemon der vier souverän gebliebenen süddeutschen Staaten und damit zur Bedrohung des europäischen Mächtegleichgewichts geworden. Dabei war der deutsche Nationalstaat noch unvollendet. Zwar schuf Bismarck einen durchaus stabilen „Norddeutschen Bund" mit Preußen an der Spitze, doch die süddeutschen Staaten, zwischen Preußen, Frankreich und Österreich hilflos eingeklemmt, blieben zur Eigenständigkeit zu schwach. Es war deshalb nur eine Frage der Zeit, bis es zu einem erneuten Krieg kommen würde, in dem es allerdings um mehr gehen sollte als um den deutschen Nationalstaat. Vielmehr stand das alte europäische Mächtesystem zur Disposition, und es würde schwer werden, den bald unvermeidlich scheinenden Konflikt zu lokalisieren. Neben Österreich, das, aus Deutschland hinausgedrängt, sich der Klärung der nationalen Konflikte seines Vielvölkerstaates widmete, galt Frankreich als der eigentliche Verlierer des Jahres 1866. Zwar hatte die „grande nation" nicht mitgekämpft, doch stand sie nun einem erstarkten Preußen gegenüber, das mit Blick auf den deutschen Süden die Schlüssel zu Frankreichs östlicher Grenze in Händen zu halten schien. Preußen war also mächtiger geworden und dabei offensichtlich noch nicht am Ende seines Weges angelangt, was Frankreich schwächte und – im Verständnis der Epoche – nach Ausgleich schrie. Und es war zweifelhaft, ob Bismarck den Frieden würde halten können, denn im Zeitalter des Nationalismus konnte man kaum glauben, daß die deutsche Einigung am Main abbrechen sollte. Bismarck geriet rasch in Zugzwang, denn wem noch sollte er die halbe Einigung als ganzen Sieg vermitteln? Bald kam es zur Entscheidung. Es gelang Bismarck, eine eigentlich zweitrangige Streitfrage um die künftige Besetzung des spanischen Thrones im Juli des Jahres 1870 zum Anlaß eines Krieges mit Frankreich zu machen. Die süddeutschen Staaten, die zu dieser Zeit schon in festen Militärbündnissen mit dem Norddeutschen Bund standen, fochten auf Preußens Seite. So wurde aus dem preußisch-französischen Waffengang ein Krieg um die deutsche Einheit, der in Laer die Vorarbeiten für den anstehenden Kirchenbau vorerst zum Erliegen brachte.

Laer, vier Jahre zuvor eher unwillig preußisch geworden, stand nun im Krieg. Die militärdienstpflichtigen Söhne wurden eingezogen, und drei von ihnen kehrten nicht zurück. Der Infanterist Wilhelm Lakebrink starb am 24. September 1870 an der Ruhr, der Infanterist Johann Heinrich Klapphecke aus Müschen erlag den Folgen einer Bauchfellentzündung, und der Ulan Bernard Hartlage starb am 3. Mai 1871 an einer Lungenentzündung.[9] Propagandistisch geführt als Entscheidungskampf um Deutschlands Einheit, fand der Krieg nicht nur an fernen Fronten statt. Die daheimgebliebene Bevölkerung wurde regelmäßig mit *„amtlichen Telegramme(n) vom Kriegsschauplatz"* versorgt, die Samtvorsteher Heimsath per Anschlag bekanntgab.[10] Noch ganz zu Anfang des Feldzuges ging die Angst vor feindlichen Angriffen um. Frankreich galt als übermächtiger, ja unbesiegbarer Gegner, und die Gefahr eines Krieges im eigenen Land schien groß. Niemand wußte zu dieser Zeit, daß Frankreichs Boden selbst das Schlachtfeld sein sollte, so wie es Deutschland in den napoleonischen Kriegen der Jahrhundertwende einst war. Statt dessen befürchtete die Bevölkerung eine feindliche Invasion. Für erste Panik sorgte ein im benachbarten Glane aufgegriffener *„Vagabund"*, *„der, um die Bauern zu necken, französische Einquartierung ansagte"*. Mag sein, daß er bis nach Westerwiede gekommen ist. *„Er entkam dem* (Glaner) *Vorsteher, wurde dann aber wieder gefaßt"*.[11] In dieser Richtung verstand die Bevölkerung nämlich keinen Spaß, denn noch war die napoleonische Zeit mit ihren Einquartierungen und häßlichen Begleiterscheinungen in „bester" Erinnerung. Vor feindlichen Spionen hatte die Bevölkerung besondere Furcht. Gerüchteweise sollen im Tecklenburger Land Franzosen, *„darunter eine Dame"*, gesehen worden sein. *„Einer maß die Breite der Chaussee, einer handhabte ein Meß-Instrument auf Papier, andere notierten Preise der Lebensmittel"*.[12] Auf derlei verdächtige Personen sollte man auch in Laer achten und sie im Bedarfsfall nach Iburg aufs Schloß schaffen. Erst als die ersten Schlachtensiege deutlich zeigten, daß keine Kampfhandlungen auf deutschem Boden zu befürchten waren, legte sich die Spionagefurcht.

Anders als in früheren Jahren war die Bevölkerung in diesem Kriege aufgefordert, in der Heimat aktiv für den Krieg zu arbeiten. Die Königin von Preußen etwa wandte sich an die Frauen mit einem Aufruf, der auch in Laer verlesen wurde. *„Das Vaterland erwartet, daß alle Frauen bereit sind, Ihre Pflicht zu thun! Hülfe zunächst an den Rhein zu senden"*,[13] hieß es. Die Frauen sollten vor allem Leinen sammeln. *„Das Leinen muß rein, weich, weiß, mittelfein und alt sein. Die einzelnen Fäden müßen geordnet und gerade nebeneinander liegen ... ."*. Man brauche auch *„alte, reine, gewaschene Leinwand, in nicht zu kleinen Stükken ..., dreieckige Tücher aus neuer, nicht zu grober Leinwand* (und) *Zirkelbinden von verschiedenen Längen und entsprechender Breite. Dieselben müssen aus neuer Leinwand gefertigt und aus einem Stück dem Faden nach geschnitten werden"*.[14] Die Laerschen Frauen folgten der Aufforderung ihrer neuen Königin. Im September 1870 hatten sie u.a. 90 Binden, 45 dreieickige Verbandstücher, 164 sonstige Tücher und anderes Linnen mehr *„für unsere verwundeten Krieger ... angefertigt"* und zur Sammelstelle nach Melle transportieren



„Für unsere verwundeten Krieger sind bereits angefertigt“: „Liebesgaben“aus Laer, Gemeindearchiv Bad Laer.

lassen.[15] Aber nicht nur mit Verbandsmaterial und Kleidungsstücken, auch mit Bargeld konnte man helfen. In Melle bildete sich gleich bei Kriegsbeginn ein Verein zur *„Pflege und Fürsorge für die im bevorstehenden Feldzuge gegen Frankreich verwundeten und erkrankten Soldaten“*, der u.a. zu Geldspenden aufrief.[16] Davon fühlte sich auch so mancher Eingesessener in Laer angesprochen. Zur Wahl standen regelmäßige wöchentliche und auch einmalige Spenden. Letztere wurden ganz allgemein gezeichnet, wobei die Laerer Familien allerdings nur selten mehr als ein paar Groschen gaben. In Hardensetten und Winkelsetten spendeten die Leute insgesamt je sieben Taler, in Müschen gut 20 und im Dorf etwa 30 Taler.[17] Außerdem erhob der Kreis Iburg noch eine regelmäßige Steuer zur Kriegsfinanzierung. Schließlich galt es noch, den Familien der eingezogenen Soldaten durch die schweren Monate zu helfen. Denn der preußische Staat, der die „Krieger“ gerne nahm, zahlte ihren Familien nur eine geringe Unterstützung. Sie sollten sich offenbar selbst erhalten, konnten es aber kaum. Immerhin wurden die Kriegerfamilien von einzelnen Steuern befreit,[18] und vom Kreis Iburg gab es weitere Unterstützungszahlungen, die Samtvorsteher Heimsath an die Ehefrauen der Soldaten monatlich auszahlte. Im Dorf Laer wurden u. a. die Familien Hartlage, Schwöppe, Sommer und Torbecke unterstützt, in Hardensetten Kettler, Bosse und Wiemann, in Westerwiede Familie Redecker und in Müschen die Familien Schaupmann, Werring und Lilienbeck.[19]

Sieg und Reichseinigung

Kriegsentscheidend sollten die Schlachten um die Festung Metz und bei Sedan sein. Dort schlossen General Moltkes Truppen die Masse des französischen Feldheeres und mit ihm den schwerkranken Kaiser von Frankreich ein. Napoleon III., ein Neffe des „großen Korsen“, ergab sich seinem Schicksal. Zwar zog sich der Krieg noch über Mo-

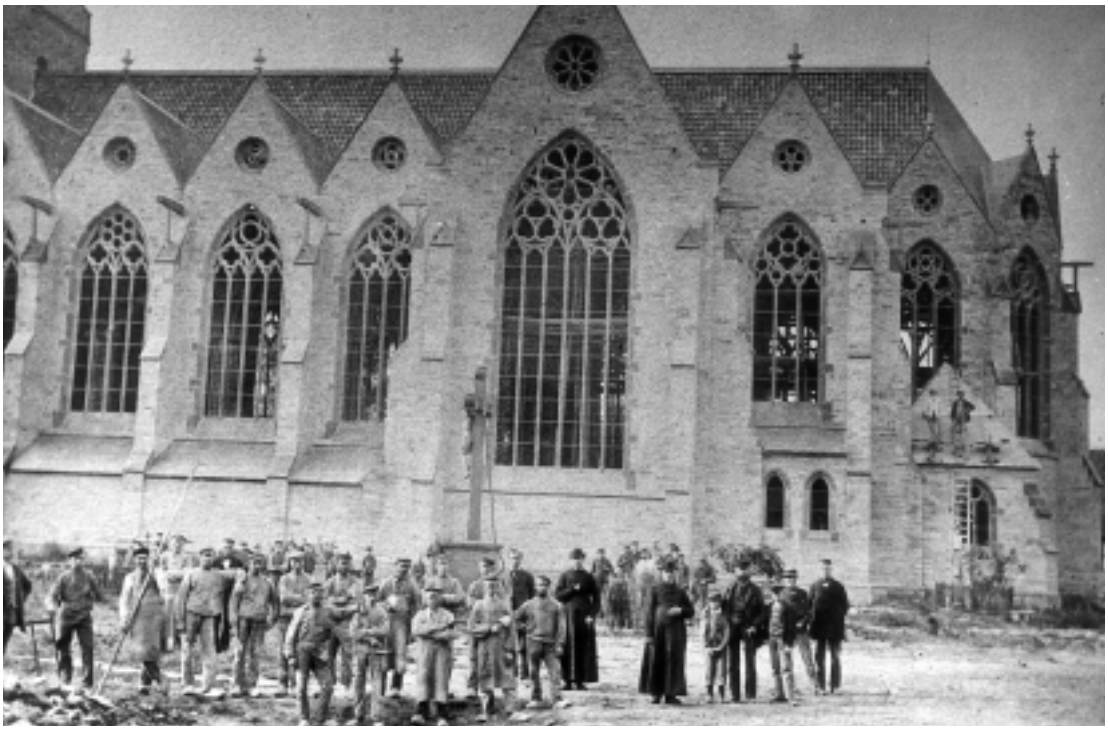
nate hin, aber schließlich kapitulierte Frankreich. Die Niederlage war verheerend. Nicht nur mußte man eine symbolische Besetzung der Hauptstadt Paris am 2. und 3. März 1871 hinnehmen und eine Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Goldfranc aufbringen. Furchtbar war vor allem der Verlust der Provinzen Elsaß und Lothringen, auf deren Annexion das deutsche Militär aus Sicherheitsgründen bestand. Damit war das Verhältnis zu Frankreich auf Dauer ruiniert, denn keine französische Regierung würde danach bei Strafe des Machtverlustes je mit einer deutschen Regierung den Ausgleich wagen dürfen. So lag im Sieg von 1871 auch der Keim für einen kommenden Krieg, und Otto v. Bismarck wußte das, ohne es verhindern zu können.

Das neue Reich und seine Verfassung

Vordergründig aber lag der Triumph ganz auf der Seite Preußen-Deutschlands. Schon im Januar 1871 wurde König Wilhelm von Preußen im Spiegelsaal von Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen. Damit war der Kampf um die bürgerlich-liberale Verfassung entschieden. Gesiegt hatte vorerst der bismarcksche Staatsentwurf, ein Ordnungskonzept, das den Bürgern zwar die einige Nation bescherte, den alten Eliten aber die Macht beließ. Bismarck konstruierte einen Verfassungsstaat mit föderaler Grundordnung – eigentlich einen Fürstenbund, in dem die Bürger wohl ein Parlament, den Reichstag erhielten, von dem die kaiserliche Regierung aber unabhängig blieb. Der gewählte Reichstag hatte also keine direkte Macht über die Regierung, und darum konnten die Abgeordneten auch kaum politische Verantwortung übernehmen. Die lag weiterhin bei den alten Eliten und beim preußischen Königshause. Der wichtigste Einzelstaat war Preußen, dessen Ministerpräsident Bismarck gleichzeitig Reichskanzler und dessen König Deutscher Kaiser wurde. Der gesamte Regierungsapparat wurde vom Königreich Preußen gestellt, sein Militär dominierte insgesamt, sein Kriegsminister diente in dieser Funktion auch dem gesamten Reich. Es schienen alle Grundlagen gelegt, um Bismarcks altes monarchisches Preußen – nunmehr im Gewand des Deutschen Reiches – in die Zukunft zu retten. Doch einen Kompromiß hatte Bismarck eingehen müssen: Die Deutschen hatten nun das Wahlrecht für ihr Parlament. Und auch wenn es eher machtlos blieb, so entwickelten die politischen Parteien trotzdem eine rege Tätigkeit. Die Gesellschaft politisierte sich zunehmend, und auch die Bürger der Gemeinde Laer engagierten sich bald parteipolitisch, übrigens gar nicht in Bismarcks Sinne.

Die Laerer bauen eine neue Kirche

Der Krieg war siegreich beendet, und die Soldaten kehrten in die Heimat zurück. Langsam zog der Alltag wieder ein und mit ihm all jene Aufgaben und Pläne, die während des Krieges hatten liegenbleiben müssen. Dazu gehörte auch der Kirchenbau, der mittlerweile von Pastor Dr. Bartelsmann, dem Nachfolger des verstorbenen Pastors Hamberg, federführend verfolgt wurde.



St. Marien, kurz vor der Fertigstellung, Heimatmuseum Bad Laer.

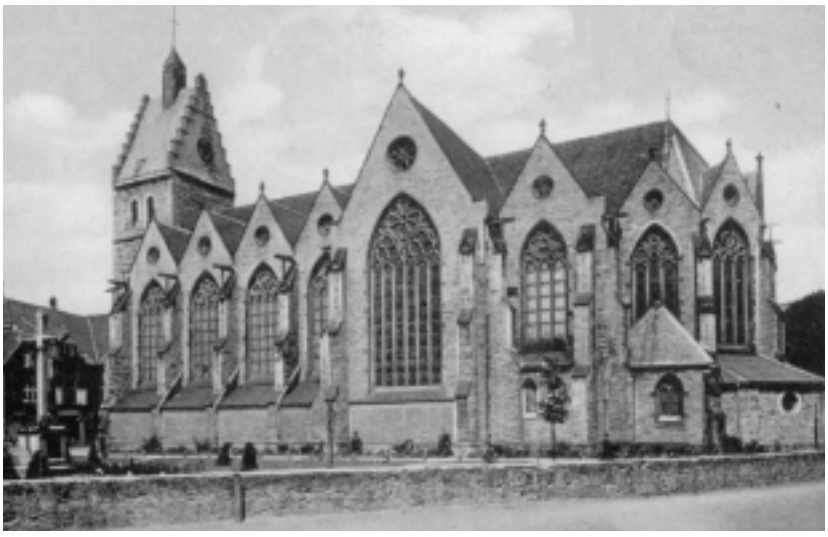
Dr. Caspar Bartelsmann

Caspar Bartelsmann, der seit dem 1. Januar 1844 als Kaplan in Laer diente, trat die Nachfolge von Pastor Hamberg an, der am 14. Januar 1868 verstorben war. Bis zu seinem Tode am 12. Juli 1894, leitete der aus Wellingholzhausen stammende Bartelsmann die Geschicke der Pfarre; er verbrachte also sein ganzes Priesterleben in Laer. Vom Bau der Kirche über die Stiftung des Krankenhauses bis zur Neuanlage des Laerer Friedhofs – Dr. Bartelsmann prägte die Entwicklung der Gemeinde entscheidend mit. Vielleicht hatte nur sein Amtsvorgänger Martin Huge, der die Pfarre nach dem Dreißigjährigen Kriege übernahm, einen ähnlich Einfluß auf das Gemeindeleben.

Bereits 1869 waren die notwendigen Abbrucharbeiten an der alten Kirche erfolgt. Außerdem riß man das Vinkemeyer-Plantholtsche Haus ab – es stand *„etwa in Höhe der heutigen Sakristei“* [20] – um Platz für die neue, größere Kirche zu schaffen. Am 15. Januar 1871 konnte die Gemeinde mit dem Bauunternehmer Hamerle einen Vertrag zur Errichtung des Rohbaues schließen. Am 26. Mai 1872 legte man endlich den Grundstein für die neue Laerer Kirche. In einer feierlichen Zeremonie wurden gemeinsam mit dem Grundstein auch noch einige Zeitungen dieser Tage, die *„Germania, ..., Kölnische Volkszeitung, Osnabrücker Volksblätter und einige Münzen“* eingemauert.[21] Eine Urkunde *„Zum ewigen Angedenken“* kam hinzu.[22] Es brauchte noch zwei Jahre, aber am 20. November 1874 konnte Bischof Beckmann von Osnabrück die neue Kirche schließlich einweihen. *„Der Kirchenvorstand in Laer, der Schulvorstand daselbst und der Schulvorstand von Müschen waren in vier Wagen nach Osnabrück gefahren, um den Bischof daselbst abzuholen und ihm nebst zwei Vorreitern als Geleit auf der Reise zu dienen. An der Grenze des*

Kirchspiels Laer hielten an einer schönen Ehrenpforte noch etwa 25 ... Reiter, welche, nachdem der Herr Bischof ... bewillkommnet war, sich dem Zuge anschlossen. Kurz vor Laer hatten sich die Geistlichkeit, Schulen, Vereine und viele Gemeindemitglieder versammelt. Pastor Bartelsmann begrüßte und bewillkommnete den Herrn Bischof ... . Der ganze Weg auf dem der Bischof ging, war schon von der Kirchspielsgrenze an mit grünen Sträuchern und Ehrenpforten besetzt; überall waren Flaggen und Kreuze angebracht und das Böllerschießen wollte kein Ende nehmen“.[23]

Bischof Beckmann sah, glücklich in Laer angekommen, *„eine gotische Hallenkirche mit drei Längsschiffen und vier Jochen im Längshaus, dazu ein Querschiff von einem Joch sowie ein(en) polygonale(n) Chorabschluß*“.[24] Und sein Pastor Bartelsmann war begeistert. Die Kirche ist *„im Lichten 144 Fuß lang, im Kreuzschiffe 78, im Mittelschiffe 30, in den beiden Seitenschiffen je 15 Fuß und in den sogenannten Arkadengängen, die neben den Seitenschiffen herlaufen, 8 Fuß breit*“, berichtete er stolz in einem Brief nach Rom.[25] *„Sie ist im Mittelschiffe 56 Fuß hoch, in den Seitenschiffen 47 und in den Arkaden 13 Fuß hoch. Unter den letzteren stehen die Beichtstühle und ist ein sehr schöner Kreuzweg in Pariser Steinen angelegt. Der Hochaltar und die beiden Seitenaltäre zu Ehren der Mutter Gottes und des heiligen Joseph sind von dem Bildhauer Seling ebenfalls in weißem Marmor angefertigt. Die Kirche ist sehr schön“*, und Bartelsmann freute sich besonders, weil sein Bischof sie sogar für eine *„Musterkirche*“ hielt. Allerdings war die Kirche auch nicht billig, im Gegenteil:



St. Marien.

Die Gemeinde mußte sich auf lange Jahre hinaus verschulden, um die Kosten tragen zu können. Bei Rechnungsschluß am 3. März 1876 waren 27.353 Taler, 25 ggr und 5 Pfg ausgegeben worden, allein dem Baumeister standen 23.500 Taler zu, von denen allerdings schon 20.400 Taler bezahlt waren. Der größte Teil der Baukosten wurde durch einen Kredit bei der Klosterkammer in Hannover finanziert. Allein für diese Anleihe waren jährlich 1.200 Taler Zins und Tilgung fällig, und zwar bis zum Jahre 1901. Für verschiedene Ausgaben hatte Kaufmann Smits rund 2.000 Taler zu 4% vorgestreckt, denn der Gemeinde ging vorübergehend das Geld aus. Außerdem standen für Kirchen-

bänke und die neue Orgel noch über 3.000 Taler an, die Kirchenfenster und Altäre waren noch nicht bezahlt, Ziegeleibesitzer Feldhaus bekam noch einige Taler usw.[26] Pastor Schockmann berichtet, daß der Kirchenvorstand für die Inneneinrichtung schließlich nochmals 10.000 Taler zu 2$^1/_2$ % bei der Klosterkammer auslieh.[27]

Kulturkampf und Katholizismus

Natürlich hofften die Laerer auf staatliche Hilfe. Doch die Chancen, ein sogenanntes „Gnadengeschenk", d.h. einen nicht rückzahlbaren Zuschuß, zu erhalten, waren eher schlecht, denn die Laerer bauten ihre Kirche mitten im Kulturkampf. Dazu muß man grundsätzlich wissen, daß zwei Drittel der Bevölkerung im neuen deutschen Kaiserreich protestantisch und nur ein Drittel katholisch waren. Katholiken waren also eine konfessionelle Minderheit, in Preußen mehr noch als in anderen Teilen des Reiches. Die deutschen Bischöfe stellten sich aber nicht gegen das neue Reich. Bischof Ketteler von Mainz etwa, ein geborener Füchtorfer, hatte sich schon im Jahre 1867 und noch einmal 1873 für eine konstruktive Mitarbeit der Katholiken am Aufbau Deutschlands ausgesprochen. Jedoch organisierten sich die deutschen Katholiken politisch in einer eigenen Partei, dem Zentrum.

Zentrum und „Ultramontanismus"

Eigentlich war die Zentrumsgründung von 1870 ein defensiver Schritt, gedacht zum Schutz und zur Wahrung katholisch-kultureller Interessen im protestantisch geprägten Deutschen Reich. Die neue Partei sollte ursprünglich gar keine Gegnerschaft zum Bismarckschen Deutschland aufbauen. Aber bald wurde sie *„das Haus auch der katholischen süddeutschen Partikularisten und Antiborussen, und sie verband sich mit den preußengegnerischen Welfen und den katholischen Minderheiten: den Polen und Elsässern, Gegnern des Nationalstaates"*.[28] Mit Ludwig Windhorst (gebürtig aus Westerkappeln) an der Spitze, erschien das Zentrum als die eigentliche Gegenpartei Bismarcks, seines Reiches und der Nationalliberalen, die es parlamentarisch vorerst trugen. Verschärfend hinzu trat der sogenannte „Ultramontanismus", den man dem Zentrum vorwarf; die Zentrumspolitiker seien nur Erfüllungsgehilfen ihres eigentlichen Herrn von jenseits der Berge, des Papstes also. Und Pius IX. wirkte als Gegner der italienischen Einheit, als Verfechter der päpstlichen Unfehlbarkeit und als Kritiker des modernen, säkularen Staates extrem provozierend auf die protestantisch-konservative wie auch auf die liberale Öffentlichkeit in Deutschland. Bismarck empfand die Zentrumspartei als bedrohlich, allerdings nicht wegen des Ultramontanismus. Er fürchtete das Zentrum eher als parlamentarische Opposition seiner Herrschaft, denn *„es mobilisierte und organisierte ein traditionelles und populistisches Protestpotential gegen das geborene (adelige) Establishment auf dem Lande"*.[29] Insofern schien das Zentrum die hergebrachte gesellschaftliche Ordnung zu bedrohen, für die Bismarck Zeit seines Lebens stand, denn es trug zur langsamen Beseitigung der feudalen Gesellschaftsordnung bei. Auf dieser Basis entwickelte sich schließlich der politische Kulturkampf.

Im Kulturkampf glaubte der nationalliberale Protestantismus, *„das Netzwerk des* (katholischen) *Lebens ‚entklerikalisieren'"* zu müssen (Nipperdey). Die Katholiken sollten aus einer

Art Vormundschaft ihrer Priester und Bischöfe befreit werden, doch fühlten sie sich erstens gar nicht bevormundet und empfanden zweitens das Ansinnen der Kulturkämpfer als extrem arrogant. Die Katholiken wehrten sich, indem sie ihren kulturellen Traditionen desto fester die Treue hielten. Konkret stärkte das eher die Autorität der Priester und Bischöfe, als daß es sie schwächte. Im Kulturkampf waren insbesondere die Bundesstaaten gefordert, weil sie damals wie heute die Kulturhoheit innehatten. In der ersten Phase attackierte der preußische Minister Adalbert Falk die katholischen Schulaufsichtsrechte, in der zweiten Phase ab Mai 1873 folgte eine Flut weiterer Gesetze, u.a. die Staatsaufsicht über die Priesterausbildung. Die Priester und Bischöfe setzten sich zur Wehr, was der Staat mit restriktiven Finanz- und Verwaltungsmaßnahmen, ja mit Strafverfolgung, Schließung von Priesterseminaren, Nichtigkeitserklärung der päpstlichen Ämtervergabe usw. beantwortete. Die staatlichen Einschüchterungsversuche aber ließen das katholische Kirchenvolk eher fester zu seinen Hirten stehen, als daß es sie getrennt hätte. Im Februar 1875 erklärte der Papst die preußisch-deutschen Kirchengesetze für ungültig und drohte mit Exkommunikation, was den Kulturkampf allerdings auf die Spitze trieb. Nun wurden Bischöfe und Priester, Redakteure und prominente Katholiken verhaftet und zu Gefängnis oder Geldstrafen verurteilt. *„1877 waren von 12 Diözesen 8 vakant, 6 wegen Absetzung, 2 wegen Tod, 1000 Pfarreien, etwa ein Viertel der Gemeinden, waren 1880 ohne Pfarrer“*.[30] Und so mancher Pfarrer mußte ins Ausland weichen, weil er in Deutschland nicht angestellt werden durfte. Pastor Dr. Dr. Johann Heinrich Niehaus aus Laer etwa, der im Jahre 1861 seine theologischen Studien an der Päpstlichen Universität zu Rom beendet hatte, durfte schon während der hannoverschen Herrschaft nicht in die Heimat zurückkehren. Und während der Kulturkampfzeit verschärften sich die Verhältnisse noch. So brachte er 25 Jahre in Dänemark zu, bis er, nachdem sich die Verhältnisse endlich beruhigt hatten, im Jahre 1885 eine Kaplanstelle in Glandorf bekam und nach Hause zurückkehren durfte. 1889 ging er nach Remsede, und zwei Jahre darauf verstarb er im Alter von gerade 58 Jahren.[31]

Kulturkampf und Kirchenbau in Laer

Naturgemäß mußte es schwerfallen, in der aufgeheizten Atmosphäre des Kulturkampfes staatliche Unterstützung für den Bau einer katholischen Kirche zu erhalten. Doch im Dezember 1869 war der Kirchenvorstand noch guter Hoffnung, als er sein Gesuch um ein *„Gnadengeschenk“* an Amtshauptmann Grote abschickte. *„Die Gemeinde Laer ist im Ganzen dürftig, dürftiger wie unsere Nachbar-Gemeinden Glandorf – Dissen – Borgloh“*, hieß es, *„und zwar ganz ohne ihre Schuld, indem ¾ des gesammten Bodenbestandes schlechter Sandboden, nur ausnahmsweise die Arbeiten des Landmannes krönt! Dazu ein fühlbarer Wiesenmangel ..., fast aller Wiesenbestand mit wenigen Ausnahmen ist schlecht ... . Wie ganz anders ist dies in Glandorf, Dissen; welch Resultate werden daselbst aus dem Viehbestande erzielt, welch Dünger gewonnen!“*.[32] Außerdem hatte die Kirchengemeinde Laer keinen Fonds, um etwas zu den Baukosten beitragen zu können – da müßte doch Hilfe möglich sein, hofften die Herren Bartelsmann, Smits, Richard, Dölken und Thiemann, die den Kirchenvorstand bildeten. Immerhin, der Oberpräsident der Provinz Hannover

St. Marien, Aufnahme Raudisch um 1938, Diözesanarchiv Osnabrück.

erlaubte im Juni 1872 *„zum Besten des Baues einer neuen Kirche, eine Hauskollekte auf die Dauer von 6 Monaten im ganzen Umfange unseres Verwaltungsbezirks“*.[33] Diese Kollekte brachte insgesamt 2.800 Taler, 15 Groschen und 9 Pfennige.[34] Im Verhältnis zu geschätzt 40.000 Talern Gesamtkosten, die einschließlich des Inventars schließlich aufgebracht werden mußten, war das aber nicht eben viel.

Während der Bauarbeiten wollte die Regierung keine Beihilfe gewähren, da *„der Kostenbedarf, soweit er zur Zeit zu übersehen ist, mittels der von den Baupflichtigen beschlossenen resp. bereits aufgenommen Anleihe von 30.000 Rthlr gedeckt wird“*.[35] Falls der Kirchenvorstand auch nach Abschluß des Baues bei seinem Antrag bleiben wolle, dann sollte er einen *„balancirenden Revisionsanschlag“* bei der Landdrostei einreichen. Im April 1875 fragte die Landdrostei bei Amtshauptmann Grote nach, *„wann die Vorlage dieses Revisions-Anschlages zu erwarten ist“*.[36] Mit Ausnahme *„der Erbauung einer Orgelbühne nebst Orgel und der neuen Bänke“* [37] war der Neubau vollendet, aber es dauerte dann doch noch fast ein Jahr, bis der Kirchenvorstand seine Rechnung am 3. März 1876 abschloß und einen Revisionsanschlag abschickte,[38] der den Anforderungen aber nicht genügte. Die Landdrostei wies diesen wie auch den folgenden Revisionsbericht mit folgender Begründung zurück: *„So lange ... von dem Kirchenvorstande ein wirklicher, den technischen Erfordernissen entsprechender Revisionsbaukosten-Anschlag uns nicht vorgelegt wird, sind wir ... nicht in der Lage, einen weiteren Bericht und Antrag wegen Bewilligung einer Staatsbeihülfe für den Bau der katholischen Kirche zu Laer an den Herrn Minister der geistlichen pp. Angelegenheiten zu richten“*.[39] Tatsächlich, der Kirchenvorstand hatte nur eine grobe

„Zusammenstellung der der Kirchengemeinde aufliegenden Schuldverpflichtungen“ [40] abgeliefert, die Ausgaben und Einnahmen nicht aufschlüsselte. Zu normalen Zeiten allerdings hätte die Landdrostei wohl mehr Entgegenkommen gezeigt und dem Kirchenvorstand gewiß Hilfestellung gegeben, vielleicht sogar den Iburger Amtshauptmann dazu angewiesen. Während des Kulturkampfes aber beschränkte man sich auf den kalten Verordnungsweg, ohne die fehlende bürokratische Erfahrung des Kirchenvorstandes zu berücksichtigen. Einige Jahre später aber, im August 1883, kam die Landdrostei nochmals auf den Laerer Kirchenbau zurück. Eindringlich beschrieb die Behörde ihre Forderung. *„In dem aufzustellenden Revisionsanschlag müßten die einzelnen Belege auf Grund derer Zahlung erfolgt ist, einzeln aufgeführt werden und zwar unter Angabe des Namens des Empfängers, des Datums und der Leistung, für welche die Zahlung erfolgt ist“*.[41] Jedoch wurde wiederum nur ein ungenügendes Papier vorgelegt, so daß das Ministerium die Angelegenheit endgültig als erledigt betrachtete.[42] Vielleicht hat der Laerer Kirchenvorstand zu dieser Zeit schon nicht mehr an eine reelle Chance auf Staatsbeihilfe geglaubt. Die Behörde war allerdings durchaus bereit, den Laerern zu helfen. Dafür spricht allein schon der Umstand, daß die Landdrostei den Antrag zur Sprache brachte und die Anforderungen für einen solchen Antrag ausführlich und hilfreich beschrieb. Darum kann man nicht länger davon sprechen, daß die preußischen Behörden eine Förderung des Laerschen Kirchenbaus nur wegen des Kulturkampfes einfach abgelehnt hätten.[43] Denn die Sache wurde über Jahre verfolgt, ohne daß der Kirchenvorstand die Rechnungslegung präsentiert hätte; so konnte der Behörde auch nicht deutlich werden, in welchem Umfang die Laerer Hilfe für den Kirchenbau brauchten.

Für die Laerer Bevölkerung aber stellte sich die Sachlage anders dar. Man hatte seine Kirche selbst gebaut, ohne daß der Staat geholfen hatte, wie es eigentlich seine Pflicht gewesen wäre. Deshalb blickten die Laerer mit Stolz auf das aus eigener Kraft errichtete Gotteshaus. Gleichzeitig fühlten sie sich aber auch vom Staat übergangen, ja vernachlässigt, wenn nicht sogar bekämpft, zumal in der Zeit des Kulturkampfes. In der Gemeinde selbst rückte man enger zusammen. Die Eingesessenen hatten mit vereinten Kräften ihre Kirche geschaffen – ein Symbol ihrer religiösen Zugehörigkeit und der damit verbundenen politischen Position. Die wiederum sollte für gut sechs Jahrzehnte, für fast ein ganzes Menschenleben also, ihren weiteren Ausdruck im Laerer Wahlverhalten finden. Denn hier wurde langehin Zentrum gewählt, andere Parteien hatten in Laer nur geringe Chancen.

Der preußisch-deutsche Staat verlor den Kulturkampf schließlich. Denn der Versuch, die Macht der Priester per Gesetz zu brechen, die katholischen Orden, die Bischöfe und Priester durch Verhaftung und Landesverweisung zu disziplinieren, trennte nicht etwa, sondern schweißte die Gemeinden noch enger zusammen. Das Laerer Gotteshaus diente in diesem Zusammenhang auch als trutziges Symbol des Sieges wider den Anstürmen des Staates und jenes national-liberalen Protestantismus, der sich der katholischen Gesellschafts- und Werteordnung offenbar überlegen dünkte. In Laer war man deshalb keineswegs gegen das neue Reich der Deutschen; schießlich hatten Laerer am Krieg gegen Frank-

reich teilgenommen, schließlich hatte die Gemeinde für den Sieg auch gespendet, gebetet und gearbeitet. Und auch in den folgenden Jahren fand man immer wieder Gelegenheit, seine Verbundenheit zur Nation auszudrücken. Der Kulturkampf jedoch erweiterte die alte, von 1648 herrührende konfessionelle Orientierung um eine politische Dimension und vertiefte sie dadurch noch. Denn jetzt ging es nicht mehr nur um Glaubensfragen oder die Unterschiede im kirchlichen Leben; Katholiken identifizierten sich nun auch durch ihre parteipolitische Zugehörigkeit zum Zentrum. Und das trennte sie zusätzlich von den benachbarten Protestanten, die gemeinhin Nationalliberal wählten. Während der Zeit des Kaiserreiches sollten die Konsequenzen jener nun auch parteipolitischen Trennung zwischen katholischen und protestantischen Gemeinden verschiedentlich Wirkung zeigen – so etwa anlässlich der Stichwahl zum Reichstag im Januar des Jahres 1907. Zu jener Zeit hatten die Laerer schon vielfach ihre Reichstreue bewiesen und durchaus auch Zugehörigkeitsgefühle zum Staate der Hohenzollern entwickelt; von einer kulturellen Andersartigkeit zwischen Katholiken und Protestanten war lange nicht mehr die Rede. Dennoch brachen die trennenden Gräben zwischen politischem Katholizismus und nationalliberalem Protestantismus machtvoll auf. Letztlich konnten sie erst mit Gründung der Christlich Demokratischen Union (CDU) nach dem Zweiten Weltkrieg langsam aufgehoben werden.

Im Verlauf der kommenden Jahre wurde die Kirche weiter ausgestaltet. 1932 schuf der Wiedenbrücker Künstler H. Repke zwei Fresken. Eines zeigt Mutter Anna mit Maria, das andere den hl. Isidor, im Gebet vor einem Bildstock, während ein Engel mit dem Ochsen weiterpflügt. Aufnahmen Raudisch um 1938, Diözesanarchiv.

2. Renitenz, Nationalismus und Militarismus
Laers Integration ins Kaiserreich

Politische Identität und die Wahlunruhen von 1907

Das Wahllokal Springrose. Heute steht an dieser Stelle das Bad Laerer Rathaus.

Am Morgen des 25. Januar 1907 machte sich Samtvorsteher Anton Richard gegen 7.30 Uhr auf den Weg ins Gasthaus Springrose. Richard war dienstlich unterwegs, denn an diesem Tag fand eine Stichwahl zum Reichstag statt. Sie war nötig geworden, nachdem die Wahl von Anfang Januar kein eindeutiges Ergebnis gebracht hatte. Zwei Kandidaten standen sich gegenüber: Wamhoff für die Nationalliberalen und Bitter für das Zentrum. Der Wahlausgang in Laer schien an sich völlig klar, denn hier wurde seit der Reichsgründung von 1871 die katholische Partei, das Zentrum, gewählt. Mittlerweile hatten sich die Wogen des Kulturkampfes, der damals auch die Gemüter der Laerer Bevölkerung aufwühlte, geglättet. Das Zentrum gehörte nun zu den etablierten Parteien, stimmte auch längst nicht mehr automatisch gegen jede Regierungsvorlage – es galt vielmehr als stabile Größe im Parteienspektrum des Kaiserreichs. Laer war für das Zentrum eine Burg. Keine andere Partei hatte hier etwas zu bestellen, denn zur politischen Kultur der Gemeinde gehörte die Übereinstimmung von konfessioneller und parteipolitischer Zugehörigkeit. Und das Zentrum war die Partei der Katholiken. Aber die Nationalliberalen suchten eine Chance, die Reichstagswahl trotzdem zu gewinnen. Im benachbarten Dissen ging es soweit, daß der dortige Bürgermeister die Wahl fälschte. In einem unbeobachteten Augenblick legte er zur Mittagszeit des Wahltages 200 Stimmzettel für den nationalliberalen Kandidaten Wamhoff in die Urne: Als der Betrug aufgeflogen war, nannten ihn die Laerer fortan nur noch verächtlich „Bürgermeister Mogelbart“. Wilhelm Heimsath, der die Ereignisse dieses Wahljahres als Zeitzeuge erlebte, ergriff gern die Gelegenheit, dem Dissener

Wahlbetrug zur Melodie des *„Ich bin der Dr. Eisenbart“* einige Spottverse zu widmen.[1]

Bin Bürgermeister Mogelbart
und mach die Wahl nach meiner Art,
kann machen, daß sie alle wählen,
die tot sind dürfen auch nicht fehlen.
Zur Stichwahl kalkuliere ich:
zweihundert tun es sicherlich,
die lege ich zur Mittagsstund
der Lügenwahlurn in den Grund.
Im ganzen Wahlkreis weit und breit
zur Wahl heut rennen dumme Leut.
Nur Dissen kennt allein den Kniff,
zweihundert wähln mit einem Griff.

Der Dissener Wahlbetrug ist nicht zuletzt auch deshalb bemerkenswert, weil der Reichstag zu jener Zeit noch gar nicht allzuviel zu sagen hatte. Die Volksvertreter konnten weder den Kanzler wählen noch die Ministerien besetzen. All das waren Vorrechte des Kaisers und Königs von Preußen. Dennoch erregte die Wahl die Gemüter; es ging den Nationalliberalen darum, das Zentrum in den katholischen Orten zu schlagen. Sie beschlossen, zur anstehenden Stichwahl Wahlbeobachter auszusenden, je zwei ins katholische Glandorf und nach Laer, angeblich um Manipulationen zu verhindern. In Wahrheit ging es darum, die Laerer einzuschüchtern und sie von der Wahl ihres Zentrumskandidaten abzuhalten. Aber das mußte natürlich Streit und Ärger herausfordern und die alten, schon vergessen geglaubten Gräben zwischen Katholiken und Protestanten wieder aufreißen. Denn wieder meinte man den Leuten in Laer vorschreiben zu können, welche Partei sie wählen sollten und welche nicht. Man würde sich das aber nicht gefallen lassen, und so stand Ärger ins Haus. Der Landrat in Iburg hatte es geahnt. Seit 10 Uhr früh hielt er ein Auto mit Polizisten für den Notfall bereit, doch versäumte er, den Laerer Samtvorsteher entsprechend zu informieren. Also nahmen die Dinge ihren Lauf.

Bald nach Samtvorsteher Richard trafen auch die Herren Müller, ein pensionierter Lehrer, und der Selterswasserhändler Otto Begemann aus Osnabrück im Wahllokal Springrose ein. Sie würden für die Nationalliberalen die Wahl in Laer beaufsichtigen, erzählten sie dem Samtvorsteher, der das kopfschüttelnd zur Kenntnis nahm. Die beiden Aufpasser nahmen also im Wahllokal Platz *„und beobachteten die Laerer bei ihrem Urnengang argwöhnisch“*.[2] Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht über die ungebetenen Besucher im ganzen Dorf; langsam entstand eine Unruhe, die sich mehr und mehr bedrohlich gegen die Eindringlinge richtete. Gegen Abend sammelte sich ein Pulk Eingesessener im und vor dem Wahllokal; lautstark machten die Leute ihrem Unmut Luft. Pastor Hupe, der, von Samtvorsteher Richard gerufen, die erregte Menge zu beruhigen suchte, erklärte ein paar Monate später, daß er den Ärger der Leute wohl verstehen könne. *„Ich mißbillige die*

Unruhen durchaus“, meinte er, *„aber erklären kann ich mir dieselben als spontanen Ausdruck des berechtigten Unwillens darüber, wie die beiden Osnabrücker als unberufene Kontrolleure des Tages sich im Wahllokal hier befinden, und nur um zu kontrollieren. Ich glaube, die Leute müssen uns doch für Betrüger halten*“.[3] Und weiter erklärte der Pastor, daß man früher in Laer keine Wahlkontrollen gekannt habe! Sein Versuch, die Menge zu beruhigen, scheiterte übrigens. Noch am Nachmittag versuchte Gendarmerie-Wachtmeister Wilschke aus Hilter sein Glück. Er schickte die Leute aus dem Wahllokal. Zwar habe der Sattlermeister Bühren noch ein bißchen protestiert, aber danach muß alles ruhig gewesen sein, denn Wilschke zog zufrieden ab, weil er keine Ausschreitungen mehr befürchtete. Die Leute in Laer aber, kaum daß Wachtmeister Wilschke wieder fort war, regten sich erneut auf. Sie schimpften nun draußen vor der Tür und wünschten Rache, weil sie die Kontrolliererei überhaupt unverschämt fanden. Der Herr Müller aus Osnabrück berichtete einige Monate später, daß gegen Abend eine Stange ins Fenster geschoben wurde, wohl um ihn zu treffen. Danach hätten ihn plötzlich einige Leute bedrohlich umringt, und mit einem Male erlosch das Licht im Saal. Müller, dem Ärger schwante, versuchte hastig aus dem Fenster zu entkommen. Später behauptete er, daß man ihn dabei unsanft zurückgerissen habe. *„Durch das Erscheinen des Wirtes sei er wieder frei geworden*“, aber bald hatte man ihn wiederum umzingelt, und Müller flüchtete erneut, diesmal durch die Eingangstüre. *„Draußen habe man ihn empfangen, ihm den Rock zerrissen und das Ohr verletzt, sodaß es geblutet habe. Auch habe er eine Wunde am Kopf gehabt*“.[4] Faustschläge hätte er auch abgekriegt, behauptete Müller, sogar mit einer Latte hat man ihn übel erwischt, und wäre er nicht von einigen wohlmeinenden Eingesessenen ins Gasthaus Hiltermann fortgeschafft worden, wer weiß, was dann noch alles passiert wäre. Seine Aussagen wurden vom Schmiedegesellen Friedrich Landgrewe bestätigt. Landgrewe hatte früher einmal in der Schmiede Wellmeyer gelernt, arbeitete mittlerweile aber bei Karman in Osnabrück und hatte Müller und Begemann nach Laer begleitet. Nun behauptete er, daß der Sattlermeister Bühren den Herren aus Osnabrück gedroht habe und daß es ihm nur mit Mühe gelungen sei, den Herrn Begemann, der vom Angeklagten Saltenbrock geschubst worden war, in Sicherheit zu bringen. Müller und sein Parteifreund Begemann erstatteten Anzeige, und im Mai des Jahres wurde das Verfahren wegen Landfriedensbruch in Osnabrück eröffnet. Der vorsitzende Richter, Landgerichtsdirektor Justizrat Larenz und die Landrichter Dr. Stüve, Meyer, Canenbley und Röldecke standen vor einem schwierigen Fall, denn im Prinzip stand die ganze Gemeinde Laer, vertreten von einem guten Dutzend direkt Beklagter, vor Gericht.

Postkarte zu den Wahlunruhen von 1907, Heimatmuseum Bad Laer.

Die Angeklagten machten die Sache auch nicht einfacher, denn auf Befragen der Richter konnten sie sich wohl an ein paar unruhige Minuten, aber doch nicht an eine Schlägerei oder dergleichen erinnern. Der Angeklagte Franz Saltenbrock aus Hardensetten wußte gar nichts von *Schubsen* oder *Stoßen*, der Angeklagte Bühren wußte nur noch, daß er den Tag über Rechnungen einkassiert und dabei ein paar Schnäpse gehabt habe. Abends im Wahllokal sei es *„sehr heiter hergegangen ... und er habe noch einige Glas Cognac darauf gesetzt"*; später dann habe Samtvorsteher Richard der allgemeinen Unruhe wegen alle aus dem Wahllokal geworfen. Also sei er eben nach Hause gegangen, keine Rede von einer Schlägerei, und überhaupt konnte sich Sattlermeister Bühren nicht mehr an allzuviel erinnern. Dem Maurer Adolf Hagedorn ging es ähnlich. Gegen 19.30 Uhr hatte er gewählt, aber von Unruhen nichts weiter bemerkt. Es war schließlich Sonntag, und er hatte ein wenig gefeiert. Ähnlich ging es dem Angeklagten Konrad Nordheide, einem Arbeiter aus Laer, der sich überhaupt an gar nichts erinnern konnte, weil er ziemlich betrunken war. Immerhin, Wegearbeiter Richter aus Hardensetten erinnerte sich, daß Müller ihn um Schutz gebeten hätte. Aber Richter war ja nicht lebensmüde und lehnte ab, denn er fürchtete, daß er dann selbst *„welche auf den Balg kriegt"*.[5] Die Atmosphäre war eben ziemlich gespannt, denn es waren noch so manche im Lokal, *„‚die einen Halben weg' gehabt hätten, und die Stimmung sei gewesen, wie nach einem Feste unter den Nachsitzern"*, meinte Sattler Freye, der als Zeuge vernommen wurde. Aber letztlich waren natürlich alle unschuldig, niemand hatte irgendwem irgendetwas getan, und überhaupt konnten sich die Beklagten an keine gewalttätigen Ausschreitungen erinnern: Bemerkenswert einmütig hielten die Laerer vor dem hohen Gericht zusammen. Und als dann noch Rechtsanwalt Dykhoff, der die Angeklagten allesamt verteidigte, daran erinnerte, daß an diesem Wahlabend in Osnabrück wohl Tausende auf den Straßen gewesen sind, ohne daß sie deshalb vor Gericht müßten, hatten die Laerer die Lacher auf ihrer Seite. Schließlich nahm Dykhoff den Kläger Müller aus Osnabrück ins Kreuzverhör, und nachdem der sich in den einen oder anderen Widerspruch verwickelte, hatte er auch

noch seine Glaubwürdigkeit verloren. Danach kam Zeuge Landgrewe dran. Lehrer Markus behauptete kalt, daß der Schmiedegesell nicht einmal richtig lesen könne, und auch Schmiedemeister Wellmeyer ließ an seinem ehemaligen Lehrling kein gutes Haar. Schließlich wurden die Angeklagten nach ein paar ermahnenden Worten des Richters entlassen; niemand wurde wegen Landfriedensbruch ins Gefängnis geworfen. 30 Jahre zuvor hätte das vielleicht noch anders ausgesehen, aber mittlerweile konnten selbst hohe preußische Beamte nichts Anstößiges mehr am katholischen Wahlverhalten finden. Außerdem hatte sich der Kläger Müller ja auch in einzelne Widersprüche verstrickt, während die Angeklagten zusammenhielten; ihnen konnte nicht allzuviel nachgewiesen werden. Schließlich war der Kontrollbesuch in Laer zu dieser Zeit längst schon nicht mehr akzeptabel. Die Nationalliberalen aus Osnabrück hatten einfach das Maß überschritten und konnten auf kein besonderes Wohlwollen mehr rechnen. Im übrigen hatte ihr Besuch in Laer eigentlich nur einen Effekt: die Wahlbeteiligung lag bei fast 100%, und selbstverständlich gewann die Zentrumspartei, wie das in Laer so üblich war, haushoch.

Im Zeitalter von Nationalismus, Militarismus und Imperialismus

Seit seiner Gründung im Jahre 1871 hatte das junge Deutsche Reich eine bemerkenswerte Entwicklung genommen. Deutschland war auf industriellem Gebiet, militärisch und wirtschaftlich, aber auch in der Wissenschaft, in Kunst und Literatur eines der führenden Länder der Welt. Politisch wollte man nun auch ganz nach oben, sich seinen *„Platz an der Sonne“* (Reichskanzler v. Bülow) erobern; nicht zuletzt deshalb war das Land hochgerüstet und mit der zweitstärksten Flotte des Kontinents (nach England) zur maritimen Großmacht geworden. Daß Deutschlands Zukunft auf dem Wasser läge, galt zu dieser Zeit als Binsenweisheit. Flottenchef Admiral von Tirpitz hatte einen hochpopulären Flottenverein gegründet, der landauf, landab für die Marine warb. Sie sollte Deutschland zu Kolonien verhelfen und England in einem Kriege in Schach halten. Tirpitz' Werbung hatte auch hier Erfolg. *„In Laer liefen bald die Jungs am Sonntag mit schikken Matrosenanzügen herum. Die Franzosen hatte man schon zum Erbfeind ernannt, die Engländer machte man sich so zum erbitterten Gegner“* schreibt Ludwig Wahlmeyer in einem Beitrag zur Ortsgeschichte.[6] Tatsächlich, Nationalismus, der unmäßige Stolz auf die eigene Nation und Militarismus, die Ausrichtung des zivilen Lebens nach militärischen Wertvorstellungen, waren tief in die Alltagskultur eingedrungen; Deutschland aber war noch längst nicht am Ende dieses unheilvollen Weges angelangt. Kolonien wollte man haben und so stark wie England sein; es war die Zeit des Imperialismus, eine Zeit, in der man glaubte, die Kontinente der Welt unter sich aufteilen zu müssen und berechtigt zu sein, überall in der Welt zu herrschen. *„Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“*, hieß es; der schwindelerregende Erfolg der Reichsgründung, die hohen wirtschaftlichen, intellektuellen, technischen und militärischen Kapazitäten des Reiches hatten die Deutschen selbstbewußt, stolz, ja zum Teil überheblich werden lassen. Man glaubte, besser als die anderen und daher besonders berechtigt zu sein, um in der Welt

zu bestimmen. Einige wenige Kolonien hatte man auch gewonnen, in Afrika, in China, im Pazifik und immer wieder auch Kolonialkriege geführt, die heute weitgehend vergessen sind. Der alte Schürbrock etwa hatte im Jahre 1900 als junger Soldat bei der Niederschlagung des chinesischen „Boxeraufstandes" teilgenommen – „*The Germans to the front*", hieß es damals.

Aber das deutsche Kolonialreich war verglichen mit denen Englands, Frankreichs oder sogar Belgiens eher klein. Vielleicht lag darin der Grund für jene besondere Aggressivität, mit der die deutschen Politiker, der Kaiser an der Spitze, des Reiches Rechte in der Welt einforderten. Bei aller Modernität, die das Reich wirtschaftlich und militärisch so stark hatte werden lassen, steckte man politisch doch in einer ausweglos scheinenden Zwickmühle. Im Innern wurden die Sozialdemokraten Jahr für Jahr stärker, und es schien, als ob sie den alten Eliten die Macht entreißen und eine Revolution herbeiführen wollten. Außenpolitisch war die Lage sowieso total verzwickt. Das Deutsche Reich stand mit der Kaiserlichen und Königlichen Monarchie von Österreich-Ungarn im Bündnis. Allerdings fühlten sich die Deutschen im Westen wie auch im Osten bedroht, eingekreist, wie man damals sagte, von Rußland und Frankreich, die ihrerseits miteinander im Bündnis standen. Immer wieder gab es außenpolitische Krisen, hinter denen automatisch die Kriegsdrohung stand, denn man war noch leicht bereit, den Krieg als Mittel der Politik zu begreifen. Krieg schien nichts Schlimmes zu sein, galt vielmehr als eine Art „reinigendes Gewitter", das, einmal niedergegangen, das Recht des Stärkeren schon bestätigen würde. Ein Krieg würde sicher kommen, und zwar, das wußte jeder, gegen Frankreich, den sogenannten „Erbfeind", der Deutschland vor hundert Jahren überfallen hatte und einem die nationale Einigung nun nicht gönnte. Doch die Deutschen waren bereit, und die Laerer würden mittun bei jenem Kriege, der seit langem schon in der Luft lag. Ein zeitgenössisches, im Laerer „*Illustrierten Führer*" von 1913 publiziertes Gedicht kündet von dieser Bereitschaft.

Ans Vaterland!
Es sei, es sei! Du teures Vaterland,
Dir schwören wir den hohen Schwur der Treue.
Gilt`s Deiner Ehre, greift zur Wehr die Hand;
Gilt`s Deiner Freiheit, kämpfen wir auf`s neue!
Schwingt Brüder, schwingt Germaniens Panier,
Laßt`s schallen durch das Tal und schallen wieder
Das Siegeslied
Der Freiheit Lied,
Das Lied der Lieder
Hoch lebe Deutschland, lebe für und für!

„Mit Gott für König und Vaterland“
Der Kriegerverein repräsentiert das nationale Laer

Fahne des Kriegervereins von 1905. Heimatmuseum Bad Laer.

Die Bereitschaft der Laerer zur Identifikation mit dem Reich der Deutschen konkretisierte sich insbesondere im örtlichen Kriegerverein von 1878. Die Veteranen erinnerten sich an ihre Erlebnisse in den Kriegen von 1866 (mit Hannover gegen Preußen) und 1870/71 (mit Preußen-Deutschland gegen Frankreich). Sieben Jahre nach dem Deutsch-Französischen Krieg und unmittelbar nach Beendigung des Kulturkampfes gehörte die Gründung eines Kriegervereins zu den typischen Merkmalen der Zeit. Denn hier verband sich das bürgerlich – katholische Laer mit dem neuen, protestantischen Reich der Hohenzollern, dem man wegen des Kulturkampfes in den ersten Jahren nach der Reichsgründung noch skeptisch bis ablehnend gegenüberstand. Nun repräsentierte der Kriegerverein das nationale Laer und half, die Differenzen aus der Zeit des Kulturkampfes zu überbrücken. Dem *„Cassa-Buch“* des Vereins folgend, besaßen die „Krieger“ schon zu dieser Zeit eine Fahne mit Futteral und Trauerflor, um den im Kriege gefallenen Kameraden zu gedenken.[7] Daneben besaß der Kriegerverein Anfang der 1880er Jahre zwei Infanteriezündnadelgewehre aus der Kriegszeit mit Zubehör, d.h. einer Zündhütchenzange, 200 Patronenhülsen, zwei Mündungsdeckeln usw. Später kamen noch drei Säbel und weiteres Inventar hinzu. Im Jahre 1905 schaffte der Verein für 450 Mark eine neue Fahne an, die in den Reichsfarben Schwarz-Weiß-Rot gehalten, *„auf der einen Seite den Reichsadler mit der Inschrift „Kriegerverein Laer 1878-1905“ und auf der Kehrseite die Gestalt der „Germania“ vom Niederwalddenkmal bei Bingen mit der Aufschrift „Mit Gott für König und Vaterland“* trug.[8]

An der Spitze des Vereins standen ein Präsident, sein Stellvertreter und ein Schriftführer, der auch das Kassenbuch führte. Im Jahre 1898 waren Johannes Schürbrock Präsident, Ziegeleibesitzer Feldhaus *„Vice-President“* und Heinrich Goeing Schriftführer. Die Generalversammlung des Vereins am 23. Februar 1902 wählte August Knemeyer zum Präsidenten. Die Vereinsmitglieder wählten auch Obleute in den Bauerschaften, *„welche den Vorstand unterstützen“*.[9] Franz Tepe diente für ein Jahr als Obmann in Müschen, Anton Freye in Laer, Ignatz Meyer in Winkelsetten und die Colonen Reckwerth und Röthrige in Westerwiede und Hardensetten. Im Jahre 1904 wurde Heinrich Feldhaus zum Präsidenten gewählt. August König war sein Stellvertreter. Nur Gastwirt Goeing, der Vereinswirt, wurde regelmäßig als Schriftführer bestätigt. Kaisers Geburtstag am 27. Januar eines jeden Jahres gehörte zu den wichtigsten Feierlichkeiten des Vereins. Im Jahre 1902 etwa zahlte der Kriegerverein dem Vereinswirt Goeing acht Mark *„an Bier und Cigarren zur Feier Seiner Majestät des Kaisers am Geburtstag“*.[10] 1905 feierten die Krieger Kaisers Geburtstag besonders groß. Gastwirt Bierbaum hatte die Wirtschaft, und der Verein verkaufte extra Eintrittskarten für das Fest. Die Mitglieder – 52 waren es mittlerweile, und einige Jahre später sollten es über 70 sein – trugen die neuen, im Vorjahre angeschafften Vereinsmützen und boten so ein einheitliches Bild. Denn Kaisers Geburtstag war ein Volksfest und als solches populär bei alt und jung, längst nicht nur in Laer. *„Da gab es schulfrei, da wurde in Matrosenanzügen fröhlich mitmarschiert und hurra geschrien, ein Volksfest ohne Vorahnung“*, meint ein Historiker.[11] In diesem Jahr schaffte der Verein auch die neue Fahne an und feierte dazu ein großes Fest, bei dem Gastwirt Lückefahr aus Winkelsetten die Wirtschaft bekam.[12]

Krieger-Fest

zu Laer (Teutoburger Wald)

am Sonntag, den 24. Mai 1914.

FEST-ORDNUNG

Sonnabend, den 23. Mai:

Abends 8½ Uhr: Zapfenstreich, Feuerwerk, Kommers.

Sonntag, den 24. Mai:

Morgens 6 Uhr: Musikalisches Wecken, Böllerschießen.

Mittags 12½ Uhr: Antreten, Festzug, Abmarsch zum Festplatz

Mittags 2 Uhr: Beginn des Preisschießens auf den Schießständen:

1. Stand: Kinderarmbrustschießen
2. „ Auflage-Schießen
3. „ Flinker-Schießen
4. „ Auflage-Armeegewehr-Schießen

Nachmittags 6 Uhr: Schluß des Preisschießens. Preisverteilung an der Festhalle. Abmarsch, Festzug, Parademarsch.

Abends 7 Uhr:

GROSSER FEST-BALL

eröffnet mit Polonaise.

Im Festzelt 2 Tanzsäle.

Der Vorstand des Kriegervereins Laer.

Plakat zum Kriegerfest 1914, Privatbesitz.

In die Öffentlichkeit trat der Verein hauptsächlich mit seinen großen Kriegerfesten.[13] Am Sonntag, dem 24. Mai 1914, fand es letztmalig vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges statt. Eingeleitet wurde es bereits am Vorabend mit dem militärischen „Zapfenstreich", den man ja bis heute kennt. Der folgende Sonntagvormittag trug durchaus volksfestähnlichen Charakter: Vom musikalischen Wecken, Böllerschüssen und Frühschoppen am Vormittag bis zum Antreten auf dem Thieplatz um halb eins wurde vor allem gefeiert. Die wichtigsten Gäste waren natürlich die Kriegsveteranen selbst, die zu jener Zeit bereits in hohem Alter standen. Sie hatten zum Festumzug am Nachmittag ihre Orden und Medaillen angelegt, bestand doch der Sinn des Kriegerfestes nicht zuletzt darin, die Veteranen des letzten Einigungskrieges zu ehren. Allerdings gab es längst auch jüngere Vereinsmitglieder, die einfach nur ihren Militärdienst abgeleistet hatten. Sie beteiligten sich am nachmittäglichen Preisschießen, das an den Schießständen des Blombergs ausgetragen wurde. Die Krieger schossen nicht etwa auf einen Adler, das war das Vorrecht der Schützen, sondern mit Armeegewehren auf Scheiben. Das Preisschießen war eine viel ernstere Sache als das Königschießen des Schützenvereins, war es doch dazu gedacht, die Wehrhaftigkeit der jungen Männer zu stärken. Sie sollten mit Waffen umgehen können, denn man stellte sich vor, daß sie dann auf den kommenden Krieg besser vorbereitet wären. So galt das Kriegerfest nicht nur der Erinnerung an vergangene große Tage; ebenso war es der alljährlich krönende Abschluß eines insgesamt auf die Erhaltung der Wehrhaftigkeit bedachten Vereinslebens. Das Kriegerfest hatte also durchaus kriegsvorbereitenden Charakter. Denn die Zeitgenossen empfanden den Krieg an sich weniger als bedrohlich, sondern vielmehr als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln". Krieg schien an sich legitim. Man kannte ihn nur aus der Erinnerung der Veteranen, die von drei, vier glorreichen Schlachtensiegen und von heldenhaften Kämpfen Mann gegen Mann erzählten, die den letzten Krieg angeblich noch entschieden hatten. So würde auch der nächste Krieg werden, dachte die Festgesellschaft, als sie am Abend vom Blomberg zum Thieplatz abmarschierte. Dort gab es nun einen *„Grossen Fest-Ball, eröffnet mit Polonaise"*. Gastwirt Goeing hatte drei Festzelte aufgebaut, um die Helden der vergangenen Tage, die besten Schützen des heutigen Festes und die in Zukunft lokkenden Siege gebührend zu feiern. Kein Jahr später sollte die Begeisterung dieses Tages in den flandrischen Schützengräben langsam ausbluten.

Der Jahrhundertgedenkstein ist Laers Bekenntnis zur Nation

Nur ein Jahr vordem aber, im Oktober 1913, standen Nationalismus und Militarismus noch in hoher Blüte. In jenem Jahr, als sich der Sieg über das napoleonische Frankreich in den sogenannten „Freiheitskriegen" zum hundertsten Male jährte, weihte Kaiser Wilhelm II. das monumentale Völkerschlachtdenkmal in Leipzig ein. Die Laerer Bürgerschaft wollte *„nicht zurückstehen"*, sondern *„ein bleibendes Zeugnis der treuen deutschen Gesinnung ablegen, durch Errichtung eines Jahrhundert-Denkmals"*.[14] Man wählte einen Findling, einen jener Steinbrocken, die in diesen Jahren als Zeugnisse, *„einer ununterbrochenen Dauerwesenhaftigkeit von den fernsten Ahnen bis zu den jüngsten Geschlechtern"*

galten (Fuhrmeister). *„Als Jahrhundert-Gedenkstein sollte er unübersehbar auf dem Paulbrink“* stehen, an die Befreiung von der französischen Fremdherrschaft erinnern und *„Deutschlands Stärke dokumentieren“*.[15]

Enthüllung des„Jahrhundert-gedenksteins“ auf dem Paulbrink Nachlaß Hiltermann.

Der Stein symbolisierte aber noch mehr: Denn auf dem benachbarten Thieplatz hatten die Laerer in den 70er Jahren die „Pius-Eiche“ zu Ehren von Papst Pius IX. gepflanzt, der seinen Staat an die italienische Nation verloren und dafür im 1. Vatikanischen Konzil seine geistliche Macht gestärkt hatte. In den 70er Jahren war die Ehrung für Papst Pius eine hochbrisante Sache, lag doch Reichskanzler Bismarck mit diesem Papst in heftigem Streit. Bismarcks Zorn galt der Zentrumspartei, der sich im katholischen Laer so gut wie jeder verbunden fühlte. Im Jahre 1903 hatte man – diesmal auf dem Paulbrink – die „Leo-Eiche“ gesetzt. Erneut galt die Erinnerung einem Papste, nun aber jenem Leo XIII., der sich mit Bismarck schließlich ausgesöhnt hatte. Auf diesem Platz nun ein patriotisches Denkmal aufzustellen, dokumentierte mehr als nur die übliche nationale Gesinnung der Epoche. Denn den Eichen zum Gedenken an ihre geistlichen Führer stellten die Laerer symbolisch ihre Verbundenheit zur Nation an die Seite. Natürlich blieb man weiterhin katholisch und der Kirche treu verbunden, fand aber nun einen Weg, auch seine Treue zum Deutschen Reich der protestantischen Hohenzollern auszudrücken. Laer zeigte sich und der Welt, daß der alte Widerspruch zwischen politischem Katholizismus und deutscher Einheit nun endgültig aufgehoben und an seine Stelle das freudige Bejahen des Bismarckschen Reiches bei gleichzeitiger Treue zur Kirche und dem Papst in Rom getreten war.

Der Stein, der all das symbolisieren sollte, lag bis zum Morgen des 10. Oktober 1913 noch friedlich auf seinem alten Platz in der Laerer Heide, auf dem Weg nach Lohmeyer unweit von „Bonnepatts“. Das halbe Dorf war unterwegs, den Findling zu heben. Nach-

mittags war es dann soweit. Gemeindediener Heinrich Brinkwerth marschierte dem Trupp voraus ins Dorf und meldete *„Der Stein ist aufgeladen, wir kommen!“*.[16] Tatsächlich hatte man den gewaltigen Granitbrocken mit Seilwinden, Hebeln und unter enormen Mühen endlich auf einen von 16 (!) Pferden gezogenen Ackerwagen bugsiert. Jedoch nach wenigen Metern nur, die das Fuhrwerk unter dem Jubel der Anwesenden zurückgelegt hatte, *„da neigte sich der Wagen zur Seite, linksseitig sanken die Räder tief ein in den vom Regen aufgeweichten Boden und – kopfüber stürzte unser Denkmalsstein vom Wagen, um in die Tiefen des Kanals zu verschwinden“*.[17] Für diesen Tag ließ man es gut sein und ging, um neue Kraft zu schöpfen, erstmal nach Hause. Nur die Jugendlichen des Dorfes, von der Niederlage des Tages aufgestachelt, fanden keine Ruhe. Des Nachts trafen sie sich am Findling, um das Ungetüm doch noch zu bezwingen. Mit Ketten umwickelten sie den Brocken und zerrten ihn bis auf die Grabenböschung; da aber rissen Seile und Ketten, und erneut stürzte der Stein in den Graben zurück. Müde und erschöpft ließen sie vorerst von ihm ab, um der Hebungsmannschaft, die am frühen Morgen wieder in die Heide zog, den Platz zu räumen. Man brauchte bis nachmittags drei Uhr, aber dann war der Stein endlich sicher verladen. *„Unter Böllerkrachen und mit lautem Hurra der herbeigeeilten Bürgerschaft erfolgte der feierliche Einzug ins Dorf zum Denkmalsplatze“*, notierte der Chronist im Illustrierten Führer.[18]

Paulbrink mit Jahrhundertgedenkstein, Heimatmuseum Bad Laer. Das Ständerhaus am rechten Bildrand ist die alte Legge.

Stolz gedachte die Bevölkerung nun der Vertreibung der Franzosen vor hundert Jahren und der Gründung des Reiches, dem man sich mittlerweile zugehörig fühlte. Allerdings wurden diese Gefühle nicht von jedermann geteilt. Einige wenige Laerer, die den üppig sprießenden Nationalismus jener Zeit wohl nicht mitmachen wollten, sammelten sich im Schutze der Dunkelheit in der folgenden Nacht am Paulbrink. Einer von ihnen hatte aus der Munitionskammmer der Norddeutschen Kalkfabrik einige Dynamitpatronen besorgt, um das Denkmal damit in die Luft zu jagen. Bald erschütterte eine gewaltige Detonation die Stille der Nacht und versetzte die Dorfbewohner in helle Aufregung. *„Doch*

das Denkmal stand. Nach den unpatriotischen Tätern fahndete man erfolglos. Erst nach ihrem Tode wurden ihre Namen bekannt“.[19] Was blieb, war der Stein und mit ihm das mehrheitliche Bekenntnis zu einem Deutschland, das kein Jahr später schon inmitten jenes großen Krieges stand, der als Erster Weltkrieg in die Geschichte eingehen sollte. Bei der letzten Umgestaltung des Paulbrinks widerstand die Gemeinde der Versuchung, die Erinnerung an Nationalismus und Militarismus mit Spitzhacke und Preßlufthammer zu „bewältigen“. So findet man den Gedenkstein heute, zwar weniger exponiert und seines Fundaments beraubt, aber als Mahnmal gegen das Vergessen des nationalistischen Deutschlands präsent, am Rande des Paulbrinks, vor dem Haus Bühren.

3. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Weltwirtschaftskrise

3.1 „*So lange noch ein deutsches Schwert aus blanker Scheide blitzt*“ Laer im Ersten Weltkrieg

Wo ist der Deutsche, der verzagt
Und zittert wie ein Lamm,
So lange noch zum Himmel ragt
Ein deutscher Eichenstamm,
So lange noch am deutschen Herd
Die deutsche Treue sitzt,
So lange noch ein deutsches Schwert
Aus blanker Scheide blitzt!

Wo ist der Deutsche, der vergißt,
Was er dem Vaterland,
Dem deutschen Namen schuldig ist,
So lang er noch die Hand
Noch einen Finger rühren kann,
Nicht bis zum letzten Hauch
Sich treu bewährt als deutscher Mann
Nach deutschem Heldenbrauch

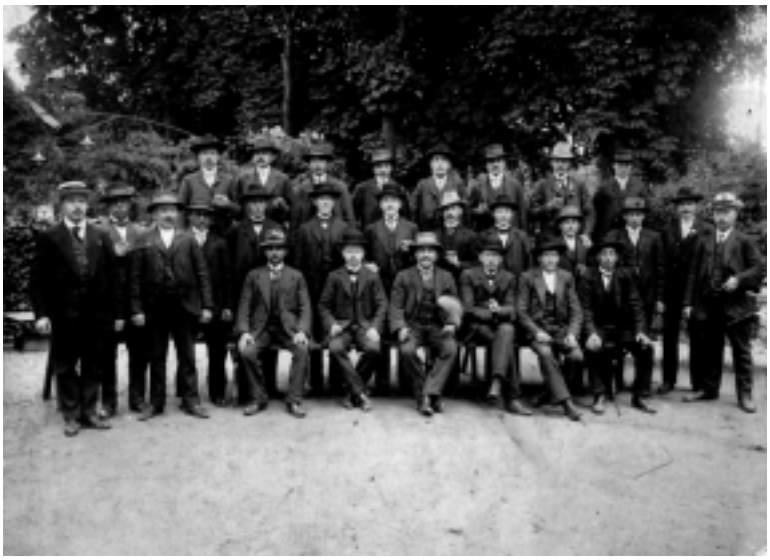
Der Deutsche fürchtet Gott allein
Sonst nichts auf dieser Welt!
Und schlägt auch Blitz und Hagel drein,
Ob krachend auch zerschellt
Sein Heldenschwert vom Blute rot
Er zagt und zittert nicht,
Bis ihm in seiner letzten Not
Das Heldenherz zerbricht

Kriegsgedicht im Iburger Kreisblatt [1]

Kriegsausbruch 1914

Fast ganz Europa schien den Ausbruch des Ersten Weltkrieges Anfang August 1914 jubelnd zu begrüßen. Nur wenige, wie etwa der britische Außenminister Sir Edward Grey, ahnten, daß dem Kontinent ein Totentanz bevorstand, den er kaum würde überleben können. Hunderttausende junger Männer aber meldeten sich, um auf dem „Feld der Ehre" den „Heldentod fürs Vaterland" zu sterben. Sie wußten nicht, daß die Zeit des tapferen Heldentums im Kampf Mann gegen Mann längst der Vergangenheit angehörte und daß dieser Krieg in industriellem Maßstabe ausgefochten würde. Ganz sicher glaubten sie, Weihnachten wieder zu Hause zu sein, denn Deutschlands letzte Kriegserinnerung war die der „Reichseinigungskriege", in denen schnelle Schlachtensiege den Waffengang bald hatten entscheiden können. Im ländlichen Raum hielt sich die Kriegsbegeisterung, die die Stimmung in den Metropolen des Reiches weitgehend prägte, allerdings eher in Grenzen. Zum einen war der Zeitpunkt der Mobilmachung mitten in der Ernte äußerst ungünstig. Zum andern lag der Gedanke des freiwilligen Opfers des eigenen Lebens für das Vaterland all denen fern, die aus täglicher Erfahrung wußten, wie sehr der elterliche Hof oder Handwerksbetrieb auf ihre Mithilfe angewiesen war.[2] Insofern blieben kollektive Begeisterungserlebnisse weitgehend aus, aber dennoch ergriffen Teile der Bevölkerung auf dem Land durchaus auch Partei für den Krieg gegen den „Erbfeind". In Laer etwa, so berichtet das Iburger Kreisblatt einige Wochen nach Kriegsausbruch, *„hat man dem französischen Gruße ‚Adieu' den Krieg erklärt und dafür das deutsche ‚Ade' gewählt. Das gut deutsche, herzwarme Wort ‚Ade' verdient als allgemeiner Gruß angenommen zu werden"*, hieß es. Und weil es nun schließlich gegen Frankreich ging, sollten in Laer auch keine französischen Worte mehr gebraucht werden. Statt dessen das deutsche Ade; *„Denke man doch an unsere schönen Volkslieder, worin es heißt: „Nun ade, du mein lieb Heimatland!" oder: „Nun ade, du kleine Gasse, nun ade, du stilles Haus", oder „Morgen marschieren wir, ade, ade ... ." Also fort mit dem französischen ‚Adieu', aber gute Freundschaft mit unserem deutschen Ade!"*.[3] Kurz, der Krieg trieb auch sprachlich bisweilen seltsame Blüten und prägte das Bewußtsein der Bevölkerung. Man wollte mittun, Farbe bekennen und am kommenden Sieg teilhaben. Allerdings, während die Männer bei Kriegsausbruch den jungen Leutnants ein dreifaches Hoch auf den Kaiser zuriefen, wenn diese nach preußischem Brauch den Kriegszustand unter Trommelwirbel in den Garnisonsstädten des Reiches verkündeten, liefen die Mütter und Ehefrauen in die Banken und Sparkassen, um mit dem abgehobenen Geld noch eilig Lebensmittel zu hamstern. In Laer fürchtete man weniger eine Lebensmittelknappheit, aber um das liebe Geld sorgte man sich schon. So kam es auch hier zunächst zu Angstabhebungen. Denn bei allem Jubel und der Hoffnung auf die große, unteilbare, heldenhafte Lebenserfahrung im mannhaften Gefecht vergaßen die Hausfrauen doch die alte Lebensweisheit nicht, daß der Krieg vor allem Leid und Elend mit sich bringt.

Der Kaiser und seine Generale riefen die jungen Männer zu den Waffen, und in Massen strömten sie herbei. Bald fehlten die landwirtschaftlichen Arbeitskräfte an allen Ecken



Laerer Reservisten am 2. August 1914, Heimatmuseum Bad Laer.

und Enden, und die Ernte geriet in Gefahr. So wurden nun auch die Kinder und Jugendlichen für die Kriegsarbeit mobilisiert. Schon eine Woche nach Kriegsausbruch lasen sie einen Aufruf der Schriftleitung des örtlichen Heimatblattes. *„An die Jugend des Kreises Iburg. Jünglinge!“* hieß es dort, *„Liebe Kinder! Von den Russen ist die Brandfackel des Krieges in unser Land geschleudert ... . In schamloser Weise hat der Zar unseren Friedenskaiser betrogen, um im Aufmarsch an der Grenze einen Vorsprung zu gewinnen. Alle waffenfähigen Männer sind zu den Fahnen gerufen; ... . Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“*.[4] Die Darstellung der russischen Kriegsschuld war unhaltbar falsch. Im Gegenteil muß man wohl davon ausgehen, daß Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich ihr möglichstes getan haben, um einen allerdings begrenzten Krieg zu diesem Zeitpunkt zu inszenieren, denn man hoffte auf den Sieg. Jedoch wußten das die Iburger Redakteure nicht, und die Bevölkerung ahnte ebenfalls nichts davon. Man fühlte sich vielmehr umzingelt und angegriffen, in der Verteidigung also, und damit im Recht. Das sollten auch die Kinder wissen, deren Hilfe man nun brauchte. *„In dieser ernsten Zeit ergeht an Euch Ihr Jünglinge, ihr Jungen im Heimatkreise der Ruf, Eure jungen Kräfte in den Dienst des wichtigsten Standes, des Nährstandes zu stellen.* (Nun) *zeigt auch Ihr, deutsche Jungen, Euch der ernsten Zeit würdig. Meldet Euch, damit kein braver Bauersmann im Heimatkreise in Verlegenheit kommt. Tut freudig und gewissenhaft Eure Pflicht. Seid treu und brav und ewig wird Euch die Heimat dankbar sein. Und dann noch eins: Morgens, eh wir das Tagwerk beginnen, abends, eh wir die Augen schließen, wollen wir die Hände falten und aus tiefster Seele beten zum Schlachtenlenker droben: Gott schütze unser teures geliebtes Vaterland“*.[5] Für die Kinder und Jugendlichen in Laer war die Erntearbeit natürlich nichts Ungewöhnliches. Neu war daran nur, daß der Ernteeinsatz plötzlich etwas Kriegswichtiges wurde. Dafür gab es sogar schulfrei! Doch Kinder und Jugendliche arbeiteten nicht nur, sie beteten auch für den Sieg, denn Gott stand, da war man sicher, ganz bestimmt auf Deutschlands Seite. Zudem wurden die Schulkinder noch beständig mit Sammlungen beschäftigt. Sie sammelten Geld für die Kriegsanleihen, mit denen der Krieg bezahlt

werden sollte, sie sammelten Altmetall für die Patronen und Gewehre, Stoffe für die Uniformen der Soldaten usw. – die Schulchroniken der Laerer Schulen berichten ausführlich darüber. So gehörten die Kinder ganz und gar zur Kriegsgesellschaft dazu.

Das Kriegshilfs-Comitee unterstützt bedürftige Familien

Die daheimgebliebenen Männer der Gemeinden Laer und Remsede setzten sich gleich nach Kriegsausbruch, am Abend des 3. August 1914, bei Gastwirt Bierbaum zusammen und gründeteten dort ein Kriegshilfs-Comitee.[6] Man mußte die Familien der ins Feld einrückenden Soldaten unterstützen, wollte sich beteiligen und irgendwie helfen, damit Deutschland den Krieg gewinnen könne. Also wählte die Versammlung einige sogenannte „Vertrauensmänner", die in ihren jeweiligen Ortsgemeinden darauf achteten, *„ob infolge der Einberufung der Ernährer zum Kriegsdienst in irgendeiner Familie Bedürftigkeit eingetreten ist oder bald einzutreten droht"*.[7] Das Comitee wählte Samtvorsteher Richard zum Vorsitzenden und den Uhrmachermeister August Knemeyer zu seinem Stellvertreter. Nach schöner alter Laerer Tradition durfte auch Pastor Hupe nicht unberücksichtigt bleiben; er wurde Ehrenvorsitzender. Wichtig waren die Vertrauensmänner, an die sich ein jeder wenden sollte, der in Not geriet. Für das Dorf Laer übernahmen Adolf Kendeler, Carl Hagedorn, Lehrer Markus, Bernhard Peters und Gemeindevorsteher Thiemann diese Aufgabe. Colon Schwenne und der Colon und Gemeindevorsteher Rötrige arbeiteten in Hardensetten für das Comitee. In Müschen waren neben Gemeindevorsteher Klaphecke noch die Colonen Sandfort und Diekmann und in Winkelsetten die Markkötter Schwöppe und Heimsath-Rolf mit ihrem Beigeordneten Landwehr für das Comitee unterwegs. Als Vertrauensmänner für Westerwiede fungierten die Hofbesitzer Dölken und Feldhaus, für Remsede wählte man Colon Sautmann.

Gruß von der Front an die Heimat. Heinrich Aulenbrock, Westerwiede, im Schützengraben, 1915, Privatbesitz.

Und Hilfsbedürftigkeit gab es durchaus. Die Ehefrau des Soldaten August D. etwa war erwerbslos und daher vollständig auf die minimale Familienunterstützung des Kreises angewiesen. Ganze 12 Mark bekam sie im Monat; davon konnte sie keinesfalls existieren. Doch ihre Lage verschlimmerte sich weiter. Nach der Einberufung ihres Mannes, so schrieb sie in einem Bittbrief, *„ist mein Kind erkrankt und gestorben; die ärztliche Behandlung erforderte ebenso wie die Beerdigung große Kosten. Sodann erkrankte ich und die Behandlung erforderte weiter erhebliche Aufwendungen, wie die mit Bitte um Rückgabe beigefügte Arztrechnung ergibt"*.[8] Solche Not war keine Seltenheit, denn die Kriegshilfen, die der preußisch-deutsche Staat zahlte, lagen trotz einer Erhöhung der im Kriegshilfsgesetz von 1888 festgelegten Unterstützungssätze noch weit unterhalb des Existenzminimums. Die Kriegerfrauen gerieten rasch in die Rolle von Bittstellerinnen, denn gerade auf dem Land gab es für sie kaum Arbeitsplätze. Darunter litten wiederum die Ehemänner, die als Soldaten ihre Familien nicht selten in Armut zurücklassen mußten. Nicht nur Kriegerfrauen, sondern auch Soldaten-Mütter gerieten manches Mal in Not. Die fünf Söhne der Witwe Jochmann etwa sorgten im Frieden gemeinsam für den Unterhalt ihrer Mutter. In den ersten Kriegsjahren aber wurden vier der fünf jungen Männer eingezogen; von ihrem schmalen Wehrsold konnten sie so gerade eben Frau und Kinder unterstützen, mehr nicht. So sorgte nur noch der jüngste Sohn Carl für die Mutter. Am 10. Mai 1916 fiel einer seiner Brüder *„den Heldentod fürs Vaterland"*, und selbst das ertrug die Witwe noch.[9] Als dann aber noch ihr jüngster Sohn Carl, der sie bislang versorgt hatte, am 15. Januar 1917 eingezogen wurde, wußte sich die mittlerweile erkrankte Mutter nicht mehr zu helfen. Sie schrieb einen Brief an den Kaiser persönlich und bat ihn, ihr doch den Sohn Carl zurückzugeben. Wie sollte sie denn von nur 10,- M monatlicher Unterstützung leben, fragte sie Wilhelm II., und Recht hatte sie, denn davon konnte niemand existieren. Das Kriegsministerium, das die Angelegenheit schließlich bearbeitete (der Kaiser las solche Briefe nämlich nicht), war durchaus beeindruckt, aber den Sohn wollte man der Witwe Jochmann dennoch nicht zurückgeben. Immerhin, *„in Anbetracht der bestehenden Bedürftigkeit und des Umstandes, daß die Witwe dem Vaterland 5 Söhne gegeben und scheinbar sonst niemanden hat, der sie unterstützt, wird Erhöhung der Familienunterstützung befürwortet"*, schrieb man dem Landratsamt nach Iburg.[10] Das Geld wurde schließlich aber nicht von den staatlichen Behörden, sondern vom hiesigen Kriegshilfsverein aufgebracht; am Ende standen die Kommunen selbst für ihre Bedürftigen ein.

Stolz, Trauer und Liebestätigkeit
Der Vaterländische Frauenverein in Laer

Daß der Krieg eine Angelegenheit der Männer ist, weil sie als Soldaten in die Schlacht ziehen, scheint naheliegend. Doch, es sind die Frauen, die zu Hause bleiben, sich um Kinder und alte Menschen sorgen, die Arbeit der Männer übernehmen und zusehen müssen, wie sie ihre Familien durchbringen. Sie sind es auch, die die Toten, die „Gefallenen" betrauern und sich mit dem endgültigen Verlust des Verlobten oder Ehemannes, des Sohnes womöglich abfinden müssen. Der Erste Weltkrieg forderte ungefähr fünf

Gruß aus der Heimat an die Front. Maria Elisabeth Vogelpohl und ihre Kinder auf einer Photographie für Franz Vogelpohl, Privatbesitz.

Millionen Menschenleben in der Schlacht; in der Gemeinde Laer allein wurden 141 meist junge Männer betrauert. Doch paßte Trauer nicht in die stolze Zeit. *„Mehrfache Wünsche der Bevölkerung sind dahingehend, daß Frauen und Mädchen keine Trauerkleider für die auf dem Feld der Ehre Gefallenen anlegen sollen“*,[11] schrieb die hier viel gelesene Iburger Kreiszeitung schon bald nach Kriegsausbruch. Statt dessen solle man doch ein Abzeichen mit der Inschrift *„Stolz gab ich ein teures Haupt für's Vaterland“* anlegen; eine Idee der daheimgebliebenen Männer, die darauf bestanden, auch in der Heimat kriegsmäßig zu leben. Letztlich ging es nicht soweit, daß man die Trauer stolz ertrug. Aber viele Frauen waren bereit, den Krieg der Männer an der Front so gut es ging zu unterstützen, allein schon weil sie um die Gesundheit ihrer Männer und Söhne fürchteten. Schon am 9. August 1914, also nur gut acht Tage nach Kriegsausbruch, gründeten die Bürgerfrauen des Kreises Iburg einen „Vaterländischen Frauenverein“, dessem Vorstand u.a. Frau Vieth aus Laer angehörte. Unter ihrem Vorsitz bildete sich in diesen Tagen auch eine Ortsgruppe des Vereins für die Gemeinden Laer und Remsede. Frau Dr. Stertenbrink, die Gattin des hiesigen Arztes, wurde stellvertretende Vorsitzende, und der Kontorist Gerhard Kampfschmidt übernahm die Kassenführung.[12] Übrigens, die Mitgliedschaft von Männern im Vaterländischen Frauenverein war nichts Ungewöhnliches.

Neben dem Vaterländischen Frauenverein und dem Kriegshilfs-Comitee stellten sich bald auch die längst bestehenden bürgerlichen Vereine der Gemeinde Laer bereitwillig

in den Dienst des Krieges. Denn auch sie wollten ihren Teil zum Siege beitragen. Bereits kurz nach Kriegsausbruch *„wurde vom Kriegerverein beschlossen, 1000 Mark vom Kassenbestand für die hülfsbedürftigen Familien der kriegsteilnehmenden Kameraden zu verwenden. Außerdem wird der Verein sich fleißig an der Versendung von Liebesgaben für seine Mitglieder und Krieger beteiligen; jedenfalls soll jeder zu Weihnachten ein schönes Paket als Weihnachtsgabe erhalten“*.[13] Auch die übrigen Vereine wurden aktiv. Der Spar- und Darlehenskassenverein schloß für seine sämtlichen im Felde stehenden Mitglieder eine Art Lebensversicherung ab, und der Gesellenverein stiftete hundert Mark für „Liebesgaben“. „Liebesgaben“ waren Pakete, gefüllt mit Nahrungsmitteln und Bekleidungsstücken, mit Geld, Büchern und Rauchwaren, die man millionenfach ins Feld schickte. Auch die Laerer sammelten tüchtig dafür. Ein eifriger Sammler etwa hatte sich auf Zigaretten spezialisiert und davon 1000 Stück für die Frontsoldaten zusammengetragen. *„Der Bürgerschützenverein beschloß in der letzten Generalversammlung, den Betrag von 400 Mark zu bewilligen; davon sollten dem Frauenverein 200 Mark überwiesen werden und sind in eigener Tätigkeit für die restlichen 200 Mark 146 Pakete mit Zigarren, Zigaretten, Kautabak usw. an sämtliche Laersche Krieger versandt worden“*.[14] Auch die Remseder sparten fleißig für den Krieg. Der Schützenverein veranstaltete Anfang September eine Sammlung für das Rote Kreuz. 62 Mark wurden gespendet, und der Verein legte nochmals 100 Mark zur Unterstützung der notleidenden Familien eingezogener Vereinsmitglieder dazu. *„Demnächst sollen noch 100 M. für unsere im Felde stehenden Krieger gespendet werden. Bravo!“*, meinte dazu der Redakteur vom Iburger Kreisblatt.[15]

Satzung

des

Vaterländischen Frauen-Vereins
für den Kreis Iburg (Zweigvereins)

beschlossen
in der Gründungsversammlung
zu Iburg am 9. August 1914.

H. Brucke & Söhne, Diffen (Teutob. Wald)
1914

Satzung des Vaterländischen Frauenvereins für den Kreis Iburg, zu dem auch die Ortsgruppe Laer gehörte, Gemeindearchiv Bad Laer.

Unübertroffen blieben die Aktivitäten des Vaterländischen Frauenvereins. Man sammelte, strickte und häkelte, und schon am 25. August schickte der Verein die erste große Sendung nach Hannover, von wo aus die Liebesgaben den Soldaten ins Feld nachgesandt wurden. Insgesamt vier große Kisten mit 120 Paketen gingen ab. Jedes Päckchen enthielt *„1 Hemd, 1 Unterhose, 1 Paar Socken, 1 Paar Fußlappen, 1 Leibbinde mit Gummi-Unterlage, 1 Paar Pulswärmer, 1 Paket Zigarren und Zigaretten, 1 Paket Schokolade und Eisbonbons und Pfeffermünz-Pastillen und 2 Ansichtskarten"*. Dazu schickten die Laerer Frauen zur Unterstützung der Feldküchen und -Lazarette *„1 Kiste mit Leinwand, Bettsachen sowie Verbandsstoffen und 1 Kiste (478 Pfd.) Fleischwaren, als geräucherter Speck und Schinken, Mettwürste usw"*.[16] Kein Zweifel, die Aktivität für den Krieg schweißte die Bevölkerung zusammen. Über alle Konfliktlinien legte sich der Krieg und schuf Gemeinsamkeit dort, wo vorher Uneinigkeit herrschte. Im Vaterländischen Frauenverein etwa arbeiteten katholische und protestantische mehr oder weniger industrialisierte Ortschaften problemlos zusammen. Ganz gleichgültig schienen auch die latenten Gegensätze innerhalb der Gemeinde. Die Frauen der eingezogenen Soldaten waren vor allen Dingen Kriegerfrauen. Ob sie begütert oder arm waren, sollte wenigstens für einige Monate nicht mehr zählen. Man war gleich, eine eingeschworene Gemeinschaft schien es. Keine zwanzig Jahre später bemühte Adolf Hitler genau diese Erfahrung, als er von „Volksgenossen" und „Volksgemeinschaft" zu sprechen anhob. Auch in Laer spielten die sozialen Gegensätze für kurze Zeit keine Rolle mehr. Statt dessen traf man sich auf der Ebene der gemeinsamen Arbeit für den Krieg. Den ganzen Krieg hindurch sammelten die Frauen weiter, denn *„keine Laerer Bürgerfrau wollte zurückstehen"*, so daß sich der Sammel- und Spendentrieb über Jahre hinweg bis zur Erschöpfung beständig selbst erhielt. Denn man fürchtete um seine Kinder, die draußen im Felde lagen, Tag und Nacht in heftigen Kämpfen, den Unbillen der Witterung und der preußischen Heeresverwaltung ausgesetzt; sie würden alle diese Gaben gut gebrauchen können. Aber jenseits des Notwendigen knüpfte sich auf dem Wege der Liebesgaben ein auch emotional enges Band zwischen den Soldaten in der Ferne und den Daheimgebliebenen, zwischen Kriegs- und Heimatfront. Denn letztlich kämpfte man mit, schuftete, sammelte, betete und spendete für den Sieg des Vaterlandes.

Front und Heimat

Und man bekam auch Antwort und Bestätigung. In den ersten Wochen eilte das Heer im Westen von Schlachtensieg zu Schlachtensieg, bis es endlich gestoppt und aus dem Bewegungs- ein Stellungskrieg wurde, der sich über vier lange Jahre hinziehen und schließlich alle Zuversicht aufzehren sollte. Zunächst aber schien es möglich, daß die „Laerschen Jungs" zu Weihnachten wieder zu Hause sein würden. Denn sie kämpften und stürmten voran. Einer schrieb nach Laer *„Ich bin bei dem Maschinengewehre und habe schon einen Heuschober voll Rothosen niedergemäht"*; kein Gedanke daran, daß all die französischen *„Rothosen"* auch Menschen waren.[17] Ein anderer berichtete von großen Siegen: *„Gestern nachmittag 3 Uhr fiel Antwerpen. Ein kräftiges Hurra unsern Kriegska-*

meraden. Lieb Vaterland magst ruhig sein“, und wieder ein anderer sprach schon vom nahen Kriegsgewinn. „*Wenn wir in Paris sind, senden wir allen Laerschen Damen, als Dank für ihre Liebesmühe, Einladungen zu dem großen Reserve Ball*“. Auch Dankbarkeit sprach aus den Briefen der Krieger. „*Alle Gaben sind vortrefflich ausgewählt*“, hieß es und „*Herzlichen Dank allen Frauen und Damen von Laer, die so viel Liebe für die Laerschen Jungens bewiesen. Ehret die Frauen, sie stricken und weben fürs frostige Leben*“, dichtete der junge Soldat noch dazu. Auch an lokalem Patriotismus wurde nicht gespart. „*Es geht nichts über Laer. Dat Loarske Land dat is en Kron*“ hieß es zur Antwort auf die Grüße aus der Heimat, und: „*Hoffentlich werden wir bald wieder echt Laerschen trinken. Ein paar Liter als nächste Liebesgabe sind erwünscht*“. Sogar Helden konnte man bald in seinen Reihen begrüßen. Feldwebel Schowe aus Westerwiede etwa, der am 17. September 1914 von seinem Oberst mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde. Schowe hatte mit seinem Zug in vorderster Linie einem Gegenangriff standgehalten und sich dabei auszeichnen können. Nun wurde er geehrt. „*Den Augenblick vergesse ich nie. Noch vor den Offizieren ausgeschmückt mit dem einfachen aber hohen Orden. Möge der liebe Gott geben, daß ich es gesund mit nach Hause nehmen darf*“,[18] schrieb er der Familie nach Westerwiede. Stolz war man auf den jungen Mann, sogar die Zeitung berichtete von seinen Heldentaten. Ähnlich stolz war man auf noch so manchen anderen Laerschen Helden, den der Krieg hervorbringen sollte. Am 11. August 1916 erhielt einer von ihnen, der Leutnant Josef Niehaus, von seiner Majestät Kaiser Wilhelm II. persönlich das Eiserne Kreuz erster Klasse anläßlich eines Frontbesuches verliehen.[19] Das war natürlich eine enorme Ehre. Und sie animierte dazu, weiterhin zu sammeln und zu spenden, bald auch für deutsche Kriegsgefangene. Allerdings, je länger der Krieg dauerte, desto mehr schwand die Begeisterung. Und nicht nur sie; spätestens seit dem dritten Kriegsjahr 1917 gab es nicht mehr viel zu verschenken.

Kaiser Wilhelm II. überreicht dem Leutnant Josef Niehaus aus Laer das EK I.

Verwundetenpflege in Laer

Schon wenige Monate nach seinem Ausbruch zeigte der Krieg auch in der Heimat seine blutige Wirklichkeit, in der für hehre Begriffe wie Stolz und Ehre kein Platz mehr war. Verwundete kehrten heim, von feindlichen Kugeln getroffen und bisweilen auf immer entstellt. Mit zerschossenen Gesichtern und Gliedmaßen, nach Feldamputationen oft entsetzlich verstümmelt, verlor der Krieg angesichts seiner Opfer ganz langsam an Glanz und Gloria und zeigte sein wahres Gesicht. In Laer stellte man rasch 20 Betten im neuen Krankenhaus für verwundete Krieger bereit. Dr. Vornhecke, der bald auch die Patienten von Dr. Stertenbrink mitversorgen mußte, wollte die Krieger kostenlos behandeln,[20] während der Vaterländische Frauenverein die Ausstattung und Organisation der Lazarettfürsorge übernahm. Das Laerer Lazarett war dem Reservelazarett Osnabrück angegliedert und durfte nur von dort Verwundete übernehmen. Den verbliebenen Unterlagen nach beschäftigte man in Laer fünf Pflegerinnen mit der Verwundetenbetreuung, gemeint sind wohl die Ordensschwestern des Krankenhauses. Hinzu kam eine weitere Helferin.[21] Ende 1914 waren bereits 17 der 20 bereitgestellten Betten mit Verwundeten belegt. Ende 1915 war das Lazarett im Prinzip schon überfüllt, als 23 junge Männer hier versorgt wurden, ausnahmslos Mannschaftsdienstgrade übrigens.[22] In den kommenden Monaten und Jahren sollte das Laerer Lazarett nicht mehr leer werden. Viele hundert junge Männer wurden hier gesund gepflegt, oft um alsdann wieder in den Krieg zu ziehen und dort ihr Leben erneut einzusetzen. Doch das schien die Pflicht eines jeden, und so war man stolz auf sein Lazarett, wo *„so mancher tapfere Kämpfer ... durch die sorgfältige Pflege in unserem Hospital dem Vaterland und seiner Familie erhalten worden* (ist)“.[23]

Flüchtlinge kommen nach Laer

Am 18. November 1914, die Russen stürmten in Ostpreußen ein, kündigte Landrat von Breitenbach dem Samtvorsteher Richard an, daß im ganzen 250 Flüchtlinge aus Ostpreußen im Kreis Iburg Unterschlupf finden sollten; 20 von ihnen würde man der Gemeinde Laer zuweisen.

Krieg um Ostpreußen

Im Ersten Weltkrieg wurde fast nur auf feindlichem Gebiet gekämpft; in Flandern etwa, in Norditalien, Afrika und auf dem Balkan. Allerdings gelang es russischen Truppen in den ersten Kriegsmonaten, ostpreußisches Gebiet zu besetzen, denn die Deutschen hatten ihre Heere fast ausnahmslos gegen Frankreich geworfen. Hier wollten sie den Sieg in nur wenigen Wochen erringen. Derweil die deutschen Truppen in den ersten Kriegswochen im Westen noch voranstürmten, lag der Osten des Reiches ungesichert vor den heranrückenden russischen Armeen. Bald marschierten die Verbände des Zaren nach Ostpreußen, einen riesigen Flüchtlingsstrom vor sich hertreibend, der erst abebbte, als General v. Hindenburg (1847-1934) mit seinem Stabschef General Ludendorf die Russen in der Schlacht bei Tannenberg am 26. August 1914 stoppen und zurücktreiben konnte. Tatsächlich war der Sieg eher General

Ludendorf zuzuschreiben, aber in der Öffentlichkeit galt Hindenburg als Vater des Sieges. Mit der bald legendären Schlacht von Tannenberg hatte sich der greise General unsterblichen Ruhm gesichert. Bald war er populärer als Kaiser Wilhelm II., der kaum noch als „Oberster Kriegsherr" in Erscheinung trat. Dabei war es Hindenburg, in dessen Namen der Erste Weltkrieg sinnlos und unter blutigsten Opfern bis zur endgültigen Erschöpfung vorangetrieben wurde. Und er war es auch, der Adolf Hitler im Januar 1933 zum Reichskanzler ernannte. Doch seit Tannenberg galt Hindenburg als eine Art nationaler Ikone; um ihn und sein Feldherrengenie kreisten die Siegeshoffnungen bis zuletzt. Er war übrigens auch in Laer sehr populär. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg konnte man sein Konterfei gelegentlich in den guten Stuben Laerer Bürger bewundern. Im Gasthaus Goeing etwa hing bis in die 60er Jahre ein überdimensionales Bild des Feldherrn an bester Stelle, in der Stammtischecke nämlich.

Bei den Flüchtlingen, die im Winter 1914 nach Laer kommen sollten, handelte es sich *„überwiegend um preußische Landwirte, vereinzelt wohl auch um große Besitzer, die zur Betätigung nicht ohne weiteres herangezogen werden können"*.[24] Anfang Januar 1915 kamen noch mehr Flüchtlinge hinzu. *„Aus dem weiteren Schriftwechsel ist ersichtlich, daß es sich zum Teil um große Familien mit 5 und 7 Kindern und Großmüttern handelte, die im masurischen Kreis Johannisburg beheimatet waren"*.[25] Nun wurden die Laerer mit einer weiteren Seite des Krieges konfrontiert. Man brachte die Flüchtlinge, die Haus und Hof verloren hatten und heimatlos geworden waren, in verschiedenen Privathaushalten unter und verköstigte sie dort auch. Einige Familien stellten dafür Räumlichkeiten zur Verfügung: Colon Winkelmann etwa, die Witwe Hohn, die Colonen Oberhülsmann, Sandfort, Diekmeyer, Gr. Kettler, Poppe und auch Bäcker Dreyer gehörten dazu.[26] Dafür zahlte der Kreis eine entsprechende Vergütung, für Erwachsene 1 M, für Kinder unter 14 Jahren immerhin noch 50 Pfg. am Tag. In manchen Gemeinden des Kreises gab es natürlich auch Schwierigkeiten im Umgang mit den ostpreußischen Gästen. Flüchtlinge in Glandorf und Borgloh etwa beschwerten sich, *„teils über mangelhafte Schlafstätten, teils über die Verpflegung. Einige Hofbesitzer, die Ostpreußen beherbergen, sollen sogar damit gedroht haben, dass sie kein Essen mehr bekämen, wenn sie nicht arbeiten"*.[27] Der eine oder andere Hofbesitzer versuchte auch, die bei ihm untergebrachten Männer mit Dienstverträgen zum Hierbleiben zu bewegen,[28] denn Arbeitskräfte waren während des Krieges knapp und jede hilfreiche Hand willkommen. Allerdings, das eine wie das andere war nicht gestattet, denn schließlich wurde man für die Unterbringung ja bezahlt. Die Ostpreußen durften zwar beschäftigt werden, aber nur mit ihrem Einverständnis und gegen eine entsprechende Entlohnung. Man sollte bei alledem auch bedenken, daß der ländlichen Bevölkerung jener Zeit der Anblick untätiger Männer und Frauen noch weitgehend unbekannt war. Abgesehen von den Kurgästen bei Springmeyer, die aus gesundheitlichen Gründen in Laer weilten, arbeitete hier jeder von früh bis spät, das war die Normalität. Kein Wunder also, daß vereinzelte Colonen die untätigen Flüchtlinge an die Arbeit kriegen wollten. Aus Laer sind solche Probleme übrigens nicht ausdrücklich überliefert; verschiedene Flüchtlinge haben hier zwar auch gearbeitet, jedoch wurden sie offenbar nicht unter Druck gesetzt. Die Ostpreußen blieben etwa bis zum Sommer 1915 in der Gemeinde. Bis dahin mußten sie

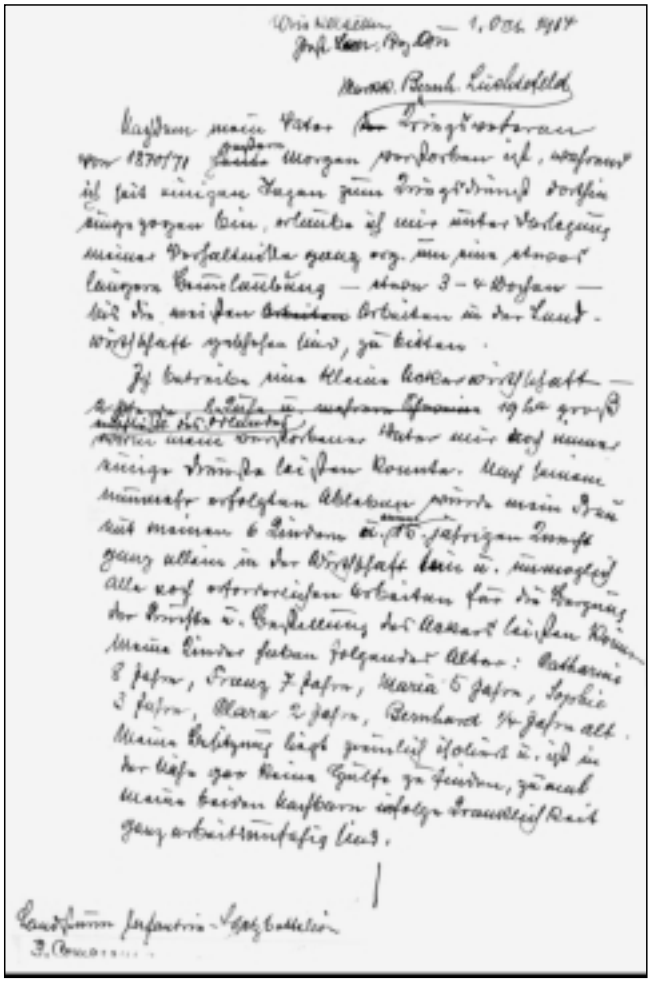
mit ihrer geringen Familienunterstützung in den zugewiesenen Räumen ausharren, was natürlich auch eine Reihe menschlicher Probleme aufwarf. Endlich aber zogen auch sie wieder ab.

Der Wirtschaftskrieg

Der Erste Weltkrieg wurde nicht nur auf den Schlachtfeldern Flanderns und Frankreichs oder in den Sümpfen Masurens entschieden. So sperrte Großbritannien unmittelbar nach Kriegsausbruch die Seewege nach Deutschland, um die Bevölkerung auszuhungern. Das Reich mußte sich ebenso wie sein Alliierter Österreich-Ungarn von nun an ohne zusätzliche Getreide- und Viehimporte selbst ernähren. Denn es gelang nie, die britische Seeblockade mit der deutschen Kriegsflotte, für die man sich so enorm engagiert hatte, aufzubrechen. Letztlich blieb die deutsche Marine zu schwach und lag meist tatenlos im Hafen, weil die Admirale und der Kaiser eine Niederlage fürchteten. Ursprünglich nahm man an, daß der Krieg nur kurze Zeit dauern würde. Darum schenkten die staatlichen Behörden der Volksernährung vorerst keine rechte Aufmerksamkeit, obwohl das Land auch schon im Frieden auf Lebens- und Futtermittelimporte angewiesen war. Im Laufe des Krieges aber wurden die Lebensmittel knapp und daraufhin zwangsverwaltet; es fehlte allerdings an Erfahrung und Koordination, so daß Deutschland spätestens seit dem zweiten Kriegsjahr von periodisch wiederkehrenden Hungerkrisen gebeutelt wurde. Je stärker der Hunger in den Städten grassierte – am schlimmsten war es im sogenannten „Steckrübenwinter“ 1916/17 –, desto rabiater wurden die Kontrollen auf dem Land. Die Bauern sollten produzieren, durften aber ihre Produkte nicht mehr frei handeln. Sie mußten so gut wie alles gegen ein geringes Entgelt an den Staat abgeben, der die Lebensmittel im ganzen Reich rationierte und verteilte. Man erhielt auch in Laer Lebensmittel nur noch gegen Lebensmittelkarten in kleinen Portionen, aber natürlich hielt sich die Bevölkerung nicht daran. Fast jeder Haushalt besaß Gartenland und etwas Vieh, das man für den Selbstverbrauch behielt. Bereits Ende Januar 1915 ordnete das Reich die Abschlachtung weiter Teile des Schweinebestandes an; man wollte damit die Verfütterung von Getreide als Viehfutter verhindern, um so die Brotproduktion abzusichern. Bald aber war das meiste Fleisch verzehrt; es wurde zum Luxusgut, das *„sich auch die Laerer Bauern – meist unter der Hand aus Schwarzschlachtungen – von den darbenden Städtern teuer bezahlen ließen“*.[29] Natürlich versuchten die Behörden, den illegalen Schleich- und Tauschhandel zu unterbinden, aber alle Versuche scheiterten, weil man der Landwirtschaft einfach keinen rechten Produktionsanreiz bot, denn der Staat drückte die Preise, um inflationären Tendenzen vorzubeugen. So war die Landbevölkerung in einer schwierigen Lage: Die Bauern sollten produzieren und fast alle Waren abgeben. Daran aber würden sie kaum verdienen, und zudem sollten sie noch von minimalen Rationen leben. Von denen aber konnte niemand leben, weder in der Stadt noch auf dem Land. Zwangsläufig entstand ein Schwarzmarkt; die Städter reisten nach Laer, um hier Lebensmittel zu ergattern, entweder gegen bar oder im Tausch mit Wertgegenständen. Damit entzog man dem staatlichen Verteilungssystem, für dessen

Aufbau zwei Jahre gebraucht wurden, die Ware. Das wiederum benachteiligte insbesondere die städtischen Unterschichten, soweit sie nicht kriegswichtig beschäftigt waren und mit kleinen Löhnen oder Gehältern auskommen mußten. Sie hatten weder Geld noch Wertgegenstände einzutauschen und schimpften auf die Landbevölkerung, die ihrerseits mit ganz eigenen Schwierigkeiten kämpfen mußte. Zwar wollten die Landwirte durchaus produzieren und gegen ein entsprechendes Entgelt auch genügend Lebensmittel bereitstellen, jedoch fehlten die nötigen Arbeitskräfte, denn die Männer wurden dringend an der Front gebraucht.

Arbeitskräftemangel und Kriegsgefangene in Laer



Gesuch des Markkötters Bernhard Lüchtefeld um Urlaub, 01.10.1914, Gemeindearchiv Bad Laer.
Das Gesuch wurde von Samtvorsteher Richard aufgesetzt.

So gerieten die Höfe bisweilen rasch in große Not. Als etwa der Markkötter Bernhard Lüchtefeld am 30. September 1914 starb, war sein Sohn bereits seit einigen Tagen zum Heer einberufen. Lüchtefelds Hof war ungefähr 19 ha groß und sein Boden im sandigen Süden Winkelsettens nicht gerade der beste. Bis dahin wurde der Betrieb von Vater und Sohn gemeinsam bewirtschaftet. Nun aber stand Ehefrau Lüchtefeld mit ihren sechs Kindern und einem 15jährigen Knecht alleine da. Sie konnte, das wußte ihr ein-

gezogener Gatte genau, *„unmöglich alle noch erforderlichen Arbeiten für die Bergung der Früchte und Bestellung des Ackers leisten“*.[30] Außerdem mußte sie ihre Kinder nun allein erziehen. Die älteste Tochter, Catharina, war gerade erst acht Jahre alt, Franz, der älteste Sohn, zählte sieben Jahre, Maria und Sophie waren mit fünf bzw. drei Jahren nicht einmal schulpflichtig. Dazu kamen noch Clara (zwei Jahre) und der kleine Bernhard, ein Säugling von drei Monaten. Frau Lüchtefeld war schon vollständig ausgelastet, als ihr Mann in den Krieg zog und sie auch noch die Landwirtschaft führen mußte. Durch die Einziehung der wehrfähigen Knechte und Bauernsöhne standen die Laerer Höfe vor riesigen Problemen. Verständlich also, daß sich die Anträge der Knechte und der Bauernsöhne auf Ernteurlaub in den Sommermonaten häuften. Die Heeresverwaltung aber war nicht bereit, die Soldaten ziehen zu lassen und schickte statt ihrer Kriegsgefangene als Zwangsarbeiter auf die Höfe, auch wenn sie sie lieber in Rüstungsbetrieben eingesetzt hätte.[31] Die Gemeinden sollten ganze Gruppen von Gefangenen anfordern, sie zentral in einem eigenen Lager beherbergen und von dort je nach Bedarf einzeln den landwirtschaftlichen Betrieben zuweisen. Die Bauern ihrerseits mußten die Verpflegung der Kriegsgefangenen bezahlen; das Kriegsministerium forderte eine *„der Arbeit entsprechend reichlich und sättigend(e) (Ernährung) (für Russen morgens dicke Suppe zu empfehlen!)“*.[32] In der Samtgemeinde Laer arbeiteten im Sommer 1915 etwa 40 Kriegsgefangene,[33] die des Nachts im Vietschen Schweinestall, einem Neubau an der Iburger Straße, untergebracht wurden. Sie schliefen dort auf Strohsäcken, die, auf den kalten Boden gelegt, ihr Bett sein sollten. Erst am 25. März 1916 beschloß die Gemeindeverwaltung, durch eine neue Vorschrift des Kriegsministeriums aufgeschreckt, besondere Pritschen für die Gefangenen herzurichten.[34] Tagsüber arbeiteten sie auf den Höfen, die sie extra anfordern mußten. Das konnte täglich zwischen 12.00 und 13.00 Uhr bei Samtvorsteher Richard geschehen, mit hinreichender Begründung natürlich. Am folgenden Morgen holte der Bauer seinen Gefangenen dann ab, brachte ihn zur Arbeitsstelle, mußte ihn dort auch bewachen und abends wieder zurück ins Lager bringen. Die Arbeitszeit sollte von morgens um 7.00 Uhr bis abends 19.00 Uhr dauern, *„im Einverständnis mit den beschäftigten Gefangenen kann die Arbeitszeit ausgedehnt werden“*, erklärte Samtvorsteher Richard den Landwirten.[35] Man mußte für die Kriegsgefangenen bezahlen; *„bei voller Beköstigung durch den Landwirt 80 Pfg. ..., bei Beköstigung im Unterkunftsraum 2,30 M pro Tag“*.[36]

Die Kriegsgefangenen wurden nicht nur bewacht, sie sollten nach Möglichkeit auch streng von der Zivilbevölkerung abgeschottet leben. Während das in Laer offenbar vorschriftsmäßig funktionierte, gab es in Hilter Probleme. Die Bewachung dort scheint *„nicht mit der nötigen militärischen Zucht“* erfolgt zu sein. Gefangene hätten ungehindert auf der Straße Zigaretten geraucht und seien außerhalb der Dienstzeit nicht von der Zivilbevölkerung getrennt worden, berichtete der Landrat und bat Samtvorsteher Richard nun, den Unteroffizier der hiesigen Wachmannschaft hin und wieder zur Kontrolle nach Hilter zu schicken.[37] Allerdings steht zu vermuten, daß die Kriegsgefangenen des Ersten Weltkrieges in den ländlichen Gemeinden generell nicht sehr streng behandelt wurden.

Wiederholt beobachtete das preußische Militär, daß sich die Gefangenen in den Dörfern, *„namentlich abends vollkommen zwanglos auf den Dorfstraßen zwischen den Dorfbewohnern bewegen“*. Besorgt wies man *„mit allem Nachdruck* (darauf hin)*, welche Gefahr dem Vaterlande droht, wenn die Gefangenen nicht genügend bewacht werden“*.[38] Diese Bewachung war Aufgabe einer zivilen Wachmannschaft, eines Trupps, der in Laer vier Mann umfasste. Sie mußten Armbinden tragen und im Schußwaffengebrauch geübt sein. Eigentlich sollten sie die Gefangenen je einzeln zur Arbeit bringen und auch wieder zurück begleiten. *„Jeder Verstoß wird strenge Bestrafung zeitigen“*, hieß es.[39] Aber die Laerer Kriegsgefangenen waren auf allen möglichen Betrieben innerhalb der weitflächigen Gemeinde beschäftigt; die wenigen Wachleute konnten sie am Tage ohnehin nicht bewachen.

„Äußerungen größter Erbitterung und Unzufriedenheit“

Mit zunehmender Dauer des Krieges wurde die Arbeit der Zwangsarbeiter immer unentbehrlicher, aber trotzdem wollten die Behörden sie nach der Ernte des Sommers 1915 vom Lande weg in die Industrie schicken.[40] Samtvorsteher Richard beantragte gleichwohl für 32 landwirtschaftliche Betriebe, in denen Not am Mann war, einen Zwangsarbeiter für die Wintermonate. *„Freilich handelt es sich bei allen Antragstellern nicht um größere landwirtschaftliche Betriebe, aber durch die Einberufung so zahlreicher Männer ist die Zuweisung von Kriegsgefangenen zum Zwecke der Hülfeleistung bei den landwirtschaftlichen Arbeiten allgemein als dringend nothwendig zu bezeichnen, wenn die Produktion in den Betrieben einigermaßen aufrecht erhalten werden soll“*.[41] Auf den Höfen gab es reichlich zu tun. Die Ställe mußten ausgemistet werden, es galt die Äcker für die Aussaat im Frühjahr vorzubereiten, die Zwangsarbeiter mußten Häcksel schneiden, weil die Heu- und Strohernte des Sommers mager ausgefallen war. Das Brennholz für den Winter fehlte noch, und auf manchen Höfen mußte nachträglich Korn gedroschen werden, kurz, die Bäuerinnen und Bauern waren allein, und sie brauchten dringend Hilfe. Die Behörden lenkten ein. *„Bis auf Widerruf“* sollten die Zwangsarbeiter den Bauern belassen bleiben, so daß die dringendsten Arbeiten den Winter über noch geschafft werden konnten.[42] Allerdings mußten die Landwirte ab Frühjahr 1916 pro Gefangenen täglich 60 Pfg. Verpflegungszuschuß zusätzlich aufbringen. Damit kostete der Zwangsarbeiter 1,40 M am Tag, *„bei Gewährung der Beköstigung durch den betr. Landwirth. Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß die Kriegsgefangenen mit ganz seltenen Ausnahmen die landw. Arbeiten nicht kennen, sowie daß das Abholen und Zurückbringen zum Unterkunftsraum zeitraubend für andere noch vorhandene Arbeitskräfte ist, muß dieser Satz als außerordentlich hoch bezeichnet werden. Ich will nicht verhehlen“*, schrieb Samtvorsteher Richard dem Landrat, daß *„Äußerungen größter Erbitterung und Unzufriedenheit gemacht sind“*.[43]

Längst schon war die Aufbruchstimmung der ersten Kriegsmonate vergangen. Der Kriegsalltag forderte unerbittlich sein Recht. Noch immer standen die Söhne und Ehemänner an den Fronten in West und Ost. Sie lebten in primitiven Schützengräben,

Regen und Kälte oft ungeschützt ausgesetzt. Dort starben sie im Bomben- und Granatenhagel oder wurden verwundet, verloren Arme und Beine und waren dann für ihr Leben gezeichnet. Daheim mußte man ebenso kämpfen, um jede Arbeitskraft und darum, daß einem nicht das letzte Zugtier aus dem Stall geholt wurde. Hinzu kam die Angst um die heranwachsenden Söhne, denen bald schon ein ähnliches Schicksal drohte wie ihren Brüder und Vätern, von denen mancher bereits verwundet oder gar gefallen war. Die Arbeit war für die Frauen und alten Männer kaum noch zu schaffen, doch Kriegsgefangene wurden immer rarer, weil sie von der Industrie angefordert wurden. *„Die Herren Gemeindevorsteher werden wiederholt gebeten, für eine gerechte Verteilung der bereits gestellten Gefangenen zu sorgen“*, rieten die Behörden, doch gute Ratschläge halfen dem Samtvorsteher Richard wenig.[44] Ganz besonders ärgerlich wird der Ratschlag eines Oberleutnants der Kriegsgefangenenlagerinspektion aufgenommen worden sein. *„Die Hofarbeiten sind möglichst durch Frauen auszuführen“* meinte der junge Herr Offizier, der wohl noch nicht mitbekommen hatte, daß die Frauen längst alle anfallenden Arbeiten verrichteten.[45] Zum Winter 1916/17 wurden weitere Gefangene abgezogen, *„um sie denjenigen Betrieben, Bergwerken, Forstkommandos usw. zuzuführen, die für die Schlagfertigkeit des Heeres zu sorgen haben“*.[46] Dabei hätte man sie dringend gebraucht. So waren etwa die Höfe Große Kettler und Saltenbrock, *„welche diesen Herbst wegen Krankheit begr. Unzuverlässigkeit die ihnen in Einzelbelassung zugetheilten Gefangenen abgegeben haben“*, dringend auf Hilfe angewiesen. *„Die Besitzung Gr. Kettler ist ca. 33 ha groß u. die Besitzung Saltenbrock ca. 50 ha groß ohne jede männliche Arbeitskraft“*, schrieb Samtvorsteher Richard den Behörden.[47] Doch die ließen sich nicht erweichen. In den folgenden zwei Kriegsjahren wurden die Lebens- und Arbeitsbedingungen in den landwirtschaftlichen Betrieben immer schwieriger. Sicherlich hungerte man nicht in Laer, aber die Last der Arbeit, die auf den Schultern der Frauen ruhte, drückte sie mehr und mehr. Trotzdem schickten die Behörden weitere Kriegsgefangene in die Industrie. Im Sommer 1917 etwa baten annähernd 20 Laerer Betriebe um Zuteilung eines Zwangsarbeiters; der Landrat aber konnte nur einen einzigen zur Verfügung stellen.[48] Zwar waren noch immer einige Dutzend Kriegsgefangene in der Gemeinde eingesetzt, aber längst schon waren alle irgend waffenfähigen Männer einberufen, so daß der Bedarf an Arbeitskräften beständig stieg, ohne je befriedigt zu werden. Im Juli 1918 etwa waren 48 Gefangene in der Gemeinde,[49] viel zu wenige, um den Arbeitskräftebedarf zu decken. Als wenige Monate vordem das Gerücht aufkam, die Behörden wollten die Hälfte der Gefangenen aus Laer abziehen, wehrte sich Samtvorsteher Richard. *„Es würde ein Zurückziehen der eingearbeiteten Gefangenen geradezu eine Stillegung der Betriebe bedeuten“*,[50] schrieb er dem Landrat, und machte damit deutlich, auf welch schwachen Füßen die heimische Landwirtschaft mittlerweile stand. Lange würde man den Krieg sicherlich nicht mehr durchhalten können, denn längst schon waren alle Kräfte aufgezehrt.

3.2 Zwischen Kriegsende und Weltwirtschaftskrise

Kriegsende, Demokratie und das „Versailler Diktat“

„Schmerzhafte Mutter Gottes bitte für uns und die gefallenen Krieger“. Zur Erinnerung an die Kriegsopfer errichteten die Laerer eine Gedächtniskapelle in St. Marien, die 1932 eingeweiht wurde.

Der Weltkrieg war bald nicht länger durchzuhalten. Seit vier Jahren schon kämpften die Heere unter ungeheuren Opfern an allen Fronten, doch konnten die Generale den endgültigen Sieg nicht erringen. Im Frühjahr 1918 faßte die Oberste Heeresleitung noch einmal Hoffnung, denn Rußland, von Hunger und Revolution zutiefst geschwächt, schied besiegt aus den Reihen der Gegner aus. Doch die Offensive an der Westfront scheiterte am geballten Widerstand der Engländer, Franzosen und Amerikaner, die 1917 in den Krieg eingetreten waren. Hindenburg und Ludendorf, in kalter Überheblichkeit nicht bereit, ihre Niederlage einzugestehen, ließen die Heere sich noch für sechs weitere Monate sinnlos ausbluten, bis sie dann, den entsetzlich drohenden Winter vor Augen, eilig Alarm schlugen. Ludendorf verlangte kategorisch den sofortigen Frieden, und einige Abgeordnete des Reichstages sollten ihn beim Gegner erbitten. Etwa gleichzeitig wurden die Matrosen der Kriegsmarine von dem Gerücht aufgestachelt, die Offiziere planten noch einen letzten, sinnlosen, heroischen Angriff auf die englische Flotte, obwohl der Krieg längst verloren war. Die Matrosen *„verweigerten den Dienst, rissen die Feuer unter den Kesseln weg, hißten rote Fahnen. Das war nicht als Beginn einer Revolution gedacht; anders als ein Jahr zuvor in Kronstadt und Petrograd wurde den Offizieren kein Haar gekrümmt. Die Matrosen*

traten in den Streik, nicht weniger, nicht mehr“.[51] Einige von ihnen wurden daraufhin verhaftet. Das wiederum provozierte Demonstrationen, die bald das ganze Land erfaßten. Matrosen und Arbeiter, später auch Soldaten, wählten sich sogenannte „Räte“, die ihre Interessen vertraten. In wenigen Tagen nur breitete sich die Revolution über ganz Deutschland aus und brachte die Throne zu Fall. Nennenswerten Widerstand gab es nicht, denn das monarchische System hatte längst vollständig abgewirtschaftet. Die preußische Generalität aber, die den Krieg gewollt und sinnlos über Jahre hinweg geführt hatte, nahm angesichts der Auflösung der alten Ordnung ganz schnell Reißaus. Die Parlamentarier sollten nun die Niederlage verantworten. Später dann streuten die Militärs um Generalfeldmarschall Hindenburg das Gerücht, die Demokraten seien an der Niederlage schuld, weil sie das Heer hinterrücks „erdolcht“ hätten. Daran war zwar kein Wort wahr, aber nur allzu gerne vertraute die monarchisch gesinnte Öffentlichkeit den Worten der hohen Herren, denen man über so viele Jahre gläubig gefolgt war.

Am 9. November 1918 wurde in Berlin die Republik ausgerufen, und der Kaiser mußte gehen. Die Macht wechselte aus den Händen des letzten kaiserlichen Reichskanzlers Prinz Max von Baden in die des Sozialdemokraten Friedrich Ebert. Und Ebert wußte, daß den Deutschen die Demokratie nur eine Herzensangelegenheit werden könnte, wenn der Frieden Deutschland lebensfähig ließe. Zwei Tage später unterzeichnete der Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger im Wald von Compiegne den Waffenstillstand. Seither ruhten die Waffen an der Front. In der Hauptstadt ging es nun um die Macht. Ebert und die neue Regierung, der „Rat der Volksbeauftragten“, mußte sich gegen die Revolutionsversuche von Links, später auch gegen blutige Umsturzversuche von Rechts wehren. Doch bei den Wahlen zur verfassungsgebenden Nationalversammlung, die in dem von Unruhen verschont gebliebenen Weimar tagen sollte, zeigte sich die Bereitschaft der Wähler, der parlamentarischen Demokratie eine Chance zu geben. Die Wahlbeteiligung war mit 86% enorm hoch. Sozialdemokraten, Zentrum und die Deutsche Demokratische Partei vereinigten 76% der Stimmen auf sich, und sie bildeten eine Reichsregierung mit Friedrich Ebert an der Spitze. Doch die Friedensbedingungen der Alliierten versetzten der jungen deutschen Demokratie einen schweren Schlag, von dem sie sich nicht mehr erholen sollte. Das sogenannte „Versailler Diktat“ schien sogar manchem Kriegsgegner in seinen politischen und wirtschaftlichen Teilen *„von Haß und Rachsucht durchsetzt. Es waren Bedingungen, unter denen Europa niemals wieder aufgebaut oder der Menschheit der Frieden wieder zurückgegeben werden konnte*“, notierte der amerikanische Delegierte Herbert Hoover, vom Verlauf der Verhandlungen zutiefst verstört.[52] Das Reich, das die alleinige Kriegsschuld auf sich nehmen mußte, verlor Elsaß und Lothringen an Frankreich, das Industriegebiet Eupen-Malmedy an Belgien, weite Teile Posens und Westpreußens und einen kleinen Teil Ostpreußens an Polen. Das Saargebiet kam unter die Verwaltung des neu gegründeten „Völkerbundes“ und wurde für 15 Jahre der Wirtschafts- und Finanzverwaltung Frankreichs angeschlossen, das gesamte linksrheinische Gebiet sollte von alliierten Truppen besetzt werden. Außerdem mußte Deutschland seine Waffen abgeben und das Heer auf 100.000 Mann verkleinern. Die Marine durfte nur

noch 15.000 Mann umfassen, die Luftwaffe war abgeschafft. Deutschland sollte keinesfalls mehr den Weg zurück ins „Konzert der Großmächte“ finden. Schließlich berechnete man noch Reparationsforderungen in aberwitziger Höhe. Es schien, als ob die Siegermächte das Deutsche Reich beinahe entindustrialisieren wollten, um es für immer auszuschalten. Kein Wunder, daß die Empörung über das „Versailler Diktat“ noch Jahre später auch in Laer spürbar war und mit dazu beitrug, Hitler populär zu machen. Die Forderungen der Alliierten und insbesondere Frankreichs waren verständlich, denn die deutschen Soldaten, die nach vier Jahren Krieg endlich wieder abzogen, hinterließen ein vollständig vom Krieg erschöpftes und ausgepumptes Frankreich. Doch für die junge deutsche Demokratie waren die Friedensbedingungen schließlich tödlich. Das ahnten auch die Parlamentarier, die Deutschland zu jener Zeit regierten. Eberts Kabinett war gespalten, der Reichskanzler selbst plädierte gegen die Annahme der Bedingungen, aber dann hätte dem Reich die Besetzung durch die Alliierten gedroht. Das konnte die Regierung nicht verantworten, und so unterzeichnete sie den Friedensvertrag, um zumindest die Einheit der Nation zu retten. Doch die konservativen Parteien, und mit ihnen die Militärs und bald auch die verschiedenen rechtsradikalen Parteien, warfen den Demokraten die Zerstörung Deutschlands vor. Schlechtere Startbedingungen hätte die parlamentarische Demokratie in Deutschland kaum haben können.

„Eine Goldmilliarde haben wir jetzt bezahlt, – Gott sei Dank, nun brauchen wir bloß noch 131 Milliarden herzugeben“. Zeichnung von Th. Th. Heine.[53]

Die Inflation im ländlichen Laer

Die Revolution des Winters 1918/19 spielte sich in den Städten des Reiches ab. Auf dem Lande blieb alles ruhig. Wie unbeteiligt schauten die Laerer den Kämpfen um Macht und Herrschaft aus der Ferne zu und hofften, daß bald wieder Normalität einkehren

möge. Doch die Altlasten des Krieges mußte man auch hier bezahlen. Als die Soldaten in diesem Winter von den Fronten zurückkehrten, lagen Wirtschaft und Handel noch darnieder. Arbeitslosigkeit drohte, denn durch die langsam spürbar werdende Inflation gab es keine Investitionsanreize mehr. Immerhin konnten die nach Laer zurückkehrenden Soldaten vorerst mit Notstandsarbeiten beschäftigt werden. Zunächst bauten sie die Kanalisation und fanden bald darauf Arbeit in den umliegenden Fabriken, Handwerksbetrieben und auf den Bauernhöfen. Die Inflation jener Jahre sollte bald dramatische Ausmaße annehmen. Das Deutsche Reich hatte den Krieg auf Pump geführt; der Staat hatte sich das nötige Geld durch Kriegsanleihen von seinen Bürgern geborgt. Die Anleihen wurden während des Krieges durch zusätzlich in Umlauf gebrachtes Geld gesichert. Die Geldmenge vermehrte sich im Verlauf dieser vier Jahre um das Fünffache, aber das fiel nicht weiter auf, weil Preise, Löhne und Gehälter staatlich festgelegt waren. Bald nach Kriegsende waren die Anleihscheine nicht mehr viel wert, doch noch hoffte jedermann, daß diese Prüfung irgendwie vorübergehen möge. Es schien doch undenkbar, daß alle Ersparnisse auf immer dahin sein sollten! Schlimm war die unglaubliche Teuerung, die man seit 1919 erlebte. Nun zeigte sich, daß viel zu viel Geld im Umlauf war. Sachwerte, besonders Immobilien, wurden immer attraktiver – für die Grundbesitzer eine vorteilhafte Situation. Bei der örtlichen Sparkasse stieg die Nachfrage nach kurzfristigen Krediten. *„Einige ahnten wohl, was kommen würde, und versuchten noch rasch über Kredite an Sachwerte zu gelangen*“.[54] Und die Entwicklung ging weiter, denn die staatlichen Notenpressen liefen nun auf Hochtouren. Seit 1923 galoppierte die Inflation geradezu. Im Januar d. J. kostete ein Brot schon 250 Mark, im Juni mußte man 1.428 Mark dafür zahlen, und im Dezember forderte der Bäcker von seinen Kunden 399 Milliarden Mark für ein einziges Brot. Das Geld war nichts mehr wert.

Preise am 2. Dezember 1923	
1 kg. Kartoffeln	90 Mrd. Mark
1 Ei	320 Mrd. Mark
1 Liter Milch	360 Mrd. Mark
1 Pfd. Butter	2.800 Mrd Mark
1 Zentner Briketts	1.981 Mrd Mark

Für das Reich selbst hatte das seine guten Seiten, denn so war es alle Inlandsschulden, besonders die immensen Kriegsschulden, mit einem Schlage los. Während der Staat im Jahre 1918 bei seinen Bürgern mit 154 Milliarden Mark noch astronomisch hoch verschuldet schien, so entsprach diese Schuld Ende 1923 in etwa einem Wert von 20 Pfennig Vorkriegswährung. Die Kriegsschulden im Inland waren damit erledigt. *„Fiskalisch betrachtet ist der Erste Weltkrieg der billigste Krieg, der jemals geführt wurde*“,[55] meint dazu ein Historiker, aber natürlich blieben die deutschen Auslandsschulden auch weiterhin bestehen. Bezahlen mußten das alles die kleinen Sparer. Auf einmal waren sie ruiniert. Ein Leben lang hatten sie schwer geschuftet und jeden Groschen an die Seite gelegt, aber nun waren die Sparguthaben nichts mehr wert. Insbesondere all jene Sparer, die auf den

Endsieg hoffend ihr Geld in Kriegsanleihen statt in Sachwerten angelegt hatten, verloren nun endgültig das Vertrauen in den Staat, der sie so furchtbar um die Früchte der Arbeit ihres Lebens betrogen hatte. Die Inflation war auch in Laer für manchen ein ruinöses Erlebnis. Ludwig Wahlmeyer erzählt in seiner Orts- und Bankgeschichte vom Schicksal des Mühlenpächters auf Dodts Mühle, Ludwig Vornholt. Über viele Jahre hatte Vornholt gespart, daß es bald für den *„Erwerb einer eigenen Mühle gereicht hätte. Gleichsam über Nacht stand er vor dem Nichts. Nur wenige Jahre überlebte er seinen finanziellen Ruin. Nach seinem Tod mußten seine Hinterbliebenen die Mühle räumen. Die Witwe verteilte die Kinder auf die weitläufige Verwandtschaft und zog mit dem jüngsten in eine kleine Kellerwohnung, wo sie sich mit Strick- und Flickarbeiten über Wasser hielt"*.[56] Solche Schicksale gab es viele. Die Leute in Laer wußten ganz genau, wessen Rechnung sie nun bezahlen mußten. Ein Bauer, der 1924 all sein Vorkriegsgeld zusammenlegte, kam auf die ehemals stattliche Summe von 36.110 Mark. Dafür hätte er um 1914 noch ein Anwesen mit Grund und Boden erwerben können. Verbittert schrieb der Bauer nun:

„Es ist Geld wofür ich mit meiner Familie 20 Jahre für gearbeitet habe und nun hat uns der preußische Staat drum betrogen. Zwanzig Jahre haben wir gearbeitet, nur für die Regierenden Fürsten also für richtige Halunken ... und sind mit 20 Jahren Zwangsarbeit bestraft, nur damit diese Halunken in Saus und Braus leben konnten, man möge das in 100 Jahr nicht vergessen".[57]

Erst Ende 1923 konnte die Inflation überwunden werden. Im November stoppte die Reichsregierung die Notenpressen, und bald darauf erlebte Deutschland seine erste Währungsreform. Die „Rentenmark" wurde eingeführt. Und die Leute konnten ihr altes Geld nun wegwerfen, denn für eine Billionen Reichsmark bekamen sie jetzt noch eine Goldmark. 4,20 der neuen Rentenmark sollten einem US-Dollar entsprechen: Vorläufig zumindest ließ sich wieder einigermaßen solide wirtschaften.

Gewerbeentwicklung in den „Goldenen Zwanzigern"

Nachdem diese schwierigen Jahre endlich überwunden waren, setzte manche Laerer Familie ihre Hoffnungen auf den Kurbetrieb. Denn mit der neuen Währung würde es endlich auch zu einer wirtschaftlichen Erholung kommen. Und tatsächlich pumpten die USA bald Kredite nach Europa, die wiederum an die Unternehmen weitergegeben wurden, wenn auch zu hohen Zinssätzen. Erste Investitionen wurden möglich, langsam aber sicher sank die Arbeitslosenquote, und schließlich entwickelte sich bald wieder eine gewisse Nachfrage nach ländlichen, preiswerten Erholungsorten. Mitte der 1920er Jahre boten neben dem Kurhaus Springmeyer schon drei Pensionen (Becker, Heimsath und Vieth) einen angenehmen Landaufenthalt im alten Solbad Laer. Das zunächst im Nebenerwerb betriebene Geschäft ging offenbar so gut, daß etwa die Pension Becker noch 1931, also mitten in der Weltwirtschaftskrise, sämtliche Zimmer renovieren und mit fließend Wasser ausstatten ließ. Das Kurgewerbe verhieß Zukunft und spornte bald auch andere

Laerer zu Investitionen an. Der Müller Heinrich Dodt etwa baute 1929 die private Badeanstalt, bei deren Finanzierung die Gemeindeverwaltung behilflich war. Anfang der 30er Jahre eröffneten die ersten Pensionen in den Bauerschaften. Auch die Gemeindeverwaltung selbst wurde nun für die Ortsverschönerung im Sinne des Fremdenverkehrs aktiv. Im Jahre 1932 ließ der Rat den Paulbrink neu pflastern, wofür 2.000 Mark als Darlehn aufgenommen wurden, und der Verkehrs- und Verschönerungsverein engagierte sich ebenfalls. *„Zahlreiche Ruhebänke (wurden) angeschafft und aufgestellt ... . Der Bergweg ist mit Kies beschüttet, der Weg vom Orte bis zum Blomberg wurde mit dicken Kieslingen berandet ...*“ – kein Zweifel: Anfang der 30er Jahre trat Laers Entwicklung zum Kurort in eine neue, richtungsweisende Phase.[58]

Annonce der Laerer Pensionsbetriebe, 1926.[59]

Anders als der Kurbetrieb wurde die Landwirtschaft von der Währungsreform ausgesprochen hart getroffen. Waren Grund und Boden in den Inflationsjahren noch wertvoll und die Ernten kostbar, so sanken die Anlagevermögen nun schlagartig und die Produktpreise verfielen. Denn mit einem Male wurde der deutsche Markt wieder für billige landwirtschaftliche Produkte aus den USA attraktiv. Damit aber konnte die sehr viel kostenintensiver betriebene heimische Landwirtschaft, die noch im Jahre 1922 anläßlich der Kreistierschau in Laer hoffnungsvoll in die Zukunft geblickt hatte, kaum konkurrieren. In Preußen wurden im Jahre 1926 90 % der Neuverschuldungen in der Landwirtschaft nicht für Investitionen, sondern zur Deckung von Defiziten und für die Steuerzahlung eingesetzt. Rasch verflog der Optimismus in der Landwirtschaft, der die ersten Jahre der Nachkriegszeit bestimmt hatte. Die Bauern wurden von den ausgesprochen teuren Bankkrediten immer abhängiger. Der Zinssatz für Darlehn bei der Laerer Spar- und Darlehenskasse lag nach der Inflation bei über 20 %! Doch blieb den Bauern keine Wahl, denn Geld war knapp und letztlich nur noch über die Banken zu bekom-

men. Mancher Laerer Landwirt mußte sogar Saatgutkredite aufnehmen, um seinen Betrieb überhaupt aufrechterhalten zu können. Erst als die Darlehenszinsen im Laufe des Jahres 1926 auf halbwegs erträgliche 14 % sanken, konnten die Bauern etwas aufatmen.

Die „Norddeutsche“ in Müschen, Privatbesitz.

Ähnlich wie für die Landwirtschaft, war die Inflation der frühen Nachkriegszeit auch für die Gewerbe- und Fabrikationsbetriebe nicht ungünstig. Ihre Entwicklung soll an einigen wenigen Beispielen kurz nachvollzogen werden. Mitten in der Inflationszeit der Jahre 1922/23 kaufte ein Dr. Soergel das Müschener Kalkwerk, denn im Zuge der Zeit waren Immobilien enorm attraktiv. Soergel war bereit zu investieren, aber er mußte zunächst die Inflation abwarten, die ihn sein Unternehmen günstig hatte erwerben lassen. Nach der Währungsreform stellte er die Produktion auf Zement um. Der sogenannte „Turon-Pläner“ des Kleinen Berges war dafür der ideale Rohstoff.[60] Er legte den alten Ringofen nieder und baute statt dessen zwei Schachtöfen, *„die die Herstellung von Branntkalk und Portland-Zement nebeneinander ermöglichten“*.[61] Portland-Zement war im Jahre 1928 der wichtigste Grundstoff für die seinerzeit gebaute Betonstraße zwischen Laer und Rothenfelde – *„eine der ersten Erprobungen für den Belag späterer Großobjekte (Autobahnen)“*.[62] In der Weltwirtschaftskrise geriet das Unternehmen aber in Schwierigkeiten, und 1933 verkaufte Dr. Soergel das Werk über den Nordwestdeutschen Zementverband. Seit 1935 gehörte es dann zur Anneliese-Zementwerke-AG. Auch kleinere Laerer Fabrikationsbetriebe konnten den Krieg und die schwierigen Nachkriegsjahre überstehen. Die Firma Feldhaus etwa stellte beim Kanalisationsbau ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis. Auch in der Firma Wellmeyer florierte das Geschäft trotz Kriegs- und Nachkriegszeit. Gern hätte man noch Produktionsräume dazugewonnen, aber während der Inflationszeit hielt jeder seine Immobilien fest. Erst 1925 kaufte die Firma das Betriebsgelände an der Warendorfer Straße. *„Mit der neuen Werkstatt erweiterte sich bald auch die Produktpalette. Heinrich Wellmeyer hatte die Zeichen erkannt“* [63] und setzte nun auf den motorisierten Verkehr. Langsam aber sicher verdrängten Schlepper und Lastkraftwagen die behäbig dahin trottenden Pferdegespanne. Die Firma Wellmeyer schaltete nun endgültig vom ländlichen Schmiedegeschäft auf den Fahrzeugbau um. Der erste Anhänger mit offenem Ka-

sten, 100 Zentner Tragkraft, Vollgummibereifung, Gleitlagerachsen und Seilzugbremse rollte im Jahre 1928 vom Betriebsgelände. Mit diesen Produkten konnte die Firma auch die Jahre der Weltwirtschaftskrise einigermaßen unbeschadet überstehen.

Geldknappheit und Zukunftsangst in der Weltwirtschaftskrise

Die deutsche Wirtschaft erlebte in diesen Jahren zwischen 1924 und 1929 eine kurze Blütezeit mit Hilfe amerikanischer Kredite. Auch die Laerer Unternehmen profitierten davon. Die US-Wirtschaft ihrerseits boomte. Im Rausch der hemmungslosen Spekulation handelten die Börsen die Aktien und Wertpapiere hoch und immer höher, doch irgendwann mußten die Kurse fallen. Denn längst schon wurden die Aktien, von ihren tatsächlichen Werten unabhängig, nur noch um des bloßen Spekulationsgewinns gehandelt. Am Freitag, den 25. Oktober des Jahres 1929 war es dann soweit. Aus eigentlich nichtigem Anlaß (britische Zinssätze stiegen und verursachten einen kurzfristigen Abzug englischer Gelder aus Wallstreet) fielen die Kurse, und eine Panik setzte ein, die ihresgleichen noch nicht erlebt hatte. Jeder versuchte, seine Aktien zu verkaufen. Bald stürzten die Kurse ins Bodenlose, Millionenvermögen fielen im Stundentakt in Nichts zusammen. Die US-Banken ihrerseits brauchten unbedingt Geld, um liquide zu bleiben und nicht in den allgemeinen Strudel hineingerissen zu werden. Also riefen sie ihre kurzfristig in Europa angelegten Kredite wieder zurück. Schlagartig entzogen sie der deutschen Wirtschaft das dringend benötigte Kapital, und der Markt brach in den folgenden zwei Jahren weitgehend zusammen. Die Maschinen-Fabrik Hagedorn wurde eines der vielen Opfer der Weltwirtschaftskrise. Der Betrieb hatte sich anders als Wellmeyer im Fahrzeugbau nicht weiter spezialisiert. Doch Krieg und Nachkriegszeit konnte die Firma mit ihren vielen Kleinkunden noch überstehen. Im Jahre 1929 aber brannte das Wohnhaus Hagedorn ab; der sogenannte „schwarze Freitag" traf die Firma daher besonders empfindlich und läutete schließlich das Ende des Familienunternehmen ein. Die üblichen Kunden aus Landwirtschaft und Gewerbe investierten nicht, allein schon weil es keine Kredite mehr gab. So blieb Hagedorn auf seinen Produkten sitzen. Wie so viele andere auch kam die Firma „unter die Räder". Im Jahre 1930 ging man in Konkurs. Der Huf- und Wagenschmied Bernhard Strautmann aus Winkelsetten, der bei Hagedorn gelernt hatte und den Betrieb gut kannte, kaufte den Komplex für 32.000 RM und gründete hier seine *„Fabrik landwirtschaftlicher Geräte"*, die zwar noch nach handwerklichen Grundsätzen, nun aber schon konsequent in Serie gebaut wurden. Strautmann wurde im Jahre 1890 in Winkelsetten geboren. Im Alter von 22 Jahren übernahm er die väterliche Schmiede, doch bald wurde ihm der Platz in der Winkelsettener Werkstatt einfach zu eng. Daher griff er, die wirtschaftliche Depression Anfang der 30er Jahre nicht achtend, zu, als sich mit der Stillegung der Firma Hagedorn seine ganz persönliche Chance zum Aufstieg bot. Doch das Risiko war groß; Hermann Strautmann, Bernhards Sohn, hat die besondere Stimmung jener Tage nie vergessen. *„Als Vater am Abend nach dem Kauf nach Hause kam, wir Kinder lagen schon im Bett, fragte Mutter ‚na, was gibt's', da sagte Vater ‚Haus und Schmiede, beides gekauft'. Da sagte Mutter ‚O Herr, ist das nicht ein bißchen viel?'. Am nächsten Tag ist er dann*

ganz krank davon gewesen. Er sagte mir aber später einmal, daß unsere Mutter ihn ganz einzigartig in jeder Weise unterstützt habe. Wir Kinder wurden angehalten, nun jeden Pfennig zu sparen, wo es nur eben ging".[64] Familie Strautmann lebte in den folgenden Jahren auch weiterhin im alten Winkelsettener Haus, aber gearbeitet wurde nun hauptsächlich auf dem neuen Gelände im Dorf. Strautmann stellte den Rohbau des Wohnhauses Hagedorn fertig und vermietete es. Aus dem Lagerhaus der Firma wurden drei Wohnungen gemacht, und Heinrich Schwöppe bekam die anliegende Tischlerei zur Pacht überlassen. Vater Strautmann lieh sich noch 1930 ein Motorrad und ging auf Verkaufstour. Handrechen und Kartoffelquetschen verkaufte er nach Bremen, Hannover und Lippstadt, später sogar bis nach Berlin, Trier und Frankfurt. Mitte der 30er Jahre produzierte Strautmann schon zwischen 6000 und 7000 Handrechen im Jahr und belieferte damit die gesamte Eifel. Bald wurden auch Rübenschneider angeboten, so daß die Umsätze stabil anstiegen. Anfänglich jedoch hatte Mutter Strautmann die Rechnungen nur bezahlen können, weil sie in Winkelsetten noch *„einen Stall voller fetter Schweine"* hatte. *„Jedesmal wenn wieder ein Wechsel eingelöst werden mußte oder eine sonstige Zahlung anstand, wurden ein oder zwei Schweine verkauft"*.[65] Denn in den Jahren der Weltwirtschaftskrise war so gut wie kein Geld zu verdienen, weil jedermann sein Geld festhielt.

Rübenschneiderproduktion in der Firma Strautmann, links der Chef, Bernhard Strautmann.

Statt zahlungskräftiger Kunden kamen Obdachlose nach Laer, *„z.T. gut gekleidet, Arbeitslose aus den Städten"* [66] und aus den Nachbardörfern, erinnert sich Bernhard Niebrügge. Die Weltwirtschaftskrise führte aber auch in Laer zu erheblicher Geldknappheit. So mancher war auf Unterstützung angewiesen; in den wenigen verbliebenen Dokumenten jener Jahre finden sich noch vereinzelte Aufstellungen darüber. Die Leute erhielten von der Gemeindeverwaltung sogenannte Reichsverbilligungsscheine, etwa für Lebensmittel oder, im Winter besonders wichtig, für Brennstoff, damit sie ihre Wohnung heizen konnten. Fleisch gab es für die Armen nur noch auf Bezugsscheinen, so wie man es damals im Kriege auch gemacht hatte.[67] Die Wirtschaftskrise der frühen 30er Jahre stoppte den kurzfristigen Aufschwung, den die Laerer seit der Währungsreform erlebt hatten. Wirtschaft und Gewerbe schienen gelähmt und ließen die Zukunft unendlich düster aussehen.

4. Nationalsozialismus in Laer

4.1 Annäherung an die Zeit des Nationalsozialismus

Ortsansicht mit St. Marien und Hof Große Kettler um 1938, im Vordergrund die Gleisanlage der TWE, Aufnahme Raudisch, Diözesanarchiv Osnabrück.

In der Weltwirtschaftskrise durchlitt die Bevölkerung die dritte furchtbare Krise seit dem Ersten Weltkrieg. Zwischen 1914 und 1918 hatte man die jungen Männer im Kriege verloren und in der Inflation von 1923 seine Ersparnisse. Wie mühsam waren die Jahre des Wiederaufbaus, und so mancher hatte sich dafür hoch verschuldet. Das galt insbesondere für den gewerblichen Mittelstand, der auch in Laer nach der Währungsreform Kredite aufnahm und sie nun nicht mehr zurückzahlen konnte. Rasch sank der Lebensstandard, und eine tiefe Hoffnungslosigkeit machte sich breit, denn die Bevölkerung fühlte sich von der Politik verraten und im Stich gelassen. Bald schienen die Schuldigen gefunden. Die Demokraten, so hieß es, hätten Deutschland im November 1918 verraten, das kampfeswillige Heer in die Kapitulation getrieben und damit erst das Versailler Diktat ermöglicht, unter dem die Nation schwer zu leiden hatte. Doch das war eine Legende, denn tatsächlich hatte das Militär seine Niederlage eingestanden und verzweifelt um Frieden gebeten. Aber längst schon ging es nicht mehr um Gerechtigkeit oder historische Wahrheit. Nach all den Opferjahren seit 1914, nach all der Entbehrung und Not suchte die Bevölkerung einen Retter, jemanden, der die komplexen sozioökonomischen Probleme kraftvoll und mit einem Schlage lösen würde. Es war die hohe Zeit der politischen Zauberkünstler, unter denen einer besonders herausragte: Adolf Hitler, der mit seiner Partei, der NSDAP, erstmals im Inflationsjahr 1923 für Furore sorgte. Damals wollte er mit seinen Anhängern von München nach Berlin marschieren und die Regierung stürzen; er kam nicht einmal bis zur Münchener Stadtgrenze. Nun aber, in einer Zeit tiefster Not und Hoffnungslosigkeit, wurden mehr und mehr Menschen bereit, ihm zu glauben, denn hatten nicht alle anderen Parteien ihre Unfähigkeit längst bewiesen? So stieg Hitlers Bewegung in den Jahren der Weltwirtschaftskrise auf. Von einem natio-

nalen Sozialismus sprach er; eigentlich ein Widerspruch in sich, aber doch unendlich attraktiv, denn verkürzt hieß dies doch, daß künftig Gemeinnutz vor Eigennutz kommen sollte. Das sprach vor allem den gewerblichen Mittelstand an, der sich immer als staatstragend empfunden hatte und sich nun verraten und verkauft fühlte. Und außerdem bot Hitler den aufgebrachten Massen einen Schuldigen an, die Juden. Auch damit traf er die Bedürfnisse vieler Menschen. Denn längst hatte sich neben der schieren Verzweiflung auch eine ohnmächtige Wut aufgestaut, eine Wut, die sich abreagieren wollte und nach einem Sündenbock schrie, an dem sie sich endlich austoben konnte. Rassismus und Antisemitismus zeigten sich bald auch in Laer. Im Jahre 1933 versuchten nationalsozialistische Rassenfanatiker den Kreuzweg am Kalvarienberg zu demolieren. Ihr Angriff galt den Gesichtern der Statuen, *„den Judengesichtern, die nun einmal vom Kreuzweg nicht wegzudenken sind*“,[1] notierte Pastor Schockmann in seinen „Aufzeichnungen“. Die Nazis glaubten ja mit jenem blindwütigen Fanatismus, der letztlich in den Völkermord der Konzentrations- und Vernichtungslager führte, daß einem sogenannten „arischen Herrenvolk“ über die Welt zu herrschen bestimmt sei. Sie glaubten an die Minderwertigkeit der slawischen Völker, die sie zu Sklaven Deutschlands machen wollten, und sie glaubten mit schier nicht mehr nachvollziehbarer Blindwütigkeit daran, daß die Juden eine Rasse seien, die man ausrotten müßte. Bald waren Deutschlands Straßen mit uniformierten SA-Männern überfüllt. Unter ihnen gab es auch viele Arbeitslose, die in Hitlers Nazibewegung zumindest ihre Zeit verbringen und irgendetwas tun konnten, das wichtig, ja bedeutend schien. Sie sollten, sagte ihnen ihr „Führer“, die „nationale Erhebung“ erkämpfen. Sie exerzierten und marschierten, lieferten sich Straßenschlachten mit den Rotfrontkämpfern, der paramilitärischen Bewegung der Kommunistischen Partei, und waren bereit, Hitler treu nachzufolgen, denn er versprach Erlösung. Schließlich wurde seine Bewegung zur stärksten Partei im Deutschen Reich, nicht aber in Laer. Bei der letzten demokratischen Reichstagswahl im November 1932 erhielten die Nazis hier nur 157 Stimmen, während das katholische Zentrum weit über tausend bekam (s.u.).[2] Zur Zeit ihrer Machtergreifung hatte die NSDAP also nur verhältnismäßig wenige Anhänger in der Gemeinde Laer. Doch insgesamt schien es nur noch eine Frage der Zeit, bis Hitler die Reichsregierung übernehmen würde. Als seine Bewegung im Winter 1932 in ihre bislang schwerste Krise geriet, meinte man in preußisch-konservativen Kreisen, der sogenannte „Führer“ sei nun gezähmt. Reichspräsident Paul v. Hindenburg, von seinem Sohn Oskar und dem ehemaligen Reichskanzler Franz von Papen unheilvoll beeinflußt, machte ihn am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler. Für Deutschland begann eine neue Zeit und ebenso auch für die Gemeinde Laer.

4.2 „Gleichschaltung“ in Laer

Franz v. Papen und Reichspräsident Hindenburg hatten sich furchtbar verrechnet. Schon nach wenigen Monaten hatte das neue Regime seine Machtposition gesichert. Die konkurrierenden Parteien wurden aufgelöst und verboten. Ihre Führer verschwanden in den Konzentrationslagern der Nazis, kurz „KZ“ genannt. Bald zählte in Deutsch-

land nur noch eine Partei, nämlich die NSDAP. In Laer traf das nationalsozialistische Strafgericht vorerst kaum jemanden. *„Nun ja, es wurden Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Kommunisten verhaftet. Aber das geschah alles weit weg von Laer“*.[3] Und vielleicht glaubte man nur allzugerne, daß die Kommunisten tatsächlich Reichsfeinde und für jenen Brandanschlag im Reichstag vom Februar 1933 verantwortlich waren, der den Nazis dazu diente, die Funktionäre von KPD und SPD in die überall spontan errichteten Konzentrationslager einzusperren. *„Die Nazis sorgten eben für ‚Ruhe und Ordnung‘, dachte man und ließ es gut sein.* (Und) *schließlich rauchte wieder recht verheißungsvoll der Schlot der Norddeutschen Zementfabrik an der Rothenfelder Straße und verhieß nach einer Zeit der Entlassungen und ‚Feierschichten‘ wieder allgemeinen Wirtschaftsaufschwung. Die Arbeitslosen kamen endlich von der Straße, und der Autobahnbau wurde mit Macht vorangetrieben. Wofür wohl?“*.[4]

Politischer Katholizismus in Laer, ein Rückblick

Laer, den 22. Februar 1933.

Katholische Jugend!

Erscheint in Massen!

Am morgigen Freitag, den 24. Februar, abends 7 Uhr findet hier im Stockumschen Saal eine geschlossene

Jugendkundgebung

der wahlfähigen katholischen Jugend der Pfarre Laer statt.

Es spricht:

Jugendführer Wollenbrock,

Osnabrück.

Wir rufen zu dieser Kundgebung unsere gesamte katholische Jugend auf! Niemand darf fehlen!

Die Vorstände der katholischen Vereine:

Jungfrauen - Kongregation,

Jünglings - Kongregation,

Deutsche Jugendkraft,

Katholischer Gesellenverein.

Ein einfacher, mit der Schreibmaschine entworfener und in Laer verteilter Handzettel des Zentrums, der zum letzten Male die traditionelle Laerer Übereinstimmung von religiöser Überzeugung und parteipolitischer Zugehörigkeit dokumentiert, Privatbesitz.

Im März 1933, Hitler war seit nunmehr zwei Monaten an der Macht, wurde erneut gewählt. Zu dieser Wahl konnten die Nazis schon alle Machtmittel des Staates aufwenden. Doch während schon viele Sozialdemokraten und Kommunisten im KZ saßen, kämpften die Zentrumspolitiker noch um ihr politisches Überleben, auch in Laer. Und ihre Chancen standen gut, denn die Laerer wählten traditionell katholisch. Laers Wahlverhalten hat sehr alte, historische Wurzeln. Nach dem Friedensschluß von 1648 schlug

man das Kirchspiel, ebenso wie das benachbarte Glandorf, der katholischen Seite zu. Es brauchte nun einige Jahrzehnte und die unermüdliche Arbeit des Pastors Martin Huge, aber zum Ende des 17. Jahrhunderts konnte Laer praktisch als geschlossen katholisches Gemeinwesen gelten. Die konfessionelle Entscheidung zeigte auch erhebliche Auswirkungen auf das weitere Sozialverhalten der Eingesessenen. Zu den benachbarten Ortschaften z.B. Versmold, Dissen oder Hilter entwickelten sich nur wenige gesellschaftliche Kontakte, denn sie waren 1648/50 der protestantischen Seite zugeschlagen worden. Dorthin heiratete man naturgemäß nicht, und in einer Gesellschaft, in der die Familie noch Ordnungs- und Beziehungsfaktor Nummer Eins war, konnten tiefere gesellschaftliche Bindungen jenseits der Familie kaum entstehen. Anders war das Verhältnis zu den katholischen Nachbargemeinden. Hierhin konnte man heiraten und anderweitige soziale Kontakte aufnehmen, soweit die zu überwindenden Entfernungen das gestatteten.

Im Zeitalter des Nationalismus, der Deutschland die Gründung des bismarckschen Nationalstaates brachte, gesellte sich zur konfessionellen und sozialen Laerer Identität noch eine kompatible parteipolitische Orientierung hinzu. Die Laerer wählten bald mehrheitlich das Zentrum, die katholische Partei. So kamen konfessionelle, soziale und politische Orientierung in Einklang und schufen das, was spätere Generationen „katholisches Milieu“ nennen sollten. Insbesondere durch die schweren Lasten des Kirchenbaues, mit denen sich die Laerer weitgehend allein gelassen fühlten, konnte es sich hier deutlich ausprägen. Gleichwohl waren die Laerer durchaus auch national eingestellt; der welfisch-hannoversche Partikularismus blieb Episode, allein schon weil er im Kontrast zu den breit gestreuten Konfliktlagen der Kulturkampfzeit keine vergleichbare Wirkungsmacht entfalten konnte. Und nach dem Ende des Kulturkampfes, das letztlich durch das Einlenken beider Seiten und die damit verbundene Akzeptanz des politischen Katholizismus durch den Staat kam, drückten die Laerer ihre nationalen Zugehörigkeitsgefühle auch aus – etwa durch den „Jahrhundertgedenkstein“. Denn die Deckungsgleichheit von Konfession, Sozialverhalten und politischer Orientierung erschien nach langen Jahren endlich akzeptiert, so daß man seinerseits auch ganz im Reiche aufgehen wollte. So kämpften die Laerer in den folgenden Jahren des Ersten Weltkrieges engagiert für die Nation, auch an der „Heimatfront“. Entsprechend schwer trug die Gemeinde an der Niederlage des Novembers 1918. So wenig aber, wie sich das Zentrum in Revolution und demokratischer Erneuerung der neuen Republik überzeugend öffnete, so wenig trugen sich die revolutionären Erneuerungspotentiale ins ländliche Laer. Konstant blieb es bei der hergebrachten Deckungsgleichheit von Konfession, sozialer Zugehörigkeit und parteipolitischer Orientierung, auch im folgenden Jahrzehnt. Stockend nur konnte der Nationalsozialismus in Laer greifen; nicht weil die Bevölkerung am demokratischen Weimar gehangen hätte, sondern weil die NSDAP hier der äußerst zählebigen, von 1648 herrührenden Laerer Ortsidentität nichts Gleichwertiges (oder Attraktiveres) entgegenzusetzen hatte. Verständlich also, daß als Ortsgruppenleiter von Laer vorerst ein Zugezogener, Bahnhofsvorsteher Müller, fungierte. Auch Orts-

gruppenpropagandaleiter Lehrer (Rektor) Markus war kein Laersches Kind. Übrigens galt das auch für verschiedene seiner Berufskollegen, die an den Schulen der Gemeinde unterrichteten und sich bisweilen als ausgewiesene Nationalsozialisten profilierten.

Wahlkampf, Wahlverhalten und „Führers Geburtstag"

Trotz oder gerade wegen der fest verwurzelten politischen Orientierung des katholischen Laer kämpften die Nazis hier um jede Stimme. Am 2. März 1933 veranstalteten sie ihre Kundgebung, ebenso wie die Zentrumsleute 14 Tage zuvor, im Saal des Hotels Storck. Als Hauptredner war der Landtagsabgeordnete und Parteigenosse (Pg.) Gronewald aus Osnabrück geladen. Er machte in seiner *„oft von starkem Beifall unterbrochenen"* Rede sofort deutlich, daß seine Partei die Macht errungen habe, *„um sie nicht mehr aus der Hand zu geben,* (denn) *die letzten 14 Jahre hätten das Volk dem Ruin nahe gebracht"*.[5] Die letzten 14 Jahre, damit meinte Gronewald die kurze Lebensspanne der ersten deutschen Republik, die von den demokratischen Parteien nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg aufgebaut worden war. Doch Nationalismus und Militarismus, durch Inflation und Weltwirtschaftskrise verschärft, stürzten das Volk der Deutschen in tiefe Not und zerstörten schließlich die demokratische Republik. Gronewald tönte, daß die demokratischen Parteien *„das deutsche Volk in den Abgrund hineinregiert und nur noch einen Trümmerhaufen hinterlassen* (hätten)". Schuldig sei auch das katholische Zentrum, Laers eigentliche Partei. Ihr galten Gronewalds ärgste Angriffe, denn in Laer stand den Nazis eigentlich nur die Einheit von katholischer Kirche und politischem Katholizismus im Wege. *„Das Zentrum sei heute nicht mehr identisch mit der katholischen Religion"*, versicherte er seinen Zuhörern.

Gr. Werbe-Abend

der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei, Ortsgruppe Laer bei Gastwirt Stork, am Freitag, den 28. April, abends 8½ Uhr.

Deutsche Frauen und Männer erscheint alle!

Es sprechen über:

„Praktische Politik unseres Volkskanzlers Adolf Hitler"
Pg. Wiemann, Bad Rothenfelde

„Schulen und Kirchen in der Hitlerbewegung"
Pg. Markus, Laer

N.S.D.A.P.
Ortsgruppe Laer

Plakat der NSDAP, Ortsgruppe Laer, Privatbesitz.

Den Nazis kam es im katholischen Laer speziell darauf an, die bekannten Zentrumspolitiker zu verunglimpfen. Gronewald erklärte etwa, daß in einem nationalsozialistischen Deutschland *„Gehälter, wie z.B. das des Oberbürgermeisters Adenauer in Köln in Höhe von 139.000 RM zur Unmöglichkeit gehören“* würden. Adenauer, der 16 Jahre später zum ersten deutschen Bundeskanzler gewählt werden sollte, war als prominenter katholischer Politiker auch ein führendes Mitglied des Zentrums. Hitler dagegen hatte anläßlich der Machtübernahme propagandawirksam auf das Gehalt des Reichskanzlers verzichtet. Er brauchte das Geld auch nicht, denn schließlich war er bald Herr über das gesamte Staatsvermögen. Sein Gehaltsverzicht kam allerdings gut an. Als nächstes nahm sich der Redner die Kommunisten, die *„kommunistische Mordpest“*, vor. Er pries Hitler, der den *„landesverräterischen Umsturz“* der KPD frühzeitig erkannt habe und mit den Kommunisten schon aufräumen würde. Da konnte sich Pg. Gronewald des Beifalls seiner Zuhörer sicher sein, denn die Kommunisten galten auch in Kreisen des Zentrums als der eigentliche Feind, während man die Nazis lange Zeit für verirrte, aber letztlich respektable Patrioten halten wollte. So klang die Versammlung in allgemeiner Übereinstimmung aus. Es wurde auch nicht weiter diskutiert, *„anders als in Glandorf zu der acht Tage zuvor stattgefundenen Versammlung ..., wo dem Diskussionsredner von den Rednern* (Zuhörern) *eine glatte Abfuhr erteilt wurde“*. Statt dessen rief man „Sieg Heil“, nicht nur für Hitler, sondern auch für Hindenburg, und sang neben dem Horst-Wessel-Lied noch das Deutschlandlied. So konnte alle Tradition, alle Arbeit und Mühe des Zentrums den erheblichen Aufschwung der NSDAP auch in Laer nicht verhindern. Die Nazis erhielten 656 Stimmen, während das Zentrum verlor, mit 1034 Stimmen aber noch immer deutlich vorne lag. Auf Reichsebene erhielt die NSDAP bei einer Wahlbeteiligung von knapp 89 Prozent 43,9 Prozent aller Stimmen. Hitler hatte mit der absoluten Mehrheit gerechnet und war entsprechend enttäuscht. In Laer siegte das Zentrum, doch ist unverkennbar, daß der Nationalsozialismus entschieden zugelegt hatte. Sicherlich, die Nazis hatten den Wahlkampf unter Aufbietung der Kräfte des gesamten Staatsapparates geführt, den sie zu dieser Zeit ja schon beherrschten. Doch ihr Zugewinn in Laer kündet gleichfalls davon, daß hier jetzt viele glaubten, katholischer Christ und Nationalsozialist zugleich sein zu können.

Reichstagswahlen: 6. November 1932/5. März 1933 im Vergleich [6]

	NSDAP		SPD		KPD		Zentrum		Kampffront SWR		DVP		Dtsch-Han.	
	1932	1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933
Laer	56	209	7	3	17	3	373	309	28	40	1	-	17	8
Hardens.	13	107	3	-	13	1	198	158	14	4	4	1	2	2
Müschen	38	94	5	3	10	2	243	199	5	21	2	1	28	17
Westerw.	9	79	4	4	5	-	166	121	30	31	1	-	-	-
Winkels.	19	89	-	-	9	2	122	81	10	6	-	-	2	-
Remsede	22	78	11	12	8	10	192	166	3	3	-	-	20	11

In den Wochen und Monaten nach dieser Wahl konnte sich der Nationalsozialismus mehr und mehr in Laer etablieren. Am 20. April 1933 etwa beging man auch hier „Führers Geburtstag", so wie man es noch von früher her kannte, als man alljährlich „Kaisers Geburtstag" gefeiert hatte. Nun wehten *„von den Dienstgebäuden und vielen Häusern der Bürgerschaft ... schwarz-weiß-rote und Hakenkreuzflaggen. Abends versammelten sich die Mitglieder und Freunde der NSDAP im Saale des Gasthauses Niehaus zu einer Festfeier"*.[7] Nach einer Ansprache des Ortsgruppenführers und dem Absingen des Horst-Wessel-Liedes folgte die Festrede von Lehrer Markus, der in Laer als Respektsperson galt. Markus glaubte, wie so viele andere auch, fest daran, daß der Nationalsozialismus eine Art geschichtlicher Notwendigkeit sei. Hitler schien ihm jene *„starke, überragende Persönlichkeit"*, der es bedurft habe, um das Volk *„aus den Zeiten der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes"* zu befreien. Hitler habe *„ein neues und gesundes Nationalgefühl langsam im deutschen Volk geweckt"* und, so Markus weiter, *„allmählich entstand dann eine unaufhaltsame Bewegung von ungeahnter Größe und Kraft, die schließlich zur nationalen Revolution führte und die Machthaber des längst überlebten alten Systems hinwegfegte"*.[8] Vermutlich hat Lehrer Markus daran wirklich geglaubt. Wie so viele Bürger seiner Zeit konnte er die Niederlage im Ersten Weltkrieg nicht verwinden, und dankbar nahm er die Dolchstoßlegende der gescheiterten Generale auf, nach der die Soldaten „im Felde unbesiegt" geblieben, von den Demokraten in der Heimat hinterrücks um die Früchte des eigentlich sicheren Sieges gebracht wurden. In seinem Weltbild waren die Demokraten, die sogenannten „Novemberverbrecher", an Deutschlands Elend schuld, während die nationalistischen Kriegstreiber zu Patrioten wurden. Markus erhielt starken Beifall für seine Rede, denn erstens trafen sich hier die überzeugten Nationalsozialisten der Gemeinde, und zweitens entsprachen seine Überlegungen auch den Gefühlen der Zuhörer. Jeder im Saal hatte die Schmach der Niederlage von 1918, die wirtschaftliche Erschöpfung des Landes und den langsamen Zusammenbruch des politischen Systems erlebt. Längst war man bereit, nicht mehr komplexe weltwirtschaftliche Vorgänge, sondern das Versagen der Demokraten für das Massenelend verantwortlich zu machen. Die Nazis boten diese einfache Antwort, und so stimmte die Versammlung ihrem Redner mit begeisterten *„Sieg-Heil"*-Rufen zu.

Gleichschaltung der Kommunalverwaltung

Die Samtgemeinde Laer paßte ihre eigenen politischen Verhältnisse schließlich den Forderungen der Zeit an. Auf einer Gemeindeausschußsitzung am 31. August 1933 beschlossen die Gemeindevertreter einstimmig, den bisherigen Ortsvorsteher des Dorfes Laer zusätzlich auch zum Samtvorsteher zu machen, *„da er nur die Gewähr dafür bietet, daß er als Samtvorsteher im neuen nationalsozialistischen Staate zur vollen Zufriedenheit der Samtgemeinde seine Pflichten erfüllen wird"*.[9] Den bisherigen Samtvorsteher Schürbrock, der Anton Richard in den 20er Jahren ins Amt gefolgt war, setzten sie ab. Der Gemeindeausschuß hoffte wohl, daß ein neuer Mann besser in die Zeit passen würde. Doch das war nicht der einzige Grund für Poppe-Röers Wahl: Durch die Zusammenlegung

der Ämter von Orts- und Samtvorsteher konnte die Gemeinde jährlich immerhin 250,- Mark einsparen; die Gemeindevertreter vermerkten es wohlgefällig. Als Reichspräsident Hindenburg am 2. August 1934 starb, reagierte Hitler schnell. Er ließ die Reichswehr und die Beamten auf sich vereidigen. Damit verpflichteten sie sich Hitler persönlich.[10] Es war ein „heiliger Eid", den sie zu Gott schworen. Er band die meisten Soldaten der Reichswehr treu an Hitler; von wenigen abgesehen blieben sie ihm gehorsam, trotz aller Greuel, derer sich das Regime schuldig machte. Und auch als schon alles in Schutt und Asche lag, folgten die Offiziere Hitlers Befehlen. Am 30. November erfolgte auch in Laer *„nach einem Treuegruß an den Führer ... die Vereidigung der Ratsmitglieder"*. Jeder der Herren im Samtgemeindeausschuß schwor:

> „Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe".[11]

So wurden auch die Laerer Ratsmitglieder, wie schon die Soldaten der Reichswehr, in erster Linie auf die Person Hitlers, des Führers, vereidigt. Niemand sollte je wagen, diesen Eid zu brechen. Damit war die Gemeindeverwaltung Ende 1934 endgültig in das nationalsozialistische Herrschaftssystem integriert.

Politischer Katholizismus und Nationalsozialismus
Der vorläufige Ausgleich mit der katholischen Kirche

Als Hitler am 30. Januar 1933 vom Reichspräsidenten Hindenburg zum Kanzler ernannt wurde, konzentrierte er sich zunächst auf die Beseitigung der parlamentarischen Demokratie. Weil er aber keine Mehrheit im Reichstag hatte, mußte er einen anderen Weg finden, um diktatorisch regieren zu können. Es war darum sein Ziel, den Reichstag auszuschalten. Während er Sozialdemokraten und Kommunisten ins Gefängnis steckte, umwarb er gleichzeitig die katholische Zentrumsfraktion im Reichstag. Hitler wollte die Zustimmung des Zentrums zu einem *„Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich"*. Dieses Gesetz sollte als sogenanntes „Ermächtigungsgesetz" in die Geschichte eingehen. Es sah im wesentlichen vor, daß Hitlers Regierung für die Dauer von vier Jahren Gesetze auch ohne Zustimmung von Parlament und Reichspräsident erlassen dürfe, selbst wenn sie gegen die Verfassung verstoßen sollten. Das Zentrum stimmte zu. Für Hitler war das wichtig, denn er brauchte eine Zweidrittelmehrheit im Reichstag, um sein Gesetz durchzubringen. Das Zentrum wiederum fürchtete einen neuen Kulturkampf. Man hatte Angst davor, daß der Katholizismus, wie vor einem Menschenalter schon einmal, ins politische und gesellschaftliche Abseits geraten würde. Darum stellte sich die Fraktion den Nazis nicht länger entgegen. Nun hatte Hitler alle Macht, die er brauchte, und die katholische Kirche konnte sich vorläufig im NS-Staat sicher fühlen. Die politische Organisation des Katholizismus aber, die Zentrumspartei, über-

lebte die Entfaltung der nationalsozialistischen Machtpolitik nicht. Im Sommer 1933 löste sie sich still und leise auf, denn der Kirchenleitung ging es vor allen Dingen darum, die seelsorgerische Freiheit zu behalten. Politisch glaubte man, das Verhältnis zwischen NS-Staat und katholischer Kirche mit einem Konkordat, d.h. einem Vertrag regeln zu können. Der Vatikan gab seine *„Zustimmung zum Verbot der parteipolitischen Betätigung von katholischen Geistlichen"*.[12] Damit war die Zentrumspartei erledigt; ihre Nachfolgerin war auch in Laer die NSDAP. Die Kirche erhielt dafür das Versprechen auf freie Religionsausübung, auf Schutz der katholischen Körperschaften und den Erhalt der Bekenntnisschule. Außerdem würde der Religionsunterricht auch künftig ordentliches Lehrfach an den Schulen bleiben.

Für das katholische Laer ließ sich auf diesem Wege ein Modus finden, auf dessen Grundlage sich auch die Laerer NSDAP-Mitglieder, die durchweg katholisch waren und blieben, in der Gemeinde durchsetzen konnten, ohne ihre christlich-konfessionelle Herkunft aufgeben zu müssen. Im Gegenteil, bis 1945 blieben Katholizismus und Nationalsozialismus nebeneinander bestehen. In den Schulräumen etwa trat das Hitlerbild im Jahre 1936 zum Kreuz hinzu. Zu diesem Hitlerbild wandten sich die Schüler, wenn sie von nun an den Unterricht mit dem morgendlichen „Deutschen Gruß" begannen. Vorher aber hatten sie gemeinsam in der Kirche die Messe gehört, danach, zum Kreuze gewandt, das Schulgebet gesprochen, am Nachmittag war vielleicht Dienst im Jungvolk, und am Sonntag nachmittag wiederum gab Pastor Schockmann den Schulkindern Christenlehre, zu der auch die örtlichen Parteifunktionäre ihre Kinder schickten. Das soll nicht bedeuten, daß es in Laer keine Nationalsozialisten gegeben hätte, doch waren ihnen gewissermaßen ideologische Fesseln angelegt. Denn ohne das überzeugte Bekenntnis zur katholischen Kirche konnte ein Laerer in Laer, Nationalsozialist hin oder her, nicht wirklich akzeptiert sein, und daher versuchte auch (so gut wie) niemand, sich aus dem hergebrachten katholischen Milieu zu befreien. So blieben die Laerer und Remseder Parteimitglieder selbstverständlich überzeugte und treugläubige Katholiken. Über ideologische Gegensätze zwischen Katholizismus und Nationalsozialismus sah man da leicht hinweg, indem der einzelne Religion und Politik möglichst getrennt zu verstehen suchte. So gingen die örtlichen Funktionäre und Parteigenossen auch weiterhin regelmäßig zur Kirche. Sie ließen ihre Kinder taufen, schickten sie in die sonntägliche Christenlehre zu Pastor Schockmann und erzogen sie auch zu Hause in traditionell christlich-katholischem Sinne. Gleichzeitig übernahmen sie Parteifunktionen, zahlten ihre Parteibeiträge und sahen in der gleichzeitigen Erfüllung von religiöser wie politischer Pflicht und Schuldigkeit keinen (unauflöslichen) Widerspruch. Sie unterschieden einfach zwischen katholischem Glauben und nationalsozialistischer Politikorientierung, dabei still ignorierend, daß die NSDAP keine Partei in herkömmlichem Sinne war, sondern den Menschen in seiner Gänze forderte. Dabei blieb ihnen erspart, im Holocaust konkret und vor Ort Stellung beziehen zu müssen. Letztlich gab es nämlich nur eine Familie in Laer, von der man munkelte, daß sie jüdische Vorfahren hatte; in privater Übereinkunft wurde sie weitgehend zufriedengelassen. Gleichwohl hörte

man manches, spätestens als im November 1938 die Synagogen brannten, z.B. in Versmold. *„Die ... jüdischen Viehhändler verschwanden bald aus den umliegenden Gemeinden, und auch das hinterließ so manches Unbehagen“*.[13] Doch in Laer lebten keine Juden, und es gab auch keine Synagoge; so ging diese ideologische Prüfung weitgehend am Ort vorbei. Davon abgesehen blieb den Laerer Nationalsozialisten aber ein ideologischer Spagat abverlangt, denn man war ja tatsächlich auch weiterhin überzeugter Katholik. Damit aber war auch die Loyalität zum Regime in gewisser Weise gebremst; kein einziger Laerer kam im April 1945 angesichts der verzweifelten Kriegslage auch nur auf die Idee, den materiellen Fortbestand der Heimat aufs Spiel zu setzen, nur um Hitler und der Partei folgend, seine nationalsozialistische Pflicht zu tun, also die einrückenden Alliierten zu bekämpfen.

Gleichschaltung der Vereine

Bürgerschützenverein Müschen mit Fahnenträger Schulte Südhoff – gleichgeschaltet, Privatbesitz.

Nicht nur in der Politik, auch im gesellschaftlichen Leben der Gemeinde vollzog sich bald ein Annäherungsprozeß an das Regime. Anfang Oktober 1933 etwa gründete sich in Konkurrenz zum Verein der katholischen Frauen und Mütter von 1930 (Katholische Frauengemeinschaft) die hiesige „NS-Frauenschaft“. 36 Frauen traten sogleich bei. Sie

würden künftig hauptsächlich karitative Aufgaben übernehmen, die den Alltag im 3. Reich beständig begleiten sollten. Theoretisch sollte sich der Lebensalltag der Frauen im Nationalsozialismus auf Familie, Haushalt und Kinder beschränken. Die Frauen sollten eigentlich nicht noch zusätzlich arbeiten, sondern sich um die „Aufzucht" möglichst vieler Kinder bemühen. Praktisch ist daraus allerdings nicht allzuviel geworden, denn das Regime brauchte die weiblichen Arbeitskräfte, um seine Aufrüstungsziele zu erreichen. Auch in der Landwirtschaft blieb die Frauenarbeit weiterhin unverzichtbar. Im Zweiten Weltkrieg oblag den Frauen auf dem Lande oft sogar noch die Sorge um die heimische Betriebsführung. So haben die Nazis die Frauen letztlich nur aus den höher qualifizierten Berufen hinausgedrängt. Frauen aus der Unter- und Mittelschicht mußten aber auch weiterhin arbeiten.

Auch einige ältere Vereine des Dorfes wurden rasch in jene allumfassende Herrschaftsstruktur des Nationalsozialismus eingegliedert, die keine unabhängigen Organisationen neben sich duldete. So etwa der Laerer Kriegerverein von 1878, der sich am 17. März 1929 als „Verein ehemaliger Soldaten" neu gegründet hatte (nach dem Ersten Weltkrieg war der alte Kriegerverein zerbrochen). Im Januar 1934 erschien der „Kamerad" Twiehaus aus Osnabrück bei der Hauptversammlung des Vereins im Hotel Storck, die mit einem *„Sieg-Heil auf unseren Reichspräsidenten und Volkskanzler Adolf Hitler eröffnet"* wurde.[14] Energisch ergriff Twiehaus das Wort und erläuterte den Anschlußplan. Künftig sollte der Kriegerverein *„im Sinne unseres Volkskanzlers Adolf Hitler"* ein nationalsozialistischer Verein sein. Ein erster und ein zweiter Führer waren zu wählen, die der Gau Weser-Ems dann bestätigen mußte. Das entsprach dem nationalsozialistischen Führerprinzip; es sollte nicht länger debattiert, sondern befohlen und gehorcht werden. In Zukunft mußten die Vereinsmitglieder bei öffentlichen Auftritten die Hakenkreuzbinde tragen und damit ihre Verbundenheit zum nationalsozialistischen Staat ausdrücken. Die Krieger beschlossen den Anschluß einstimmig, wählten ihre neuen Führer und gingen dann zur Tagesordnung über. Bald sollte der Laerer Kriegerverein neben seiner alten Fahne von 1905 auch die Bundesfahne des Kyffhäuserbundes mit dem Hakenkreuzwimpel führen. *„Mit dem dreifachen Sieg Heil auf den Reichspräsidenten, den Reichskanzler und dem Singen des Deutschlandliedes fand die anregende Versammlung ihren Abschluß"*,[15] notierte der Zeitungsredakteur. Doch mit der Integration des Kriegervereins in die nationalsozialistische Herrschaftsstruktur stellte sich der Verein in gewisser Weise auch selbst zur Disposition. Zwar stand der Kriegerverein, der sich seit 1935 „Kriegerkameradschaft Laer" nannte, wohl in militaristischer und nationalistischer Tradition, doch galt er eher als Relikt des Kaiserreichs denn als Organisation der neuen, nationalsozialistischen Zeit. Verständlich also, daß der Kriegerverein bis Ende 1934 an die hundert Mitglieder verlor.[16] Viele von ihnen dürften in die für Laer neue, nationalsozialistische SA abgewandert sein. Zeitzeugen erinnern sich, daß die SA von Laer um die 50, 60 Mann stark war. Josef Niehaus, Weltkriegsveteran und Gründer der Freiwilligen Feuerwehr von Laer, führte die neue Formation. Der Kriegerverein wiederum widmete sich in den folgenden Jahren hauptsächlich der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg. Die „Krie-

ger“ engagierten sich für die Errichtung eines Gefallenenehrenmals. In mühseliger Handarbeit richteten sie den Denkmalsplatz am Fuße des Blombergs her. Doch in den Wirren des Zweiten Weltkrieges sollte es nicht gelingen, das Projekt zum Abschluß zu bringen. Erst Jahre nach Kriegsende, im November 1949, konnte das Ehrenkreuz am Blomberg geweiht werden. Der Kriegerverein selbst existierte zu dieser Zeit schon längst nicht mehr.

Nationalsozialistische Festtage vereinen die Bevölkerung

Festsaal mit Hitlerbild, Privatbesitz.

Doch greifen wir nicht vor. Schon wenige Monate nach der Machtergreifung, am 1. Mai, dem „Tag der nationalen Arbeit“, konnte die Gleichschaltung im gesellschaftlichen Leben des Dorfes hautnah erlebt werden. *„Fast jedes Haus hatte Flaggenschmuck angelegt. Die öffentlichen Gebäude waren reich mit Flaggengrün geschmückt. ... . Um 8 Uhr war der feierliche Festgottesdienst in der Pfarrkirche. Das große Gotteshaus war bis auf den letzten Platz gefüllt“*.[17] Danach gab es auf dem Paulbrink ein Konzert des Blasorchesters Laer. Dort hörte man gemeinsam die Rundfunkübertragung der Feierlichkeiten in der Reichshauptstadt Berlin. *„Mit dem Hoch auf das Vaterland und seinen großen Führer, dem Deutschlandlied und dem Horst-Wessel-Lied klang die Feierlichkeit aus“*, und die Bevölkerung ging zum Mittagessen nach Hause.[18] Nachmittags um zwei Uhr ging es weiter. Von den örtlichen NSDAP-Mitgliedern angeführt und vom Motorsturm aus Glandorf begleitet, marschierten die übrigen Vereine (Kriegerverein, Feuerwehr, Schützenvereine, Gesangvereine Laer und Müschen usw.) *„unter klingendem Spiel und festem Tritt ... durch das alte Dorf nach der Höhe des Blombergs. Wohl noch nie hat sich ein solch großer, wohlgeordneter Zug von Männern der Arbeit, des Kopfes und der Faust durch die Straßen unseres Dorfes bewegt“*. Am Berg angekommen wies Rektor Markus *„in längeren Ausführungen auf die Neugestaltung Deutschlands durch die jetzige Regierung unter Führung unseres Volkskanzlers Adolf Hitler hin, dem ein Hoch galt, darauf sang man das Horst-Wessel-Lied“*.[19] Den Rest des Nachmittages verbrachte das ganze Dorf feiernd am Blomberg; erst abends gegen 19 Uhr marschierte man gemeinsam ins Dorf zurück. Denn dort war nun Hitler

in einer Rede am „Volksempfänger“ zu hören. Und weil zur Anfangszeit des Regimes noch kaum jemand so einen Volksempfänger besaß, war auch leicht zu überprüfen, wer die „Führerrede“ hören wollte und wer nicht.

Der „Tag der nationalen Arbeit“ sah das Dorf in denkwürdiger Eintracht. Die Festlichkeit begann mit einem Gottesdienst in der Kirche. Ohne einen solchen Festgottesdienst wäre der neue Feiertag im katholischen Laer auch nicht wirklich akzeptiert worden. So fand die Kirche zumindest vorläufig ihren Platz im nationalsozialistischen Staat; ein Nationalsozialist konnte nun durchaus auch praktizierender Katholik sein. Im katholischen Laer war damit die wesentliche Voraussetzung geschaffen, um im nationalsozialistischen Staat aufgehen zu können. Nach dem Festgottesdienst und dem Auftritt der musizierenden Jugend kam der große Umzug, der so ziemlich alle wichtigen Vereine des Dorfes mit in das Geschehen einbezog. Gefeiert wurde der „Volkskanzler“, Hitler also, auf den sich alle Hoffnungen konzentrierten. Gefeiert wurde aber auch das Zusammengehen von *„Männern der Arbeit, des Kopfes und der Faust“*. Das war etwas Neues, etwas, das man als einen Wesenszug des Nationalsozialismus zu begreifen gern bereit war. Es schien, als habe Hitler ein in sich zerrissenes Volk in eine neue und ausgesprochen populäre, weil nationale und soziale Einheit überführt. In jenen Jahren nannte man diese Einheit „Volksgemeinschaft“. Der einzelne wurde zum „Volksgenossen“. Ob man wollte oder nicht, durch die Geburt gehörte man dazu, oder eben nicht. Die Nazis knüpften damit an jene überwältigende Gemeinschaftserfahrung an, die die Deutschen bei Kriegsausbruch im August 1914 so eng miteinander verbunden hatte. Damals war die Bevölkerung im Angesicht des Krieges auch in Laer bereitwillig zusammengerückt; man arbeitete, betete und kämpfte gemeinsam für den Sieg. Hitler appellierte an diese Erinnerung; er trachtete, die Bevölkerung erneut zu mobilisieren, und bot sich als Führer in einem neuen Kampf um Deutschlands Zukunft an. Bei den Festlichkeiten des Regimes wurde der Volksgemeinschaftsgedanke Hitlers nun sinnfällig erfahren. Hier trafen sich Reich und Arm, und für den Augenblick schienen sie, jenseits aller sozialen Schranken, als Volksgenossen tatsächlich gleich zu sein. Dem konnte man sich nur schwer entziehen, ja, dem wollte man sich wohl auch gar nicht entziehen. Schließlich verblaßten dahinter auch die Anfänge der Entrechtung des öffentlichen Lebens, sichtbar z.B. an der Verhaftungswelle gegen prominente sozialdemokratische und kommunistische Parteifunktionäre im Frühjahr und insbesondere am Boykott jüdischer Geschäfte am 1. Mai 1933.

„... und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben“
Zur Laerer Kindheit im Nationalsozialismus

„Wir waren einmal ... in der Jugendherberge auf dem Schloß Iburg“, erinnerte sich der 1923 geborene Josef Schöning an ein bemerkenswertes Erlebnis aus seiner Kindheit. Kein Wunder übrigens, war es doch *„das erste Mal, daß wir überhaupt anderswo geschlafen haben“*.[20] Josef war, wie viele seiner Klassenkameraden im Dorf Laer seit 1936 auch, ein Jungvolkjunge, ein sogenannter „Pimpf“. Denn mit dem Gesetz über die Hitlerjugend vom 1. De-

zember 1936 *„war für die gesamt körperliche, geistige und sittliche Erziehung der Jugend außerhalb von Schule und Elternhaus ... die HJ zuständig“*. Die Kirchen wurden als Erziehungsträger nicht mehr erwähnt,[21] denn mittlerweile sollten sie ausgeschaltet werden.

Hitler selbst beschrieb später, im Jahre 1938, Sinn und Zweck der Erfassung und Eingliederung der jungen Generation in die nationalsozialistischen Organisationen. *„Diese Jugend“*, so Hitler, *„die lernt ja nichts anderes, als deutsch denken, deutsch handeln, und wenn diese Knaben und diese Mädchen mit ihren zehn Jahren in unsere Organisation hineinkommen und dort zum ersten Mal eine frische Luft bekommen und fühlen, dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitler-Jugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre. Und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klassen- und Standeserzeuger, sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei, in die Arbeitsfront, in die SA oder in die SS, in das NSKK und so weiter. Und wenn sie dort zwei Jahre oder anderthalb Jahre sind und noch nicht ganz Nationalsozialisten geworden sein sollten, dann kommen sie in den Arbeitsdienst und werden dort wieder sechs oder sieben Monate geschliffen, alles mit einem Symbol, dem deutschen Spaten. Und was dann nach sechs oder sieben Monaten noch an Klassenbewußtsein oder Standesdünkel da oder da noch vorhanden sein sollte, das übernimmt dann die Wehrmacht zur weiteren Behandlung auf zwei Jahre, und wenn sie nach zwei, drei oder vier Jahren zurückkehren, dann nehmen wir sie, damit sie auf keinen Fall wieder rückfällig werden, sofort wieder in die SA, SS und so weiter, und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben“*.[22]

Vom Jungvolk bis zum Arbeitsdienst, von der Wehrmacht bis in die Parteizugehörigkeit – der Herrschaftsanspruch der NSDAP kannte keine Grenzen, auch wenn die Herrschaftsrealität durchaus anders aussah, als Hitler sie beschrieb. Der Erziehung der Kinder und Jugendlichen im Jungvolk und später in HJ und BDM galt allerdings die besondere Aufmerksamkeit des Regimes. Die Partei wollte sie zu getreuen Nationalsozialisten erziehen, letztlich um ihre Herrschaft auf Dauer zu etablieren. Einmal pro Woche, oft samstags, traf sich das Jungvolk zum zwei- bis dreistündigen „Dienst“, der übrigens in Laer wie auch in Remsede zunächst von ortsfremden Jungvolkführern geleitet wurde. Die Laerer Jungvolkführer kamen z.B. aus Rothenfelde und Dissen, Remsedes Jungvolk wurde von Jugendlichen aus Hilter geleitet. Das war verständlich, denn während der ersten Jahre nach 1933 mußten die nationalsozialistischen Formationen in Laer erst noch aufgebaut werden, während sie etwa in Hilter, Dissen oder Rothenfelde schon stark waren. Übrigens, längst nicht alle Kinder der Samtgemeinde Laer waren Jungvolkmitglieder, zumindest nicht in den 30er Jahren. Insbesondere die Kinder aus den Bauerschaften mußten zu Hause auf dem elterlichen Hof oder im Handwerksbetrieb mithelfen und hatten keine Zeit für den Dienst in HJ und BDM, erinnern sich viele Zeitzeugen. Doch spätestens seit 1939 war der *„Trend zu einer militärähnlichen, völlig normierten und alle Jugendlichen der entsprechenden Altersstufen obligatorisch erfassenden Organsiation ... abgeschlossen“*.[23]

Auf dem Thieplatz war Antreten. So mancher Pimpf und einige Jungmädel, aber längst nicht alle, waren vorschriftsmäßig uniformiert. Eine kurze Hose, ein braunes Hemd und ein Lederknoten gehörten zur Ausstattung der Jungen. Der Lederknoten gehörte auch

Kinder und Jugendliche binden die Getreidegarben, Aufnahme aus Müschen um 1930, Privatbesitz.

zur Uniform der Mädchen. Außerdem ein dunkler Rock, eine weiße Bluse und eine dunkle Jacke, die aber nicht alle Mädchen besaßen, weil sie ziemlich teuer war. Nach dem Antreten ging es oft zum Sportplatz, der damals am Ortsausgang bei Plengemeyer lag. Sportunterricht war übrigens nichts Neues, denn *„da sind wir vorher mit Lehrer Merse auch samstags schon hingegangen, wie wir noch Turnen hatten“*, erinnert sich Schöning. Neben dem Sportunterricht gab es aber noch weitere Jungvolkaktivitäten. *„Geländespiele haben wir gemacht“*, eine Erinnerung, die von einigen Zeitzeugen bestätigt wird. Der 1934 eingeschulte August Knemeyer etwa erinnert sich lebhaft an Geländespiele zwischen Laerer und Dissener oder Rothenfelder Jungvolkgruppen – *„das war immer ne ziemlich harte Auseinandersetzung“*,[24] wenn es gegen die *„Luthersken“* ging. Außerdem boten Jungvolk und Hitler-Jugend noch eine Reihe weiterer Aktivitäten, für die im arbeitssamen, ländlichen Alltag an sich nur wenig Platz war. Da wurde gebastelt, Modellflugzeuge z.B., Ausflüge und längere Fahrten standen an, die von einzelnen mitgemacht wurden. August Knemeyer etwa erinnert sich an eine Fahrt nach Wangerooge, die er als Pimpf kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erlebte. Ein großes Zeltlager für gut hundert Jugendliche aus dem Landkreis Osnabrück war aufgebaut – die Tage waren abenteuerlich genug, um sich zu erinnern, allein schon, weil ein Junge ertrank. Der Umgang mit dem Tod bleibt bis heute im Gedächtnis. *„Das gehörte dann wohl dazu zu einem richtigen Jungvolkjungen, der muß auch sterben können“*, erinnert sich Knemeyer. Und tatsächlich, mit der Parole „Die Fahne ist mehr als der Tod“ appellierten Jungvolk und HJ an die Opferbereitschaft der Kinder, die zu gehorsamen, selbstlosen Nationalsozialisten werden sollten. In Laer allerdings wurden die Kinder traditionell katholisch erzogen. Morgens vor Schulbeginn gingen die Kinder zur Messe, in Reih und Glied. Die Lehrer, Herr Ossege, Frl. Els, Frl. Vogelsang oder auch Herr Merse, begleiteten sie. Der Kirchbesuch vor Schulbeginn blieb auch weiterhin üblich, selbst als die Lehrer nach 1936 nicht mehr mitkommen konnten. Sie achteten aber auch weiterhin dar-

auf, daß die Kinder in hergebrachter Ordnung zu Kirche gingen.[25] Nach dem Kirchgang erst begann der Schulunterricht, wiederum mit einem Gebet. Im übrigen gab es noch Religionsunterricht in der Schule und die sonntägliche Christenlehre bei Pastor Schokkmann, an der die Schulkinder teilnahmen. Auch die nationalsozialistischen Funktionsträger der Gemeinde schickten ihre Söhne und Töchter selbstverständlich zum Pastor in die Christenlehre. In der Gemeinde Laer blieb die konfessionelle Verwurzelung neben der nationalsozialistischen Orientierung also bestehen, und die christlich-konfessionelle Erziehung gehörte auch weiterhin fest zur Kindheit, vor allem im Elternhaus. Selbstverständlich waren und blieben das Tischgebet, das Nachtgebet, die Teilnahme an den Sakramenten, der sonntägliche Kirchgang im Kreis der Familie, die Einhaltung der Fastenzeiten usw.

Mit Jungvolk und Hitlerjugend versuchte das Regime, den festen Rahmen der christlich-katholischen Erziehungsordnung zu durchbrechen; nicht zuletzt auch deshalb führten fremdkonfessionelle Jugendliche das Laerer und das Remseder Jungvolk, zumindest eine Zeitlang. Während des Ausfluges zum Schloß Iburg etwa durften die Laerer Jungs nicht zum sonntäglichen Hochamt in die Schloßkapelle. Statt dessen sollten sie sich auf Anweisung ihres Jungvolkführers auf den Zuweg zur Kirche setzen; sie *„mußten praktisch die Kirchgänger belästigen“*. Dergleichen wäre in Laer unmöglich gewesen, aber auch hier nahm die Partei bald Einfluß, vor allem auf den Schulalltag. Seit dem Schuljahr 1936/37 hing neben dem Kreuz auch noch ein Hitlerbild in den Klassenräumen,[26] und bald begrüßten die Lehrer ihre Schüler des Morgens mit „Heil Hitler!“. Am letzten Tag vor Ferienbeginn und am ersten Schultag nach den Ferien war nun Fahnenappell. Die Kinder sangen das Deutschlandlied und zudem noch das Horst-Wessel-Lied. Ein weiteres nationalsozialistisches Lied wurde eingeübt, Baldur von Schirachs „Unsere Fahne flattert uns voran“. *„Aber wir haben auch Kirchenlieder gesungen, bei Markus“*, erinnert sich eine Zeitzeugin. Nicht nur Lehrer Markus, auch andere Lehrer waren in der NSDAP aktiv. Ein Lehrer Tepe etwa, der 1939/40 in Laer angestellt war, zählte sogar zu den deutschgläubigen Christen, – für Laer ein absolutes Novum. Lehrer Haunhorst in Hardensetten-Winkelsetten galt als aktiver Nationalsozialist. Lehrer Ossege im Dorf Laer wurde Führer der örtlichen HJ. Und selbst Lehrer Merse, der zu den populärsten Lehrkräften in Laer gehörte, war in der NSV (Volkswohlfahrt) und beim Winterhilfswerk aktiv, allerdings ausdrücklich gezwungenermaßen.[27] Für die Mädchen und Jungen ergaben sich bald irritierende Neuerungen: Die Meßdiener durften nicht mehr bei den Beerdigungen und Hochzeiten dienen, die damals noch durchweg vormittags stattfanden, denn sie bekamen dafür seit neuestem kein schulfrei. Bald übernahmen die älteren Jugendlichen, die bereits aus der Schule entlassen waren und noch zu Hause bei den Eltern wohnten, den Dienst. Auch die Schulmädchen, die z.B. als „Engelchen“ eine Rolle bei der traditionellen Hochzeit spielten, bekamen nur mehr unter Schwierigkeiten schulfrei. Weiterungen traten hinzu. Zeitzeuginnen aus Remsede erinnern sich, daß der BDM-Dienst in Hilter oftmals Sonntag vormittags stattfand – sie konnten dann nicht am Hochamt teilnehmen.[28] Auch der SA-Dienst wurde bisweilen auf den Sonntagvormittag gelegt. Bis

dahin war es völlig undenkbar, am Sonntag nicht ins Hochamt zu gehen oder während dieser Stunde irgendwelche Veranstaltungen anzuberaumen. Kurz, die Partei suchte ihren Einfluß im katholischen Milieu auf Kosten der Kirche auszuweiten.

„Niemand hat sie kommandiert“
Grenzen der Gleichschaltung im katholischen Laer

Im Verlauf der auf das Konkordat folgenden Jahre gerieten die Kirche und ihre Organisationen mehr und mehr ins politisch-gesellschaftliche Abseits. Doch während der einzelne durch die schlichte Trennung von Politik und Religion einigermaßen leicht den Ausgleich zwischen alter und neuer Ordnung schaffte, war das Verhältnis zwischen Kirche und Partei immer wieder aufeinander bezogen und bald erheblich gespannt. Die Nazis waren natürlich überhaupt nicht an der freien Religionsausübung interessiert. Sie wollten letztlich den ganzen Menschen, den Menschen mit Körper, Geist und Seele. Dem aber stand in katholischen Gegenden hauptsächlich die Kirche im Wege. Verständlich also, daß die NS-Parteiideologen ihrerseits zu der Überzeugung kamen, daß christliche Tradition und Nationalsozialismus auf Dauer unvereinbar seien. In den Jahren vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges versuchten die Nazis, die Kirche mehr und mehr beiseite zu schieben. Die Religionsausübung selbst konnten sie natürlich nicht verbieten, wohl aber die Arbeit der kirchlichen Vereine behindern. Bereits Anfang 1933, kurz nach der Machtübernahme Hitlers, hatten sie den Kolpingstag in München „gesprengt“. Einige Laerer Kolpingssöhne, Heinrich Schulte, Franz Käuper und Heinrich Helmkamp, die den Weg nach München zu Fuß(!) angetreten hatten, mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Im Frühjahr 1935 verbot die Regierung das Tragen der Vereinsabzeichen. *„Das Kolpingbanner darf nur noch flankiert von schwarz-weiß-roter und Hakenkreuzfahne gezeigt werden“*.[29] Die Kolpingbewegung versuchte sich neu zu formieren. *„Von Köln aus wird die Gruppe Altkolping ins Leben gerufen. Bei der Gründung der Gruppe in Laer wird Bernhard Strautmann zum ersten Senior gewählt“*.[30] Aber schon im folgenden Jahr schlugen die Nazis zurück. Sie beschlagnahmten das Vereinsvermögen der Kolpingfamilie, um sie zu ruinieren. Doch in Laer gelang ihnen das nicht: ganze 3,46 RM fanden sie in der Kolpingkasse, den Rest hatten die Laerer noch rasch in Sicherheit gebracht, ebenso wie auch das gesamte Inventar des Vereins. Ein Versammlungsverbot wurde verhängt, und in den folgenden Monaten trafen sich die Mitglieder des Kolpingvereins nur noch zu geheimen Zusammenkünften. Der Olympischen Spiele im Sommer 1936 wegen, bei denen sich Deutschland freundlich und weltoffen zeigen wollte, zog das Regime das Versammlungsverbot vorläufig zurück. Künftig aber durfte man bei den Kolpingversammlungen nur noch über religiöse Themen sprechen; später wurde die Kolpingfamilie schließlich aufgelöst.

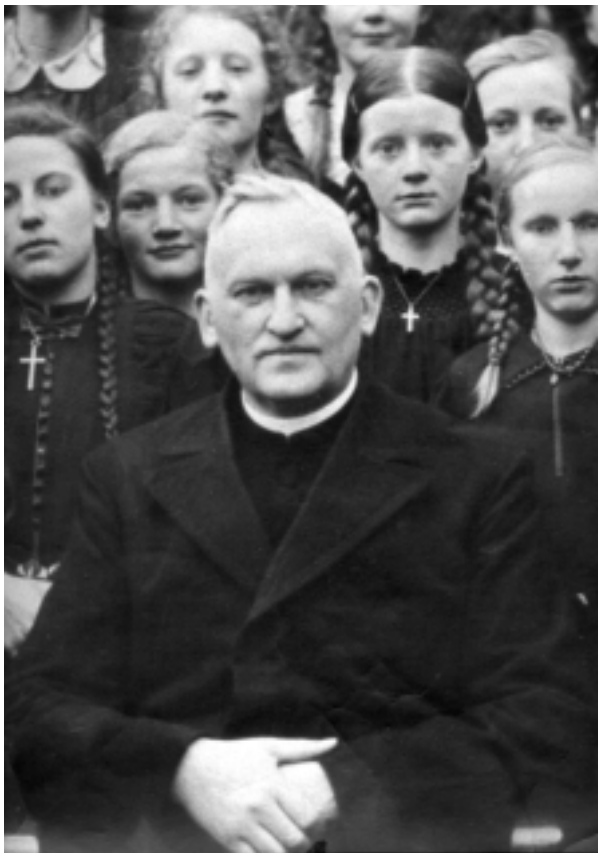
Dennoch, an ihrem eigentlichen Ziel, der Durchdringung des ganzen Menschen in nationalsozialistischem Sinne, scheiterten die Nazis letztlich. Die Ereignisse um die Kreuze in den katholischen Schulen des Oldenburger Münsterlandes stehen hierfür exemplarisch.

Pastor Schimmöller mit seinen Kommunionkindern, Heimatmuseum Bad Laer.

Die Gauleitung wollte ursprünglich alle Kreuze aus den Schulen entfernen, aber die Bevölkerung protestierte mit so ungestümer Begeisterung für die Zeichen ihres christlich-katholischen Glaubens, daß Gauleiter Röver die Verordnung zurücknehmen mußte .[31] Auch in Laer, politisch dem Gau Weser-Ems ebenso zugehörig wie das Oldenburger Münsterland, blieben die Kreuze in den Schulen, ja im ganzen Reich zeigte sich schon bald nach der Machtübernahme der Wille der Katholiken zur Selbstbehauptung. *„Seit 1934 hatten Volksmission und Exerzitien erheblich mehr Zulauf; die Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen wie Prozessionen, Wallfahrten und Glaubenskundgebungen stieg geradezu sprunghaft an“*.[32] Das Bekenntnis zur katholischen Identität zeigte sich auch in Laer, genauer am Kreuzweg beim Kalvarienberg. *„Er ist das ganze Jahr hindurch der Anziehungspunkt der Christen“*, schrieb Heinrich Schockmann, der seit 1937 als Pastor der Gemeinde Laer amtierte. *„Am Sonntag nach Allerseelen und am Karfreitag geht die Prozession von der Pfarrkirche aus zum Kalvarienberg, wo der Kreuzweg gebetet und eine Ansprache gehalten wird. Die Zahl der Teilnehmer ist groß. Geradezu ergreifend schön ist es am Gründonnerstagabend, wenn von allen Seiten kleine Gruppen betender und singender Gläubiger zum Kreuzweg (kommen) und bis in die tiefe Nacht den Kreuzweg beten. Von allen Seiten kommen sie, aus Laer, Glandorf, Füchtorf, Glane und Schwege ... . Niemand hat sie kommandiert, sie kommen aus eigenem Antrieb, aus tiefer Religiösität“*.[33]

Eben diese Motivation machte die christlichen Kirchen zum ideologischen Konkurrenten der nationalsozialistischen Bewegung. Denn die NS-Diktatur funktionierte letztlich nur auf der Basis von Befehl und Gehorsam. Die Religiösität aber ließ sich nicht befehlen, den

Glauben an einen gottgleichen Führer konnte man nicht kommandieren. So verblieb auch den Laerer Katholiken ein wesentlicher Rest an spiritueller Freiheit, den die Partei nicht eindämmen konnte. Das machte die Kirchen gefährlich. Die deutsche Politik wurde bald immer kirchenfeindlicher, und immer öfter verstieß das Reich gegen die Bestimmungen des Konkordats aus dem Sommer 1933. Im Jahre 1937 schließlich reagierte Papst Pius XI. energisch; in seiner Enzyklika *„Mit brennender Sorge“* protestierte er gegen die kirchenfeindliche Politik der Nationalsozialisten. Von nun an waren die Fronten endgültig abgesteckt. Alte Mitspracherechte der Kirchen wurden jetzt drastisch beschnitten. Auch in kommunalen Angelegenheiten sollten sie nicht mehr mitreden, doch in Laer gelang es nie, die persönliche Autorität des Pastors Schockmann zu beschneiden. Ja, *„die Vertrauensstellung des Ortspfarrers wuchs für viele in dieser Zeit noch“*,[34] denn den Nazis war ja nicht zu trauen. Schockmann wußte sich mit vielen anderen Pfarrern beider Konfessionen einig. *„In der Form des Widerspruchs, des öffentlichen Protests in Kanzelabkündigungen und Hirtenbriefen, vervielfältigten Briefen und Verweigerungen der Eidesleistung von Pfarrern auf den ‚Führer‘ äußerte sich der Widerstand gegen die Entchristlichung des Lebens, das Euthanasieprogramm oder den totalen Weltanschauungsanspruch des Nationalsozialismus“*.[35] Zu den bekanntesten Priestern auf katholischer Seite gehörte sicher Graf v. Galen, der „Löwe von Münster“, der als Bischof der Laer benachbarten Diözese von der Kanzel gegen den Rassenwahn der NSDAP protestierte und insbesondere gegen das Euthanasie-Programm der Nazis, die Tötung sogenannten „lebensunwerten Lebens“, anging. Auch in Laer wurden



Pastor Heinrich Schockmann mit Schülerinnen der Mädchenschule, Heimatmuseum Bad Laer.

seine mutigen Predigten heimlich verbreitet und gelesen. Doch Graf v. Galen war nicht der einzige Priester, der seinen Mut zusammennahm und gegen das Regime predigte. Im Priesterblock des KZ Dachau gingen allein 400 heute oft vergessene katholische Priester einen fast unerträglichen Leidensweg, im KZ Auschwitz gab der Franziskanerpater Maximilian Kolbe sein Leben, um das eines Familienvaters zu retten.

In Laer stand der streitbare Pastor Schockmann der Kirche vor. Gerade im Zweiten Weltkrieg war er es, der die Angehörigen der Gefallenen tröstete, der ein Ohr für die Ängste und Sorgen der Daheimgebliebenen hatte. Bei Kriegsende war es wiederum Schockmann, der sich der Kriegshinterbliebenen und Flüchtlinge annahm und gemeinsam mit Bürgermeister Poppe-Röer dafür sorgte, daß Laer sich den anrückenden Amerikanern friedlich ergab. Die Reichsführung jedoch wußte um die Gefährlichkeit der katholischen Kirche und ihrer Priester. Auch Pastor Schockmann schwebte bisweilen in Gefahr, konnte aber auf die Treue seiner Pfarre und mancher politischen Fuktionäre rechnen.[36] Vorläufig verschob die Partei den endgültigen Machtkampf um die Seelen auf die Zeit bis nach einem siegreich geführten Krieg. *„Bis dahin beschränkte sich das Regime auf Schikanen, Verbote und Verhaftungen profilierter Kirchenführer ...“.*[37] Und man konzentrierte sich darauf, die Bevölkerung mehr und mehr in den Bann des sichtbaren, greifbaren Aufschwungs zu ziehen, letztlich um so die Bereitschaft zu stärken, für dieses System in den längst geplanten Krieg zu ziehen.

4. 3 Vom ländlichen Laer zum populären Solbad

Ein Wirtschaftsaufschwung wird bald spürbar

Bernhard Niebrügge erinnert sich gut: *„Da kamen die Wehrmachtslieferungen. Nicht, da gings ja mit der Rüstung sofort los, nach ‘33 ... . Da mußten Spinte, Einrichtungen und alles* (gebaut werden)*, da wurden die Aufträge vergeben, immer zu 100, zu 500, da haben wir zu Hause auch immer Aufträge gehabt“.*[38] Aber nicht nur die Wehrmacht, auch die übrigen NS-Formationen wie die Organisation Todt oder auch der Reichsarbeitsdienst bestellten in großen Mengen, Baracken z.B. Und das spürte Niebrügge auch in der elterlichen Tischlerei in Winkelsetten. Endlich konnte wieder Geld verdient und investiert werden. So vollzog sich bald nach der Machtergreifung ein tiefgreifender Wandlungsprozeß im wirtschaftlichen Leben der Gemeinde, bei dem die NSDAP allerdings nicht stehenblieb. Das Regime suchte, auch die Macht in den Berufsverbänden zu übernehmen. Schon im März 1933 ließ der spätere Reichsbauernführer Darré den Präsidenten der christlichen Bauernvereine Andreas Hermes verhaften und sich selbst zum Vorsitzenden der „Reichsführergemeinschaft“ der landwirtschaftlichen Verbände ernennen. Nur wenige Wochen später, am 20. April 1933, konnte er Hitler quasi als Geburtstagsgeschenk *„die Übernahme der Führung von 40.000 ländlichen Genossenschaften durch mich“* melden.[39] Auch die Spadaka in Laer war als ländliche Kreditgenossenschaft nun

Gesellenprüfung im Schuhmacherhandwerk in den 30er Jahren, Aufnahme aus Müschen, Privatbesitz.

nationalsozialistisch kontrolliert. Der NS-Ideologie wegen konnte ab jetzt nur noch Genosse sein, wer der „arischen Rasse" angehörte. Außerdem wurde die Bankleitung teilweise ausgewechselt. *„Während der Vorstand bestehend aus Wilhelm Gode, August Knemeyer, W.Tewes-Kampelmann, H. Rosemann, Remsede und J. Niehaus im Amt blieb, schied nahezu der gesamte Aufsichtsrat im Mai aus dem Amt: Pastor Schimmöller..., Heinrich Wellmeyer ..., Wilhelm Schlingmann ..., Georg Wienke ..., Heinrich Bierbaum ... . An ihre Stelle traten Kaspar Lüchtefeld, Winkelsetten, Bernhard Reckwerth, Westerwiede, Bernhard Tewes, Müschen, und Sattlermeister Franz Freye aus Laer ... . Damit erlangten z.T. Vertreter des Orts- und Kreisbauernverbandes Einfluß auf das Geldinstitut. Durch obrigkeitliche Verfügung wurden zudem die ländlichen Genossenschaften der bäuerlichen NS-Organisation Reichsnährstand angeschlossen".*[40]

„Urstand und Blutsquell unseres Volkes"
Die Bauern spielen eine ideologische Sonderrolle

Die Bauern selbst nahmen innerhalb der nationalsozialistischen Gesellschaft einen bevorzugten Platz ein. Mit dem „Tag des deutschen Bauern" am 1. Oktober war ihnen sogar ein eigener Festtag gewidmet. So beging man bald auch in der Gemeinde Laer den Erntedank als „Tag des deutschen Bauern", am 1. Oktober des Jahres 1934 etwa, als nicht allein die öffentlichen Gebäude, sondern so gut wie alle Häuser des Ortes geflaggt hatten. *„Sogar vom altehrwürdigen Kirchturm, der die Geschichte unseres Dorfes seit tausend Jahren überblickt, flatterten nach allen Himmelsrichtungen die Fahnen zur Freude und*

zum Danke“.[41] Die ganze Gemeinde sollte den neuen Erntedank und die Bauern feiern, denn zur NS-Ideologie gehörte zumindest auf dem Papier die Überzeugung, *„daß das Volksganze nur gedeihen kann, wenn auch das Bauerntum gedeiht und wirtschaftlich auf der Höhe steht*“. Wie in Laer auch gar nicht anders denkbar, gehörte ein Festgottesdienst mit abschließendem Te Deum zu den Feierlichkeiten. Danach marschierte man in den prächtig geschmückten Saal des Hotels Storck, wo die örtlichen Funktionsträger, Bürgermeister Poppe-Röer, Ortsbauernführer Tewes-Rockelmann und Jungbauernführer Kemnade, ihre Ansprachen hielten. Im Mittelpunkt der Ausführungen stand der wirtschaftliche Aufstieg des Landvolkes, der eng mit der Kredit- und Preispolitik des Regimes zusammenhing. Die Landwirtschaft hatte ja tatsächlich Hoffnung geschöpft, denn durch festgelegte Preise verdienten die Bauern endlich wieder etwas Geld. Darum bekannte Jungbauernführer Kemnade in seinem Redebeitrag auch, daß die Laerer Jungbauern und Jungbäuerinnen entschlossen seien, *„das Rettungswerk unseres Führers mit allen Kräften zu unterstützen, weil wir an unseren Führer glauben*“.

Erntewagen vor Hof Stöppelmann, Aufnahme Raudisch um 1938, Diözesanarchiv Osnabrück.

Aber nicht nur die wirtschaftliche Seite war von Bedeutung. Wichtig war auch das neue Sozialprestige, das das Regime den Bauern in der NS-Ideologie zugestand. Auf der einen Seite sollten sie das Deutsche Reich von Lebensmittelimporten unabhängig (autark) machen. Das geschah in kriegsvorbereitender Absicht, denn auch die Nazis erinnerten sich noch gut an den Hunger, der im Deutschland des Ersten Weltkrieges geherrscht und die physischen und psychischen Reserven der Heimatfront aufgezehrt hatte. Auf der anderen Seite feierte Samtvorsteher Poppe-Röer die Bauern als *„Urstand und Blutsquell unse-*

res Volkes, die Hüter und Erhalter unserer heiligen Heimaterde". Dem lagen extrem rassistische, für den Nationalsozialismus aber typische Gedankengänge zugrunde, in denen sich Volk und „Rasse" durch blutsmäßige Identifikation definierten; es dauerte nicht mehr lange, bis man auf diesem Wege begann, zwischen lebenswertem und lebensunwertem Leben zu unterscheiden. Die Versammlung im Hotel Storck hörte an diesem Nachmittag auch noch eine „Führerrede" zum Tag des deutschen Bauern. Hitler war ganz in der Nähe auf dem Bückeberg bei Hameln, und gespannt lauschten die Laerer der Übertragung am Volksempfänger. Hunderttausende Menschen versammelten sich alljährlich in *„dieser urdeutschen Landschaft ..., um dem deutschesten aller Deutschen, dem Kanzler des Reiches zu huldigen und mit ihm dem Schöpfer zu danken für Saat und Ernte"*, so beschreibt die Osnabrücker Presse im Jahre 1933 den Sinn dieser Festveranstaltung.[42] Über Stunden warteten die Massen hier auf Hitlers Erscheinen, und mehr und mehr erregten sie sich, bis man seine Ankunft endlich verkündete. *„Brausend klingen Heilrufe auf, pflanzen sich lawinenartig fort und ein ungeheurer Jubel bricht los, als die Ankunft des Führers auf dem Festplatz gemeldet wird"*. Hitler, in diesem Augenblick noch am Fuß des Berges, inspizierte in Feldherrenmanier als erstes die Ehrenkompanie. Dann wandte er sich, die Mitglieder der Reichsregierung und verschiedene Bauernabordnungen in seinem Gefolge, dem Berge zu. 20.000 SA-Männer bildeten eine tausend Meter lange Gasse, die Hitler provozierend langsam entlangschritt. Die Erregung der Hunderttausenden stieg von Minute zu Minute, und Jubelstürme hoben an, bis er endlich inmitten der Massen seinen Platz auf dem Podium erreicht hatte. *„Fanfarenklänge schmettern. Eine Batterie prescht heran. 21 Salutschüsse hallen ins Tal. Das Reiterregiment 13 zeigt großartige Reiterspiele, formiert sich dann zu einem lebenden Hakenkreuz, das sich in kreisende Bewegung versetzt und die Menge zu einem tosenden Beifallssturm hinreißt. Ein Parademarsch der SA und des Stahlhelms beendet das grandiose Schauspiel. Das Musikkorps spielt ‚Nun danket alle Gott' – und entblößten Hauptes stimmen die Hunderttausende ein, unverwandt auf die Ehrentribüne blickend, auf der der Führer mit seinem Gefolge steht und mit ruhigem Antlitz, aus dem die dunklen, gütigen Augen strahlen, das überwältigende Bild auf sich wirken läßt"*. Hitler zog in diesen Aufführungen alle Register seines propagandistischen Könnens. Er war es, auf den die Masse wartete, ja wegen dem sie sich überhaupt versammelt hatte, und bald war kaum noch zu unterscheiden, ob die Hunderttausenden, die „Nun danket alle Gott" anstimmten, nicht sogar Hitler selbst meinten. Denn er stand im Zentrum des Tages, und ihn erblickten sie, wenn der Dank an Gott ertönte. Bald schon wurde es für die Masse des Volkes unmöglich, sich den enormen Emotionen zu entziehen, die die NS-Propaganda in solchen Stunden aufbaute.

In seiner Rede des darauffolgenden Jahres sprach er vom *„Glauben an die deutsche Zukunft"* und davon, daß *„das Volk nichts ist, wenn es keinen eigenen Bauern mehr besitzt"*.[43] Seine Worte scheinen auch die Zuhörer am *Volksempfänger* in Laer tief beeindruckt zu haben. Denn *„mit Begeisterung* (sangen sie nun) *die beiden deutschen Weihelieder* (Deutschlandlied und Horst-Wessel-Lied) *... als Treueschwur zu Führer und Reich"*. Doch damit war der Festtag noch immer nicht beendet. *„Abends gings allenthalben zum fröhlichen*

Staats-Ehrenpreis.

Dem Bauern Gr. Börger
in Hardensetten, Kreis Osnabrück, ist auf
der am 14. Juni 1934 in Borgloh stattgefundenen
Kreistierschau für die ausgestellte
Bullen-Familie eine
große silberne Staatspreismünze
verliehen worden.

Berlin, den 5. September 1934

Der Preußische Landwirtschaftsminister

Der Nationalsozialismus wird Staatsideologie und bezieht die alten Symbole in seine Herrschaftsordnung ein; Preußischer Adler, „Gott mit uns“ und Hakenkreuz als Symbole des Staates, der die große züchterische Leistung des Bauern Große Börger, Besitzer des berühmten Zuchtbullen Kantor, ehrt, Privatbesitz.

Erntetanz, wie er einst gepflegt wurde“; schrieb der Verfasser eines Zeitungsartikels über den Erntedank in Laer, der am folgenden Tag in der Osnabrücker Presse gelesen werden konnte.[44] Und selbst beim abendlichen Erntetanz verschonten sich die Laerer nicht gänzlich mit Politik; hier wurde nämlich sogenanntes *„Wotansbier“* ausgeschenkt. *„Denn Wotan, der Allvater der alten Germanen, stand früher als Schutzherr über der gesamten Ernte“*. Der Rückgriff auf angeblich altgermanisches Brauchtum mag bei den meisten Teilnehmern wohl eher folkloristische Gefühle geweckt haben, so wie man überhaupt festhalten muß, daß das individuelle Erleben der nationalsozialistischen „Weihestunden“ durchaus sehr distanziert sein konnte. Dennoch spricht dieser eher spielerische Umgang mit Geschichte durchaus auch für ein reales Maß an Identifikationsbereitschaft mit jener germanisch-barbarischen Vorstellungswelt, wie sie für die deutsch-völkischen Bewegungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts so charakteristisch ist. Man meinte, auf diese Weise *„etwas vom alten Zauber des Erntedankfestes, das unser Führer wieder zu Ehren gebracht hat“*,[45] neu zu erleben, gleichgültig wie a-historisch die damit verbundene Geschichtsvorstellung auch immer war. Vor allem aber ging es um die Teilhabe an jenem Blut- und Bodenmythos, der in der nationalsozialistischen Ideologie, eng an ein arisches Rassebild geknüpft, die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart herstellte und die eigene Existenz überhöhte. Der einzelne wurde nun Teil jener „Herrenrasse“, der

Hitler die Herrschaft über die Welt verhieß. Daß daraus aber in letzter Konsequenz der Krieg zur Versklavung ganzer Nationen, ja sogar der Rassenvernichtungskrieg gegen die Juden folgen mußte, entging vorerst noch dem Bewußtsein.

Bäuerliche Widersetzlichkeit

Deutlich zeigt sich das enorme Ausmaß an ideologischer Beeinflussung, dem die ländliche Bevölkerung ausgesetzt war. Jedoch verblieb ihr trotz allem noch ein Reaktionsspielraum, den die Nazis letztlich nur mit Gewalt begrenzen konnten. Denn bei aller festtäglicher Verbrüderungsinszenierung vermochte das Regime die Verhaltensmechanismen des einzelnen im Alltag doch kaum so gegenwärtig zu steuern, wie es dies an seinen Festtagen zu tun vorgab. Das gilt auch für die Landwirtschaft, die (wie gesehen) in besonderem Maße vom Regime umworben wurde und sich solche Annäherungen („Urstand und Blutsquell unseres Volkes") auch gern gefallen ließ, ohne jedoch deshalb bereit zu sein, das eigene Interesse klaglos aufzugeben. Die Bauern waren durchaus mit Schutzzöllen, Subventionszahlungen und stabilen inländischen Agrarpreisen einverstanden und sogar noch bereit, das Regime dafür politisch zu tragen. Akzeptabel schien auch das „Reichserbhofgesetz", das zwar die wirtschaftliche Freiheit des einzelnen Landwirten beschränkte, gleichzeitig aber die Existenz der bäuerlichen Hofstellen garantierte. Doch weigerte man sich auch in Laer bisweilen stur, die eigenen ökonomischen Interessen zurückzustellen, um den Forderungen, die die Nazis ja auch hatten, nachzukommen. Mitte August 1933 etwa lud der Landrat gemeinsam mit dem Vorsitzenden der Kreisbauernschaft und dem Direktor der Landwirtschaftlichen Schule die potentiellen Arbeitgeber der Gemeinde zu einer Sitzung. Dazu gehörten neben den Gewerbetreibenden auch die Bauern, denn damals hatte noch jeder Hof seine Knechte und Mägde, und so war jeder Bauer auch Arbeitgeber. Hier nun wurde über die *„sofortige Beseitigung der Arbeitslosigkeit"* in der Gemeinde gesprochen, *„aber mit Ausnahme der Gemeinde Winkelsetten zeigten die Arbeitgeber wenig Verständnis, und es bedurfte erst einer stärkeren Aufrüttelung ... um wenigstens in einigen Gemeinden ein einigermaßen zufriedenstellendes Resultat zu bekommen. Ganz versagte die Gemeinde Müschen"*,[46] was sowohl Ortsgruppenleiter Müller als auch Lehrer Markus empörte. Scharf kritisierten sie die dürftigen Ergebnisse, doch auch damit erreichten sie offenbar gar nichts. Die Gewerbetreibenden und die Bauern konnten nicht einfach mehr Leute als bisher beschäftigen, da mochten sich der Ortsgruppenleiter und Lehrer Markus aufregen, wie sie wollten.

Bäuerliche Widersetzlichkeiten kamen in den folgenden Jahren trotz massiver ideologischer Beeinflussung immer wieder vor. So versuchte das Regime etwa, die Bauern zur Milchablieferung zu zwingen. Zu diesem Zweck gründeten 18 Landwirte aus den Ortsgemeinden und aus Remsede am 17. Januar 1934 die Molkereigenossenschaft Laer. *„Sämtliche in diesen Orten erzeugte Milch"*, soweit sie nicht im eigenen Betrieb gebraucht wurde, war künftig an die Molkerei abzuliefern.[47] Doch die meisten Bauern waren da

Arbeitsalltag in der Landwirtschaft. Familie Heinrich Aulenbrock beim Hafermähen, Privatbesitz.

gegen, denn im Schleichhandel, der natürlich verboten war, ließen sich viel höhere Preise erzielen, weil Milchprodukte in diesen Jahren noch immer äußerst knapp waren. Überhaupt gelang es dem Regime nie, die Versorgung der Bevölkerung mit allem Lebensnotwendigen ohne Zwangsmaßnahmen und ohne die Spenden- und Sammeltätigkeit von NSV und Winterhilfswerk sicherzustellen. Die Bauern sollten ebenfalls spenden, um ihre Verbundenheit mit der Volksgemeinschaft auszudrücken. Sie spendeten auch; es wäre gar nicht möglich gewesen, sich dem zu entziehen. Im Februar 1937 etwa nahmen die Landwirte der Gemeinde Laer an der Fettsammelaktion teil, die anläßlich des Geburtstages ihres Gauleiters, Carl Röver, veranstaltet wurde. Sie beluden einen sogenannten *„Fettwagen“* mit Lebensmitteln, versahen ihn mit der Aufschrift *„Wir kämpfen für eine große Idee und sammeln für das WHW* (Winterhilfswerk)“ und schickten ihn nach Osnabrück.[48] Auf dem Iburger Fettwagen prangte die Inschrift *„Kannst stolz sein mein Führer, Führer eines Volkes zu sein, wo keiner hungern und frieren braucht“*.

Der nationalsozialistische Wirtschaftsdirigismus war aber tatsächlich äußerst unbeliebt. Wohl kaum ein Landwirt hat seine Produkte, die auf dem freien Markt hohe Preise erzielt hätten, gern unter Wert abgegeben, und so mancher hat sich dem sogar zu entziehen versucht. In einem Lagebericht der Staatspolizeistelle Osnabrück vom 4. Dezember 1935 wird von einem solchen Fall aus Müschen berichtet. *„Der Bauer G. kam der Milchablieferungspflicht ... nicht nach. Die von seinen 8 Kühen erzeugte Milch ließ er in seinem Haushalt zu Butter verarbeiten. Die Butter jedoch verkaufte er im Schleichhandel in Bielefeld“*.[49] Das war durchaus kein Einzelfall; in dieser Zeit mehrten sich die Klagen aus der Bevölkerung über Landwirte, die die Maßnahmen des Reichsnährstandes unterliefen. Im Landkreis Osnabrück gab es offenbar viele Bauern, die starrköpfig auch weiterhin ihre Milch selbst verbutterten und auf dem Schwarzmarkt verkauften, statt sie, wie vom Reichsnährstand gefordert, an die Molkereien abzuliefern. Doch das Regime versuchte mit Macht, die bäuerliche Produktion in die nationalsozialistische Disziplin zu zwingen. *„Es handele sich nicht um den einzelnen Hof“* hieß es, *„sondern um den großen Hof Deutschland ... . Eine schlechte Ernte würde den Hof Deutschland in der Le-*

bensmittelversorgung wieder abhängig vom Ausland machen und damit den außenpolitischen Freiheitskampf des Führers erschweren“.[50] Tatsächlich aber ging es dem Regime darum, in einem künftigen Krieg vom Ausland unabhängig zu sein, damit Deutschland nicht so ausgehungert werden könnte wie noch im Ersten Weltkrieg. Doch viele Bauern „*litten unter den Zwängen der nationalsozialistischen Wirtschaftslenkung und Agrargesetzgebung. Sie blieben zwar ein Lieblingskind der nationalsozialistischen Propaganda und erhielten einige wirtschaftliche Sicherheiten und noch viel mehr Ehrbezeigungen, doch dafür mußten sie in der Regel härter und länger arbeiten, denn auch sie waren von der Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt und der ökonomischen Rationalisierung und Ausrichtung auf die Interessen der Kriegswirtschaft betroffen, wofür ja schon die mächtige Reichsnährstandsorganisation mit ihren drastischen Eingriffen in die bäuerliche Wirtschaft sorgte*“.[51] Das Regime hielt also nur wenig von dem, was es alljährlich beim Tag des deutschen Bauern versprach. Denn letztlich hatte die industrielle Produktion für den kommenden Krieg den absoluten Vorrang, dem sich die übrigen Wirtschaftszweige unterwerfen mußten. So blieben die Einkommen immer mager, auf jeden Fall aber unterhalb des am Markt möglichen. Bald waren auch die Arbeitskräfte knapp und die Arbeitslast stieg. Später, im Zweiten Weltkrieg, verschlimmerte sich die Situation noch weiter. Schließlich zwang die extreme Arbeitsbelastung, wie einst im Ersten Weltkrieg, zum Einsatz von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen. Künftige Eroberungen im Osten sollten die Lösung bringen. Der Osten – in gewisser Weise verschob das Regime die Lösung seiner wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Widersprüche auf die Zeit nach dem künftigen Krieg, der allein deshalb schon unausweichlich wurde, ohne aber von der Bevölkerung gewollt zu sein. Vorerst jedoch setzte die NS-Führung auf schiere Gewalt nach Innen. Bauer G. aus Müschen erhielt Besuch von der Gestapo, und „*bereits am folgenden Tag kam er der Pflichtlieferung an die Molkerei nach*“.[52]

Mit „Kraft durch Freude“ zum Solbad Laer

Angesichts der langsam aber sicher spürbar werdenden Überwindung der Weltwirtschaftskrise blickten die Laerer bald nach 1933 wieder hoffnungsfroh in die Zukunft. Allerdings machte die weitgehend landwirtschaftlich und kleingewerblich geprägte Ökonomie der Gemeinde eine wirtschaftliche Strukturveränderung zwingend notwendig. Die Laerer wußten: „*Industrie haben wir nicht. Die kleine Industrie, die wir haben, kann es allein nicht schaffen, außerdem weiß man nicht, wie lange selbige noch beschäftigt ist. Alles was wir haben ist eine heilkräftige Solquelle und gute gesunde Bergluft. Beide zusammen wirken heilkräftig, worüber manches Urteil vorliegt. Diese Gottes- und Naturgaben kann uns keiner nehmen! Nun liegt es an uns, diese der Menschheit bekannt zu machen ...*“,[53] notierten Vertreter des Verkehrsvereins schon Mitte der 30er Jahre. Der Ausbau des Fremdenverkehrs schien die große Chance, um am allgemeinen Aufschwung Anteil zu haben, denn „*hier blüht auch unserm Orte eine ergiebige Einnahme, zumal wir eine 1000jährige Solquelle und auch eine Sole-Freibadeanstalt haben*“.[54]

Kurgäste auf dem Leiterwagen bei Kersten in Hardensetten, 1930, Privatbesitz.

Das Regime hatte mit der Gründung einer Organisation namens „Kraft durch Freude“, kurz KdF, im Jahre 1934 solche Hoffnungen bestärkt. Mit KdF rückte die Freizeitgestaltung in den Bereich der staatlichen Aufsicht – Freizeit, Erholung und Reisetätigkeit waren bald alles andere als reine Privatsache. Der nationalsozialistischen Führung ging es um die Stärkung der Arbeitskraft: *„KdF überholt jede Arbeitskraft von Zeit zu Zeit, genauso wie man den Motor eines Kraftwagens nach einer gewissen gelaufenen Kilometerzahl überholen muß“*.[55] Hitler selbst ging in seiner Vorstellung noch weiter. Er wollte, *„daß dem deutschen Arbeiter ein ausreichender Urlaub gewährt wird. Ich wünsche dies, weil ich ein nervenstarkes Volk will, denn nur mit einem Volk, das seine Nerven behält, kann man wahrhaft große Politik machen“*.[56] Große Politik – Hitler meinte damit den Krieg um den „Lebensraum im Osten“, den zu führen er immer fest vorgehabt hat. Sicherlich, in seinem furchtbaren Buch „Mein Kampf“ hätte man leicht nachlesen können, welche Ziele der neue Reichskanzler wirklich verfolgte, doch kaum jemand las das Hitlersche Machwerk. Außerdem war die Bevölkerung an der großen Politik wohl auch gar nicht interessiert, sondern mehr am Erwerb von Freizeit an sich. Darum wurde KdF rasch eine der populärsten Organisationen, ja vielleicht sogar die populärste Organisation des Regimes überhaupt. Die Angebotspalette war breit: von Theater- und Filmvorführungen über Ausstellungen, Sport- und Tanzvergnügen bis hin zu Reiseveranstaltungen reichte das Repertoire, und es wurde auch angenommen. Reiseveranstaltungen wiederum interessierten die hiesigen Pensionsbetriebe, die bald mehr und mehr auf den Fremdenverkehr setzten. So schien Hitlers Politik ganz auf die Heilung der wirtschaftlichen Katastrophe der späten Weimarer Jahre gerichtet.

Für Laer sollte das Urlaubsangebot, das der „Führer und Reichskanzler“ der Arbeiterschaft machte, besonders interessant werden, denn es verhieß einen Wirtschaftsaufschwung durch den Fremdenverkehr. Mit der Ausdehnung der tariflich geregelten Urlaubszeit von etwa drei Tagen 1933 auf sechs bis neun Tage pro Jahr schuf der Staat die

erste Voraussetzung für eine beginnende Reisekultur in der Arbeiterschaft, auch wenn vorerst hauptsächlich der Mittelstand von den mehrtägigen Reiseangeboten der KdF profitierte.[57] Gleichwohl, Urlaub, Reisen, das war nun für breite Volksschichten in den Bereich des Denkbaren gerückt, auch wenn die Arbeiter darauf noch lange würden sparen müssen. Für die Anbieterseite, etwa in Laer, blieb das Geschäft mit dem Fremdenverkehr verheißungsvoll. Denn mit KdF kam das Bürgertum nach den schweren Jahren seit der Weltwirtschaftskrise bald wieder in die „Sommerfrische". Das war das Publikum, das man auch in Laer gerne beherbergen wollte. So konnte der Verkehrsverein schon nach einem Jahr nationalsozialistischer Herrschaft froh registrieren, daß *„der Zug zu den kleineren ländlichen Badeorten immer größer zu werden"* scheint.[58] Die Zahlen sprachen für sich: In der Sommersaison 1934 zählte das Solbad etwa 1.600 Gäste, und *„... alle Gäste lassen Geld hier. Nach ganz vorsichtiger Schätzung haben diese Gäste in den 4 Monaten 160-170.000 R.Mark nach Laer gebracht"*, schätzte der Verkehrsverein, *„und diese Summe fließt in alle Kassen des ganzen Ortes, der Handwerker, Schuhmacher, Schneider, Tischler, Friseure, Maler, Bäcker, Schlachter usw., aller Gastwirte, Gewerbetreibenden und Landwirte, es ist kein einziger ausgeschlossen, der nicht von diesem Geld profitiert, wenn nicht direkt, so doch indirekt"*.[59] Außerdem gewann man durch die Kinderlandverschickung, die schon lange vor dem Krieg zu den populären sozialpolitischen Maßnahmen des Regimes gehörte, einen erfreulichen Mehrumsatz. Hitlers Motiv, ein wehrtüchtiges Volk zu schaffen, spielte in den Überlegungen des örtlichen Fremdenverkehrsgewerbes aber keine Rolle.

Das Fremdenverkehrsgewerbe in Laer
Professionalisierung, Probleme und Perspektiven

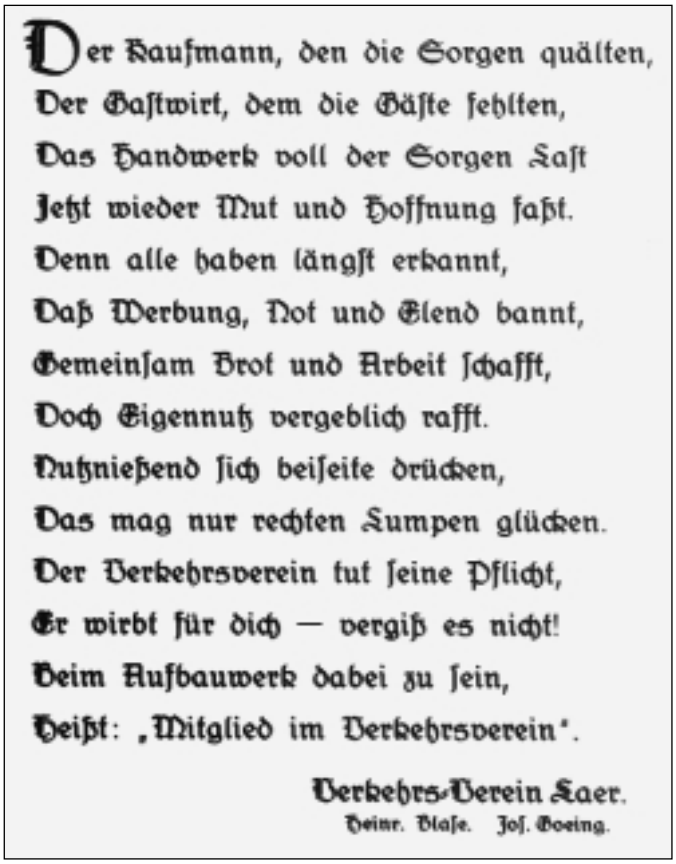
Die Laerer setzten vor allem auf drei örtliche Attraktionen: die Freibadeanstalt des Mühlenbesitzers Heinrich Dodt, die landschaftlich schöne Lage der Gemeinde am Fuße des Blombergs und die Solequellen, die bereits seit etwa 100 Jahren von Kurgästen im Springmeyerschen Kurhaus benutzt wurden. Dodts Freibad war vom Gemeindeausschuß schon sehr früh, nämlich im Jahre 1926, mit immerhin 500 Mark gefördert worden.[60] Außerdem hat die Gemeinde damals 3000,- Mark beim Landesdirektorium Hannover für ihn beantragt – eine Summe, die Dodt allerdings nur selbstschuldnerisch übernehmen konnte.[61] Damit war ihm jedoch durchaus geholfen. Schon 1929 eröffnete er die Badeanstalt bei seiner Bokemühle, und das Unternehmen wurde ein ganz großer Erfolg. Nicht nur die Kurgäste, auch die Laerer und vor allem die Kinder der Gemeinde konnten hier für einen Groschen Eintritt Freude und Erholung finden. Der Gemeinderat seinerseits ging in den kommenden Jahren auf diesem Wege weiter. Am 7. November 1930 bestellte man eine besondere Kommission, die die Änderung des Ortsnamens von Laer in Bad Laer vorbereiten sollte. Die Herren Goeing, Lehrer Markus, August Knemeyer, Josef Westmeyer, Lehrer Merse und Willi Vieth sollten die Sache in die Hand nehmen.[62] Nur wenige Wochen später kapitulierten sie;[63] das Prozedere zur Namensänderung war zu kompliziert, und es sollte noch 45 Jahre dauern, bis sie endlich

Solefreibad bei der stillgelegten Bokemühle, Heimatmuseum Bad Laer.

durchgesetzt wurde. Den Kurgedanken aber verfolgte der Gemeindeausschuß weiter, und es wurde viel investiert, um Laer schöner und attraktiver zu gestalten. Schon 1932 pflasterte man den Paulbrink neu. Die Angelegenheit war teuer; 2000 Mark mußten als Darlehen aufgebracht werden. Der Finanzierung wegen einigten sich die Ratsmitglieder darauf, *„die Fremdensteuer in der Gemeinde Laer einzuführen. Hierzu wurde eine Kommission bestellt, die ein entsprechendes Statut ausarbeiten und es dem Gemeindeausschuß bei der kommenden Sitzung vorlegen sollte“*.[64] Nur wenige Monate später war es soweit. Als man sich im März 1933 bei Goeing zur verabredeten Sitzung traf, wurde die Erhebung einer Fremdensteuer von 1,- Mark für jeden Gast innerhalb der Ortsgemeinde Laer beschlossen. 70 % der Einnahmen sollten an den Verkehrs- und Verschönerungsverein gehen, denn ohne den Verein konnte das Kurwesen nicht vorankommen. 20 % bekam die Ortsgemeinde, und der Einsammler des Geldes – innerhalb des Dorfes wurde gern noch bar bezahlt – erhielt 10% für seine Mühe.[65]

Der Verkehrsverein hat in diesen Jahren noch viel für die Verschönerung des Ortes und damit zur Hebung des Fremdenverkehrs getan. *„Zahlreiche Ruhebänke sind neu angeschafft und aufgestellt worden. Der Bergweg ist mit Kies beschüttet, der Weg vom Orte bis in den Blomberg wurde mit dicken Kieselingen berandet, damit ein Befahren des Weges in Zukunft unmöglich ist“*.[66] Lehrer Markus konnte als Schriftführer des Vereins von einer sehr aktiven Propagandatätigkeit berichten, jedoch *„erfuhr der Verein, der sich restlos in den Dienst der Allgemeinheit stellt, nicht von allen Seiten die notwendige geldliche Unterstützung“*. Denn noch war das allgemeine Interesse am Verkehrs- und Verschönerungswesen

gering, die Anteilnahme an der Vereinsarbeit *„dürftig“*, und so blieb es auch in den folgenden Jahren. So gelang es auch nicht, die Finanzen des Verkehrsvereins auf ein gesundes Fundament zu stellen. Die Fremdensteuer von 1,- M., von der dem Verein 70 Pfennig zustanden, ließ sich kaum erwirtschaften, weil sich die Pensionen offenbar nicht um die Anmeldepflicht scherten. Die Gemeindeverwaltung ihrerseits war außerstande, selbst für die Eintreibung der Fremdensteuern zu sorgen, d.h. den Kurbetrieb so zu organisieren, daß die Besucher registriert und besteuert wurden.[67] Die Verwaltung versuchte gegenzusteuern. Sie schickte den Gemeindediener in die einzelnen Pensionen, um die Gästelisten nachzuprüfen und die Steuer einzutreiben. Doch der Erfolg blieb aus, denn der Gemeindediener *„wird nicht als Polizei angesehen und ist machtlos“*.[68] Verstärkt versuchte man es nun mit Propaganda, in der deutliche Bezüge zur nationalsozialistischen Ideologie hergestellt wurden. So entstand auch ein kleines Gedicht, mit dem der Verkehrsverein die Gewerbebetriebe zur Mitarbeit aufgeforderte.



Der Kaufmann, den die Sorgen quälten,
Der Gastwirt, dem die Gäste fehlten,
Das Handwerk voll der Sorgen Last
Jetzt wieder Mut und Hoffnung faßt.
Denn alle haben längst erkannt,
Daß Werbung, Not und Elend bannt,
Gemeinsam Brot und Arbeit schafft,
Doch Eigennutz vergeblich rafft.
Nutznießend sich beiseite drücken,
Das mag nur rechten Lumpen glücken.
Der Verkehrsverein tut seine Pflicht,
Er wirbt für dich — vergiß es nicht!
Beim Aufbauwerk dabei zu sein,
Heißt: „Mitglied im Verkehrsverein“.

Verkehrs-Verein Laer.
Heinr. Blase. Jos. Boeing.

Werbegedicht des Verkehrs- und Verschönerungsvereins von 1935, Staatsarchiv Osnabrück.

Der Verein setzte auf zeitgemäße Propagandawerte, auf den Gemeinnutz statt des Eigennutzes, auf die Pflichterfüllung und die Teilhabe an jenem „Aufbauwerk“, das die NS-Propaganda der Jahre beständig bemühte. Aber die Pensionsbesitzer scherte das wenig. Im Jahre 1936 besuchten 2000 Gäste Laer während der Sommersaison, aber man nahm nur ganze 300,- Mark Fremdensteuer ein[69] – mithin 1700,- Steuern waren sozusagen abhandengekommen. Allerdings waren die Laerer Pensionen auch unzufrieden,

denn die Fremdensteuer mußte nur im Dorf Laer, nicht jedoch in den Bauerschaften bezahlt werden.[70] Damit hatten die Pensionen im Dorf natürlich einen schweren Wettbewerbsnachteil. Die Gemeinde prüfte, ob sich in Westerwiede, Winkelsetten, Hardensetten und Müschen nicht auch eine Fremdensteuer einführen ließe, aber das ging nicht, weil diese Ortschaften keinen Kurortcharakter hatten.[71] So endeten die Machtmittel der Laerer Verwaltung vorerst. Also nahm der Landrat die Angelegenheit in die Hand, um in interessanter Mischung aus altbewährter preußischer Strenge und neu erworbener, absolut scheinender Macht, *„eine scharfe Fremdenkontrolle in der Gemeinde Laer durchzuführen und die Eintreibung der Fremdensteuer ganz energisch zu betreiben. Ich behalte mir vor, mich von Zeit zu Zeit von der Durchführung der Fremdenkontrolle durch die Gendarmeriebeamten zu überzeugen*“, drohte er.[72]

Die Laerer wiederum kamen nunmehr auf die Idee, statt der Fremdensteuer für die Ortsgemeinde eine Kurtaxe für die Samtgemeinde einzuführen. Laer war zwar noch kein staatlich anerkanntes Heilbad, weswegen der entsprechende Namenszusatz ja auch fehlte, aber zu Werbezwecken durfte man sich zu dieser Zeit immerhin schon „Bad Laer“ nennen, weil es hier eine Badeanstalt und gute Badeanlagen beim Kurhaus gab.[73] Bislang hatten sich die Laerer vor der Einführung einer Kurtaxordnung erfolgreich gedrückt; je geringer der Organisationsgrad im Fremdenverkehr, desto besser, dachten die Pensionsbesitzer. Nun aber, nach dem Desaster mit der Fremdensteuer, mußte man umdisponieren. Ursprünglich sollte die Kurtaxe vom Besitzer des alten Kurhauses Springmeyer, Fritz Leiber, erhoben werden, weil der schließlich am meisten mit dem Kurbetrieb zu tun hatte.[74] Aber dann entschied sich die Gemeinde, die Kurtaxe selbst einzutreiben, denn *„es ist doch hier nicht durchführbar, ..., daß die Kurtaxe von dem Besitzer des Bades zu erheben sei. In Laer liegen die Verhältnisse so, daß viele zum Freibad gehen, welches auch in Privatbesitz ist, aber nach Leiber überhaupt nicht hinkommen*“.[75] So nahm sich die Gemeinde selbst in die Verantwortung. Der Kurbetrieb sollte nicht länger Leibers Privatsache sein, sondern zur öffentlichen Angelegenheit werden. Im Frühsommer 1937, d.h. zum Saisonauftakt, war es soweit; nach gründlicher Korrektur durch den Landrat führte die Gemeinde ihre erste Kurtaxordnung ein. Laers Bemühungen um den Ausbau des Kurbetriebes setzten sich auch nach Einführung der Kurtaxenordnung weiter fort. Die Gemeinde strebte nun die staatliche Anerkennung als Solbad an. Dafür aber mußte man eine Reihe von Leistungen erbringen. Dazu zählten eine endgültige Fassung der Quelle, die Vorlage einer Wasseranalyse, die Instandsetzung des alten Badehauses von 1875 und noch einiges mehr. Doch waren alle diese Anlagen zu jener Zeit in Leibers Privatbesitz; die Gemeinde konnte da nicht einfach eingreifen. Der Landesfremdenverkehrsverein Westfalen, der für die Betreuung Laers zuständig war, hatte für die örtlichen Gegebenheiten aber kein Verständnis. Ärgerlich vermerkte man, daß *„zur Erfüllung unserer Bedingungen ... auch seitens ... der Gemeinde Laer nichts unternommen*“ wurde.[76] Das war ungerecht, aber Ende 1937 drohten die Behörden sogar mit der Wegnahme der zu Werbezwecken gestatteten Bezeichnung „Bad“; es stand zu befürchten, daß man sich künftig mit dem wenig erregenden Prädikat *„Sommerfrische, die eine Solbadeanstalt aufzu-*

weisen hat“ würde begnügen müssen.[77] Für den aufstrebenden Kurort waren das denkbar schlechte Aussichten. Eingedenk der großen Chancen, die ein blühender Kurbetrieb für Laer bieten würde, waren sowohl der Kurhausbesitzer Leiber als auch die Gemeindeverwaltung selbst bereit, sich der staatlichen Anerkennung wegen den Auflagen zu fügen und auf diesem Weg die drohende *„Sommerfrische mit Solbadeanstalt“* noch zu verhindern.

Leiber wollte bereits am 15. Januar 1938 mit *„einer neuen Bohrung beginnen, um die endgültige Fassung der Solquelle zu erlangen. Auch hat er versprochen, das Badehaus instand zu setzen und eine Analyse zu beschaffen“*.[78] So schien alles bestens geregelt, jedoch geschah bei der ersten Bohrung eine Panne. Zwar hatte Leiber *„eine gute Analyse für das angebohrte Wasser erhalten“*, doch beim Abdichten der Bohrlöcher wurden die Rohre unglücklich gequetscht.[79] Damit war das Bohrloch dicht und unbrauchbar; es mußte später neu gebohrt werden. Immerhin fanden seine Bemühungen Anerkennung bei den vorgesetzten Behörden. Leiber habe *„keine Mittel und Mühen gescheut ... um den Forderungen des Landesfremdenverkehrsverbandes nach Erschließung einer Mineralquelle gerecht zu werden und* (eingedenk der Bohrpanne) *kann man ihm nur wünschen, daß mit dem letzten Ergebnis das kostspielige Unternehmen von Erfolg gekrönt sein möge“*.[80] Nun, die Analyse des Wassers verlief erfolgreich. Bei der von Leiber zur Untersuchung eingereichten Wasserprobe handelte es sich um eine *„2,2 %ige Kochsalzlösung (Mauriatische Quelle), die als Badesalz zu gebrauchen ist, wenn ihre Fassung und Weiterleitung zum Badehaus gelingt“*, teilte der zuständige Bäderreferent in einem Schreiben vom Februar 1939 dem Badebesitzer Fritz Leiber mit.[81] Damit schienen alle Voraussetzungen für eine gedeihliche Weiterentwicklung des Laerschen Kurbetriebes gegeben. Jedoch brach im September diesen Jahres der Zweite Weltkrieg aus.

Laer „müsse mit Gewalt zu seinem Glück gezwungen werden“
Entwicklung des Kurbetriebes im Zweiten Weltkrieg

Vorerst stockte der weitere Ausbau des Kurbetriebes, und bald zeigten sich die Vertreter der übergeordneten Behörden mit der Entwicklung unzufrieden. Der zuständige *„Bäderreferent“* Horstmann etwa fand Organisation und *„Statik“*, aber auch die Unterbringungsmöglichkeiten für die Gäste und das kaum entwickelte Unterhaltungsprogramm am Ort kritikwürdig,[82] und der Osnabrücker Landrat schloß sich dem lebhaft an. Während einer Sitzung am 21. Februar 1941 im Gasthof Möller meinte er, Laer habe bezüglich der Verbesserung der Fremdenverkehrsverhältnisse *„im Laufe der Jahre so gut wie nichts getan. Es müsse mit Gewalt zu seinem Glück gezwungen werden“*.[83] Der Landrat war erbost, denn die Gemeinde hätte im vergangenen Jahr 15.000,- RM an Kurtaxen erwirtschaften müssen, aber es wurden nur 1.500,- RM eingenommen. Mit so knappen Mitteln war der Ausbau der Kuranlagen unmöglich. Im Verlauf *„der Aussprache stellte sich dann heraus, daß hier von Pensionshausbesitzern gesündigt worden ist. Sie haben ihre Gäste dem Bürgermeister entweder nicht gemeldet, oder die von den Kurgästen vereinnahm-*

ten Kurtaxen an den Bürgermeister gar nicht abgeführt“.[84] Solche Unterschlagungen waren nicht neu – man hatte das Problem mit den Fremdensteuern ja schon früher einmal gehabt – aber bemerkenswert war die Angelegenheit doch. Einmal wegen der Wiederholung und dann auch wegen des Ausmaßes der Unterschlagung, denn nur jeder 10. Gast war der Verwaltung gemeldet worden. Darüber hinaus ist nicht zu übersehen, daß die ideologischen Forderungen des Regimes, wie sie Mitte der Dreißiger Jahre vom hiesigen Verkehrsverein formuliert worden sind, offenbar überhaupt nicht verfangen haben. Die Laerer scherten sich größtenteils nicht um das „Aufbauwerk“ – sie wollten in erster Linie Geld verdienen. Schließlich muß man noch bedenken, daß die – oberflächlich betrachtet – umfassenden Kontrollmechanismen des totalitären Staates die Laerer Bevölkerung ebenfalls nicht zahlungswilliger zu stimmen vermochten. Dabei lebte man ja nicht in einem Rechtsstaat, der bestimmten Straftaten ein berechenbares Strafmaß gegenüberstellte, sondern in einem ausgesprochenen Unrechtsstaat, dessen Führung mitten im Krieg zu jeglicher Willkür bereit und imstande war. Laer hatte zweifellos Glück, daß Landrat Lemke kein Exempel statuieren wollte. Die Macht dazu hätte er gehabt.

Wanderer zum Kurhaus, Heimatmuseum Bad Laer.

Die Pensionsbesitzer erhielten nur die strenge Auflage, die rückständigen Kurtaxen innerhalb von vier Wochen auszuzahlen. Künftig aber sollte *„mit dem Schlendrian nun endgültig Schluß gemacht ...* (und) *bei Zuwiderhandlungen und Versäumnissen der Pensionshausbesitzer durch Verhängung schwerer Strafen Ordnung (ge-)schaffen“* werden.[85] Damit war diese peinliche Angelegenheit vorerst erledigt, und die Versammlung wandte sich anderen Fragen zu. Für Laer sollte es als nächstes um die Anerkennung als Heilbad gehen. Um aber die Anerkennung zu bekommen, mußten vor allem gute Quartiere her-

gerichtet werden. Die ärztliche Versorgung (es gab zwei Ärzte am Ort) schien für den Heilbadebetrieb immerhin ausreichend. Der Verkehrsverein wurde aufgefordert, den Gästen *„etwas zu bieten und sie der Laerer Bevölkerung näher zu bringen durch Kameradschaftsabende, Kurveranstaltungen und sonstige Unterhaltung"*.[86] Schließlich forderte der Bäderreferent noch ein neues Kurhaus; das schien unproblematisch, denn *„Kurhausinhaber Leiber plant den Neubau eines Kurhauses"*.[87] In der Folgezeit konnte Laers Entwicklung als Kurort trotz des immer totaler werdenden Krieges bedeutend vorangetrieben werden. Als erstes zahlten die Pensionen die rückständigen Kurtaxen aus,[88] und in der Saison 1941 wurden so ziemlich alle Gäste angemeldet, auch wenn es damit in Winkelsetten noch etwas haperte. Für die Bequemlichkeit der Gäste wurde manches erreicht. Die Verwaltung legte einige Fußwege neu an und hat *„viele Sitzgelegenheiten geschaffen. Der Platz im Dorf (Thie) ist neu angelegt, mit Grünhecken und Sträuchern bepflanzt und sicher eine Zierde des Dorfes geworden"*.[89] Außerdem bemühten sich die Eigentümer von Freibad (Dodt) und Kurhaus (Leiber) um Renovierungen. Im Verlauf des Jahres gelang es außerdem, einige Fußwege mit Kies zu bestreuen und die Parkbänke zu vermehren, *„so daß jetzt ungefähr mit losen und festen Bänken 80 Stück zur Aufstellung gelangen"*.[90] Für die Unterhaltung der Gäste mietete die Gemeinde den Saal in der Bierbaumschen Gastwirtschaft: Dort wurden nun allwöchentlich „Lichtspielvorstellungen" gegeben. Aber natürlich konnten nicht alle Ziele erreicht werden. Der Krieg verhinderte z.B. den Bau eines neuen Kurhauses. Immerhin gelang es Leiber, die Küche und die Gasträume zu modernisieren.[91]

Die Pensionsinhaber ihrerseits hatten erhebliche Schwierigkeiten mit der Organisation des kriegswirtschaftlich geregelten Urlaubs ihrer Gäste. Diese mußten Urlaubsscheine vorlegen und kriegswirtschaftlich in das Lebensmittelkartensystem integriert werden. Außerdem durfte ein Urlaub in Laer längstens drei Wochen dauern – nur in staatlich anerkannten Heilbädern währte der Aufenthalt länger. Doch die Laerer Pensionsbesitzer meinten, daß die Gäste ruhig vier Wochen bleiben sollten – je länger, desto besser – und besondere Urlaubsscheine verlangten sie lieber auch nicht.[92] Kurz, man vermied alles, was den geschätzten Gast hätte verärgern können, aber solcherlei Regelverstöße wollte der totalitäre Staat im immer umfassender werdenden Krieg nicht akzeptieren. Die Partei strebte nach der vollständigen Kontrolle. Aus den Erfahrungen der Mangelwirtschaft im Ersten Weltkrieg hatte man nämlich die Lehre gezogen, daß das Volk einen langen Krieg nur bei ausreichender Versorgung mitmachen würde. Zur Versorgung zählten aber auch die sozialen Errungenschaften des Systems und vor allem der Urlaub, der streng rationiert werden mußte, um ihn gezielt zuweisen zu können. Die Urlaubsbestimmungen verschärften sich im weiteren Verlauf des Krieges. Seit 1944 durfte ein Ferienaufenthalt in Laer 14 Tage nicht überschreiten. Jeder Gast mußte sich bei Urlaubsantritt beim Bürgermeister melden. Längere Aufenthalte waren nur noch aus medizinischen Gründen erlaubt, aber das kontrollierte man scharf. Die immer rigidere Urlaubsordnung hing eng mit der bedrückenden Kriegslage zusammen. Die Luftangriffe auf die Städte hatten enorm zugenommen; der Luftterror wurde Teil des städtischen Alltags. Die Reichsfüh-

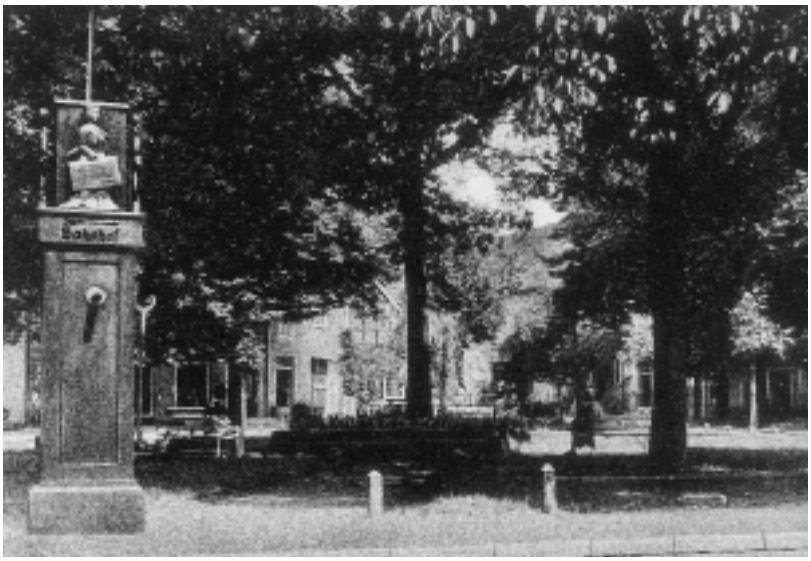
rung, die die Völker Europas überhaupt erst in den Krieg getrieben hatte, war energisch bemüht, den Urlaubsbetrieb *„zum Besten der unter dem Luftkriege schwer leidenden und deshalb besonders erholungsbedürftigen Bevölkerung“* zu regeln.[93] Im Klartext ging es darum, die gepeinigte städtische Bevölkerung möglichst bei Laune zu halten, damit sie Hitlers Vernichtungsfeldzug um die halbe Welt auch weiterhin mittragen würde.

Das alte Kurhaus, eine Aufnahme um 1938, Heimatmuseum Bad Laer.

Laer wurde in dieser Periode als Urlaubsort immer attraktiver. Im Sommerhalbjahr 1942 zählte die Gemeinde immerhin 3.298 Gäste mit 55.860 Übernachtungen. Damit stand sie in der Rangliste der Fremdenverkehrsgemeinden im Osnabrücker Land auf dem zweiten Platz![94] Die Eintragungen im Kassenbuch des Verkehrsvereins zeigen, daß die KdF-Urlauber einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung hatten. In der Zeit vom Januar bis Oktober 1942 zahlten sie 2.598,- RM Kurtaxe. Insgesamt gingen 5.868,10 RM Kurtaxe ein – etwa 40 % der Laerschen Gäste kamen demnach von KdF. Im Geschäftsjahr 1944/45 (das Geschäftsjahr zählte vom 1. April bis 31. März) änderten sich die Verhältnisse. Bis zum September stellte KdF die bei weitem meisten Gäste (aufs Jahr berechnet immerhin noch rund 30%), danach brach die Organisation zusammen, und es kamen fast nur noch private Gäste, vielleicht um hier, fernab vom Bombenterror in den Städten, das Ende des Krieges aus sicherer Entfernung zu erleben.[95] Bei Kriegsende sollte sich die Frage nach Laers Zukunft als Kurort wieder neu stellen. Der Aufschwung, den man in den letzten Jahren erlebt hatte, war sowohl ideologie- als auch kriegsbedingter Natur. Mancher Laerer war aber trotzdem hoffnungsfroh. Das Kurhaus Leiber versah schon in den ersten Wochen nach Kriegsende *„die meisten Fremdenzimmer im Kurhaus mit Zentralheizung und fließend Wasser“*, und von anderen Pensionsbesitzern wurde die Errichtung eines eigenen Badebetriebes geplant.[96] Die Fachwelt aber stand dem skeptisch gegenüber, denn jetzt standen dringendere Probleme an, im Bereich der Lebensmittelversorgung, der Wohnungsnot und des Wiederaufbaus. Freizeit- und Urlaubsgestaltung – das sollte in Nachkriegsdeutschland vorerst keine große Rolle spielen.

4.4 Die Samtgemeinde im Zweiten Weltkrieg

„Der Krieg lag in der Luft“
Kriegsausbruch und erste Jahre



Der Paulbrink, eine Aufnahme aus dem Jahre 1939, Nachlaß Hiltermann.

Am Morgen des 24. August 1939, es war erst halb drei Uhr früh und draußen war noch alles stockduster, holte der Glandorfer Schmiedemeister Erpenbeck seinen Lehrling Hermann Strautmann aus Laer eilig aus dem Bett. *„Jungs, sofort aufstehen, wir müssen etliche Pferde beschlagen, die müssen um acht Uhr in Osnabrück sein“*, hieß es.[97] Bald ahnten die jungen Männer, um was es eigentlich ging: *„Es war schon die geheime Mobilmachung. Wir standen dann auf und fingen an zu arbeiten“*, erinnerte sich Strautmann noch Jahrzehnte später. 10 Pferde beschlugen die Lehrlinge in dieser Nacht und schickten sie nach Osnabrück; bald würde man sie selbst holen und in den Krieg um den „Lebensraum im Osten“ schicken, den Adolf Hitler unbedingt führen wollte. Auch in der Gemeinde Laer begann die Mobilmachung lange vor dem 1. September. Schon Mitte August brachten die Bauern ihre Pferde zur Musterung auf den Thieplatz. Die Zugpferde der Tischlerei Schlingmann etwa erhielten alle eine Nummer in die Hufe gebrannt, und Mechelhoffs Jost, der als Kutscher bei Schlingmann beschäftigt war, hatte alle Nummern zu notieren, um die Tiere später wieder zurückfordern zu können. So verloren die Laerer schon Wochen vor Kriegsausbruch einen Teil ihrer Pferde. Bald darauf wurden auch Ackerwagen und die wenigen Lastkraftwagen eingezogen; einige Wochen später sollte man sie aber zurückerhalten. Die Zeitzeugen erinnern sich bis heute noch gut an die allgemeine Aufregung jener Tage. Gerüchte über den bevorstehenden Kriegsausbruch schwirrten durch das Dorf und fanden neue Nahrung, als die ersten Männer, ebenfalls Tage oder sogar Wochen vor Kriegsausbruch, eingezogen wurden. So manchen holte man des Nachts – das sorgte für Irritationen bei denen, die die Mobilmachung des August 1914 erlebt hatten. Unsicherheit und Furcht ergriffen vor allem diejenigen, die sich aus eigener Anschauung

an die Not des Ersten Weltkrieges erinnern konnten. *„Da war der allgemeine Schrecken“* und *„alles Traurigkeit“*, erinnern sich Zeitzeuginnen. Eine Mutter erklärte ihrer Tochter, daß nun die Männer eingezogen werden und *„dann sind die Frauen allein noch hier, ich kenn das doch vom Weltkrieg her“*. Kurzum, Jubelszenen findet man hier nicht. Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg beherrschte die Gemüter der Erwachsenen.

Kriegsausbruch 1939

Die Zurückhaltung der Laerer war kein Einzelfall. Der US-amerikanische Journalist William L. Shirer, der in jenen Tagen in Berlin arbeitete, war Zeuge der deutschen Stimmungslage bei Kriegsausbruch. *„Der Durchschnittsdeutsche“*, notierte Shirer am 29. August 1939 in sein Tagebuch, *„macht heute einen entmutigten Eindruck“*. Am 31. August schrieb er: *„Alle gegen den Krieg. Die Leute sprechen offen darüber“*, und der Amerikaner fragte sich, *„wie kann ein Land einen entscheidenden Krieg beginnen, mit einer so kriegsmüden Bevölkerung?“*.[98] Nur einen Tag später, am 1. September 1939, überfiel die deutsche Wehrmacht Polen. Hitler hatte sich vorbereitend, damit der lang ersehnte Krieg endlich losgehen konnte, schon eine Woche früher, am 23. August 1939, mit dem Staatschef der Sowjetunion, Josef Stalin, um die Teilung Polens und des Baltikums verständigt. Unter den gewaltigen Schlägen, die Polen im Westen wie im Osten erdulden mußte, hatte das Land an der Weichsel keine Chance und war nach wenigen Wochen besiegt. Warschau sollte die erste europäische Großstadt sein, die in diesem Krieg ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung erbarmungslos zusammengeschossen wurde. England und Frankreich aber, obwohl sie Polen noch nicht helfen konnten, waren nicht bereit, die Unterjochung Europas tatenlos mitanzusehen. Bald war der ganze Kontinent im Krieg verfangen.

Am 11. September 1939, Polens Niederlage zeichnete sich schon deutlich ab, befahl die Parteileitung die Laerschen Funktionäre, also den Ortsgruppenführer, SA-, HJ- und BDM-FührerInnen usw. nach Hilter. Dort trafen sie die Funktionäre aus Dissen, Rothenfelde, Borgloh und Hilter, um eine Ansprache des Kreisleiters Münzer zu hören. Gejubelt wurde hier übrigens auch nicht. *„Dem Ernst der Zeit entsprechend war die Bühne des Schäfferschen Saales würdig geschmückt. Ein Spruchband mit der Aufschrift ‚Wir kapitulieren nie‘“* – verstohlen erinnerte es an die Kapitulation von 1918 – prangte an der Stirnseite des Saales und kündete leise vom Fanatismus der Nazis, der Europa bald in Schutt und Asche legen sollte.[99] Kreisleiter Münzer kam umgehend auf den Ersten Weltkrieg, Deutschlands zentrale Kriegserinnerung, zu sprechen. Damals hätten die deutschen Heere Sieg auf Sieg errungen, doch die Heimat habe versagt. *„Die Parteien und Grüppchen setzten über das Wohl des Reiches ihre persönlichen Interessen. So kam es zum Diktat von Versailles“*, meinte er.[100] Das war natürlich blanker Unsinn. Der Erste Weltkrieg konnte nicht gewonnen werden, obwohl die Bevölkerung Hunger und Elend weitgehend geduldig ertragen hatte. Doch längst schon war die Legende vom Versagen der Heimat und vom Dolchstoß in den Rücken des tapfer kämpfenden Heeres fest in die Köpfe eingebrannt. Kreisleiter Münzer versuchte die versammelten Parteigenossen vom sicheren Sieg in diesem Krieg zu überzeugen. Man könne gar nicht verlieren, denn anders als 1914-1918 *„gibt es* (heute) *in Deutschland nur zwei Fronten: die graue Front, die*

Garant des Sieges über die feindlichen Heere ist, und die braune Front, die Garant des Sieges in der Heimat ist". An die Adresse der versammelten Funktionäre gerichtet fuhr er fort: *„Jeder, der ein Amt in der Partei, in den Gliederungen und Verbänden innehat, muß in seiner Haltung Vorbild sein. Sein Siegeswille muß das Volk begeistern. Für Meckerer und Miesmacher ist im deutschen Lande kein Raum*".[101] Bald nach Kriegsausbruch versuchte die Propaganda, der fehlenden Begeisterung in der Bevölkerung nachzuhelfen. Es galt, die Heimat zu mobilisieren, denn hier mußte für den militärischen Sieg geopfert und gearbeitet werden. Der Appell der Reichsführung galt vor allem den Frauen und Müttern, die um ihre Männer und Söhne fürchteten. Man erinnerte sie an das Elend der Jahre nach dem Krieg, *„als das Leben eine Last war, und wir fanden uns an der Hand des Führers wieder, als wir schon aufgehört hatten zu hoffen. Alles was fortan unser Leben lebenswert machte, nahmen wir aus dieser Hand*".[102] Nun sei für die deutsche Frau die Stunde gekommen, ihre Dankesschuld Hitler gegenüber abzutragen und dem Reich zu opfern, so wie Hitler sich Deutschland geopfert habe. In den Zeitungen dieser Tage des beginnenden Krieges stand auch in Laer nachzulesen, was Hitler für die Frauen angeblich hingegeben hatte: *„Er opferte uns den Schlaf seiner Nächte, die Ruhe seiner Tage. Er brachte sich selbst zum Opfer, jeden Tag aufs neue, für jeden einzelnen von uns*". Von seinem Chefpropagandisten Reichsminister Josef Goebbels zum Erlöser aufgebaut, war es Hitler, dem man nun opfern sollte. *„Du Mutter, schickst Deinen Sohn. Du Frau schickst Deinen Mann. Nun zeige, daß Du des Lebens in Deutschland wert bist. Nun kämpfe auch Du. ... . Deutsche Frau, auch Du stehst an der Front*".[103]

Soldaten aus Laer stehen in ganz Europa, hier:
Heinrich Große Hörstkamp auf dem Weg nach Norwegen, Privatbesitz.

Doch anders als beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges – damals sahen sich die Militärbehörden mit Freiwilligen nahezu überschwemmt – gab es dergleichen im September 1939 so gut wie nirgends. Entsprechend eindeutig lauten auch die Erinnerungen der Geschwister und Bekannten jener jungen Männer, die nun in den Krieg ziehen mußten. Es fiel den Familien furchtbar schwer, die eigenen Kinder ziehen zu lassen. *„Oh wenn doch noch unser Papa dafür weggehen könnte"*, hieß es etwa, denn die Eingezogenen waren bisweilen sehr jung, und im Verlauf des Zweiten Weltkrieges sollten schließlich sogar 14-

und 15jährige Kinder in die Schlacht geschickt werden. Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg, der für die Väter und Mütter der Jugendlichen und jungen Erwachsenen prägendes Lebensschicksal war, gab den Ausschlag für die verbreitete Angst um die Brüder, Freunde und Söhne. *„Das dümmste ist, sein Vaterland zu lieben“*, so brachte es Vater Heimsath auf den Punkt – er hatte die Jahre von 1914-1918 kämpfend in Frankreich verbracht und wußte, wovon er sprach. Entsprechend kritisch, ja verbittert, nahmen die Mütter und Väter das sinnlose Sterben ihrer Söhne im Kriege wahr. *„Von mir aus kann der Krieg jetzt ruhig dauern, unser Junge ist tot“*, so erinnern die Zeitzeugen eine damalige Trauerreaktion. Es brauchte die raschen und überwältigenden Siege über Polen 1939, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich 1940, um die Zweifel im Volk zu beseitigen. Doch nach diesen Siegen schwamm das Regime auf einer enormen Popularitätswelle. Nie hatte Hitler ein so hohes Maß an öffentlicher Anerkennung erfahren wie gerade nach dem Frankreichfeldzug. „Größter Feldherr aller Zeiten“ nannte man ihn nun, denn Hitlers Armeen hatten in nur sechs Wochen erreicht, was dem kaiserlichen Heer in den Jahren von 1914-1918 versagt geblieben war. Gleichwohl wird ein allgemeiner Siegesjubel von den Laerer Zeitzeugen kaum erinnert; 1940 fielen die ersten Bomben im benachbarten Münster, und dieses Jahr forderte zudem die ersten Opfer aus der Gemeinde. Der Krieg wurde damit konkreter, und er gewann an emotionaler Tiefenwirkung, denn die Toten waren jung, und man hatte sie gekannt. In manchen Kreisen gab es allerdings echte Begeisterung. So etwa im Kriegerverein. Man sprach dort über *„die großen Siege über Polen 1939 und die großen Siege des Jahres 1940, welche in der Weltgeschichte in einem so großen Umfange wohl kaum verzeichnet weiter sind bislang“*.[104] Die Krieger glaubten auch der Propaganda der Reichsführung und gedachten *„der oftmals wiederholten Friedensangebote unseres erhabenen Führers, welche von unseren Feinden als Schwäche Deutschlands unter Spott und Gelächter ausgelegt wurden“*. Von Hitlers Siegen geblendet, entging ihnen, daß Friede mit diesem Deutschland längst unmöglich war, daß Hitler Polen nie wieder hergeben wollte und einen Frieden im Westen überhaupt nur wünschte, um im Osten desto brutaler zuschlagen zu können. Hitler wollte keinen Frieden, sondern den fortgesetzten Krieg, während manche Kreise in Laer noch auf den endgültigen Sieg hofften, um des darauf folgenden Friedens willen. *„Wie der Führer in seinem Aufruf zu Neujahr 1941 sagte, würde das Jahr 1941 uns Deutschen den größten aller Siege bringen, darum wollen wir unbesorgt in die Zukunft schauen. Schade um die Opfer, welche die Abrechnung mit England bringt“*,[105] hieß im Kriegerverein. Tatsächlich plante Hitler die Invasion Englands. Die deutsche Luftwaffe unter Göring sollte zu diesem Zweck die britischen Verteidigungsstellungen bombardieren, Englands Städte angreifen und seine Bevölkerung einschüchtern. Doch Englands Zivilbevölkerung ließ sich ebensowenig irritieren wie die politische Führung unter Winston Churchill. Im Gegenteil, der Bombenterror der Deutschen entfachte erst recht den englischen Widerstandswillen. Da es Göring nicht gelang, die Insel sturmreif zu schießen, konnte die geplante Invasion auch nicht durchgeführt werden. Die Krieger in Laer wußten es noch nicht, aber der Krieg sollte bald nicht mehr nur gegen England, sondern auch noch gegen Rußland gehen. Und verlieren würde man ihn, mit dem „erhabenen Führer“ an der Spitze.

„1923. Churchill nimm dich in acht,
wir kommen Tag und Nacht!
Alles tauglich I.“

Kriegsbegeisterte Jugend des Jahrgangs 1923 mit Schildträger Wilhelm Richter nach ihrer Musterung 1940, Privatbesitz.

Lebensraumpolitik und Rassenvernichtungskrieg

Seit Sommer 1941 drohte der nationalsozialistische Rassenhaß auch die Bevölkerung der Sowjetunion zu versklaven und zu vernichten. So wie schon die Polen, die im Zweiten Weltkrieg mehr als sechs Millionen Menschenleben zu beklagen hatten (annähernd zwei Millionen der Opfer waren Kinder unter 14 Jahren), galten den Nationalsozialisten auch die Bürger der Sowjetunion als Angehörige einer „minderwertigen Rasse“, die der Unterwerfung anheimfallen und als „Untermenschen“ zur Ausbeutung, Verdrängung und Versklavung vorgesehen waren. Ihr Land aber sollte den Zwecken deutscher Lebensraumplanung dienen: Hitler und seine Schergen wollten hier deutsche Bauern ansiedeln. Bald wurden die Reichskommissariate „Ostland“ und „Ukraine“ eingerichtet. „Moskowien“ und „Kaukasien“ sollten später folgen, doch glücklicherweise kam es nie soweit. Noch in diesem Sommer, am 15. Juli 1941, legte Heinrich Himmler seinen „Generalplan Ost“ vor, der die Planung der Nazis für die kommenden Jahrzehnte beschrieb. *„Innerhalb von dreißig Jahren sollten Ostpolen, das Baltikum, Weißruthenien und Teile der Ukraine durch Deutsche besiedelt werden. Von der einheimischen Bevölkerung sollten 31 Millionen Menschen nach Westsibirien vertrieben werden, nur 14 Millionen ‚Gutrassiger‘ in ihren Wohnsitzen bleiben“*.[106] Die größenwahnsinnigen SS-Planungen erfüllten sich nie, doch die Bilanz des Krieges gegen die Sowjetunion ist dennoch furchtbar genug. 55 Millionen Sowjetbürger gerieten in diesen Jahren unter die deutsche Herrschaft; 2,8 Millionen von ihnen wurden zur Zwangsarbeit ins Reich gepreßt. Weitere Millionen mußten in ihrer Heimat unter bisweilen unwürdigsten Bedingungen für die deutschen Besatzer arbeiten, und insgesamt starben etwa 12 Millionen sowjetischer Zivilisten, die meisten von ihnen durch den

Terror des Krieges. In mehreren Kommandos durchzogen Einheiten der SS, bisweilen durch freiwillige Einsatzkräfte der deutschen Polizei verstärkt, die Landstriche des eben eroberten Polens und der Sowjetunion. Zigtausende Juden wurden erschossen, erschlagen und in ihren Synagogen verbrannt. Später dann perfektionierte die SS die Ermordung der Juden noch weiter. Sie wurden in Vernichtungslager geschafft und dort vergast; sechs Millionen Juden mußten so sterben.

„Mit den Polen gibt es keine Gemeinsamkeit“ [107]
Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in Laer

„Jede Gemeinschaft mit den Polen ist sofort zu unterbinden“, hieß es in einem Artikel der Neuen Volksblätter im Frühjahr 1941, denn *„die Reinhaltung des Blutes ist oberstes Gesetz und wer wollte sich dagegen versündigen? Es kann weder eine Hausgemeinschaft noch eine Tischgemeinschaft mit den Polen bzw. Polinnen geben* (und) *der Pole sitzt nicht gemeinsam mit der Bauernfamilie am Tisch ...“*.[108] Nach dem deutschen Überfall auf Polen kamen bald die ersten polnischen Zwangsarbeiter in die Gemeinde Laer. Sie waren Zivilisten, die mit Gewalt aus ihrer Heimat nach Deutschland deportiert und hauptsächlich in den Bauerschaften zur Arbeit eingesetzt wurden. Im Dorf Laer hatten nur einige Handwerksbetriebe und die wenigen Vollerwerbslandwirte Zwangsarbeiter bzw. Kriegsgefangene zur Verfügung. Das Reich war dringend auf zusätzliche Arbeitskräfte angewiesen, denn *„ohne das Millionenheer deportierter Fremdarbeiter und Kriegsgefangener hätte sich ... die landwirtschaftliche und industrielle Produktion nicht aufrechterhalten lassen, es sei denn, man hätte sich zu der totalen Mobilisierung aller Arbeitskräfte bereit gefunden. Das aber wollten die nationalsozialistischen Machthaber aus ideologischen wie machtpolitischen Gründen vermeiden“*.[109] Im vorletzten Kriegsjahr 1944 lag der Anteil der Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen in der deutschen Landwirtschaft bei über 44 % – ohne Zwangsarbeiter wäre die landwirtschaftliche Produktion vollständig zusammengebrochen. Die polnischen und bald auch russischen Zwangsarbeiter lebten auf den Höfen selbst. Sie waren bisweilen noch sehr jung. Jan aus Polen etwa war noch ein Kind, als er in Remsede eintraf, um hier auf einem Bauernhof zu arbeiten. Nach dem Rußlandfeldzug kamen auch junge russische Frauen in die Gemeinde. Die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus dem Osten wurden *„einfach weg, bei den Eltern weggeholt ... und das war ganz schön schwer, für die Eltern auch“*, erinnert sich eine Zeitzeugin. Die ländliche Bevölkerung brauchte ihre Mitarbeit zwar, denn die eigenen Söhne standen an den Fronten in Ost und West, aber das Gefühl für das den Zwangsarbeitern geschehene Unrecht scheint durchaus da gewesen zu sein. Das Regime bestand allerdings auf strikter Isolierung der polnischen Zwangsarbeiter; *„ein Volk, das auf so niedriger Entwicklungsstufe steht, wie die Polen, ein Volk, das ... sich nicht scheut 60.000-80.000 Volksdeutsche in geradezu viehischer Weise zu morden, mit dem kann es für uns niemals eine Gemeinschaft geben“*, appellierte die Partei an die Landwirte im Kreis Osnabrück.[110] Tatsächlich aber wurden die Verbrechen ja vom nationalsozialistischen Deutschland gegen Polen begangen. *„An jedem Tag des Krieges und der Besatzungszeit sind nahezu 3000 polnische Bürger umgekommen – Opfer einer zielstrebigen, methodisch*

und kaltblütig durchgeführten Ausrottung, die darauf gerichtet war, das Land an der Weichsel genauso deutsch, wie das Land am Rhein werden zu lassen ...“,[111] heißt es in einer polnischen Publikation.

Für die Parteivertreter war die Frage der Behandlung der osteuropäischen Gefangenen nicht nur eine ökonomische, sondern vor allem eine rassische Angelegenheit. Gauinspektor Thiele meinte bei einer Sitzung in Osnabrück, zu der auch die lokalen Bürgermeister geladen waren, daß es nun zwar keinen polnischen Staat mehr gäbe, *„aber das polnische Volk sitzt im ganzen Reich und auch im Gau Weser-Ems. Damit hat das Polentum eine Wirkungsmöglichkeit gefunden, an die es vorher nie gedacht hatte. Es ist in unserem Gau plötzlich eine Kampffrage aufgetaucht ...*“.[112] Eine Parteigenossin Horn, Leiterin der Gauabteilung Schulung und Propaganda, führte Thieles Gedanken aus: *„Durch Kinder will man das deutsche Volk besiegen“*, meinte sie. Und darum käme es darauf an, *„das deutsche Volk wieder zu einem kinderreichen Volk* (zu) *machen“* und die Jugend so zu erziehen, *„daß sie sich instinktsicher ... zum Kampf gegen die fremden Völker einstellt“*.[113] Letztlich ging es den Nazis um die sogenannte „Reinerhaltung des Blutes“. *„Seien wir alle ... Hüter unseres Blutes. Dieses Blut wollen wir rein erhalten, damit wir auch im neuen Europa die Bedeutung haben, die uns zukommt“*, forderte Kreisleiter Esser zum Abschluß der Tagung.[114] So bestimmte die „Rassenfrage“ das Verhältnis der Partei zu den Zwangsarbeitern aus Osteuropa. *„Sie standen außerhalb jeden Rechts und konnten, sofern sie sich mißliebig machten, in Konzentrationslager eingewiesen werden“*.[115] Im Alltag sollten sie, um der „Reinerhaltung des Blutes“ willen, von den Familien getrennt an separaten Tischen sitzen, keinen gesellschaftlichen Umgang mit der einheimischen Bevölkerung pflegen, sich vor allem von den Mädchen fernhalten usw. Doch die ideologisch bestimmten Forderungen der Partei und die soziale Realität vor Ort waren natürlich nicht deckungsgleich. Jan aus Polen etwa fühlte sich bei Bauer Sautmann in Remsede offenbar gut aufgehoben – nach Kriegsende blieb er in Remsede, heiratete und baute hier sein Haus. Andere Zwangsarbeiter wurden tatsächlich an separate Tische gesetzt und weitgehend vom engeren Familienleben isoliert; *„Es ist eben Gesetz, dann muß das so sein“*, erinnert sich ein Zeitzeuge. Inwieweit aber ideologische Überzeugungen, individuelle Furcht vor dem Gesetz oder auch persönliche Einstellungen tatsächlich handlungsleitend waren, läßt sich zuverlässig wohl nicht mehr herausfinden. Nach Kriegsende sollten sich viele der ehemaligen Zwangsarbeiter zusammentun und sich an so manchem Landwirt für die verlorenen Jahre rächen; an späterer Stelle wird davon berichtet.

Die Kriegsgefangenen – in Laer gab es hauptsächlich Belgier und einige Franzosen – waren entweder auf den Bauernhöfen oder bei Feldhaus in einem speziellen Lager untergebracht. Einige arbeiteten in der Ziegelei selbst, denn es fehlte an einheimischen Arbeitern. Die übrigen arbeiteten tagsüber bei den Bauern in der Gemeinde, der eine oder andere war auch im Handwerk eingesetzt. Daneben existierte noch ein Lager für sowjetische Kriegsgefangene bzw. Zwangsarbeiter in Springmeyers Mühle, über das bislang allerdings noch so gut wie nichts bekannt ist. Auch diese Gefangenen arbeiteten tagsüber in Land-

Kriegsgefangener in Westerwiede, Privatbesitz.

wirtschaft und Gewerbe. Ende 1944 halfen sie mit beim Bau eines Bunkers bei Springmeyers Kolk. Schließlich gab es noch eine Reihe von Kriegsgefangenen, die bei den Bauern selbst wohnten und arbeiteten. Die belgischen und französischen Gefangenen aus dem Lager wurden in der ersten Kriegszeit morgens gegen sieben Uhr von der Wachmannschaft zur Arbeit gebracht. Bauer Glied erinnert sich: *„Mit nem Gefangenenwärter wurden die rumtransportiert, und wir mußten die von der Straße abholen, von der Füchtorfer Straße“*. Abends gegen 19 Uhr brachte die Wachmannschaft sie ins Lager zurück. Die Gefangenen erhielten ihre Verpflegung auf den Arbeitsstellen. Im Verlauf des Krieges wurde die Bewachung recht leger, was sicher auch mit der Wachmannschaft zu tun hatte, die sich offenbar aus kampfunfähigen Wehrmachtssoldaten zusammensetzte. In späteren Kriegsjahren gingen die belgischen und französischen Gefangenen schließlich ganz ohne Bewachung von ihrem Quartier in der Ziegelei Feldhaus auf die Höfe und in die Betriebe zur Arbeit. Das Verhältnis zwischen den westeuropäischen Kriegsgefangenen und ihren Bauern war bisweilen durchaus entspannt. *„Wenn die morgens kamen, kriegten sie Frühstück, und abends kriegten sie noch mal was mit, wenn sie wieder nach Hause gingen“*; das galt für eine ganze Reihe von Kriegsgefangenen. Anders als die polnischen und russischen Zwangsarbeiter, die sich bei Kriegsende zusammenrotteten und Rache nahmen, zogen die westeuropäischen Kriegsgefangenen rasch in ihre Heimatländer ab. Die Zeitzeugen erinnern sich oft noch bis heute an ihre Namen, vereinzelt gab es auch Briefkontakte. Manche haben sie noch Jahrzehnte nach Kriegsende in ihren jeweiligen Heimatländern besucht. Bauer Glied etwa erhielt Besuch aus Belgien und fuhr später selbst noch einmal hin.

Krieg in der Heimat

Der Siegeszug der deutschen Heere fand sein Ende in den Straßen von Stalingrad, eine Schlacht, die auch so mancher Soldat aus der Gemeinde Laer miterleben mußte. Danach begann ein Rückzug, der letztlich erst vor den Toren der Reichskanzlei im Mai 1945

endete. Der Krieg aber suchte Deutschland bereits in früheren Jahren heim. Anders als im Ersten Weltkrieg, der, vorwiegend als Stellungskrieg geführt, die Zivilbevölkerung Deutschlands noch weitgehend verschont hatte, richtete sich der Zweite Weltkrieg auch gegen die Zivilbevölkerung. Den Anfang machte die deutsche Luftwaffe mit der Bombardierung Warschaus im Jahre 1939. Bald flog man auch Einsätze gegen London und andere europäische Städte, und schließlich schlugen die Alliierten zurück. Sie griffen die deutschen Städte an. Nacht für Nacht heulten die Sirenen und kündigten neue Angriffe an, derer man sich mit Hilfe der Flak-Geschütze kaum erwehren konnte. Die Luftwaffe richtete Flugsicherungsanlagen ein, auch in Laer. Auf einem von Stacheldraht umzäunten Gelände am Platz der heutigen Kindertagesstätte am Blomberg überwachten Laersche Bürger den Flugverkehr. Der spätere Samtvorsteher Buschmeyer, Schuhmacher Westing, Fritz Leiber, der alte Schmied Wellmeyer und manch anderer Laerer mehr dienten bei der Flugabwehr. Aber es half alles nichts: Osnabrück wurde von den Fliegerangriffen furchtbar getroffen. Am Ende des Krieges hatte die Bevölkerung insgesamt 79 Luftangriffe erlitten, und 65 % der Gebäude waren zerstört (in der Osnabrücker Neustadt sogar 94%, d.h. so gut wie jedes Haus).

Gesamtansicht Solbad Laer, Postkarte abgeschickt am 03.07.1941, Heimatmuseum Bad Laer.

Das ländliche Laer ist weitgehend von direkten Fliegerangriffen verschont geblieben. Das bedeutet aber nicht, daß Fliegeralarme für die ländliche Bevölkerung keine Bedeutung gehabt hätten. Auf der einen Seite kamen ab 1942/43 die ersten Ausgebombten aus den Städten. Ein Zeitzeuge erinnert sich etwa an fünf Geschwister, die die Kriegsjahre im Wechsel auf seinem elterlichen Hof in Winkelsetten verbrachten. Mit den Ausgebombten und Evakuierten begann auch der Schwarzmarkt; *„es ging schon los, man mußte*

sich schon was besorgen“, weiß ein anderer Zeitzeuge. Mit zunehmender Kriegsdauer kamen mehr und mehr Ausgebombte in die Gemeinde. Im Winter 1944/45 etwa evakuierte die Gauleitung ein komplettes Altersheim von Bremen nach Laer; bald war die Pension Heimsath, und nicht nur sie, so gut wie vollständig von den Senioren besetzt. Kurzum: lange vor den Heimatvertriebenen strömten die heimatlos gewordenen Städter in die Gemeinde, um hier Schutz und Sicherheit zu finden. Zwischen den Städten Osnabrück, Münster und Bielefeld gelegen, galt Laer selbst als luftgefährdetes Gebiet. Zwar wurde die Gemeinde nicht direkt angesteuert, aber hier luden die Bomberpiloten ihre restliche Ladung ab. Das Schicksal des ländlichen Laer und seiner Bewohner war zwar nicht annähernd so bitter wie das der städtischen Bevölkerung, etwa in Osnabrück. Angst vor Fliegerangriffen gab es hier aber auch. Ende 1944 wurde ein Benzintransporter unweit der Hardensettener Schule in Brand geschossen, ein Angriff, der der Betonbahn in Winkelsetten galt (s.u.). „*Auch Zivilisten wurden von* (Tieffliegern) *angegriffen, z.B. pflügende Bauern oder Schulkinder*“.[116] Bald fielen auch die ersten Bomben. Unweit des Hofes Wiemann in Hardensetten gingen mehrere Bomben nieder und rissen tiefe Krater, ohne aber nachhaltige Schäden zu verursachen. Die Bevölkerung konnte sich gegen solche Angriffe kaum schützen. Anders als die Städte, die ihre Bevölkerung beim Nahen feindlicher Verbände mit Sirenengeheul in die Keller- und Schutzräume riefen, besaß Laer keine Sirene, die die Bevölkerung rechtzeitig hätte warnen können. Zwar hatte der Bürgermeister im Frühjahr 1942 eine entsprechende Anlage bestellt, aber feindliche Flieger bombadierten die beauftragte Fabrik, so daß aus der Lieferung nichts wurde. Es gelang nun nicht mehr, eine Alarmsirene zu bekommen, denn die Wehrmacht brauchte bald alle Sirenen für sich. Darum hatte Laer ein ganz eigenes Warnsystem. Näherten sich feindliche Flieger, so wurde die Möbelfabrik Schlingmann vom Postamt Rothenfelde aus per Telefon alarmiert. War das der Fall, dann betätigte Schlingmann seine Dampfsirene, denn die war „*in der ganzen Gemeinde hell zu hören*“.[117] Das war immer noch sicherer, als den Fliegeralarm, wie der Landrat vorgeschlagen hatte, „*mit Behelfsmitteln, z.B. Signalhörner, Pflugscharen, behelfsmäßigen Gongs usw.*“[118] durchzuführen. Des Nachts allerdings war der Dampfkessel bei Schlingmann nicht unter Druck. Dann wurde bei Feldhaus alamiert, dessen Kessel Tag und Nacht in Betrieb war. Doch das Bewußtsein militärischer Bedrohung war nicht allzu ausgeprägt, und entsprechend nachlässig gingen die Laerer mit den Fliegerschutzbestimmungen um. Als Ende 1944 der Hauptmann der Gendarmerie Einhoff in Begleitung des Reichsverteidigungskommissars und des Regierungspräsidenten bei Nacht durch Laer fuhr, stellten sie fest, daß hier weder eine der sogenannten „*Fliegerwarnflagge(n) noch die blaue Lampe bei Nachtzeit gesetzt war*“.[119] Die Fliegerwarnflagge sollte die Verkehrsteilnehmer, die irgendeinen Fliegeralarm nicht registriert hatten, noch rechtzeitig warnen, aber in Laer gab es so etwas nicht, allein schon weil es zu dieser Zeit keine Spinnstoffe mehr gab. Eine blaue Lampe konnte hier zur Nachtzeit auch nicht aufgestellt werden, weil es an Petroleum fehlte. Also behalf sich die Gemeinde damit, im Bedarfsfall „*niedrige Schilder mit Leuchtfarbe gestrichen, mit der Inschrift ‚Fliegeralarm‘*“ versehen, an den Ortseingängen aufzustellen.[120]

Zeitzeugen erinnern sich, daß das Müschener Zementwerk eines der wenigen direkten Ziele von Feindfliegern war. Doch die Bomben verfehlten ihr Ziel und explodierten im Berg. Wichtig waren zudem die Fliegerangriffe auf benachbarte Ortschaften, die man in sternklarer Nacht gut beobachten konnte. Ein Zeitzeuge erinnert sich in diesem Zusammenhang an einen Fliegerangriff auf Ladbergen, *„die ganze Nacht war richtig hell“*, und gebannt verfolgte er das ferne Schauspiel. Nächtliche Angriffe auf Osnabrück konnten ebenso beobachtet werden. Sehr gut erinnert wird schließlich der Bombenabwurf bei Bauer Broxtermann in Sentrup. Mehrere Zeitzeugen haben den Angriff und seine Folgen – es gab einige Tote auf dem Hof – erlebt und den Bombentrichter gesehen. Damit war der Krieg unmittelbar geworden, insbesondere für die Remseder. Man hatte Angst, Angst genug jedenfalls und flüchtete sich in die Außenbunker, die viele Hofstellen in den Bauerschaften eingerichtet hatten. Sie sollten Schutz vor Bombensplittern bieten. Andere bauten ihre Kellerräume aus, mit dicken Stützen, Querverbindungen und Lüftungsschächten. Das wurde bisweilen durchaus aufwendig betrieben. Im Jahre 1944 schließlich begann der Landkreis den Bau eines Luftschutzbunkers in Laer, der für ca. 150 Personen Platz bieten sollte. Unter der Leitung des Architekten Niebrügge trieben Arbeitstrupps einen Stollengang von Springmeyers Kolk in Richtung Remseder Straße. Der Bunker sollte etwa bis zum Ehrenmalsplatz führen, aber man kam schließlich nur bis zur Remseder Straße, dann war der Krieg zu Ende. Allerdings machten die meisten Laerer nicht allzuviel Gebrauch von ihren Bunkern, denn tatsächlich fiel ja nicht eine einzige Bombe ins Dorf. So manchen Fliegerangriff beobachteten sie vor der Haustüre stehend oder gleich auf freiem Feld, wegen der besseren Aussicht. So dienten die Bunker nicht zuletzt als psychologische Stütze; sie waren in der Regel auch lange nicht stabil genug, einem Bombenangriff tatsächlich standhalten zu können. Bei Tiefflliegerangriffen aber waren sie vielleicht nützlich, und Tiefflliegerangriffe wurden zu einer regelrechten Plage. Bisweilen benutzte die Bevölkerung die Landstraßen nicht mehr, sondern schlug sich sicherheitshalber durchs Gehölz, um von der einen in die andere Ortschaft zu gelangen. Eine Zeitzeugin, die regelmäßig im Glandorfer Krankenhaus medizinisch versorgt werden mußte, erinnert sich an die vielen Verletzten dort, die den Fliegern nicht mehr hatten ausweichen können. Kurz, der Krieg richtete sich etwa ab 1943 konkret gegen die Zivilbevölkerung, gegen einzelne unschuldige Landarbeiter, Bauern und Knechte, und das nahm man den englischen Fliegern auch ausgesprochen übel. Der Vater eines Zeitzeugen etwa wurde 1945 beim Eggen von Tiefflliegern attackiert; sie schossen ihm die Deichsel vom Wagen, doch er entkam unverletzt. Einige Remseder erinnern sich, daß auch ein belgischer Kriegsgefangener beim Güllefahren beschossen wurde, doch glücklicherweise konnte er entkommen.

Kurz vor Kriegsende, am 28. März 1945, fanden auch noch Luftkämpfe zwischen britischen und deutschen Fliegern des Jagdgeschwaders 26 (4. Gruppe) über dem Laerer Raum statt, in deren Folge mindestens zwei Maschinen abgeschossen und die Piloten getötet wurden. Eine der Maschinen, eine von Oberfähnrich Hans Jürgen Hansen geführte „Dora 9“, schlug brennend in einen sumpfigen Acker des Bauern Rötrige in Hardensetten ein;

Focke-Wulf 190 D9 (Dora 9). Am 28. März 1945 wurden zwei Maschinen dieses Typs über dem Bad Laerer Raum abgeschossen, Privatbesitz.

Bernhard Glied war Augenzeuge des Absturzes. Erst über 20 Jahre später, am 12. August 1966, wurden die sterblichen Überreste des Piloten geborgen und zu seiner Familie nach Schleswig-Holstein überführt. Der Landwirt Heinrich Hundelt – er war zur fraglichen Zeit als Luftbeobachter in der Gemarkung Laer eingesetzt – berichtete im Januar 1967, daß im weiteren Gefechtsverlauf noch eine zweite Maschine abgeschossen wurde und am Blomberg niederging. Der Pilot, Unteroffizier Reinhard Flakowski, konnte noch aus der brennenden Maschine aussteigen, sprang aber in den Tod, weil sich sein Fallschirm nicht mehr öffnete. Hundelt eilte zur Absturzstelle, wo der Tote offenbar bereits geborgen worden war. Bei seiner Aussage, immerhin mehr als 20 Jahre nach dem fraglichen Ereignis, erinnerte er sich wohl noch daran, die Papiere des Toten an sich genommen und kurz darauf dem Hauptmann einer durchziehenden Wehrmachtseinheit übergeben zu haben. An den Nachnamen des Kriegstoten erinnerte er sich nicht mehr; immerhin wußte er noch, daß es ein fremdartiger Name gewesen sei, der auf „ki“ endete. Der Vorname war Reinhold oder Reinhard. Spätere Nachforschungen des Vereins „Flieger Flugzeuge Schicksale e.V.“ aus Wardenburg ergaben, daß es sich bei dem Opfer um den Unteroffizier Reinhard Flakowski handelte. Seine sterblichen Überreste wurden kurz nach seinem Tod im Grab Nr. 34 auf dem Friedhof in Oesede beigesetzt. Da Flakowskis Identität zunächst ungeklärt blieb, galt er als „Unbekannter Flieger“; erst im Jahre 1994 wurde sein Grab geöffnet, die Identität bestätigt und sein Sterbefall – bis dahin galt er noch als vermißt – urkundlich beglaubigt.

„Da haben wir an sich nicht viel von gemerkt“
Die Betonpiste in Winkelsetten

Im Herbst 1944, das alliierte Bombardement auf die Städte des Reiches kündete schon vom nahen Kriegsende, begannen Wehrmacht und OT (Organisation Todt) mit dem Bau eines Militärflughafens in Winkelsetten. Die Anlage sollte sich von der Versmolder

Straße über die Füchtorfer hinaus bis südlich von Hof Wiemann erstrecken. Rasch errichtete die OT einen Barackenkomplex auf dem Fleth, in der Nähe von Bauer Große Hörstkamp. Hier waren etwa 80 Arbeitsdienstmänner, Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter untergebracht, die die Rollbahn anlegen sollten. Die Laerer Bevölkerung nahm offenbar kaum Anteil an den Bauarbeiten, denn das Gelände war Sperrgebiet, für Zivilisten also weitgehend unzugänglich. *„Man wollte das Unheil ja gar nicht sehen“*, wissen Zeitzeugen zu berichten; obwohl die OT weite Teile im südlichen Winkelsetten für die Bevölkerung sperrte, hätte man sich natürlich leicht Zutritt verschaffen können. Doch angesichts der ausweglosen militärischen Lage – die Alliierten drangen langsam aber sicher zur Reichsgrenze vor – konnte die hektische Bautätigkeit in der Zivilbevölkerung längst schon keine Hoffnung mehr bewirken, eher im Gegenteil. Die Bauarbeiten aber gingen voran. Bis Kriegsende waren Grasnarbe und Mutterboden bereits abgetragen und zu großen Haufen aufgeworfen. Ein Gutteil der Wahlmeyerschen Brinke war zur Einebnung des riesigen Areals abgebaut, für den Sand- und sonstigen Materialtransport eigens eine Kleinbahn mit Loren installiert, die auch einen Gleisanschluß zum Müschener Bahnhof erhielt. Das Maschinenlager war bei Große Hörstkamp, große Regelusmischer standen hier, Raupen und Bagger, weiß Bernhard Niebrügge. Beim Müschener Bahnhof bestand ein großes Materialdepot, in dem u.a. 40.000 Sack Zement eingelagert waren. Auch die Vornholtsche Scheune diente Ende des Krieges als Zementlager. Nach dem Zusammenbruch wurde hier rasch die weitläufige Ringmauer um den Hof gezogen. Zement war damals im südlichen Winkelsetten und Hardensetten keine Mangelware. Fast alle hatten sie sich – irgendwo versteckt ganz hinten in Stall oder Scheune – einen Vorrat angelegt, erinnert sich Ludwig Wahlmeyer. In Mettens Kuhweide hinter dem Landwehrbach sollte der Flughafentower stehen, um den Flugverkehr zu dirigieren. Bis fast zehn Meter hatte man ihn bereits hochgezogen, mit meterdicken Mauern und einem riesigen Fundament. Die Bauern haben ihn später des Materials wegen wieder abgetragen. Der übriggebliebene Stumpen erhielt dann einfach ein Dach und diente fortan Kühen als Unterstand. Nach der Betonierung eines Rollbahnzubringers, heute noch hinter dem Hof Wahlmeyer als wallheckengesäumter Feldweg in Resten erhalten, stockten die Arbeiten. Es fehlte der Nachschub. Immer wieder wurden Versorgungsfahrzeuge von Tieffliegern angegriffen. 1944 schossen sie auf der Füchtorfer Straße vor der Volksschule einen Benzintransporter in Brand. Es gab eine riesige Stichflamme. Der Tankwagenfahrer wälzte sich brennend im Gras und überlebte. Die Startbahn selbst war vielleicht zu einem Drittel betoniert, als der Krieg im Frühjahr 1945 zu Ende ging.

„Taten sie alle und hat keiner drüber gesprochen“
Regelverstöße und Bedrohung durch das Regime im Kriegsalltag

„Es war aber so, die Karten waren ausreichend zum Überleben“ und *„Hungern brauchte keiner“*, berichtet eine Zeitzeugin über die Nahrungsmittelversorgung im Zweiten Weltkrieg. Verständlich, denn *„die rücksichtslose Besatzungs- und Ausbeutungspolitik, die besiegte Völker notfalls dem Hunger preisgab, sicherte dem Deutschen Reich ... eine ausrei-*

chende Versorgung mit Rohstoffen und Nahrungsmitteln“.[121] Zudem lenkte der Staat schon vor Kriegsausbruch weite Teile des wirtschaftlichen Lebens. Die landwirtschaftliche Produktion, Verteilung und auch die Preisgestaltung für Lebensmittel gehörten dazu. Letztlich ging es nur um eines: Das Regime wollte, in Erinnerung an die Hungerstreiks des Ersten Weltkriegs, die Bevölkerung im Innern zufriedenstellen, um ihre Loyalität für die Kriegführung zu sichern. Gleichzeitig galt es aber auch, eventuelle Unzufriedenheiten bereits im Keim zu ersticken, durch Überwachung, Propaganda, ja sogar durch Terror. „*Soziale Zugeständnisse und brutale Gewalt ergänzten einander*“, schreibt ein Historiker dazu.[122] Seit Einsetzen der Bewirtschaftung 1936 gehörte auch die Kontrolle der Bauern zum ländlichen Alltag. „*Und das war ja auch das fürchterlichste, damals, in der Molkerei*“, erinnert sich Bernhard Tewes, zu jener Zeit kaufmännischer Angestellter der Molkereigenossenschaft. Der Milchviehbestand der Landwirte wurde genau erfaßt und ihre Liefermengen vorgeschrieben, doch wenn sie zu wenig ablieferten, „*kamen die Oldenburger*“, Beamte aus der Gauverwaltung, nach Laer. „*Und dann prüften die nach, wo die Milch geblieben ist. Einer hatte ja auch mal Pech gehabt und so, im Jahr. Und der andere, der hatte denn ja auch wieder schwarz geschlachtet, und da guckten die denn auch nach. Im Pirkelkumm, nicht ... . Ja, da guckten die nach*“, berichtet Tewes. „*Nicht, und dann waren wir auf der Molkerei die Deufels, wir hätten denen das gesagt. Ich weiß ja gar nicht, ob der Nachbar schwarz geschlachtet hatte oder nicht*“. So mancher Laerer wurde beim „Schwarzschlachten“ erwischt; Bernhard Glied erinnert sich, daß u.a. Karl Stöppelmann, Bernhard Steinkamp, Heinrich Lauhoff und noch einige Laerer Familienväter mehr schon vor dem Kriege deswegen eingesessen hatten. Im Krieg selbst wurden weitere Laerer inhaftiert, doch sie sprachen außerhalb des engeren Familienkreises offenbar kaum über ihre Erfahrungen. Aber jeder ahnte, daß sie Furchtbares erlebt hatten. Die Laerer suchten sich zu schützen; sie gaben immer nur einen Teil ihres Viehbestandes an, die übrigen

Molkerei in Laer, Privatbesitz.

Tiere hielten sie heimlich. Das galt auch für die Privathaushalte, die damals durchweg noch etwas Vieh für den Eigenbedarf besaßen. *„Wir hatten zwei Schweine“*, erinnert sich der Sohn des Uhrmachers Knemeyer, *„wenn Viehzählung war, wurde eins weggetrieben“*, um es später heimlich zu schlachten. Zwar gehörte Vater Knemeyer zu den prominenten Parteimitgliedern am Ort, aber heimliche Schlachtungen gehörten in Laer zum Alltag. *„Taten sie alle und hat keiner drüber gesprochen“*, berichtet eine Zeitzeugin.

„Der Schwarzsender kam erst richtig, wie sie uns näher kamen“, erzählt ein anderer. Ähnlich wie beim „Schwarzschlachten“ galt äußerste Verschwiegenheit auch in Bezug auf das Hören von „Feindsendern“. Je näher das Kriegsende kam, desto größer wurde offenbar das Bedürfnis nach realistischen Nachrichten, denn im deutschen Radioprogramm wurde noch beständig gesiegt, als die Sowjets schon vor Berlin standen. Die Notwendigkeit, sich den veränderten Zeitläufen anzupassen, gepaart mit einer gesunden Portion Neugierde, reichten aus, die streng verbotenen Sender im Schutz der Dunkelheit einzustellen. Gleichwohl war die Sache selbst bekanntermaßen äußerst gefährlich. So gilt für das „Schwarzhören“ ähnliches wie für das „Schwarzschlachten“. Auf der einen Seite ging man bemerkenswert unbedacht vor. Auf manchen Höfen hörten auch die Kriegsgefangenen Feindsender. *„Die waren da unheimlich scharf drauf. Morgens um sechs Uhr kamen die in die Küche“*, um Feindsender zu hören, erinnert sich die Tochter des Bauern Sautmann bis heute. Bei Gottschalks hörte auch ein Nachbarsjunge am Küchentisch mit. Das fiel auf, denn er korrigierte in einem unbedachten Augenblick die euphorischen Schilderungen des Kriegsverlaufes, die sein Lehrer in der Schule zum Besten gab. Feindsender zu hören, war weit verbreitet. Gleichzeitig aber fürchtete man sich vor Entdekkung. *„Wir hatten ja zu Hause Gäste* (Kurgäste), *und da waren viele, die waren also 300prozentig. Da mußte man sich in acht nehmen“*, erinnert sich eine Zeitzeugin aus dem Dorf Laer. So konnten die Laerer die furchterregende Kriegsentwicklung kaum untereinander besprechen. Denn die Angst war groß, daß sich der eine oder andere einem Auswärtigen gegenüber verplappern würde. Da blieb man mit seinen Nachrichten lieber im engeren Familienkreis, ahnte aber, daß ohnehin jedermann Bescheid wußte.

Laersche Jugend an der Heimatfront

Bereits vor Kriegsausbruch wurden die Kinder unter Leitung ihrer Lehrer zum Sammeln für das Winterhilfswerk eingesetzt; die Schulkinder sammelten Geld, Altmetall und Altkleider, aber auch Lebensmittel (Erbsen, Zwiebeln, Kartoffeln und verschiedene wild wachsende Pflanzen, Huflattich z.B.). Kreisleiter Esser beschrieb den Sinn dieser Sammlungen im September 1940, kurz nach dem Frankreichfeldzug: *„Der deutsche Soldat wartet mit Sehnsucht auf den Tag, an dem der Führer den Befehl zur Abrechnung* (mit England) *gibt. Wir in der Heimat wollen nicht nachstehen und führen entschlossener denn je mit unseren Mitteln den Kampf. Das zweite Kriegswinterhilfswerk wird dem Engländer und der übrigen Welt zeigen, daß der Krieg die Gemeinschaft unseres Volkes noch fester zusammengeschweißt hat. In dieser Gemeinschaft opfert jeder nach seinen Kräften. Ich glaube fest daran“*,

so Esser weiter, *„daß die Opferbereitschaft im Kreise Osnabrück-Land alles bisher geleistete in den Schatten stellt. Deutscher, denk stets daran: Der Frontsoldat sieht auf Dein Opfer“*.[123] Ähnlich sah es auch Kreishandwerksmeister Knemeyer aus Laer: *„Ein jeder von uns stehe als Soldat der Heimatfront auf seinem Platz und erfülle mit dankbarem Herzen freudig seine Pflicht im tatkräftigen Opfern für das 2. Kriegswinterhilfswerk 1940/41“*,[124] zitierte ihn die Osnabrücker Zeitung im September 1940. Auch die Kinder wurden in die Pflicht genommen und frühzeitig in die Heimatfront eingereiht, nicht zuletzt auch, um den nationalsozialistischen Volksgemeinschaftsgedanken zu stärken. Zu den Pflichten der Kinder gehörten etwa die Sammlungen für das Winterhilfswerk. Daneben wurden im Frühjahr und Sommer Kartoffelkäfer gesucht, bisweilen nicht allzu ernsthaft übrigens, aber es ging wohl auch gar nicht so sehr um den materiellen Ertrag der Arbeit. Die Kinder der Laerer Dorfschule wanderten einmal wöchentlich mit ihren Lehrern in die Heide. *„Da wurde dasselbe Feld, wo immer gesucht wurde, da ging es dann wieder durch“* und natürlich fanden sich so keine Kartoffelkäfer oder sonstige Schädlinge. Aber immerhin, es war ein *„schöner Spaziergang, auch für die Lehrer“*, berichtet ein Zeitzeuge. Ältere Jugendliche, die für die Dienstverpflichtung aber noch zu jung waren, hatten gleichfalls ihre Aufgaben. Eine eher kurzweilige aber kriegswichtige Tätigkeit war etwa das Schreiben von Feldpostbriefen. Die 14 bis 18jährigen Mädchen und jungen Frauen erhielten bei den Dienstnachmittagen des BDM Feldpostadressen vermittelt, die sie daraufhin anschrieben, ohne die Empfänger zu kennen. Portogebühren wurden nicht erhoben; man konnte also so viele Briefe schreiben, wie man wollte (und schrieb dann je nach Neigung sogar massenhaft). Die Soldaten antworteten auch, dankten für die Briefe und baten um weitere Post, was wiederum freute und den Alltag interessant machte. Andere Tätigkeiten waren ernster. Der Dienst in den großen Lazaretten, in Rothenfelde etwa oder in Osnabrück am Bahnhof.

Remseder Kinder sammeln für die Kinderheime und Lazarette in Rothenfelde.

HJ-Feuerwehr Laer

Nahezu gefährlich war die Mithilfe der Jugendlichen in der Feuerwehr. In den Kriegsjahren ab 1941 hatte die Laerer Feuerwehr 24 Einsätze zu leisten, die Hälfte davon in Osnabrück. Im Kriegsjahr 1944 mußte man sogar zweimal nach Bielefeld ausrücken. Die Einsätze in den brennenden Städten waren enorm gefährlich und unendlich beschwerlich, allein schon, weil die Löscharbeiten bisweilen über 24 Stunden dauerten, während derer die Furcht vor neuerlichen Fliegerangriffen umging. Dabei fehlten insbesondere die jüngeren, zur Wehrmacht eingezogenen Feuerwehrleute. Statt ihrer dienten ältere Männer, aber auch die Hitlerjungen aus dem Dorf und den Bauerschaften. Die HJ-Feuerwehr von Laer wurde am 11. Februar 1942 ins Leben gerufen, und sie erwies sich bald als unentbehrlich.[125] Der Weg führte die Jungen nach Osnabrück und Bielefeld, direkt in die zerstörten Städte also. Auf diesem Wege rückte der Krieg wieder ein gutes Stück näher in den ländlichen Alltag des gänzlich unzerstört gebliebenen Laer. Man sah nun, daß tatsächlich Bomben fielen, Häuser zerstört waren, Scheiben zertrümmert und Menschen getötet. Und die Zivilbevölkerung schimpfte auf die Alliierten; aus der täglichen Presse war ja nicht abzulesen, daß es die Deutschen ihrerseits genauso hielten. Hier nun halfen die Jugendlichen den älteren Feuerwehrleuten bei den bisweilen äußerst gefährlichen Löscharbeiten. Bis zum Kriegsende wurden die jungen Leute in der Feuerwehr gebraucht. Ihren schwersten Einsatz erlebten sie am Palmsonntag 1945 in Osnabrück. Damals, am 25. März, erlitt die Stadt nur 10 Tage vor ihrer Kapitulation einen der schlimmsten Luftangriffe, der 178 Tote und 241 Verletzte forderte. *„Die meisten Personen starben durch die Detonation einer gewaltigen Sprengbombe vor dem Eingang des Stollens an der Brinkstraße. Damit erhöhte sich die Zahl der Opfer des gesamten Luftkrieges auf 1434 Tote“*.[126] Hier nun arbeiteten die Laerer HJ-Feuerwehrleute, und vielleicht haben sie dabei die letzte der düsteren Nazi-Kundgebungen miterlebt, die die Region noch ertragen mußte. Das war am 29. März anläßlich der Trauerfeier für die jüngst Verstorbenen. Vor der bedrückenden Kulisse der trauernden Angehörigen hielt Gauredner Stoßmeyer die letzte Durchhalterede dieses Krieges. Sein *„solange wir kämpfen, wird das Reich bestehen“* mag der Bevölkerung noch in den Ohren geklungen haben, als die Stadt nur wenige Tage später endgültig kapitulierte.

Luftwaffenhelfer und Volkssturmmänner
Heimatfront bei Kriegsende

Jugendliche aus Laer kämpften aber nicht nur gegen die Gewalt des Feuers in den brennenden Städten. Ende 1943 wurde der erst 15 Jahre alte August Knemeyer, er hatte gerade die Realschule in Dissen beendet, als Luftwaffenhelfer eingezogen. Sein Vater, der als Ortsgruppenorganisationsleiter und Kreishandwerksmeister zu den prominenten Parteiangehörigen in Laer gehörte, nahm ihn beiseite: *„Du bist mein einziger Sohn. Sieh zu, daß Du wiederkommst“*, ermahnte er ihn, und: *„Der Krieg ist verloren, sprech da nicht drüber“* – Vater Knemeyer wußte längst, daß es nur noch ums Überleben ging. August

und seine Schulkameraden aber, die in den ländlichen Orten nur wenig von den Bombardements auf die größeren Städte mitbekamen, warteten mit Spannung auf ihren Einsatz. *„Ich würde bald sagen, daß wir da ein wenig nach hingefiebert haben“*, erinnert er sich an jene aufregenden Tage, mit denen das Ende seiner Kindheit kam. Anfang Januar 1944 war es soweit; August traf im Barackenlager an der Halle Gartlage in Osnabrück ein. Dort bediente er vorerst ein Meßgerät, um die Flugzeuge zu orten. Bald darauf aber lag er gemeinsam mit dem späteren Landrat Tegeler und Kreisrat Grimsel am Geschütz Dora. Die Jugendlichen lebten kaserniert und nach militärischen Regeln; *„jeden Morgen Anpfiff, alles raus, antreten und abends das gleiche“*. Und des Nachts kamen die Bomber und endluden ihre tödliche Fracht über der Stadt. Nun wurde gekämpft; Salve um Salve jagten die Luftwaffenhelfer aus ihren Geschützen, nur von einigen älteren Gefreiten betreut und von Verwundung und Tod umgeben – 11 Opfer sollten sie in diesem Jahr beklagen. Sobald eine Bombe auf einen Geschützwall traf, war die Bedienungsmannschaft verloren. Der Krieg bestimmte auch den weiteren Weg dieser Jungen. Ende 1944 wurden sie dem Reichsarbeitsdienst überstellt und kurz darauf zur Wehrmacht eingezogen. August war erst 16 Jahre alt, als er bei Kriegsende in englische Gefangenschaft geriet.

Das Regime reklamierte aber nicht nur Kinder und Jugendliche für den längst verlorenen Krieg. Kurz vor Kriegsende, im Februar 1945, zog die Gauverwaltung noch 36 ältere Männer aus der Gemeinde zum Volkssturm ein. Sie wurden zu Schanzarbeiten nach Bardel, nah der niederlänischen Grenze bei Bad Bentheim, kommandiert. Mit ihnen ging der junge Bernhard Glied, Jahrgang 1925, als Sanitäter; er erinnert sich bis heute an diese letzten Monate des Krieges. Bernhards Kameraden waren durchweg älter als er. 33 von ihnen waren gestandene Familienväter um die 40 Jahre alt und eigentlich schon nicht mehr kriegstauglich. Aber das Regime schickte nun alt und jung in den Krieg, der, das wußten die Laerer genau, nicht mehr zu gewinnen war. Mit Pferd und Wagen ging`s zum Bahnhof nach Rothenfelde. Dann lag eine 24stündige Bahnreise vor den Männern. Immer wieder wurde ihr Zug von feindlichen Fliegern beschossen; *„da mußten wir einige Male aus`m Zug ... da wurd`s ja richtig brenzlig“*, berichtet Bauer Glied. Die Laerer und Remseder Volkssturmmänner reisten nicht allein. Aus Glandorf, Iburg, Hilter, Dissen und Rothenfelde kamen weitere Volkssturmmänner, die nun Schützengräben gegen die anrückenden Alliierten ausheben sollten. Doch die meisten wußten, daß der Krieg längst schon verloren war. *„Da waren wohl ‘n paar Bekloppte bei, welche da am Arbeiten waren. Die anderen, die haben gar nichts gemacht. ... . Haben dicke Sachen angezogen, daß wir nicht todfrieren, und dann sind wir irgendwo untergeschlüpft, daß wir weg waren. Wir haben nicht gearbeitet“*, erinnert sich Bernhard Glied an die sechs Wochen im Kriegseinsatz. In der Woche vor Palmsonntag packten die meisten Volkssturmmänner ihre Sachen und fuhren mit der Bahn nach Hause zurück, denn ihr Arbeitseinsatz war im wesentlichen beendet. Aber *„da war Osnabrück schon so bombadiert, daß wir ... vor'm Hasetor ... schon aussteigen“* mußten. Über Umwege ging es schließlich nach Hause, und die Männer hofften, daß der Krieg bald zu Ende gehen möge – sie mußten sich nur noch wenige Tage gedulden.

„... wann wir sie wohl wieder los werden?“
Kapitulation und Einmarsch

Blick auf die Iburger Straße um 1938, Aufnahme Raudisch, Diözesanarchiv Osnabrück.

Am Gründonnerstagabend 1945, einzelne Laerer Gläubige versammelten sich wie üblich zum Gebet am Kreuzweg, kündigten sich die Ereignisse der kommenden Tage erstmals an. Vereinzelte deutsche Soldaten erreichten die Gemeindegrenze auf ihrer Flucht vor den heranrückenden Alliierten. Sie wollten, erinnert sich ein Zeitzeuge, nach Paderborn; freundlich wies er ihnen den Weg. Immer mehr versprengte Landser erreichten das Dorf und die Bauerschaften, denn zum Ende des Krieges rückten die Fronten näher und näher. *„Da immer wieder Truppen einquartiert waren, wurden die Luftangriffe heftiger. Die Begräbnisse mußten notgedrungen in aller Frühe vorgenommen werden, da tagsüber solche Menschenansammlungen auf dem Friedhof nicht mehr vor Beschuß sicher waren“*.[127] In diesen Tagen *„zogen bewachte Trecks zumeist russischer Kriegsgefangener durch die Gemeinde Richtung Osten, barfuß, in Holzpantinen oder mit Säcken um die Füße gewickelt, rasteten die Elendsgestalten für eine Nacht in Scheunen auf Stroh und suchten in den Komposthaufen nach Eßbarem. Was mochten die Laerer wohl gedacht haben, die solches Elend mit ansehen mußten, vielleicht selbst Söhne als Kriegsgefangene in Rußland hatten?“*.[128] Die letzten Kolonnen verließen die Gemeinde in der Nacht zu Ostersonntag mit Ziel Borgholzhausen/Melle. Doch gab es deswegen noch längst kein Aufatmen. Mehr und mehr versprengte Wehrmachtssoldaten kamen nach Laer und in die Bauerschaften. Auf ihrer Flucht versteckten sie sich im Wald und in den Schoppen der Bauern, von denen sie oft auch noch ernährt wurden. Bei Gottschalcks etwa, am Kleinen Berg in Remsede, wurden sie versorgt. *„14 Tage lang haben wir jeden Tag Gemüse gekocht und Brot gebacken“*, erinnert sich die Tochter an diese Tage. Gefährlich waren jene wenigen Einheiten, die noch weiterkämpfen wollten. Am Ostersonntag z.B., die Kolonnen mit den Kriegsgefangenen waren erst vor wenigen Stunden abgerückt, quartierte sich eine gut 20 Mann starke SS-Gruppe bei Bauer Glied in Hardensetten ein. Ihre beiden Panzer richteten sie zur Glandorfer Straße aus. Das wäre tatsächlich gefährlich gewesen, wenn die Truppe noch über Munition verfügt hätte. Doch der Nachschub funktionierte längst schon

nicht mehr, und darum zogen die SS-Männer am folgenden Morgen gegen 11 Uhr ab, wissend, daß bald die ersten Amerikaner einmarschieren würden.

Ostermontag gegen 12 Uhr sah man sie schon in einem Jeep, der mit einem Zwillingsgeschütz ausgerüstet am Kalvarienberg haltmachte, um die Lage in Laer erstmal aus der Ferne zu sondieren. Nach ein paar Stunden bewegte sich das Fahrzeug in langsamer Fahrt weiter auf das Dorf zu. An der Ecke zum Thieplatz stoppte der Jeep, denn der alte Bühren und Schlüters Hannes, der Schuhmacher, kamen den ersten Amerikanern mit einer weißen Fahne in der einen und einer Flasche in der anderen Hand entgegen. Nun gossen sie ihnen erstmal einen ein. Die Amerikaner nahmen an und bewegten sich dann vorsichtig weiter bis zur Ecke Iburger Straße/Rothenfelder Straße. Von dort sahen sie einen Mann im Soldatenmantel – Bauer Pauk –, der blitzgeschwind vor die Tür gelaufen war, um seinerseits die Lage zu erkunden. Die Amerikaner schossen sofort, erwischten den Bauern aber nicht, sondern nur eine harmlose Kuh im Stall. Dann fuhren sie ab in Richtung Rothenfelde, ohne weitere Spuren zu hinterlassen. Damit war der Krieg aber noch nicht zu Ende. Die Amerikaner hatten nur kurz die Lage studiert, der regelrechte Einmarsch ließ noch auf sich warten. Bald schon hingen die ersten weißen Fahnen zum Zeichen der Kapitulation aus den Fenstern, in Laer und auch im Kirchdorf Remsede. Doch konfliktfrei sollte das nicht abgehen. Denn nun erschien der Parteigenosse Witte, ein überzeugter Nationalsozialist aus dem benachbarten Hilter, der die Remseder und bald auch die Laerer Bevölkerung unter heftigen Strafandrohungen zum Kampf für den „Endsieg“ aufforderte.
In Remsede versteckten sich die Männer. Schaden Franz verkroch sich im Beichtstuhl der alten Kirche, viele andere Männer verzogen sich in den Wald und kehrten erst bei einbrechender Dunkelheit wieder in ihre Häuser zurück. Andere saßen bei Gottschalcks und ignorierten die weitere Entwicklung beim Kartenspiel, bis amerikanische Truppen durchzogen und die kurz vor Kriegsende von einzelnen Volkssturmmännern errichtete Panzersperre am Ortsausgang zerstörten. Es kam hier zu einem kurzen Rückzugsgefecht; versprengte Soldaten hatten sich auf der Finken bei Ostermöllers Ziegelei verschanzt. Aber schließlich übernahmen die Amerikaner das kleine Dorf. Auch in Laer hatte Pg. Witte wenig Glück. Als er in das Dorf kam, hingen schon überall die weißen Fahnen. Er kam übrigens nicht allein; irgendwo hatte er noch eine Gruppe regulärer Wehrmachtssoldaten zusammengebracht, *„die hier das Vaterland noch verteidigen wollten“*. Witte *„hat hier groß rumgetobt und getan, als wenn hier noch was zu retten wär“*, doch niemand ging darauf ein. Dann drohte er Bürgermeister Poppe-Röer und Pastor Schockmann mit dem Kriegsgericht, doch konnte er sich letztlich nicht durchsetzen. Ebenso wie in Remsede fand Witte auch in Laer niemanden, der bereit gewesen wäre, das Dorf noch zu verteidigen. Schließlich wußte jeder, daß die Amerikaner Laer bei Gefahr bedenkenlos bombadieren würden. So verging der zweite Ostertag des Jahres 1945, und am darauffolgenden Dienstag marschierten die Alliierten ein. Von Glandorf kommend wurden sie am Ortseingang von Bürgermeister Poppe-Röer und Pastor Schockmann empfangen.[129]
Die Laerer ergaben sich widerstandslos, aber Witte und sein Trupp, der bei Freyen Heinrichs Scheune (Ecke Böckmann-Oberhülsmann) versteckt lag, schossen mit einer Pan-

zerfaust auf die einrückenden Truppen. Doch glücklicherweise verfehlten sie ihr Ziel. Nun flüchteten sie die Bahnschienen entlang in Richtung Westerwiede. Es schien, als wollten sie sich bei Bauer Wilkenshoff verschanzen. Daraufhin eröffneten die Amerikaner das Feuer und schossen den Hof in Brand, während Witte mit seinen Soldaten längst im Berg verschwunden war. Dorthin konnte man sie nicht verfolgen, erinnert sich Bernhard Niebrügge an die Ereignisse dieses Tages. Nur wenige Stunden später hatten sich die Sieger in den am Thieplatz gelegenen Häusern und in den Bauerschaften eingerichtet. Der Thieplatz stand voll, *„Mann an Mann, die ganzen Panzer und was sie alle hatten. Ja, und dann, keine drei Minuten später, da waren sie schon bei uns an der Tür“*. *„Raus, Raus!“*, hieß es nun; das Haus Heimsath wurde für wenige Tage zur Kommandantur, und die Familie fand vorerst bei Dodthagen Unterschlupf. *„Junge, jetzt sind sie hier, wann wir sie wohl wieder los werden“*, fragte Wellmeyers Anton den jungen Karl Beutelmann. Doch der hatte vorerst andere Sorgen. Die Amerikaner suchten nach versprengten Wehrmachtsangehörigen und Karl, der sich erst vor kurzem von der Truppe abgesetzt hatte, flüchtete vorsichtshalber nach Schwege. Kein Zweifel, der Krieg war zu Ende, doch vorerst wußte niemand, wie es weitergehen sollte.

4.5 Zwischen „Stunde Null“ und Neuanfang

Furcht und Schrecken nach Kriegsende

Solbad Laer um 1950, Privatbesitz.

Es *„war fürchterlich. Man war ja keine Nacht sicher“*, berichtet Bernhard Tewes über die ersten Monate des Friedens. Doch nicht etwa die Besatzungstruppen, sondern ehemalige Zwangsarbeiter aus Osteuropa machten die Gegend unsicher. Bernhard Niebrügge erinnert sich noch gut an den Überfall auf den Hof Holkenbrink in Winkelsetten. 50 bis 80 ehemalige Zwangsarbeiter zogen des Nachts auf die alte Hofstelle, schossen einer

Flüchtlingsfrau ins Bein und raubten die Familie aus. *„Und der Mann ist durchs Fenster gesprungen, und den haben sie mit* (der) *Pistole auf`n Kopf gehauen. Er ist zusammengesackt“*, weiß Niebrügge. Der Überfall auf Holkenbrinks war keine Ausnahme. Anders als die belgischen und französischen Kriegsgefangenen, die unmittelbar nach Kriegsende wieder nach Hause zogen, blieben die Russen und Polen hier. Die Zwangsarbeiter rächten sich für den Verlust der Heimat und für die Drangsalierungen, denen sie ausgesetzt waren, doch Rache war nicht ihr einziges Motiv. An sich sollten sie nach Hause zurück, aber dorthin wollten sie nicht, aus Furcht vor den zu erwartenden Repressalien der stalinschen Administration. Irgendwie mußten sie sich aber ernähren, und insofern dienten ihre Raubzüge einfach auch der Überlebenssicherung. Bald nach ihrer Befreiung stürmten sie ins Dorf, sammelten sich am Thieplatz und versuchten von dort aus in die umliegenden Häuser einzudringen, sobald sie von den Alliierten, die sich hier vorübergehend einquartiert hatten, wieder geräumt waren. Hin und wieder gelangten sie hinein und für einige Stunden explodierte ihre lang aufgestaute Wut. Sie schlugen kurz und klein, was ihnen in die Hände fiel – vorerst hinderte sie niemand. Die Bevölkerung hatte natürlich Angst, die sie auch in den kommenden Monaten nicht mehr loslassen sollte. Es war, darin stimmen die Zeitzeugen überein, *„eine ganz schlimme Zeit“*. Bald jede Nacht machten sich die ehemaligen Zwangsarbeiter auf ihren Weg durch die Bauerschaften. Oftmals überfielen sie Hofstellen, auf denen sie eher schlecht als recht behandelt worden waren. So mancher Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiter machte dabei übrigens nicht mit, sondern stellte sich schützend vor seinen ehemaligen Herrn. Die Bevölkerung in den Bauerschaften stellte bald Wachen auf, die Patrouille liefen, um Schutz und Hilfe zu leisten. Die Höfe waren in jenen Monaten durchweg verdunkelt. *„Und im Falle, wenn irgendwo Licht brannte“*, wußten die Wachen Bescheid. Die Bauern hatten sich *„alle ne Leitung gelegt, oben zum Schornstein, auffällig, oder am Giebel, dann konnten sie irgendwie auf'n Knopf drücken, daß das brannte“*, berichtet Bernhard Niebrügge. Er gehörte zu den Männern, die des Nachts bei Niehaus vor der Kapelle saßen, denn von dort aus ließ sich die Umgebung gut übersehen. *„Es war fürchterlich“*, denn was konnte man schon groß machen, wenn Trupps von 20 Mann und mehr zum Sturm auf einzelne Hofstellen ansetzten? Aber immerhin – die Männer wußten nun wenigstens, wo ihre Hilfe gebraucht wurde.

Die britischen Besatzer konnten kaum helfen, denn sie saßen weit weg in Rothenfelde. Man konnte zwar anrufen, aber sie kamen erst am folgenden Tag, um die Schäden zu besichtigen. So kam es schließlich sogar zu einem tragischen Todesfall: Bauer Metten in Müschen starb bei einem *„ruchlosen Raubüberfall“*, wie es auf seinem Totenzettel heißt. Solche auch tragischen Ereignisse gab es in der ganzen Region. Überall durchzogen größere und kleinere Gruppen ehemaliger Zwangsarbeiter die ländlichen Gegenden auf der Suche nach Nahrung. Die Bevölkerung ihrerseits scherte sich aus verständlichen Gründen nicht weiter um die Notlage der Russen und Polen, deren nächtliche Attacken ihr den Schlaf raubten. Man brachte ihnen, die um des „Endsieges“ willen so lange Zeit ihrer Heimat und Freiheit beraubt worden waren, auch kein Verständnis entgegen. Die Aufmerksamkeit galt der eigenen Furcht, nicht ihren Gründen und schon gar nicht der

eigenen Verantwortung aus den Tagen des Dritten Reiches. So verdunkelte diese zentrale Erfahrung der ersten sechs Friedensmonate die eigene Verstrickung in die Zeit des Nationalsozialismus eher, als daß sie zu ihrer Aufarbeitung beigetragen hätte.

„Es war auch ein Rennen und Laufen“
Entnazifizierung in Laer

Gleichwohl scheint eine erste Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit bereits Tage und Wochen vor dem Einmarsch der Alliierten begonnen zu haben. Denn es war klar, daß der Krieg verloren war und die Zeit des Nationalsozialismus bald vorüber sein würde. Für die örtlichen Funktionäre begann eine schwere Zeit, denn sie ahnten, daß sie nicht ungestraft davonkommen würden. *„Es war auch ‘n Rennen und Laufen“*, erinnert sich eine Zeitzeugin an die Nervosität der ehemals mächtigen „Goldfasanen“, die sich nun eilig miteinander besprachen und doch nichts weiter tun konnten, als still abzuwarten. Allen gemein war, daß die Laerer Parteimitglieder keine Anstalten zum Abwehrkampf gegen die Alliierten machten. Die weiteren Reaktionen waren aber ganz unterschiedlich. Der stellvertretende Ortsgruppenleiter suchte keine 24 Stunden nach dem Einmarsch den Freitod. Die Bevölkerung war schockiert, war der Betreffende doch *„einer, der ... keinem Menschen was zu Leide tat“*, erinnert man sich bis heute. Einzelne, wie etwa der Remseder Ortsgruppenleiter, waren bereit, sich zu ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit zu bekennen. *„Dann hör ich es wohl, dann sind Hitler und ich die einzigen, die in der Partei gewesen sind“*, soll er damals, von den Unschuldsbeteuerungen anderer Pgs. angewidert, gesagt haben. Was viele vorerst begleitete, war die Furcht vor der Verhaftung. Ortsgruppenorganisationsleiter Knemeyer etwa packte vorsichtshalber die Koffer, um bei nächtlicher Verhaftung gerüstet zu sein. Doch Pastor Schockmann sagte ihm für den Fall der Fälle jede Hilfe zu, hatte Knemeyer ihm doch auch in der Zeit seiner Bedrängung beigestanden. So konnten die Verbindungen aus dem hergebrachten „katholischen Milieu“ durchaus auch für gewesene Parteimitglieder aktiviert werden, denn sie hatten ja niemals die alten Herkunftslinien verlassen, waren treue Söhne ihrer Kirche geblieben.

Angesichts der Greueltaten des nationalsozialistischen Deutschlands galt die Bevölkerung nicht als befreit, sondern als besiegt. Ja, *„nach allgemeiner Auffassung würde Deutschland auch ohne Hitler eine Gefahr bleiben, wenn es nicht gelang, die historischen Wurzeln des ‚preußischen Militarismus‘ zu beseitigen und den totalitären Geist des nationalsozialistischen Systems und seiner Propaganda zu überwinden“*.[130] Die Deutschen schienen in einem so extrem militaristischen Denken verfangen, daß die Alliierten glaubten, sie umerziehen zu müssen. Und nach den Erfahrungen der Hitlerzeit, zu deren Vorgeschichte ja auch der opferreiche Krieg von 1914-1918 gehörte, waren die Befürchtungen der Alliierten durchaus verständlich. Es ging um Umerziehung, aber auch um Bestrafung derer, die sich im Dritten Reich schuldig gemacht hatten. Dabei galt es zu trennen zwischen denen, die sich politisch mit dem Nationalsozialismus identifiziert hatten und ganz allgemein Funktionäre des Dritten

Reiches waren, und den Hauptschuldigen am Zweiten Weltkrieg, an den Kriegsverbrechen und an den Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die Deutschland begangen hatte. Letztere wurden vor einem internationalen Gerichtshof in Nürnberg verhandelt. Die Masse der Funktionsträger aber, die es überall und auch in der Gemeinde Laer gegeben hatte, waren keine Kriegsverbrecher. Vordringliches Ziel war, die Verwaltung von ihnen zu „säubern", das öffentliche Leben zu „entnazifizieren". Die Entnazifizierung begann beim Einmarsch der Besatzungstruppen, die Listen von automatisch zu inhaftierenden Deutschen mit sich führten. Allerdings gingen die vier Besatzungsmächte USA, Großbritannien, Frankreich und die Sowjetunion recht unterschiedlich vor. Insbesondere die Briten waren eher pragmatisch und achteten darauf, daß die Verwaltungen nicht zusammenbrachen. Jeder Deutsche über 18 Jahre mußte einen Fragebogen ausfüllen; wer ihn nicht ausfüllte, erhielt keine Lebensmittelkarten und auch keine Arbeitserlaubnis. Die Alliierten fragten nach der politischen Vergangenheit, der beruflichen Position, dem Militärdienst usw. Danach wurde man in eine der folgenden Kategorien eingeteilt: Hauptschuldige, Schuldige oder Aktivisten, Militaristen und Nutznießer, Minderbelastete, Mitläufer und Entlastete. *„Entsprechend abgestuft verlief die Skala der Strafmaßnahmen, die von Einweisung in ein Arbeitslager, der Einziehung des Vermögens, Arbeitsbeschränkung, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte* (d.h. Aberkennung des Wahlrechts) *bis hin zur Geldstrafe reichte"*.[131] Auf dem Gebiet der späteren Bundesrepublik wurden insgesamt 3.660.648 Fälle bearbeitet, davon 496.612 in Niedersachsen, das, 1946 gebildet, Teil der britischen Besatzungszone war. Dort wurden weder Hauptschuldige noch schuldig Belastete festgestellt, wohl aber 610 Minderbelastete und 40.250 sogenannte Mitläufer. Jedermann aber versuchte als Entlasteter eingestuft zu werden. Dafür war das Zeugnis des Ortspfarrers mit ausschlaggebend, – auch Laers Pastor Schockmann, dessen ohnehin bescheidener Haushalt wegen Einquartierungen auf nur noch ein einziges Zimmer reduziert war, ist in jenen Tagen einer der gefragtesten Männer seiner Gemeinde gewesen.

Denn im Dritten Reich gab es in Laer, wie in jeder anderen Gemeinde auch, eine ganze Anzahl von Ämtern, die besetzt werden mußten und auch besetzt wurden. Es gab einen Ortsgruppenleiter der Partei, seinen Stellvertreter, fünf sogenannte Zellenleiter, 25 Blockleiter und stellvertretende Blockleiter, dazu Ortsgruppenpropagandaleiter, Ortsgruppenorganisationsleiter, einige Ortsbauernführer in den Bauerschaften und noch verschiedene nationalsozialistische Organisationen von der Hitlerjugend bis zur NS-Frauenschaft, in denen wiederum viele verschiedene Dienste und Dienststellungen besetzt wurden. Alle Funktionsträger wurden nun gründlich beleuchtet. Wer als politischer Leiter geführt war oder sogar hauptamtlich in einer NS-Organisation gearbeitet hatte, verlor die bürgerlichen Ehrenrechte und durfte z.B. bei der kommenden Kommunalwahl von 1946 weder wählen noch gewählt werden. Doch nur die wenigsten Laerer gehörten in diese Kategorie. Mittlerweile waren ein ehemaliger Ortsgruppenleiter (Tewes) und auch sein Stellvertreter verstorben, ein weiterer ehemaliger Ortsgruppenleiter war verhaftet und der eine oder andere Funktionsträger geriet als Soldat in Kriegsgefangenschaft, so daß bis auf zwei, drei Personen die meisten NS-Funktionsträger ihre

Blick in die Iburger Straße im Jahre 1948, Nachlaß Hiltermann.

bürgerlichen Ehrenrechte behielten. Die Entnazifizierung war letztlich ein Fehlschlag, führte sie doch vor allen Dingen zum Run auf die sogenannten „Persilscheine". Viel zu spät bemerkten die Alliierten, daß die Deutschen unter dem Vorwurf der Kollektivschuld eher zusammenrückten, als sich mit den Tätern, ihren Taten und der eigenen Verantwortung auseinanderzusetzen. Weitgehend umstritten waren die Entnazifizierungskommissionen, auch in der Gemeinde Laer. Sie bestand aus dem Bürgermeister und zwei extra beauftragten Beisitzern, die auf erhebliches Mißtrauen stießen – *„das waren Kommunisten, die das machten"*, hieß es bald. So ging es nicht mehr um Aufarbeitung der Zeit des Nationalsozialismus, sondern nurmehr darum, einigermaßen ungeschoren durch die Entnazifizierungsschleuse zu kommen. Und das eigentliche Ziel der Deutschen war dann die Entlastung. Die Entnazifizierungskommission fand kein Vertrauen, galt als „rot", als bedrohlicher Fremdkörper, richtete sie doch über Freunde und Nachbarn. Und vielleicht würde sie auch einmal gegen die eigene Familie ermitteln, wer wußte das schon? Einige wenige Laerer (Johannes Knemeyer als Ortsgruppenorganisationsleiter, Josef Niehaus als SA-Reserve -Obertruppführer, Kurt Möllering als Zellenleiter und Bernhard Reckwerth als Ortsgruppenleiter) wurden entnazifiziert, verloren also vorübergehend die bürgerlichen Ehrenrechte. Doch nur wenige Jahre später waren sie z.T. schon wieder in der Kommunalpolitik tätig, so etwa Johannes Knemeyer als Ortsbürgermeister von Laer. Andere wiederum blieben gänzlich ungeschoren. Insofern

hat Laer hier eine ganz typische Entwicklung erlebt. Vorab suchte jedermann um das eigentliche Ziel der Aktion, den Persilschein nach; nicht die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit war das Thema, sondern ihre Verdrängung, denn es ging darum, sich zu befreien, statt sich zu stellen. Nur einige wenige erhielten den Persilschein nicht. Sie wurden daraufhin entnazifiziert, aber damit schien auch das Problem des Nationalsozialismus erledigt. Denn nun waren sie ja von der Vergangenheit befreit. Der Nationalsozialismus schien entfernt, etwa so wie ein eitriger Zahn oder ein krankheitserregender Bazillus. Das Schweigen, das darauf einsetzte, sollte Jahrzehnte währen.

Stadt und Land in Nachkriegsdeutschland

Die drängenden Sorgen des Alltages rückten in den Vordergrund des Interesses. Das galt vor allem für die Bevölkerung in den Städten, die schon im Krieg am meisten gelitten hatte. Osnabrück etwa, im Jahre 1939 mit 98.633 Einwohner bereits eine Großstadt, erlebte 78 alliierte Luftangriffe, davon 31 schwere. 1.314 Menschen starben bei Luftangriffen, über 30.000 Einwohner wurden evakuiert, und kaum ein Haus hat den Krieg heil überstanden.[132] Aber auch nach dem Krieg hatten es die Städter am schwersten, denn erstens war der Wohnraum weitgehend zerstört, zweitens gab es nur wenig Arbeit

Bis in die frühen 50er Jahre hinein sollten Lebensmittel auf Marken zugeteilt werden.

und drittens konnten sie mit den in Reichsmark ausgezahlten Gehältern quasi nichts mehr kaufen. Was sie brauchten, waren Naturalien, Zigaretten am besten, gegen die man wiederum Nahrung, Heizmaterial, Medikamente und Kleidung eintauschen konnte. Relativ gute Überlebenschancen hatten die Handwerker, die bald nur noch gegen Naturalien zur Arbeit antraten. Die Gehaltsempfänger aber, die Beamten und Angestellten,

zogen Sonntag für Sonntag zum „Hamstern“ aufs Land, um ihre letzten Wertgegenstände gegen etwas Eßbares einzutauschen. Man sah sie bald auf den abgeernteten Getreide- und Kartoffelfeldern von Laer, *„da gingen die hin und suchten die Kartoffeln, welche da lagen, und im Kornfeld die Ähren“*, erinnert sich Bernhard Tewes. Dann klopften sie an die Türen, um etwas zu tauschen, Tischdecken etwa, Schmuck oder auch Gemälde. Und alles nur, *„daß sie was zu essen hatten. Haben sie oft nicht einmal für sich selbst getan ...* (sondern) *für die Kinder und Enkelkinder, die arbeiten mußten“*, berichtet eine Laererin aus jenen Tagen. So mancher verlor dabei sein letztes Hab und Gut und trug bald die schiere Wut auf jene Landwirte, die an seinem Elend reich wurden. Für die Laerer war der Alltag dagegen wesentlich leichter zu bewältigen. Es war etwa möglich, ein Stück Gartenland zu finden, oder Arbeit gegen Essen. Die Lebensmittelzuteilungen wurden allerdings immer kleiner – das Markensystem, das im Krieg immer ausgereicht hatte, genügte nun nicht mehr. Doch in Laer baute jedermann Gemüse an, man hatte sein Schwein, dazu eine Kuh oder wenigstens ein oder zwei Ziegen für die Milch. Im Herbst und Winter ging es in den Blomberg zum Holzschlagen, denn die Kohlenzuteilungen waren viel zu klein. Wirklich wichtig war vor allem, satt zu werden und das sprichwörtliche Dach über dem Kopf. Im Herbst 1945 *„lief das Leben so ganz langsam wieder an, kleinere Bahnstrecken liefen wieder. Post, Telefon und Stromversorgung klappten wieder, aber es war alles behelfsmäßig“*, berichtet Hermann Strautmann in seinen Erinnerungen.[133] *„Auf dem Land ging das* (der Wiederaufbau) *alles ein wenig schneller, es war ja auch bei weitem nicht soviel zerstört worden wie in den Städten. Jeder sah zunächst einmal zu, daß er etwas zu essen bekam und nicht nur heute, morgen hatte man ja wieder Hunger. Für Geld und gute Worte war wenig zu machen, und es bildete sich der schwarze Markt, man kehrte wieder zur Materialwirtschaft mit Tauschhandel zurück. Manche Leute wußten auch da kein Maß“*.[134]

Von den Wirren der Kriegs- und Nachkriegszeit scheinbar unberührt, geht der Alltag im ländlichen Laer seinen Gang. Die Aufnahme zeigt Frau Pohlmann, Winkelsetten, beim Hühnerfüttern vor der Dielentür.

Die Ostflüchtlinge kommen

Ende März des Jahres 1946 erschien überraschend eine Gruppe von zehn Personen im Hausflur der Familie Heimsath-Hundorf. Diese „Ostflüchtlinge", um solche handelte es sich nämlich, trugen ein Schreiben des Gemeinderates bei sich, nach dem Heimsath sie nun beherbergen sollte. *„Eine Familie Volkmer mit 3 Personen, die sofort die Irrsinnigkeit einer solchen Anordnung erfaßt hatte, verließ das Haus und quartierte sich privat in der Pension Hülsmann ein"*. Da Heimsath nur noch über einen freien Bodenraum verfügte, mußte er zusehen, wie er die Flüchtlinge dort noch unterbringen konnte. *„Ich habe noch vorhandenes Mobiliar, Betten, Kochherd, Hausrat restlos dafür hergegeben, zudem sie* (die Flüchtlinge) *die ersten Monate mit Lebensmitteln und Brennmaterial versorgt"*,[135] notierte er einige Jahre später. Heimsath sah sich einem Problem gegenüber, das die Deutschen noch bis in die 60er Jahre beschäftigen sollte. Schon seit 1944 bewegten sich breite Flüchtlingsströme aus den zerbombten Städten hinaus aufs Land. *„Allein zwischen Januar und April 1945 wurden sieben Millionen Menschen durch Bombardements obdachlos. Etwa die Hälfte des Wohnraums war zerstört, ebenso 20 Prozent der Produktionsstätten und 40 % der Verkehrsanlagen"*.[136] Ende 1944 begann die Flucht eines großen Teiles der Deutschen im Osten vor den anrückenden sowjetischen Truppen. Nachdem die polnische Regierung Anfang Februar 1945 die Verwaltung der Gebiete östlich von Oder und Neisse übernommen hatte, wurden die übrigen, bis dahin in ihren Häusern verbliebenen Bewohner Opfer einer Vertreibung großen Stils. Erneut bewegten sich riesige Flüchtlingstrecks zum Teil unter grausamen Bedingungen gen Westen. *„Die wenigen Habseligkeiten in Koffern, auf Kinderwagen oder Handkarren mit sich schleppend, zwischen die Fronten geratend oder von ihnen überrollt, ausgemergelt von Hunger und Krankheit, Kälte, Wind und Wetter ausgeliefert, erreichten viele nie die Not- und Auffanglager"*.[137] Von den etwa 12 Millionen Vertriebenen starb jeder fünfte auf der Flucht nach Westen.[138] Etwa zwei Fünftel der deutschen Gesamtbevölkerung war zu dieser Zeit irgendwohin unterwegs. Hinzu kamen noch die ca. 700.000 Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager und die über vier Millionen Zwangsverpflichteten aus West- und Osteuropa, die bis Kriegsende in der deutschen Industrie, im Gewerbe und in der Landwirtschaft geschuftet hatten. Die Flüchtlinge, die den Westen erreichten, suchten Unterschlupf auf dem Land, denn die Städte waren zerstört. Verständlich also, daß sehr viele Vertriebene in die ländlichen Regionen Niedersachsens kamen. 1,8 Millionen Vertriebene wurden hier im Sommer 1950 registriert. Ein enormes Integrationsproblem stand an, dem man sich auch in Laer gegenübersah. Zu Hunderten kamen die Flüchtlinge in die Gemeinde. *„Manche von ihnen blieben und wurden Laerer Bürger. Viele zogen aber nach einigen Jahren weiter in die Städte, wo es mehr Ausbildungs- und Arbeitsplätze gab als im ländlichen Laer"*.[139] Vorerst aber mußten sie hier irgendwie untergebracht werden. Noch zu Kriegsbeginn im Jahre 1939 lebten ganze 1051 Einwohner im Dorf; im Jahre 1950 waren es 1648,[140] ohne daß ein Mehr an Wohnraum zur Verfügung gestanden hätte. Die Gemeindeverwaltung sah sich also einer schweren Aufgabe gegenüber, die sie in den kommenden Jahren beständig beschäftigte.

Es gab im Grunde nur eine Lösung: Jeder irgend denkbare Wohnraum mußte künftig voll genutzt werden. Das Recht der Wohnraumzuweisung lag bei der Gemeindeverwaltung. Sie mußte davon Gebrauch machen, auch wenn die Entscheidungen, wie etwa im eingangs geschilderten Beispiel, nicht immer durchführbar waren. Höllmanns in Remsede etwa räumten ihre beste Stube aus – hier fand ein Ehepaar mit drei Kindern Platz. Bei Gottschalks war es noch voller; schon während des Krieges kamen ausgebombte Städter, später *„hatten wir ein älteres Ehepaar. Dann mußten die weg, da kriegten wir ... zwei Jungen, ein Mädchen und die Eltern. Und dann kamen die zu Kleine Wechelmanns, und wir kriegten sechs wieder, und zuletzt waren es zwölf“* – man mußte eng zusammenrücken, um die Flüchtlinge irgendwie beherbergen zu können. Bei Bauer Tewes in Winkelsetten waren drei Personen untergebracht, Mutter, Tochter und Sohn aus Glaatz in Schlesien. Sie blieben, wie so viele andere Flüchtlinge auch, für mehrere Jahre auf dem Hof. Um so dringender wurde die Regelung des täglichen Miteinanders. Mancher Haushalt verpflegte die Flüchtlinge ähnlich wie etwa Kurgäste. *„Wir sorgten auch dafür, daß sie Feuer hatten, also nicht zu frieren brauchten. Das war natürlich kein Luxus ... . Wir haben auch mit den Flüchtlingen zusammen Weihnachten gefeiert“*, erinnert sich eine Zeitzeugin an die Flüchtlinge, die ihr Elternhaus erst nach der Währungsreform wieder verließen. In anderen Haushalten, die nicht auf die Beherbergung von Gästen eingerichtet waren, mußten andere Regelungen getroffen werden. Nachdem die Flüchtlinge bei Bauer Tewes anfänglich noch in der Küche mitversorgt wurden, bekamen sie bald ihre eigene Kochmaschine. Man sah schon, daß sie wohl jahrelang bleiben würden. Bei Bauer Glied in Hardensetten war es ähnlich. Es lebte schon eine ausgebombte Familie aus Osnabrück auf dem Hof, als 1946 noch ein Ehepaar mit sechs Kindern hinzukam. Die Kinder wurden auf die Ortschaften verteilt, die Eltern blieben mit einer vierjährigen Tochter auf dem Hof. Bald starb das Elternpaar an Typhus. Ihre Tochter blieb als angenommenes Kind auf dem Hof, bis zu ihrer Eheschließung. Schließlich lebten zwei Flüchtlingsfamilien bei Glieds, jede in einer eigenen kleinen Wohnung, bis sie Anfang der 50er Jahre größere Wohnungen fanden.

Abtransport der Flüchtlinge vom Hauptbahnhof Glatz in Schlesien, Privatbesitz .

Der Überfüllung wegen wohnten manche Flüchtlingsfamilien in furchtbaren Verhältnissen. So beschwerte sich ein Familienvater Anfang der 50er Jahre, weil er immer noch mit Frau und Kind in einem 12 qm großen Raum hausen mußte. *„In diesem Raum ist Platz für nur 1 Bett. In demselben schlafen meine Frau, ich und meine neunjährige Tochter. Ob dies von gutem Einfluß für das Kind ist?“*, beschwerte sich der Vater. Die Familie war noch durch die Erkrankung der Ehefrau belastet, die *„aus Gründen ihrer Krankheit nicht mit anderen Personen in einem Bett schlafen kann“*.[141] Auch in den umliegenden Bauerschaften lebten manche Flüchtlinge in elenden Wohnverhältnissen, zum Teil für lange Jahre. Vater und Tochter S. etwa, die seit dem 1. März 1946 in Westerwiede wohnten, mußten sich mit einem 11 qm großen Zimmer zufriedengeben. Der kleine Raum ließ sich nicht heizen; gerade in den Wintermonaten muß es dort unerträglich kalt gewesen sein, denn der Fußboden war aus bloßem Stein.[142] Eine andere Dame lebte bereits seit dem Jahre 1941 im Krankenhaus. *„Im Laufe der Zeit ist das Dach des Gebäudes so schadhaft geworden, daß bei Regenwetter das Wasser an mehreren Stellen durch meine Zimmerdecke kommt“*. Weitere Sorgen traten hinzu, denn nun war ihr *„das Zimmer vom Kirchenvorstand gekündigt worden, da eine bauliche Änderung vorgenommen wird“*.[143] Wohin sollte sie dann gehen? Andererseits brauchte man Platz im alten Krankenhaus, das inzwischen so vollständig überfüllt war, *„daß es in Laer unmöglich ist, Kranke bei ansteckenden Krankheiten unterzubringen“*.[144] Bereits im Jahre 1947 versuchte die Verwaltung, das Haus auszubauen, aber es fehlte an Baumaterial und zwei Jahre später am nötigen Geld. Zwischenzeitlich brachten die Laerer ihre Kranken schon in anderen Krankenhäusern unter, *„weil in Laer kein Platz ist“*.[145] Pastor Schockmann bemühte sich daher um die alte Baracke, die der NSV einst auf einem Oberhülsmannschen Grundstück als Kindergarten betrieben hatte. Sie sollte abmontiert und neben dem Krankenhaus neu aufgebaut werden. Zur gleichen Zeit, am 8. März 1949, wollte aber auch die Arbeiterwohlfahrt die alte Baracke für sich haben, um einen Kindergarten einzurichten. Denn es gab zu dieser Zeit auch in Laer viele alleinstehende Frauen mit Kindern, *„die der Not gehorchend gezwungen sind, berufstätig zu sein ... . Zu diesem Antrag“*,so die AWO weiter, *„sind an sich nicht viel Worte zu verlieren, da ja jeder sich überzeugen kann, daß in der Gemeinde eine große Anzahl Kinder, deren Mütter berufstätig sein müssen, täglich mehrere Stunden sich allein überlassen sind und ohne Aufsicht, sich selbst überlassen auf den Straßen herumspielen“*.[146] Der Gemeinderat aber konnte die Baracke weder Pastor Schockmann noch der Arbeiterwohlfahrt überlassen, denn sie wurde auch weiterhin als Wohnung für mehrere Familien gebraucht.[147] So blieb das Krankenhaus überfüllt, und einen Kindergarten gab es vorerst auch nicht.

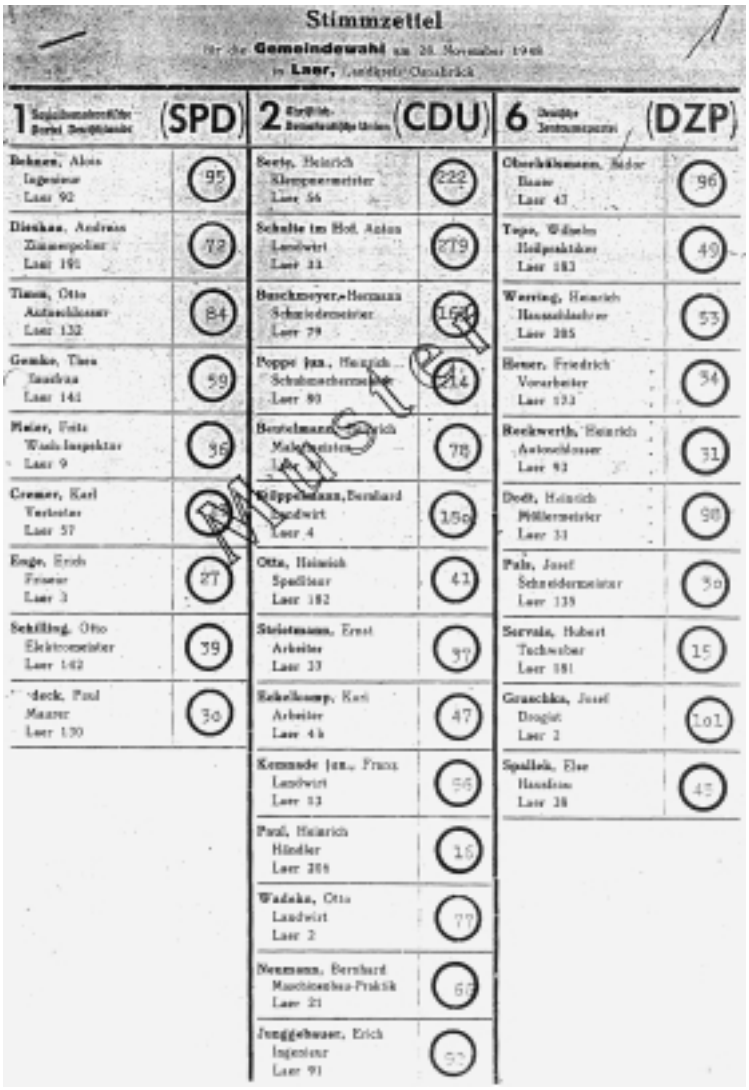
Demokratischer Neuanfang und die Gemeinderatswahlen von 1946 und 1948

Der Alltag mit seinen Sorgen stand im Vordergrund des Interesses dieser Jahre. Doch nach den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur stand nun ein politischer Neuanfang unter dem Protektorat der Siegermächte an, auch auf kommunaler Ebene. Die Besatzungs-

mächte setzten noch im Sommer 1945 neue Bürgermeister ein. Der Samtgemeinde Laer stand bald Bürgermeister Schürbrock vor. Ortsbürgermeister waren die Herren Seete für das Dorf Laer, Hartlage für Hardensetten, Dünnemeyer in Westerwiede, Ridder in Winkelsetten und Oberhülsmann für Müschen. Wahlen zum Gemeinderat sollten am 15. September 1946 stattfinden. Erstmals seit 1933 durfte frei gewählt werden; die Deutschen sollten sich langsam aber sicher wieder an demokratische Spielregeln gewöhnen. Wahlvorschläge wurden gemacht. Kandidieren durfte jeder, der mindestens 25 Jahre alt war, 22 Unterzeichner fand, die sich für seine Kandidatur aussprachen, und seit wenigstens 18 Monaten in Laer lebte; viele der hier wohnenden Flüchtlinge durften noch nicht kandidieren. Vor allen Dingen aber mußte jeder Kandidat im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte sein, also die Entnazifizierung unbeschadet überstanden haben – drei Laerer durften nicht an der Wahl teilnehmen. Die Einwohnerschaft im Dorf Laer schlug insgesamt neun Kandidaten für die direkte Wahl zum Gemeinderat vor. Der „Geschworenenausschuß für die Entnazifizierung des Landkreises Osnabrück“ überprüfte und entlastete sie. So hätte nun, nach erheblichem Verwaltungsaufwand übrigens, der erste Wahlgang stattfinden können. Doch am 3. September, 12 Tage vor der geplanten Wahl, fanden die Laerer eine verblüffende Bekanntmachung ihres Samtbürgermeisters Schürbrock, *„daß kein Wahlakt stattfindet“*, weil die Dorfbewohner exakt soviele Kandidaten aufgestellt hatten, *„wie die Zahl der zu wählenden Vertreter“*, die daraufhin als gewählt galten und den Ortsrat bildeten.[148] Die Laerer hatten ausschließlich Männer zur Wahl aufgestellt, die durchweg als unabhängige Kandidaten antraten. Der erste Gemeinderat im Dorf Laer war parteipolitisch also ungebunden. Zu den gewählten Gemeindevertretern zählten die Landwirte Anton Schulte im Hof, Josef Höpke und Bernhard Heuer. Außerdem gehörten der Müller Heinrich Dodt, der Schmiedemeister Hermann Buschmeyer und der Bäckermeister Johannes Aschenberg dem Gemeinderat an. Zudem waren mit Karl Eckelkamp, Bernhard Schwöppe und Ernst Strietmann drei Arbeiter in den Gemeinderat gewählt worden. Heinrich Seete blieb übrigens auch in den folgenden Jahren Ortsbürgermeister von Laer. Ein Vergleich dieser ersten Gemeinderatswahl mit der zweiten Wahl, die am 28. November 1948[149] stattfand, verdeutlicht die Entwicklung, die das politische Leben im Dorf Laer und in den Bauerschaften in der Nachkriegszeit nahm. Um die Wahl zum nunmehr 11köpfigen Gemeinderat im Dorf Laer bewarben sich 33 Kandidaten, unter ihnen zwei Frauen, nämlich Else Spallek für die Deutsche Zentrumspartei (DZ) und Thea Gemke für die SPD. Sie waren die ersten Frauen, die sich je um ein politisches Mandat im Dorf Laer beworben hatten, doch wurde keine von beiden gewählt. Den Unterlagen für Hardensetten zufolge[150] (für die übrigen Ortschaften liegen leider keine Unterlagen vor), traten dort ausschließlich Männer an. Mittlerweile stellten Parteien die Kandidaten für die Ortsgemeinderatswahlen auf. Das war neu, denn bislang wurden in der Laerer Kommunalpolitik Personen, nicht Parteien gewählt. Die Hardensettener blieben dieser Tradition treu. Hier kandidierte man zwar auch als Mitglied einer Partei, aber außer der CDU ging 1948 keine einzige Partei ins Rennen. Im Dorf Laer aber traten Kandidaten dreier politischer Parteien an (CDU, SPD und DZ), hinter denen drei unterschiedliche politische Ideologien standen.

Natürlich kandidierte das Zentrum, die DZ, die man in Laer bis 1933 regelmäßig gewählt hat. 10 Kandidaten schickte die Partei des politischen Katholizismus ins Rennen, und man wird sich auch ordentliche Siegeschancen ausgerechnet haben. Denn schließlich hatte die Übereinstimmung von religiösem Bekenntnis und parteipolitischer Orientierung für ein Menschenleben lang Laers politische Positionierung bestimmt. Die SPD stellte neun Kandidaten auf. Es war schon bemerkenswert, daß sie überhaupt antrat, denn bis 1933 hat die SPD in Laer nie eine Chance gehabt. Nach 1945 bildete sich die alte Arbeiterpartei sehr schnell neu. Das organisatorische Zentrum der SPD lag übrigens in Niedersachen, genauer in Hannover, von wo aus Kurt Schuhmacher, der für seine politische Überzeugung 10 Jahre lang im KZ eingesessen hatte, den Wiederaufbau seiner Partei energisch betrieb. Die SPD repräsentierte ohne Frage das demokratische Erbe Deutschlands. Ebenso repräsentierte sie Deutschlands sozialistische Tradition, aber das war noch kein Gegensatz. Doch innerhalb der SBZ erlebte sie eine Tragödie, denn sie hatte sich unter dem Druck der Machthaber aus Moskau mit der KPD zur SED vereinigt. Das allein war schon eine schwere Option. Ebenso schwerwiegend war, daß es der SPD nicht gelang, über ihren alten Wählerkreis hinaus Attraktivität zu erzielen. Denn sie war noch immer eine Arbeiterpartei, deren Wählerschaft sich hauptsächlich aus der Industriearbeiterschaft zusammensetzte, mit der allein aber keine Wahl zu gewinnen war. Die CDU war eine Neugründung, für die in Laer 1948 immerhin 14 Männer kandidierten. Bereits seit dem Frühjahr 1945 waren in den westlichen Besatzungszonen Politiker zusammengetroffen, deren politische Orientierung von der Idee einer konfessionsübergreifenden Parteiengründung geprägt war. *„Aus dem Chaos von Schuld und Schande, in das uns die Vergottung eines verbrecherischen Abenteurers gestürzt hat, kann eine Ordnung in demokratischer Freiheit nur entstehen, wenn wir uns auf die kulturgestaltenden sittlichen und geistlichen Kräfte des Christentums besinnen und diese Kraftquelle unserem Volke immer mehr erschließen“*, heißt es im Gründungsaufruf der Berliner Christdemokraten.[151] So begann mit der Gründung der CDU, die bald vom ehemaligen Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer mit bemerkenswerter Tatkraft geführt wurde, der Abschied von jener konfessionellen Politikbindung, wie sie sich in der katholischen Zentrumspartei bis 1933 überlebt hatte. Die Union wollte die Partei aller Christen sein. Sie trat das Erbe des Zentrums an, erweiterte aber ihr Vertretungspotential über den engen katholischen Konfessionsrahmen hinaus. Anders als die SPD, deren Tradition als Arbeiterpartei ihr Wählerpotential bis in die 60er Jahre hinein im wesentlichen auf dieses Klientel begrenzte, konnte die CDU bereits mit ihrer Gründung den Charakter einer Volkspartei annehmen. Das war eine Chance für die deutschen Katholiken, jener latenten Ghettoisierung, die mit dem parteipolitischen Bekenntnis zum Zentrum seit 1870/71 verbunden war, endlich zu entkommen. Und entsprechend populär war die CDU auch in Laer vom ersten Tage an: Bernhard Glied erinnert sich noch gut an eine Wahlversammlung bei Springrose, auf der Pastor Schockmann sagte, daß man doch CDU wählen sollte. Bernhard Strautmann, der die Laerer CDU gründete, dürfte mit dem überwältigenden Wahlsieg von 1948 aber doch wohl kaum gerechnet haben. Während die Zentrumspartei mit 552 Stimmen immerhin die SPD mit 455 Stimmen schla-

gen konnte, erzielte die CDU mit 1568 Stimmen die absolute Mehrhheit. Die Laerer Christdemokraten besetzten sieben der 11 Gemeinderatssitze, je zwei wurden von SPD und Zentrum erobert.[152]



Stimmzettel

für die Gemeindewahl am 28. November 1948 in Laer, Landkreis Osnabrück

1 (SPD)		2 (CDU)		6 (DZP)	
Behnen, Alois Ingenieur Laer 92	95	Seete, Heinrich Klempnermeister Laer 56	222	Oberkühmann, Bedor Bauer Laer 43	96
Dieskau, Andreas Zimmerpolier Laer 191	72	Schulte im Hof, Anton Landwirt Laer 33	279	Tepe, Wilhelm Heilpraktiker Laer 183	49
Timm, Otto Autoschlosser Laer 132	84	Buschmeyer, Hermann Schmiedemeister Laer 79	16[illegible]	Werring, Heinrich Hausschlachter Laer 205	53
Gemke, Thea Hausfrau Laer 141	59	Poppe jun., Heinrich Schuhmachermeister Laer 80	214	Heuer, Friedrich Vorarbeiter Laer 173	34
Meier, Fritz Wach-Inspektor Laer 9	36	Beutelmann, Heinrich Malermeister Laer [illegible]	78	Reckwerth, Heinrich Autoschlosser Laer 93	31
Cremer, Karl Vertreter Laer 57	[illegible]	Stöppelmann, Bernhard Landwirt Laer 4	15o	Dodt, Heinrich Müllermeister Laer 31	98
Enge, Erich Friseur Laer 3	27	Otto, Heinrich Spediteur Laer 182	41	Puls, Josef Schneidermeister Laer 135	3o
Schilling, Otto Elektromeister Laer 142	39	Strietmann, Ernst Arbeiter Laer 33	37	Servais, Hubert Tuchweber Laer 181	15
[illegible]deck, Paul Maurer Laer 130	3o	Eckelkamp, Karl Arbeiter Laer 4b	47	Gruschka, Josef Drogist Laer 2	1o1
		Kemnade jun., Franz Landwirt Laer 13	56	Spallek, Else Hausfrau Laer 28	43
		Paul, Heinrich Händler Laer 205	16		
		Wadeke, Otto Landwirt Laer 2	77		
		Neumann, Bernhard Maschinenbau-Praktik Laer 21	6[illegible]		
		Junggebauer, Erich Ingenieur Laer 91	9[illegible]		

Wahlergebnis der Gemeinderatswahl Dorf Laer am 28.11.1948, Gemeindearchiv Bad Laer.

Für die alte Zentrumspartei zogen nun der Drogist Josef Gruschka und Müllermeister Heinrich Dodt in den Gemeinderat; Dodt hatte dem Rat schon 1946 angehört. Von der SPD kamen der Ingenieur Alois Behnen und der Autoschlosser Otto Timm. Für die CDU wurden Landwirt Anton Schulte im Hof (er hatte mit 279 die meisten der abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen können) und Schmiedemeister Hermann Buschmeyer erneut in den Gemeinderat gewählt. Auch Ortsbürgermeister Heinrich Seete, Klempnermeister von Beruf, war für die CDU angetreten und mit 222 Stimmen eindrucksvoll bestätigt worden. Hinzu kamen der Schuhmachermeister Heinrich Poppe jr., Landwirt Bernhard Stöppelmann, der Ingenieur Erich Junggebauer und Malermeister

Heinrich Beutelmann. Einen ganz bedeutenden Erfolg konnte die Laerer CDU bei der am gleichen Tage stattfindenden Kreistagswahl feiern. Ihr Gründungsmitglied Schmiedemeister Bernhard Strautmann, Winkelsetten, wurde mit 1344 Stimmen zum Kreistagsabgeordneten im Wahlbezirk VI (Glandorf-Laer) für die CDU gewählt, während die Glandorfer Vertreter Wilhelm Erpenbeck und Clemens Brüske (Schwege) noch Zentrumsmitglieder waren.[153] Bald waren auch die Gemeindevertreter in den übrigen Ortschaften gewählt, und ein Samtgemeinderat wurde gebildet, der am 30. April 1949 zusammentrat, um einen neuen Samtgemeindebürgermeister zu wählen, denn Bürgermeister Schürbrock trat nun ab. Dem Samtgemeinderat gehörten die fünf Ortsbürgermeister Seete, Ridder, Dünnemeyer, Oberhülsmann und Hartlage an. Hinzu traten die Ortsratsvertreter Buschmeyer, Schulte im Hof und Beutelmann aus dem Dorf Laer, Große Kettler und Strubberg aus Müschen, Kersten (Hardensetten), Hehmann (Westerwiede) und Niebrügge aus Winkelsetten. Zwei Kandidaten wurden vorgeschlagen: Bürgermeister Seete und Anton Schulte im Hof aus Laer, sie waren selbstverständlich Mitglieder der CDU. Schulte im Hof wurde mit 10 gegen drei Stimmen gewählt. Er nahm die Wahl an [154] und sollte die Samtgemeinde bis 1952 führen. Schmiedemeister Hermann Buschmeyer löste ihn dann ab und blieb bis 1968 Samtgemeindevorsteher.

„Geld haben wir ne ganze Milchkanne voll“
Wirtschaftlicher Neuanfang und Währungsreform

Die Demokratisierung des besiegten Deutschlands gehörte zu den wichtigsten Anliegen der drei westlichen Besatzungsmächte, insbesondere der USA. Aber es galt auch, die vom Kriege zerrüttete Wirtschaft des Landes wieder aufzubauen. Die Reichsmark war als Zahlungsmittel weitgehend erledigt. Es regierte der Schwarzmarkt, *„und zwar nicht nur im privaten Sektor. Nach und nach drang er in fast alle Bereiche der Wirtschaft ein. Nach vorsichtigen Schätzungen dürfte fast die Hälfte des gewerblichen Umsatzes in der unmittelbaren Nachkriegszeit auf diese Weise gemacht worden sein. Zum Vordringen des Tauschhandels gesellte sich die Zerrüttung des Geldwesens. Der Geldüberhang stand in keinem Verhältnis mehr zum tatsächlichen Warenangebot“*.[155] Kurzum, die Reichsmark war nicht mehr viel wert, und Tauschgeschäfte bestimmten den wirtschaftlichen Alltag. August Knemeyer kaufte in dieser Zeit ein englisches Motorrad gegen Zigaretten, Speck und Schinken. Und Karl Beutelmann erinnert sich noch gut an jene Tage, als die Farben für das elterliche Malergeschäft noch gegen Speck, Eier und Butter eingekauft wurden. Geld wollte niemand; davon *„haben wir ne ganze Milchkanne voll“*, hieß es.

Den westlichen Besatzungsmächten war die wirtschaftliche Notlage Deutschlands in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch recht gleichgültig. Bestrafung, Wiedergutmachung und Umerziehung bestimmten die alliierte Besatzungspolitik. Der aufbrechende Ost-West-Konflikt aber änderte auch die amerikanische Deutschlandpolitik. Es galt, feste Positionen in Westeuropa gegen die sowjetische Herrschaft in Osteuropa einschließlich der SBZ, der späteren DDR, zu schaffen. Dafür aber brauchte es ein starkes Deutsch-

land in den Grenzen der westlichen Besatzungszonen. Die Alliierten strebten als erstes eine wirtschaftliche Vereinheitlichung der westlichen Zonen an, denn *„die deutsche Wirtschaft ist gegenwärtig durch das Fehlen einheitlicher Massnahmen gelähmt, und eine sofortige Entscheidung ist notwendig, um Deutschland wieder bis zu einem solchen Stand aufzubauen, dass es sich ohne fremde Unterstützung selbst erhalten kann"*.[156] So trat am 1. Januar 1947 das Abkommen über die Vereinigung der britischen Zone, zu der Laer gehörte, mit der amerikanischen Besatzungszone in Kraft. Später kam noch die französische Besatzungszone hinzu. Bald sangen die Kinder auf der Straße *„Wir sind Kinder von Trizonien"*. Der neue amerikanische Außenminister George Marshall wollte noch weiter gehen. Die wirtschaftliche Krise Europas (nicht nur Deutschlands) schädigte letztlich die amerikanische Wirtschaft, und es galt daher, Europa insgesamt als Export- und als Absatzmarkt neu aufzubauen. Es gelang Marshall, den amerikanischen Kongreß für ein gigantisches Wiederaufbauprojekt zu gewinnen, das später als „Marshall-Plan" in die Geschichte eingegangen ist. Kreditzahlungen zum Aufbau der westdeutschen Zonen würden aber nur nach einer gründlichen Reform der völlig zerrütteten deutschen Währung greifen können. In dieser Sache nun erhielten die Bürgermeister der Gemeinden Laer, Remsede, Müschen, Hardensetten, Westerwiede und Winkelsetten am Morgen des 9. Juni 1948 eine streng vertrauliche Nachricht vom Oberkreisdirektor *„Betr.: Währungsumstellung"*.[157] Sie sollten sich am nächsten Tag um 09.00 Uhr früh zu einer Besprechung im Sitzungsaal des Kreishauses Osnabrück einfinden. Dort erhielten sie die Richtlinien für eine Währungsumstellung ausgehändigt. Einen genauen Termin für die bevorstehende Währungsreform konnte das Büro des Oberkreisdirektors aber nicht nennen. Die deutsche Währungsreform war Sache der Amerikaner; sie würden sie in Szene setzen, die neuen Scheine drucken, die Termine bestimmen und die deutschen Experten, wie auch die hiesigen Verwaltungsfachleute, nur für die Ausführung einsetzen. Klar war immerhin, daß die Umstellung sehr bald erfolgen sollte. Die Bürgermeister sollten sich schon mal darauf einstellen, daß *„die Auszahlung der Kopfbeträge innerhalb eines Tages durchgeführt werden müßten"*;[158] die Angelegenheit sollte schnell über die Bühne gehen.

Bereits beim Treffen im Kreishaus stand fest, daß die Währungsumstellung in Form eines Umtausches von Altgeld (Reichsmark) in Neugeld (DM) erfolgen sollte. Wieviel Geld man erhalten würde, blieb ebenso ein Geheimnis, wie das genaue Datum der Umstellung. Klar war nur, daß es einer der kommenden Sonntage sein sollte. Die Bürgermeister würden das neue Geld schon rechtzeitig bekommen. Die Besatzungsmächte sorgten also für einen recht geheimnisvollen Umgang mit der Währungsreform, aber jedermann ahnte, daß sie bald kommen mußte. Deshalb versuchte die Bevölkerung noch rasch, möglichst viel altes Geld an den Mann zu bringen, bevor es gar nichts mehr wert wäre. *„Der Handel reagierte zunehmend damit, Waren zu horten, um für den Tag X, den Tag der stabilen Währung gerüstet zu sein"*.[159] Die Warenangebote in den Geschäften wurden vorübergehend noch magerer, aber spätestens am Montag nach der Währungsumstellung würde man über die vollen Regale staunen. Am 19. Juni war es dann soweit. Der Oberkreisdirektor alarmierte die Bürgermeister *„Äußerst eilig"*, daß die Währungsumstellung am kommenden Tag, Sonntag, den 20. Juni, stattfinden würde. Jeder Bürger

sollte 60 alte Reichsmark einzahlen und dafür einen Teilbetrag von 40,- DM bekommen. Nach Ablauf von vier Wochen sollte jeder noch einmal 20.- DM erhalten. *„Personen, die den vollen Kopfbetrag nicht entrichten können, erhalten den in Altgeld eingezahlten Betrag, jedoch nicht mehr als 40,- DM pro Kopf*“.[160] Alte Reichsmarkvermögen wurden, soweit sie den Betrag von 60,- RM überstiegen, im Verhältnis von 100 zu 6,50 umgetauscht. Für hundert Reichsmark gab es also noch 6,50 DM. Am Sonntag lasen die Laerer auf einer „Ortsüblichen Bekanntmachung“, daß sie heute zwischen 8.00 Uhr und 14.00 Uhr ihr Altgeld in Neugeld umtauschen konnten. *„Jede Person erhält einen Kopfbetrag von 60,-“*, stand zu lesen, aber das stimmte nicht ganz, denn heute würde man nur 40,- DM bekommen. Die restlichen 20,- DM gab es nach Ablauf von vier Wochen entweder in bar oder aufs Konto. Aber 60,- RM mußte jeder mitbringen, um das neue Geld auch zu erhalten.

Neuanfang und Neubeginn mit der DM.

Die Gemeinde hatte zwei Zahlstellen im Dorf eingerichtet. Die eine war beim Bürgermeister; alle Bewohner der Häuser Nr. 1 bis Nr. 115 gingen dahin. Die übrigen Dorfbewohner erhielten ihr Geld bei der Zahlstelle Nr. 2, in der Spar- und Darlehenskasse. In den Bauerschaften konnte man sich seine 40,- DM bei den Bürgermeistern abholen. Es ging einiges Geld über den Tisch an diesem Tag. Im Gemeindebüro wurde an 943 Personen der volle Kopfbetrag ausgezahlt; das waren immerhin 37.720 DM. Außerdem kamen weitere 30 Personen, die sich nur vorübergehend in Laer aufhielten und hier ihr Geld in Empfang nahmen. Weitere 696 Personen bekamen ihr Geld in der Spar- und Darlehnskasse; das waren 27.840 DM. Allein im Dorf mußten also fast 1700 Menschen bedient werden, denn Laer war von Flüchtlingen übervoll. Für die Helfer bedeutete das eine Menge Arbeit. *„Viele Überstunden mußten geleistet werden; denn alle anfallenden Eintragungen und Berechnungen ... waren von Hand zu erledigen*“.[161] Schließlich galt es, die bisherigen Reichsmarkkonten in DM-Konten umzurechnen und umzutragen, und dann mußte man der Sache auch noch einen würdigen Rahmen verleihen. So geriet die Auszahlung des *Kopfgeldes* in der Spar- und Darlehnskasse unter der Leitung von August

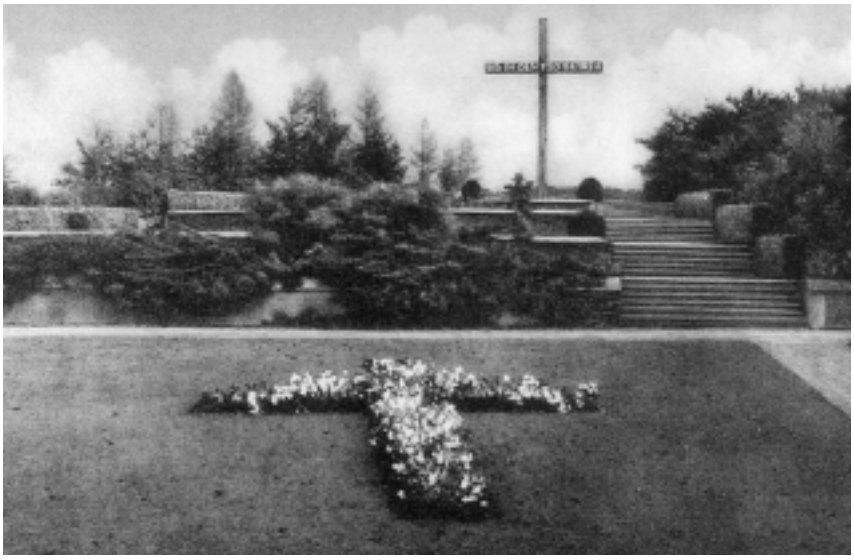
Schröder *„gar zur ‚Staatsaktion'. Jeder Kunde mußte in der Spardaka persönlich erscheinen und erhielt seine 40,- DM in bar nebst Handschlag überreicht"*.[162] Für einen Moment lang schien es, als ob alle Laerer wirklich ganz gleich wären, auch gleich vermögend. Denn *„jeder erhielt nun ein ‚Kopfgeld' von 40,- DM, Unternehmer 60,- DM pro Beschäftigten"*, um diese auch bezahlen zu können.[163] Aber natürlich waren die Startbedingungen extrem unterschiedlich, denn alle Anlagewerte wie Grundstücke, Fabriken, Häuser usw. blieben als Vermögenswerte voll erhalten. Das einzige, was sich änderte, war, daß man künftig wieder mit Geld, einer festen Währung aus Amerika, genannt „Deutsche Mark", bezahlen würde.

Karl Beutelmann – er war zur Zeit der Währungsreform in der Fachschule in Osnabrück – erinnert sich noch gut an die vollen Läden, die es dort nach Einführung der D-Mark zu sehen gab. Doch das Geld war knapp, und das pralle Warenangebot nutzte nur denen, die Geld genug hatten. Viele Laerer standen stattdessen vor Problemen. Denn nun mußte Geld kommen, *„und Geld hielt jeder fest"*; entsprechend schwierig war die Auftragslage im Handwerk. Mancher verlor seinen Arbeitsplatz, so etwa Josef Schöning seine Stelle bei Honerkamp. Auch nachdem er 1951 seine Meisterprüfung gemacht hatte, war noch nicht allzuviel los. Nirgends war Arbeit zu finden. *„Vor lauter Verzweiflung"*, erinnerte er sich, *„hab ich mich selbständig gemacht"*– Schöning konnte damals nicht ahnen, daß er sein Geschäft 35 erfolgreiche Jahre lang führen würde. Doch nicht nur die Gesellen und Arbeiter, auch die Laerer Handwerksmeister standen vor Problemen, denn die großen Betriebe in der Umgebung, die Georgsmarienhütte etwa, zahlten gut. Und *„da hatten die Handwerker hier erst was mit zu tun, um da mithalten zu können"*, erinnert sich ein Zeitzeuge. Kurz, die Lohnkosten stiegen, entsprechend vorsichtig war man mit Einstellungen, denn um ihre Fachkräfte halten zu können, mußten die Handwerker auch die entsprechenden Löhne zahlen. Und Fachkräfte waren knapp und begehrt. Im Kriege waren kaum Lehrlinge ausgebildet worden, deshalb fehlte es an Nachwuchs im Handwerk. Gleichwohl begann die Wirtschaft langsam aber sicher zu florieren, auch wenn es noch Jahre brauchte, um die hohe Arbeitslosigkeit abzubauen. Bald kamen wieder Vertreter in die örtlichen Betriebe und boten ihre Waren an. Und die Handwerker und Händler kauften. Familie Knemeyer etwa legte das neue Geld zusammen, und August fuhr mit seinem Vetter Karl August nach Münster, Uhren einkaufen. Denn mit der neuen Währung entwickelte sich auch die Nachfrage; bald war wieder etwas Geld zu verdienen.

„Den Lebenden zur Mahnung"
Erinnerungen an die Epoche

„Laer vergißt die Toten nicht", unter dieser Überschrift berichtete die Osnabrücker Zeitung über die Einweihung des Ehrenkreuzes am Fuße des Blombergs Ende November 1949. Kaum vier Jahre waren seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges vergangen, der 167 Opfer in der Gemeinde gefordert hatte. 70 weitere Personen wurden vermißt, kurz: Fast

jede Familie hatte ein oder sogar mehrere Opfer zu beklagen.[164] Verständlich also, daß die Laerer in dieser wirtschaftlich schwierigen Zeit, einiges Geld und genügend Engagement aufbrachten, um das Kreuz am Blomberg zu errichten. Denn die Erinnerung an die gefallenen Söhne, Brüder und Ehemänner war noch wach. Nun erst ließ sich die Erinnerung an die Gefallenen, deren sinnloses Sterben in den Jahren von Erstem und Zweitem Weltkrieg so viele Laerer Familien getroffen hatte, in einem Denkmal, einem Ehrenmal, ausdrücken. Es sollte den Krieg nicht verherrlichen, denn allzuviele Tote hatte die Epoche gefordert. So blieb der „Laerer Weg" der Erinnerung, den die Bevölkerung bereits im Jahre 1932 im Gedenken an die Opfer des Ersten Weltkrieges mit der Einrichtung einer Gedächtniskapelle statt eines Heldenmales erstmals beschritten hatte. Ein in seiner Symbolik christliches Erinnerungsmal, ein Kreuz mit der Inschrift *„Bis in den Tod getreu"*, sollte an die Opfer beider Weltkriege gemahnen, bis heute übrigens. Viele Laerer haben sich dafür engagiert. Die Handwerksmeister Seete, Buschmeyer, Scheiper, Johannes Unverfehrt, Beutelmann gehörten dazu, und auch der Architekt Niebrügge half mit, das 10 Meter lange, aus Eichenholz geschnittene Ehrenmal mit seinem fünf Meter breiten Querbalken aufzurichten. Die Einweihung am 20. November 1949 begann mit einem Hochamt, das der bereits von Krankheit gezeichnete Pastor Schockmann in St. Marien abhielt. Danach *„bewegte sich eine feierliche Prozession unter dem Geläut der Glocken zum Blomberg. Nach einem Einleitungsgedicht „Für Dich" – von Schulkindern vorgetragen – wies Pfarrer Schockmann in seiner Gedenkrede darauf hin, daß in Zukunft bei jeder Fronleichnamsprozession vor diesem Kreuz ein stilles Gedenken an unsere Toten gehalten werden soll"*, berichtete der Reporter der Osnabrücker Zeitung.[165]



Am Ehrenmal, Heimatmuseum Bad Laer.

Das Gedächtnis an die Toten der Kriege blieb, wie schon nach 1918, in die konfessionelle Tradition der Gemeinde eingebunden. Ähnliches gilt auch für die übrigen Gedenkstätten, die den Gefallenen der beiden Weltkriege gewidmet sind. In St. Marien selbst findet der Besucher eine kleine Kapelle für die Toten des Zweiten Weltkrieges; sie liegt der Ge-

dächtniskapelle von 1932 direkt gegenüber und ist mit einem Mosaik des hl. Papstes Pius X. geschmückt. *„Zu Füßen der Papstgestalt erkennt man den Dom von Osnabrück, den Petersdom zu Rom und die Laersche Pfarrkirche. Darunter ist in die Wand ein grauer Konsolstein eingelassen, auf dem ein handgeschriebenes Gedächtnisbuch die Namen der Gefallenen und Vermißten des Kirchspiels nach den Todestagen bzw. nach den Tagen der Vermißtennachricht geordnet festhält*“.[166] Das Buch trägt allerdings den Titel „Heldenbuch 1939-1945“, – eine gewisse Heroisierung des sinnlosen Kriegssterbens ist unübersehbar. Allerdings war es um 1960, als die Kapelle eingeweiht wurde, kaum möglich, den Zweiten Weltkrieg in seinem nationalsozialistischen Charakter kritisch zu diskutieren. Und die weithin umstrittene, mittlerweile abgesetzte Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht, die die Diskussion zum Wesen des Zweiten Weltkrieges und das Ausmaß der Schuld der Deutschen seit einigen Jahren in Gang hält, zeigt, daß die Erinnerung an die Soldaten bis heute noch hochgradig emotional besetzt ist. Nicht nur im Dorf Laer, auch in den übrigen Ortschaften richtete die Bevölkerung Erinnerungsstätten für die im Zweiten Weltkrieg Gefallenen ein. In Remsede etwa, ähnlich wie in Laer, erinnert eine Kapelle in der Pfarrkirche an die Kriegstoten. *„Für uns starben im Zweiten Weltkrieg“*, heißt es hier auf der hölzernen Erinnerungstafel, die 30 Namen mit Todesdaten von 1940 bis 1946 verzeichnet. Direkt daneben hat eine Holzfigur der Schmerzhaften Mutter ihren Platz – das Gefallenengedächtnis vollzieht sich also im religiösen Kontext, die Kerzen vor der Marienstatue gelten auch den Kriegsopfern.[167] In Müschen wiederum ist das Ehrenmal von 1964 für die Gefallenen beider Weltkriege ebenfalls mit christlicher Symbolik verbunden. Ein metallenes Kreuz auf einer Sandsteinplatte ist im Mittelpunkt aufgerichtet und von zwei kleineren Sandsteinplatten flankiert, deren eine *„Den Toten zur Ehre 1914-1918“* und die zweite *„Den Lebenden zur Mahnung 1939-1945“* gewidmet, vielleicht am deutlichsten die Vielschichtigkeit des Soldatentodes im 20. Jahrhundert vermittelt. Zwischen religiösem Gedenken, soldatischer Ehre und der Mahnung zum Frieden zeigt es einen denkbaren Weg aus unserer Verstrickung „im deutschen Jahrhundert“ zwischen Nationalismus, Militarismus und nationalsozialistischer Gewaltherrschaft.

IV. Literatur- und Quellenverzeichnis

1. Literaturverzeichnis

- Abel, Wilhelm: Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, Stuttgart 1962
- Aubin, Hermann: Das westfälische Leinengewerbe im Rahmen der deutschen und europäischen Leinenerzeugung bis zum Anbruch des Industriezeitalters, Dortmund 1964
- Ders. u.a. (Hg.): Der Raum Westfalen, 3 Bde., Berlin 1931-1934
- Bauer, Alfred, sen.: Die Entstehung des Salzwerks Rothenfelde und seine ersten Jahrzehnte, in: Bad Rothenfelde. Vom Salzwerk zum Heilbad, hg. v. Gerhard Olhoff, Bad Rothenfelde 1986
- Beckmann, Bernhard: Glandorf zur Zeit der Reformation und des 30jährigen Krieges, 2 T, in: Laerer Nachrichten (LN), Jg. 9, Nr. 1 u. 2, 1979
- Behr, Hans-Joachim: Politisches Ständetum und landschaftliche Selbstverwaltung. Geschichte der Osnabrücker Landschaft im 19. Jahrhundert (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, Bd. 12), Osnabrück 1970
- Ders.(Hg.): Der Landkreis Osnabrück. Geschichte und Gegenwart, Osnabrück 1971
- Ders.: Zur Rolle der Osnabrücker Landbevölkerung in der bürgerlichen Revolution von 1848, in: Osnabrücker Mitteilungen (OM.), Bd. 81, 1974, S. 128-146.
- Ders. u. v. Hagen, Hermine: Bilderbogen der westfälischen Bauerngeschichte, Münster-Hiltrup 1986
- Berding, Helmut: Napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik, Göttingen 1973
- Birke, Adolf M.: Nation ohne Haus. Deutschland 1945-1961, Sonderausgabe, Berlin 1994
- Böll, Heinrich: Ein Jahrhundert wird besichtigt, in: Die Zeit, Nr. 43, 14.10.1977, S. 25
- Bölsker-Schlicht, Franz: Die Hollandgängerei im Osnabrücker Land und im Emsland. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterwanderung vom 17. bis 19. Jahrhundert, hg. v. d. Emsländischen Landschaft (Emsland/Bentheim, Beiträge zur neueren Geschichte, Bd. 3), Sögel 1987
- Ders.: Von Schledehausen in die Neue Welt. Die Nordamerika-Auswanderung im 19. Jahrhundert, in: Schelenburg-Kirchspiel-Landgemeinde. 900 Jahre Schledehausen, hg. v. Klaus J. Bade u.a., Bissendorf 1990, S. 341-344.
- Börsting, H.: Geschichte des Bistums Münster, Bielefeld 1951
- Bohnsack, Almut: Spinnen und Weben. Entwicklung von Technik und Arbeit im Textilgewerbe, Hamburg 1981
- Borscheid, Peter: Alltagsgeschichte - Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit, in: Schieder, Wolfgang; Selin, Volker: Sozialgeschichte in Deutschland, Bd. 3, Göttingen 1987, S. 78-100.

- Borst, Otto: Alltagsleben im Mittelalter, Frankfurt a.M. 1983
- Buchholz, W.: Die nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Freizeitgestaltung und Arbeiterschaft im Dritten Reich, Diss. München 1976
- Burkhardt, Johannes: Der Dreißigjährige Krieg, Frankfurt am Main 1992
- Burrichter, E.: Wald- und forstgeschichtliches aus dem Raum Iburg, in: Natur und Heimat, Bd. 12, Heft 2, Münster 1952, S. 33-45
- Conze, Werner (Hg): Die liberalen Agrarreformen Hannovers im 19. Jahrhundert (Agrarwissenschaftliche Vortragsreihe 2), Hannover 1946
- Ditt, Hildegard: Strukturen und Wandel westfälischer Agrarlandschaften, Münster 1965
- Drexler, Liesel: Flachs und Leinen im Jahresverlauf, Greven 1982
- Droege, Georg: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Frankfurt a.M. 1973
- Erdmann, Johannes, Die Gemeinde Laer - Heute und Morgen, 7. T., in: LN., Jg. 1 u. 2, 1971/72.
- Ders., dass., in: Bad Laer (Suderberger Hefte Nr. 6), Bad Laer 1985, S. 81-94
- Fasse, Marianne: Von Flachs und Leinen in alter Zeit, Rheda-Wiedenbrück 1989
- Fiegert, Monika: Die Schulen von Melle und Buer im Hochstift Osnabrück vom Westfälischen Frieden bis zur Säkularisierung. Eine Regionalgeschichte des niederen Schulwesens im Prozeß der Konfessionalisierung (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, hg. v. Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, Bd. 32), Osnabrück 1992
- Flechtheim, O.K. (Hg.): Dokumente zur parteipolitischen Entwicklung in Deutschland seit 1945, Bd. 2, Berlin 1963
- Flemming, Jens; Saul, Klaus; Witt, Peter-Christian (Hg.,), Quellen zur Alltagsgeschichte der Deutschen 1871-1914, Freiherr v. Stein Gedächtnisausgabe, Bd. 7, Darmstadt 1997
- Funke, G.: Über die gegenwärtige Lage der Heuerleute im Fürstenthum Osnabrück, Bielefeld 1847
- Gestrich, Andreas: „Leicht trennt sich nur die Jugend vom Leben“ - Jugendliche im Ersten Weltkrieg, in: Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914-1918, hg. v. Rolf Spilker u. Bernd Ulrich, Bramsche 1998, S. 32-45.
- Grimm, Jacob (Hg.), Weisthümer 3, 1840-1878, Leipzig 1957
- v. Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel: Simplicus Simplicissimus. Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch, dtv-weltliteratur
- Gryphius. Werke in einem Band, ausgew. u. eingel. v. Marian Szyrockim, 5. 0, Berlin (O) u. Weimar 1985
- Habicht, Bernd: Stadt und Landhandwerk im südlichen Niedersachsen im 18. Jahrhundert, Göttingen 1983
- Häusler, Lothar: Die christlichen Kirchen - konfrontiert mit politischen und gesellschaftlichen Problemen (1875-1945), in: Pleticha, Heinrich (Hg.): Diktatoren und Ideologien. Die Welt zwischen zwei Kriegen, Gütersloh 1990, S. 199-213.
- Hansen, Wilhelm: Hauswesen und Tagewerk im alten Lippe, Münster 1982

- Hehemann, Rainer (Bearb.): Biographisches Handbuch zur Geschichte der Region Osnabrück, Bramsche 1990
- Helbich, Wolfgang J.: „Alle Menschen sind dort gleich ...“. Die deutsche Amerika-Auswanderung im 19. Und 20. Jahrhundert, Düsseldorf 1988
- Ders. (Hg.): Briefe aus Amerika. Deutsche Auswandererschreiben aus der neuen Welt 1830-1930, München 1988
- Henkel, Anne Katrin: „Ein besseres Los zu erringen, als das bisherige war“. Ursachen, Verlauf und Folgewirkungen der hannoverschen Auswanderungsbewegung im 18. und 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Landesbibliothek 14), Hameln 1996
- Henning, Friedrich Wilhelm: Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Deutschland, Bd. 1 u. 2, Paderborn 1979
- Ders.: Die Industrialisierung in Deutschland 1800-1914, Paderborn 1979
- Ders.: Das vorindustrielle Deutschland 800-1800, Paderborn 1976
- Herkenhoff, Hermann: Bildungswesen, in: Der Landkreis Osnabrück. Geschichte und Gegenwart, hg. v. Hans-Joachim Behr, Osnabrück 1971, S. 289-293
- Hermann, Klaus: Pflügen, Säen, Ernten. Landarbeit und Landtechnik in der Geschichte, Hamburg 1985
- Herzog, F.: Das Osnabrücker Land im 18. und 19. Jahrhundert, Oldenburg 1938
- v.d. Heuvel, Christine: Beamtenherrschaft und Territorialstaat. Behördenentwicklung und Sozialstruktur der Beamtenschaft im Hochstift Osnabrück 1550-1800 (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, hg. v. Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, Bd. 24), Osnabrück 1984
- Dies.: Der Ausbau der Territorialherrschaft im konfessionellen Zeitalter, in: 450 Jahre Reformation in Osnabrück, hg. v. Karl Georg Kaster und Gerd Steinwascher, Bramsche 1993, S. 541-552.
- Dies. und v. d. Heuvel, Gerd: Reaktionen auf die Französische Revolution im Hochstift Osnabrück, in: OM., Bd. 94, Osnabrück 1989
- v. d. Heuvel, Gerd: Vormärz und Revolution auf dem Lande: Sozialer Wandel und politischer Protest in Schledehausen 1830-1848, in: Schelenburg - Kirchspiel - Landgemeinde. 900 Jahre Schledehausen, hg. v. Klaus J. Bade u.a., Bissendorf 1990
- Hiltermann, H.: 800 Jahre Winkelsetten, MS., Laer 1975
- Ders.: Kleiner Führer durch das Solbad Laer TW. (Suderberger Hefte 1), Bad Laer 1975
- Ders.: Zur Einweihung des Kurhauses, in: LN., Jg. 5, Nr. 31, 01.08.1975
- Ders.: Die Laerer Kirchhofsburg, in: LN., Jg. 6, 18.6.1976
- Ders. (Hg.): 1125 Jahre Kirchspiel Laer T.W. (Suderberger Hefte 2), Bad Laer 1976
- Ders.: Ein vergessener mittelalterlicher Baustein, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1976, S. 54-59.
- Ders.: Ein Laerer Lebensbild aus der Franzosen- und Hannover-Zeit, in: Ebenda, S. 60-71
- Ders.: Bad Laer in alten Ansichten, 2 Bde., Zalbommel/Niederlande 1976/1989

- Ders.: Die Kirchhofsburg von Bad Laer a.TW., in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1977, S. 50-55
- Ders.: 1125 Jahre Kirchspiel Laer a.T.W., in: Ebenda, S. 179-186.
- Ders.: Sinterkalke als Bausteine, in: LN., Jg. 7, Nr. 22, 1977
- Ders.: Das erste Automobil in Laer, in: LN., Jg. 7, Nr. 15, 01.08.1977
- Ders.: Die Laerer Kalkbrennerei, in: LN., Jg. 9, Nr. 12, 01.07.1979
- Ders.: Der Notbrunnen am Paulbrink, in: LN., Jg. 9, Nr. 18, 01.10.1979
- Ders.: Eine Postkarte aus dem Jahre 1913, in: LN, Jg. 10, Nr. 9, 15.05.1980
- Ders.: 150 Jahre Kurbetrieb in Bad Laer, in: LN., Jg. 4 (Neue Zählung), 25.04.1986
- Ders.: Zum 100. Geburtstag von Erich Merse, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1989, S. 281-282.
- Ders.: Bad Laer - früher ein Leinenzentrum des Osnabrücker Südkreises, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1997, S. 177-179.
- Hinrichs, Ernst: Einführung in die Geschichte der Frühen Neuzeit, München 1980
- Hirschfelder, Heinrich: Herrschaftsordnung und Bauerntum im Hochstift Osnabrück im 16. und 17. Jahrhundert (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, Bd. 16), Osnabrück 1971
- Hoegemann, Josef: Die Teutoburger Wald-Eisenbahn, Nebenbahndokumentation 29, Nordhorn 1997
- Ders.: Die Teutoburger-Wald-Esenbahn feiert hundertjährigen Geburtstag, in: Unser Kreis 2001. Jahrbuch für den Kreis Steinfurt, Steinfurt 2000, S. 90-96.
- Hoffmeyer, Ludwig: Chronik der Stadt Osnabrück, 5 0, bearb. u. erw. v. Heinrich Koch, Osnabrück 1985
- Ders.: Geschichte des Landhandwerks im Fürstentum Osnabrück, in Lingen, Meppen und Papenburg, Osnabrück 1925, Neuausgabe Osnabrück 1986
- Holtmann Antonius (Hg.): „Ferner thue ich euch zu wissen ...“. Briefe des Johann Heinrich zur Oeveste aus Amerika (1834-1876), Bremen 1995
- Holtmann, Bernd: Die Geschichte der katholischen Kirchengemeinde St. Marien Laer, Festschrift zur Hundertjahrfeier der Kirche, hg. v. d. Katholischen Kirchengemeinde Laer, 1974
- Hommel, Heinrich: Die Eigenbehörigkeit im Osnabrückischen und ihre Ablösung. Auszug in: Jahrbuch der Dissertationen der Phil. Fak. Berlin 1922/23
- Imhof, Arthur E.: Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren, München 1984
- Jellinghaus, H.: Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern, Osnabrück 1923
- Jostes, F.: Westfälisches Trachtenbuch, Münster 1961
- Joulia, Antoinette: Ein französischer Verwaltungsbezirk in Deutschland: Das Oberems-Departement (1810-1813), in: OM., Bd. 80, Osnabrück 1973
- Jürgensmeier, Friedhelm: Konfessionelle Weichenstellung für das Bistum Osnabrück in den Jahren 1623 bis 1625, in: 450 Jahre Reformation, S. 587-602.
- v. Justi, J.H.B.: Abhandlung von der Vollkommenheit der Landwirtschaft, o.O. 1761

- Kamphoefner, Walter D.: Westfalen in der Neuen Welt (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, hg. v. d. Volkskundlichen Kommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe), Münster 1982
- Kaster, Karl Georg und Steinwascher, Gerd (Hg.): 450 Jahre Reformation in Osnabrück, Bramsche 1993
- Kiel, Karl: Gründe und Folgen der Auswanderung aus dem Osnabrücker Regierungsbezirk, insbesondere nach den Vereinigten Staaten von Amerika, im Lichte der hannoverschen Auswanderungspolitik betrachtet (1823-1860), in: OM., Bd. 61, 1941, S. 85-176.
- Klein-Ostendarp, Doris: Zur Geschichte der Leinenproduktion und des Handels im Raum Osnabrück, MS Hausarbeit, Osnabrück 1983
- Klönne, Arno: Was war die Hitlerjugend?, in: Terror und Hoffnung in Deutschland 1933-1945. Leben im Faschismus, hg. v. Johannes Beck u.a., Reinbek 1980, S. 426-434.
- Klueting, E.: Das Kanoninissenstift und Benediktinerinnenkloster Herzebrock (Germania Sacra NF 21), Berlin 1986
- Kocka, Jürgen: Sozialgeschichte. Begriff-Entwicklung-Probleme, Göttingen 1986
- Kohl, Wilhelm: Westfälische Geschichte, Bd. 1-3, Düsseldorf 1984
- Kohl, W.: Das (Freiweltliche) Damenstift Freckenhorst (Germania Sacra NF 10), Berlin 1975
- Kracht, Hans-Joachim: Adolph Kolping, Priester, Pädagoge, Publizist im Dienst christlicher Sozialreform. Leben und Werk aus den Quellen dargestellt, Freiburg 1993
- Kriedte, Peter; Medick, Hans, Schlumbohm, Jürgen: Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus (Veröffentl. d. M.P.I.f.G., Bd. 53), Göttingen 1977
- Kuropka, Joachim: Die Katholische Kirche in Oldenburg im 20. Jahrhundert, in: Oldenburgische Kirchengeschichte, hg. v. Rolf Schäfer u.a., Oldenburg 1999, S. 578-584.
- Landkreis Osnabrück (Hg.), Landschaftsrahmenplan Landkreis Osnabrück, Osnabrück 1993
- Landschaftsplanungsbüro Seling, Landschaftsplan Bad Laer, 2 T., Osnabrück 1996
- Langer, Herbert: Schweden als Bewahrer des Erbes der Reformation, in: 450 Jahre Reformation, S. 603-644.
- Laube: Der Teutoburger Walt und angrenzende Gebiete. Wegweiser mit Karte und Unterkunftsverzeichnis, hg. v. Verkehrsverband Teutoburger Wald und angrenzende Gebiete, Bielefeld 1926
- Lemke, Erwin: Ostpreußische Flüchtlinge im 1. Weltkrieg in Laer, in: LN., Jg. 5, 26.06.1987
- Linke, Wolfgang: Altes Handwerk auf dem Lande, T. 1: Die Flachsverarbeitung, in: Unterricht in westfälischen Museen, H. 3.1., hg. i.A. d. Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe
- Lütge, F.: Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum

19. Jahrhundert, Stuttgart 1963
- Lutz, Heinrich: Reformation und Gegenreformation, 3 0, München 1991
- Ders.: Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815-1866, Reihe: Die Deutschen und ihre Nation, Sonderausgabe, Berlin 1994
- Mannel, Vitus: Der Kalvarienberg von Bad Laer, ein wertvolles Kulturerbe, in: Osnabrücker Land, Heimat-Jahrbuch 1997, S. 221-223.
- Merse, Erich: Vom Schützenwesen in früherer Zeit, in: LN., Jg. 8, Nr. 14 u. 15, 1978
- Meurer, H.: Das Hollandgehen mit besonderer Rücksicht auf die Lage der Heuerleute im Osnabrückischen, Osnabrück 1871
- Meyer, Franz: Siedlungsgeschichte - Entwicklung von Dorf und Bauerschaft vom Hochmittelalter bis zur Gegenwart, in: Schmieder, Ostbevern, Warendorf 1988
- Michaelis, H. u. Schraepler, E.: Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte, XII Bde., Berlin 1964-1976
- Michalka, Wolfgang (Hg.): Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München 1994
- Middendorff, Rudolf: Der Verfall und die Aufteilung der gemeinen Marken im Fürstentum Osnabrück bis zur napoleonischen Zeit, in: OM., Bd. 49, Osnabrück 1927, S. 1-157.
- Möser, Justus: Osnabrücker Geschichte I, hg. v. B.R. Abeken, Osnabrück 1843
- Mohrmann, Wolf-Dieter / Pabst, Wilfried: Einführung in die politische Geschichte des Osnabrücker Landes. Darstellung und Quellen, 2. 0 , Osnabrück 1990
- Molitor, Hansgeorg: Der Kampf um die konfessionellen Besitzstände im Fürstbistum Osnabrück nach 1648. Johann von Hoya, Franz Wilhelm von Wartenberg und die Einführung des Tridentinums, in: OM, Bd. 93, 1988
- Müller, Gunter: Westfälischer Flurnamenatlas, Bielefeld 2000
- Müller, Kaspar, Landschaftstypisches Bauen am Südrand des Landkreises, in: Bad Laer (Suderberger Hefte Nr. 6), Bad Laer 1985, S. 50-61.
- Ders.: Der Laerer Doppelrundling, eine einprägsame Siedlungform, in: Ebenda, S. 25-39.
- Nacke, Aloys: Markenrecht und Markengericht im Münsterland. Von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit, Münster 1996
- Neufeld, K.H.: Die Vögte des Kirchspiels Laer (1600-1857), in: LN, Jg. 10, Nr. 3, 1980
- Ders.: Martin Huge, 33 Jahre Pfarrer des Kirchspiels Laer, in: LN, Jg. 10, Nr. 10, 01.06.1980
- Ders.: Ein Brief des jungen Kaplans Bartelsmann vor 125 Jahren, in: LN., Jg. 10, Nr. 16, 01.09.1980
- Ders.: Ein Brief des Pfarrers Bartelsmann an den Rektor vom Collegium germanikum in Rom aus dem Jahre 1885, in: LN., Jg. 10, Nr. 17, 15.09.1980
- Ders.: Eine Dingung und Auffahrt 1815, in: LN., Jg. 11, Nr. 1, 15.01.1981

- Ders.: Ein Hofinventar von 1821, in: LN., Jg. 11, Nr. 2, 01.02.1981
- Ders.: Die Vögte des Kirchspiels Laer (1600-1857), in: LN., Jg. 11, Nr. 3, 15.02.1981
- Ders.: Eine Tragödie? in: LN., Jg. 11, Nr. 6, 01.04.1981
- Ders.: Der Westfälische Friede, in: LN, Jg. 11, Nr. 13, 1981
- Ders.: Zum Verkauf Laerer Kirchenstühle, in: LN., Jg. 11, Nr. 17, 01.10.1981
- Ders.: Kirch- und Schulvisitation 1653, in: LN, Jg. 11, Nr. 18, 15.10.1981
- Ders.: Laer`s Bevölkerung im Jahre 1630-1631, 4 T., in: LN., Jg. 12, Nr. 1-4, 1981/82
- Ders.: Die Vogt-Familie Docen, in: LN., Jg. 12, Nr. 7, 15.04.1982
- Ders.: H. Geistmann, ein Glandorfer Pfarrer in Laer, in: LN., Jg. 12, Nr. 8, 1982
- Ders.: Gewerbe in Laer 1838, in: LN., Jg. 12, Nr. 17, 1982
- Aus einem Palsterkamper Wechselbuch (1536-1588), in: LN., Jg. 12, Nr. 18, 1982
- Ders.: Laersche auf dem Carolinum, in: LN., Jg. 12, Nr. 19, 15.10.1982
- Ders.: Laer im Jahre 1601, T. 1, in: LN, Jg. 13, T. 2-5: Neue Zählung, LN., Jg. 1, Nr. 1-4, 1983
- Ders.: Ravensbergfreie, in: LN., Jg. 1, Nr. 5, 1983
- Ders.: Vögte in Laer von 1493-1847, in: LN., Jg. 1, 23.09.1983
- Ders.: Aus Laer am Ende des Mittelalters, in: LN, Jg. 1, Nr. 12, 1983
- Ders.: Mühlen im Kirchspiel Laer, Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1984, S. 51-54.
- Ders.: Pastöre und Plebane, in: LN, Jg. 2, Nr. 3, 1984
- Ders.: Ein Überfall im Jahr 1596, in: LN, Jg. 2, Nr. 5, 1984
- Ders.: Ravensberg und Winkelsetten, in: LN., Jg. 2, Nr. 6, 1984
- Ders.: Eine 500 Jahre alte Steuerliste, 2 T. in: LN., Jg. 2, Nr. 7/9, 1984
- Ders.: Trauungen 1651-1723, in: LN., Jg. 2, Nr. 9, 10.08.1984
- Ders.: Todesangstbruderschaft, in: LN., Jg. 2, Nr. 12, 15.12.1984
- Ders., Remsede, ein berühmter mittelalterlicher Wallfahrtsort, in: Bad Laer (Suderberger Hefte 6), Bad Laer 1985, S. 62-66.
- Ders.: Die Laerer Kirche im Wandel der Zeit, in: Ebenda, S. 40-49.
- Ders.: Ein Brief aus dem 30jährigen Krieg, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1985, S. 75-76.
- Ders.: Welfenbrief für Laer, in: LN., Jg. 3, Nr. 10, 18.10.1985
- Ders.: Gildehaus und Gildemeister im Kirchspiel Laer, in: LN, Jg. 3, Nr.11, 22.11.1985
- Ders.: Rechnungslegung für die Laerer Kirche 1618-1622, in: LN, Jg. 3, Nr. 12, 13.12.1985
- Ders.: Desingers Mühle in Bad Laer, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1986, S. 146-151.
- Ders.: Remsede auf dem Weg zur Pfarrei, LN., Jg. 4, Nr. 3, 21.03.1986
- Ders.: Todesfälle 1651-1744, in: LN., Jg. 4, Nr. 9, 1986
- Ders.: Schulbau um 1824, in: LN., Jg. 4, Nr. 10, 24.10.1986
- Ders.: Feuerschutz und Feuerwehr in früherer Zeit, in: LN., Jg. 5, Nr. 2, 20.02.1987
- Ders.: Das alte Pastorat Laer, in: LN., Jg. 5, Nr. 9, 25.09.1987

- Ders., Gründung einer Kaplanei (1827) und einer Sparkasse (1837), in: LN., Jg. 5, Nr. 12, 11.12.1987
- Ders.: Harkotten. Zur Entstehung einer Grundherrschaft, 2 T., in: LN., Jg. 5, Nr. 11 u. 12, 1987
- Ders.: Sozialfürsorge früher, in: LN., Jg. 6, Nr. 2, 05.02.1988
- Ders.: Kirchspiel und Pfarrei vor 200 Jahren, in: LN, Jg. 6, Nr. 11, 25.11.1988
- Ders.: Die Kirchenburg von Bad Laer im 30jährigen Krieg, in: Osnabrücker Heimat Jahrbuch 1989, S. 71-75.
- Ders.: Bucks Wohnung zu Remsede, in: Ebenda, S. 129-136.
- Ders.: Hiesige Schafhaltung und Wolltuchproduktion im Mittelalter, in: LN., Jg. 7, 01.09.1989
- Ders.: Viehschatz 1557, 2 T., in: LN, Neue Formel: Bad Laer actuell (BL.), Jg. 7, Nr. 5 u. 6, 1989
- Ders.: Liste der Kommunikanten von 1651/52, in: BL., Jg. 7, Nr. 13, 15.12.1989
- Ders.: Wegkreuze und Bilder im alten Kirchspiel Laer. Auf Grund einer Fotosammlung im Pfarrarchiv zu Bad Laer (Suderberger Hefte Nr. 7), Bad Laer 1990
- Ders.: Gutsherrschaft Tatenhausen, in: BL., Jg. 8, Nr. 7, 1990
- Ders.: Einkünfte und Pflichten vom Schulvikar im 18. Jahrhundert, in: BL., Jg. 9, Nr. 12, 18.10.1991
- Ders.: Grundherrschaft der Abtei Herford im Kirchspiel Laer, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1991, S. 17-23.
- Ders.: Bad Laer T.W. 1772. Seine sozialen Strukturen damals, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1992ff.
- Ders.; Die Schule in Müschen, in: Ebenda, S. 89-91.
- Ders.: Schule in Laer um 1810, in: BL., Jg. 10, Nr. 5, 15.05.1992
- Ders.: Die Legge zu Laer, in: BL., Jg. 10, Nr. 10, 02.10.1992
- Ders.: Streit um Steinhaus Erbe, in: BL., Jg. 11, Nr. 3, 1993
- Ders.: Berufe in Laer, in: BL., Jg. 12, Nr. 3, 04.03.1994
- Ders.: Anerbenrecht in Laer, in: BL., Jg. 12, Nr. 5, 1994
- Ders.: Laersche Bevölkerungsentwicklung von 1772-1803, in: BL., Jg. 12, Nr. 6, 26.06.1994
- Ders.: Palsterkamp als Laerer Grundherr, in: BL., Jg. 12, Nr. 7, 1994
- Ders., Bearb.: Wilhelm Heimsath, Laer vor 100 Jahren. Gesammeltes - Erinnertes, (Suderberger Hefte Nr. 9), hg. v. d. Gemeinde Bad Laer, Bad Laer 1995
- Ders.: Zum Laerschen Kreuzweg, in: BL., Jg. 13, Nr. 3, 1995
- Ders.: Die Mark in Bad Laer und ihre Teilung, in: Osnabrücker Land, Heimat-Jahrbuch 1996, S. 144-146.
- Ders.: Die Laersche Mark. Beginn der Teilung der Laerer Mark (1799), in: BL., Jg. 14, Nr. 3, 1996
- Ders.: Osnabrücker Agende, in: BL, Jg. 14, Nr. 9, 1996
- Ders.: Laer als Missionszelle des Gaues Suderberge, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1996, S. 50-58.

- Ders.: Villa Lodere von 851 an, in: Ebenda, 1997, S. 20-25.
- Ders.: Palsterkamp und Laer - Ein Wechselbuch 1536-1588, in: Ebenda, S. 100-104.
- Ders.: Geistlicher in Remsede - Grundlagen der Pfarrei, in: Ebenda, S. 106-108.
- Ders.: Loarske Köppe - Der Ort und seine Geschicke im Bemühen von Menschen, in: Ebenda, S. 264-267.
- Ders.: Laer um 1648, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1998, S. 120-128
- Ders.: Der Laersche Kriegerverein, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1999, S. 169-171.
- Ders.: Hundorf: Vogt - Lehrer - Händler, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1999, S. 247-250.
- Ders.: Ausbildung durch die Näh- und Strickschule in Laer, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1999, S. 172-174.
- Niebaum, Hermann: Zur synchronischen und historischen Phonologie des Westfälischen. Die Mundart von Laer (landkreis Osnabrück), Köln-Wiet 1974
- Nipperdey, Thomas: Neugier, Skepsis und das Erbe. Vom Nutzen und Nachteil der Geschichte für das Leben, in: Ders.: Nachdenken über die deutsche Geschichte, 2. Aufl., München 1991, S. 7-23.
- Ders.: Deutsche Geschichte 1800-1866, Bd. 1: Bürgerwelt und starker Staat, München 1983; Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie, 30 , München 1995
- Nonte, Bernhard: Remsede. Festschrift zum Jubiläum der St. Antonius Gemeinde, Mettingen 1985
- Oberschelp, Reinhard: Politische Geschichte Niedersachsens 1803-1866, Hildesheim 1988
- Ossege, Karl: Aufzeichnungen zur Geschichte der Familien in der Gemeinde Laer, MS, o.O., o. J.
- Ordelheide, Karl: Am Ende war der Anfang. Osnabrück 1945-1948, Osnabrück 1982
- Pabst, Wilfried: Konfessionelles Nebeneinander im geistlichen Fürstentum Osnabrück. Protokolle des Generalvikars Albert Lucenius über die Visitation der Kirchen und Klöster im Osnabrücker Land (1624/25). Nach der Urhandschrift aus dem Lateinischen übersetzt (Heimatkunde des Osnabrücker Landes in Einzelbeispielen, hg. v. Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück), Osnabrück 1997
- Philippi, F.: Zur Osnabrücker Verfassungsgeschichte, in: OM 22, 1897
- Prinz, J.: Das Territorium des Bistums Osnabrück, Göttingen 1934
- v. Reden, F.: Der Leinwand- und Garnhandel Norddeutschlands, Hannover 1938
- Reulecke, Jürgen, Stadtgeschichte, Urbanisierungsgeschichte, Regionalgeschichte - einige konzeptionelle Bemerkungen, in: Heinz-Jürgen Priamus und Ralf Himmelmann (Hgg.), Stadt und Region - Region und Stadt, Essen 1993
- Richard, Ursula: Brief eines Auswanderers aus Bad Laer in die USA, in: Osnabrücker Land, Heimat-Jahrbuch 1997, S. 189-195.
- Ritter, Gerhard A.: Das Deutsche Kaiserreich 1871-1914, Göttingen 1981
- Rösner, Werner: Bauern im Mittelalter, München 1985
- Rothert, Hermann: Westfälische Geschichte, Bd. II: Das Zeitalter der Glaubens-

kämpfe, 4 0 1951, ND Gütersloh 1981
- Rothert, Johannes: Die Entwicklung des katholischen Volksschulwesens im Bistum Osnabrück, Osnabrück 1921
- Sautmann, Richard: Das Kirchspiel Laer im Zeitalter von Reformation und Dreißigjährigem Krieg, 10 T., BL 1998/99
- Ders.: Vom Privatunternehmen zum kommunalen Badebetrieb. Zur Geschichte der Badeanstalt in Bad Laer, in: Ebenda, 05/1999
- Ders.: Erinnerungen an die Vergangenheit. Der neue Heimat- und Mühlenverein Bad Laer, in: Ebenda, 06/1999
- Ders.: Von füersbrunst und Sprützenmeistern. Eine Vorgeschichte der Freiwilligen Feuerwehr Bad Laer, in: Osnabrücker Land 1999 Heimat-Jahrbuch, S. 120-130.
- Ders.: Bad Laer. Ein Kurort entsteht, Bielefeld 2000, 98 S.
- Ders.: Zwischen Piéta, Adlerhorst und Ehrenkreuz. Laerer Gefallenengedächtnis und der neue Kriegerverein von 1929, in: Osnabrücker Land 2000 Heimat-Jahrbuch, S. 184-192.
- Ders.: Geselligkeit, Vaterlandsliebe und Kirchengesang. Gesangskultur und Sängerfest im alten Laer vor 100 Jahren, in: Osnabrücker Land 2001 Heimat-Jahrbuch, S. 143-147.
- Schindling, Anton: Reformation, Gegenreformation und Katholische Reform im Osnabrücker Land und im Emsland, in: OM, Bd. 94, 1989, S. 35ff.
- Schlüter, Wolfgang: Die Vor- und Frühgeschichte von Bad Laer, in: Bad Laer (Suderberger Hefte Nr. 6), Bad Laer 1985, S. 18-24.
- Schlumbohm, Jürgen: Bauern-Kötter-Heuerlinge. Bevölkerungsentwicklung und soziale Schichtung in einem Gebiet ländlichen Gewerbes: Das Kirchspiel Belm bei Osnabrück, 1650-1860, in: Niedersächsisches Jahrbuch, Bd. 58, 1986, S. 77-88.
- Ders.: Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuerleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in protoindustrieller Zeit (Veröffentlichungen des M.P.I.f. Geschichte), Göttingen 1994
- Schiermeyer, L.: Osnabrück und Osnabrücker Land, Geschichtliche Durchblicke, Paderborn 1948
- Schmieder, Siegfried (Hg.): Ostbevern. Beiträge zur Geschichte und Kultur einer Gemeinde im Münsterland, Warendorf 1988
- Schmidt, Heinrich: Heimat und Geschichte. Zum Verhältnis von Heimatbewußtsein und Geschichtsforschung, in: Nds. Jb. Bd. 39, 1967
- Schmitz, Edith: Leinengewerbe und Leinenhandel in Nordwestdeutschland (1650-1850), Köln 1967
- Schnabel, Franz: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Freiburg 1965
- Schnath, Georg u.a.: Geschichte des Landes Niedersachsen, Würzburg 1973
- Schneider, Karl Heinz / Seedorf, Hans Heinrich: Bauernbefreiung und Agrarreform in Niedersachsen, hg. v. d. Nds. Landeszentrale für Politische Bildung, Hannover 1989
- Schockmann, Heinrich: Aufzeichnungen zur Geschichte des Kirchspiels Laer bis 1900, MS., Laer TW., ca. 1946

- Schröter, Hermann: Handel, Gewerbe und Industrie im Landdrosteibezirk Osnabrück 1815-1866, in: OM., Bd. 68, Osnabrück 1959
- Schwerz, Johann Nepomuk: Beschreibung der Landwirtschaft in Westfalen und Rheinpreußen, T. 1 u.. 2, Stuttgart 1836
- Seraphim, H. J.: Das Heuerlingswesen in Nordwestdeutschland, Münster 1948
- Shirer, William L.: Berliner Tagebuch-Aufzeichnungen 1934-1941, Leipzig-Weimar 1991
- Siuts, Hinrich: Bäuerliche und handwerkliche Arbeitsgeräte in Westfalen, Münster 1982
- Spanner, A.: Sitte und Brauch, in: Handbuch der deutschen Volkskunde 2, Leipzig 1935
- Spode, H.: Der deutsche Arbeiter reist. Massentourismus im Dritten Reich, in: Hauck, G. (Hg.): Sozialgeschichte der Freizeit, Wuppertal 1980, S. 281-306.
- Spratte, Wido: Zwischen Trümmern ... . Osnabrück in den Jahren 1945 bis 1948, Osnabrück 1990
- Städtisches Museum Osnabrück (Hg.), Das Osnabrücker Land in alten Karten, Plänen und Bildern, Osnabrück 1959
- Steinwascher, Gerd: Stadt und Hochstift Osnabrück zu Beginn der frühen Neuzeit, in: 450 Jahre Reformation in Osnabrück, hg. v. Kaster Karl Georg u. Steinwascher, Gerd, Bramsche/Osnabrück 1993, S. 29-38.
- Ders. (Bearb.): Gestapo Osnabrück meldet ... . Polizei- und Regierungsberichte aus dem Regierungsbezirk Osnabrück aus den Jahren 1933-1936 (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen XXXVI), Osnabrück 1995
- Ders. (Bearb.): Krieg-Frieden-Toleranz. Quellen zu Dreißigjährigem Krieg und Westfälischen Frieden aus dem Fürstbistum Osnabrück, Melle 1996
- Ders.: Der Westfälische Frieden und das Osnabrücker Land - Ausblick auf eine 350-Jahrfeier, in: Osnabrücker Land, Heimat-Jahrbuch 1998, S. 17-36.
- Strautmann, Hermann: Chronik der Familie Strautmann, MS., Bad Laer 1994
- Strotdrees, Gisbert: Höfe, Bauern, Hungerjahre. Aus der Geschichte der westfälischen Landwirtschaft 1890-1950, Münster-Hiltrup 1991
- Stürmer, Michael: Das ruhelose Reich. Deutschland 1866-1918 (Die Deutschen und ihre Nation, Bd. 3), Berlin 1983
- Stüve, C.: Geschichte des Hochstifts Osnabrück, Bd. 1 u. 2, , Jena 1853 / 1872
- Ders., Wesen und Verfassung der Landgemeinden in Westfalen und Niedersachsen, Jena 1851
- Stüve, Johann Eberhard: Beschreibung und Geschichte des Hochstifts und Fürstenthums Osnabrück mit einigen Urkunden, Osnabrück 1789
- Stupperich, Robert: Westfälische Reformationsgeschichte. Historischer Überblick und theologische Einordnung, Bielefeld 1993
- Teuteberg, Hans Jürgen: Vom Agrar- zum Industriestaat (1850-1914), in: Westfälische Geschichte Bd. 3, hg. v. Wilhelm Kohl, Düsseldorf 1984
- Thaer, Albrecht: Grundsätze der modernen Landwirtschaft, Jena 1809

- Thamer, Hans Ulrich: Verführung und Gewalt. Deutschland 1933-1945 (Die Deutschen und ihre Nation, Bd. 5), Berlin 1986
- Vincke, Johannes, Die Besiedlung des Osnabrücker Landes bis zum Ausgang des Mittelalters, Osnabrück 1927
- Vollrath, Hanna: Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung. Zur diskussion um das Buch „Der Weg in die Geschichte“ von Johannes Fried, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 43, 1995
- Wahlmeyer, Ludwig: Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ostbeverns, in: Ostbevern. Beiträge Geschichte und Kultur einer Gemeinde im Münsterland, hg. v. S. Schmieder, Ostbevern 1988, S. 313-419.
- Ders.: Ostbeverns gewerbliche Entwicklung vor dem Hintergrund der Industrialisierung in Deutschland, in: Ostbevern. Beiträge zur Geschichte des Handwerks, hg. v. Eugen Kotte, Ostbevern 1989, S. 25-48.
- Ders.: Einhundert Jahre Volksbank Laer. Eine Orts- und Bankengeschichte 1894-1994, Hilter/Bad Laer 1994
- Ders.: Winkelsetten, Geschichte einer Bauerschaft im Osnabrücker Land, Bielefeld/Bad Laer 1999
- Warnecke, Edgar F.: Bauernhöfe. Zeugnisse bäuerlichen Lebens im Lande von Hase und Ems, Osnabrück 1984
- Ders.: Das Klima von Laer, in: Bad Laer (Suderberger Hefte Nr. 6), Bad Laer 1985, S. 14-17.
- Wehler, Hans Ulrich: Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, Göttingen 1973
- Ders., Der Bauernbandit als neuer Heros, in: Die Zeit Nr. 39, 18.9.1981
- Ders., Geschichte - von unten gesehen, in: Ebenda Nr. 19, 3.3.1985
- Weil, Josef: Die Siedlungen in der Gemeinde Laer / Kreis Osnabrück. Untersuchungen zur Physiognomie und Funktion, MS., Hausarbeit, 1972
- Wellmeyer, Katharina, Laerer Hausinschriften, in: LN., Jg. 5, Nr. 20, 16.05.1975
- Westheider, Rolf: Versmold. Eine Stadt auf dem Weg ins 20. Jahrhundert, Bielefeld 1994
- Ders.: Geschichte für den Bürger. Bedingungen und Möglichkeiten populärer Regionalgeschichte, in: 82. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, Bielefeld 1995, S. 201-217.
- Ders.: Zwischen den Welten - Zur historischen Bedeutung des Dreiländerecks südlich von Bad Laer, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1997, S. 109-111.
- Ders.: Ein steiniger Weg - Die Ursprünge der Straße zwischen Versmold und Laer, in: Ebenda, S. 112-118.
- Ders.: Dissen und der heutige Südkreis in der Revolution von 1848, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 2000, S. 160-165.
- Ders.: Ein Tor zur Welt? Seit 100 Jahren fährt die Teutoburger-Wald-Eisenbahn auch durch den Süden des Osnabrücker Landes, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 2001, S. 126-133.
- Wilker, Hubertus: Getreuer noch als wie im Spiegel ... . Beiträge zu einer Kulturge-

schichte des Osnabrücker Landes in alten Fotographien 1840-1918 (Schriften zur Kulturgeschichte des Osnabrücker Landes, Bd. 5), Melle 1994
- Winkelmann, W.: Eine westfälische Siedlung des 8. Jahrhunderts bei Warendorf, Germania 32, 1954, S. 189-213.
- Winkler, Klaus: Landwirtschaft und Agrarverfassung im Fürstentum Osnabrück nach dem Dreißigjährigen Krieg. Eine wirtschaftsgeschichtliche Untersuchung (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. 5), Stuttgart 1959
- Wrasmann, Adolf: Das Heuerlingswesen im Fürstbistum Osnabrück, OM., Bd. 44, Osnabrück 1921
- Wrede, Günther: Die Kirchensiedlungen im Osnabrücker Land, in: OM 64, 1950, S. 63-87.
- Ders.:Die Langstreifenflur im Osnabrücker Land. Ein Beitrag zur ältesten Siedlungsgeschichte im frühen Mittelalter, in: OM. 66, 1954
- Ders.: Geschichtliches Ortsverzeichnis des ehemaligen Fürstbistums Osnabrück, Hildesheim 1975
- o.V.: Illustrierter Führer von Laer (Teutoburger Wald) und Umgegend, Laer 1913
- o.V.: Erinnerungsblätter an das 25jährige Jubiläum des Maria-Elisabeth-Hospitals zu Laer am 17. Februar 1927
- o.V.: 1888-1988. 100 Jahre Fahrzeugbau Heinrich Wellmeyer, Bad Laer 1988
- o.V. 50 Jahre Strautmann, Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum, hg. v. Fa. Strautmann, Bad Laer 1980
- o.V.: 75 Jahre Rindviehzuchtverein Bad Laer - Remsede, Festschrift, Bad Laer 1997

2. Quellenverzeichnis und Anmerkungen

1) Quellen

a) Zeitungen und Zeitschriften

- Laerer Nachrichten bzw. Bad Laer Actuell, 1972 ff.
- Iburger Kreisblatt
- Osnabrücker Volksblätter
- Neue Tagespost
- Osnabrücker Kreisblatt

b) Aktenüberlieferung

- Pfarrarchiv Bad Laer
- Gemeindearchiv Bad Laer
- Privatarchive
- Diözesanarchiv, Bildbestand „Raudisch“
- Staatsarchiv Osnabrück, insbes.:
  Register 1ff. (Schatzungsregister)
  Rep 335 Reg. Osnabrück
  Rep 350 Amt Iburg
  Rep 450 Landkreis Iburg
  Dep 104 II, 20. Jahrhundert, (insbes. Kurortentwicklung)

2) Anmerkungen

Anmerkungen zu Kapitel I

1 Das alte „Lodere“ fand die Aufmerksamkeit Ludwigs des Deutschen, der hier Streubesitz an das Kloster Herford übergab; die betreffenden Hufen dienten dem Kloster als Stationen auf dem Weg zu verschiedenen weiteren Besitzungen in Rheine.

2 Vgl. hierzu: K.H. Neufeld, Loarske Köppe, S. 264 u. insbes. Ders., Der Heimatforscher Heimsath, in: Wilhelm Heimsath, S. 10-12. Heimsath war nicht nur als Heimathistoriker aktiv. Er engagierte sich auch in der Kommunalpolitik und hatte entscheidenden Anteil am Bau der TWE. Zudem war er jahrelang im Kirchenvorstand tätig und sorgte mit für die Neuorganisation der alten Laerer Schützengesellschaft.

3 Die von Heimsath gesammelten Fotographien wurden von H. Hiltermann veröffentlicht. Siehe daneben auch die von K.H. Neufeld bearbeiteten Sammlung „Laer vor hundert Jahren“.

4 Vgl. H. Hiltermann, Zum 100. Geburtstag, S. 281f.

5 Vgl. Erich Merse, Vom Schützenwesen

6 Vgl. Heinrich Schockman, Aufzeichnungen

7 Vgl. Bernd Holtmann, Die Geschichte

8 Vgl. Hiltermann (Hg.), 1125 Jahre

9 Vgl. K.H. Neufeld, Heinz Hiltermann, S. 283-285.

10 Heinz Hiltermann, Kleiner Führer

11 Ders., Bad Laer, Bd. 1 und Bd. 2

12 Vgl. etwa: Der Thie und Paulbrink, in Kleiner Führer, S. 38ff. Hier fabuliert er gänzlich unreflektiert über vorchristliche „kultische Spiele“ und dergleichen mehr, über die er vielfach auch in den Laerer Nachrichten schrieb.

13 Etwa die Überlegungen zur Christianisierung des Gaues Suderbergi, zum Standort der Gaukirche und zur Frage, ob Laer als Missionszelle für den heutigen Südkreis Osnabrück gelten kann, in den Beiträgen von F. Philippi, Zur Osnabrücker Verfassungsgeschichte und J. Prinz, Das Territorium. Auch der Beitrag von G. Wrede, Die Kirchensiedlungen, der die Missionsfrage erneut aufnimmt und sie wiederum gegen Laer entscheidet, wäre für Hiltermann leicht verfügbar und zudem von zentraler Bedeutung gewesen.

14 Vgl. etwa: Bad Laer - früher ein Leinenzentrum

15 Neufeld ist in der Ortsgeschichte mit einem eigenständigen Beitrag vertreten; er diskutiert den Text jener o.a. Urkunde mit der Ersterwähnung Bad Laers im Jahre 851.

16 Vgl. z.B.: Neufeld, Laer als Missionszelle

17 Seine Argumentationen zur Rekatholisierung Laers nach 1648 in dem Beitrag „Laer um 1648“ offenbaren diese legitimatorischen Absichten deutlich. So werden von ihm die legendären „Gravamina“ (s. unter S. 123f.) in erster Linie als Beleg für die Berechtigung zur Rekatholisierung Laers herangezogen, ohne die Quelle, in der es in seltener Ausführlichkeit ausschließlich um den Widerstand gegen die obrigkeitlich verordnete Rekatholisierung geht, auch nur einen Augenblick lang ernst zu nehmen. Statt dessen ergreift er Partei für Huge und die Drohung mit „Gut und Blut“ und ignoriert dabei die eigentliche Bedeutung der Capitulatio völlig, die doch letztlich nichts anderes als ein Diktat war, dem die Bevölkerung unterworfen wurde.

18 Beispielhaft hierfür steht etwa die Artikelfolge: Laers Bevölkerung im Jahre 1630/31.

19 Beispielhaft hierfür steht ein jüngerer Beitrag: Villa Lodere. Insbesondere dieser Aufsatz, als Basisartikel für das Heimatjahrbuch konzipiert, zeigt, daß Neufelds eigentliches Interesse in der eher nachgeordneten Bedeutung Laers als Objekt der Politik gilt. Als eigenständig handelndes Gemeinwesen tritt der Ort überhaupt nicht auf. Die Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens werden ebenso ignoriert, wie etwa die soziale Gliederung. Neufeld konzentriert sich statt dessen auf die Bedeutung Laers z.B. für den Bischof von Osnabrück oder auch für den regionalen Adel.

20 Vgl. hierzu: Jürgen Reulecke, Stadtgeschichte, S. 20.

21 Rolf Westheider, Geschichte für den Bürger, S. 208.

22 Ebenda.

23 Bis heute sind im Zusammenhang des Promotionsprojektes u.a. folgende Beiträge von mir entstanden: Zum 350. „Friedensjubiläum“: Das Kirchspiel. Hierzu entstand auch eine Ausstellung zum Dreißigjährigen Krieg und der Bedeutung des Westfälischen Friedens vor Ort, dazu mehrere Vorträge anlässlich der Feiern zum 350. Friedensjubiläum in Bad Laer und in der Region. Aus Anlaß des Jubiläums des Solefreibades: Ders., Vom Privatunternehmen. Aus Anlaß der Gründung des „Heimat- und Mühlenvereins Bad Laer“: Ders., Erinnerungen. Aus Anlaß des Jubiläums der Freiwilligen Feuerwehr Bad Laer: Ders., Von füersbrunst, S. 120-130; 5. Aus Anlaß des 25. Jahrestages der staatlichen Anerkennung des Solbades Laer: Ders., Bad Laer. Hierzu auch die Ausstellung: Bilder aus dem alten Solbad Laer“ mit entsprechender Vortragstätigkeit, September 2000; 6. Ohne weitere Anlässe: Zwischen Pietá, S. 184-192; Geselligkeit, Vaterlandsliebe und Kirchengesang, S. 143-147. Einige weitere Beiträge, einmal eine Auswertung einzelner Kriegsbriefe aus dem August 1914 sowie ein Festbuch zum 150. Jubiläum der Unabhängigkeit der Pfarrgemeinde Remsede sind derzeit in Druck. Zudem sei noch auf eine Bildersammlung vor Ort hingewiesen, die u.a. zur Bebilderung der geplanten Ortsgeschichte dringend notwendig war. In Zusammenarbeit mit den örtlichen Vereinen und sonstigen Interessierten kam eine Sammlung von etwa 500 alten Aufnahmen zustande, die mittlerweile weitestgehend digitalisiert und damit reproduzierbar sind, den Bedarf dabei weit überschreiten und vom Doktoranden verschiedentlich für Ausstellungen eingesetzt worden sind.

24 Jürgen Kocka, Sozialgeschichte, S. 163.

25 Jens Flemming, Klaus Saul und Peter-Christian Witt (Hg.), Quellen, S. 6.

26 Vgl. insbes. Hans Ulrich Wehler, Bauernbandit; vgl. ders., Geschichte

27 Hanna Vollrath, Geschichtswissenschaft, S. 457.

28 Flemming u.a., Quellen, S. 4.

29 Ebenda, S. 8.

30 Peter Borscheid, Alltagsgeschichte, S. 94.

31 Dazu mußten neben der lokal- und regionalgeschichtlichen Literatur auch eine Reihe von Archivbeständen ausgewertet werden; hierzu zählten neben dem Pfarrarchiv Bad Laer und dem Diözesanarchiv Osnabrück (insbesondere

für Bildbestände) in erster Linie die Bestände des Gemeindearchivs Bad Laer, das bis dahin noch nie benutzt worden war, und die das Amt Iburg bzw. die Landdrostei/Regierung betreffende Bestände des Staatsarchivs Osnabrück.

32 Angesichts der schwierigen Quellenlage - weite Teile der Bestände des zuständigen Staatsarchivs wie auch des Gemeindearchivs sind im Zweiten Weltkrieg vernichtet worden - muß in diesem Zusammenhang auch umfängliches Interviewmaterial erarbeitet und ausgewertet werden.

33 Vgl. Thomas Nipperdey, Neugier, S. 7-23.

34 Heinrich Schmidt, Heimat S. 38.

Anmerkungen zu Kapitel II.1

1 Gerd Steinwascher, Stadt und Hochstift Osnabrück zu Beginn der frühen Neuzeit, in: 450 Jahre Reformation in Osnabrück, hg. v. Karl Georg Kaster und Gerd Steinwascher, Bramsche 1993, S. 35.

2 Ebenda, Stadt, S. 36.

3 Vgl. Christine van den Heuvel, Der Ausbau der Territorialherrschaft im konfessionellen Zeitalter, in: 450 Jahre, S. 544.

4 K.H. Neufeld, Die Vögte des Kirchspiels Laer (1600-1857), in: LN., Jg. 11, Nr. 3, 15.02.1981.

5 Ebenda.

6 Ebenda.

7 Vgl. Ebenda; vgl. Ders., Vögte in Laer von 1493-1847, in: LN., 1. Jg, 23.09.1983 und ders., Hundorf: Vogt – Lehrer – Händler, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1999, S. 248. Die Daten in den Artikeln weichen voneinander ab. Legt man den neueren Artikel zugrunde, ergibt sich die im Text beschriebene Amtsfolge.

8 Christine v.d. Heuvel, Beamtenherrschaft und Territorialstaat. Behördenentwicklung und Sozialstruktur der Beamtenschaft im Hochstift Osnabrück 1550-1800 (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, hg. v. Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, Bd. 24), Osnabrück 1984, S. 249.

9 K.H. Neufeld, Die Vogt-Familie Docen, in: LN., Jg. 12, Nr. 7, 15.04.1982.

10 v. d. Heuvel, Beamten, S. 254.

11 Im Jahre 1966 wurde die Legge schließlich abgerissen.

12 K.H. Neufeld, Vögte in Laer.

13 C. Stüve, Geschichte des Hochstifts Osnabrück von 1508 bis 1623, Bd. II, ND. d. Ausgb. v. 1872, Osnabrück 1980, S. 562.

14 Heinrich Schockmann, Aufzeichnungen zur Geschichte des Kirchspiels Laer bis 1900, Ms., ca: 1946, S. 165.

15 Ebenda, S. 162f.

16 Bernd Holtmann, Die Geschichte der katholischen Kirchengemeinde St. Marien Laer, FS, Laer 1974, S. 38.

17 Vgl. K.H. Neufeld, Archidiakon und Sazellan im alten Kirchspiel Laer T.W., in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1992, S. 106.

18 Ebenda, S. 107. Dafür spricht auch der Umstand der späten Erwähnung Bischöflicher Kaplaneien (1243), was wiederum darauf hindeutet, daß die Sazellanate nicht etwa die ältesten Kirchen im Stift gewesen sind, sondern daß es sich bei ihnen um spätere Schöpfungen ohne reale inhaltliche Funktion handelte.

19 Vgl. Ders., Pastöre und Plebane, in: LN., Jg. 2, Nr. 3, 1984.

20 Vgl. hierzu: Ders., Aus Laer am Ende des Mittelalters, in: LN., Jg. 1, Nr. 12, 1983.

21 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 197.

22 K.H. Neufeld, Rechnungslegung für die Laerer Kirche 1618-1622, in: LN., Jg. 3, 13.12.1985.

23 Vgl. hierzu: Ders., Gildehaus und Gildemeister im Kirchspiel Laer, in: LN., Jg. 3, 22.11.1985.

Anmerkungen zu Kapitel II.2

1 Heinrich Böll, Böll, Ein Jahrhundert wird besichtigt, in: Die Zeit Nr. 43, 14.10.1977, S. 25.

2 Anton Schindling, Reformation, Gegenreformation und Katholische Reform im Osnabrücker Land und im Emsland, in: Osnabrücker Mitteilungen (OM.), Bd. 94, 1989, S. 43.

3 Vgl. Ebenda, S. 35ff.

4 Ebenda, S. 40.

5 Kirchenordnung für die Landkirchen des Stifts Osnabrück, aufgestellt und verordnet vom ehrwürdigsten und berühmtesten Herrn Franciscus, Bischof zu Münster, Osnabrück und Paderborn, Graf von Waldeck, (verfaßt) von Magister Hermannus Bonnus, Lübeckischer Superintendent (1543), hier: Vom ehelichen Leben der Pastoren, in: 450 Jahre, S. 215.

6 van den Heuvel, Ausbau, S. 543.

7 Vgl. Ebenda.

8 Schindling, Reformation, S. 43.

9 in: Das Osnabrücker Land in alten Karten, Plänen und Bildern, Katalog, Osnabrück 1959, Nr. 248.

10 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 167. Vgl. hierzu auch: Ludwig Hoffmeyer, Chronik der Stadt Osnabrück, 5 0 , bearb. u. erw. von Heinrich Koch, Osnabrück 1985, S. 143.

11 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 167.

12 Vgl. van den Heuvel, Ausbau, S. 544.

13 Vgl. Holtmann, Geschichte, S. 43.

14 Vgl. hierzu: Hansgeorg Molitor, Der Kampf um die konfessionellen Besitzstände im Fürstbistum Osnabrück nach 1648. Johann von Hoya, Franz Wilhelm von Wartenberg und die Einführung des Tridentinums, in: Osnabrücker Mitteilungen, Bd. 93, 1988, S. 71. Der gegenreformatorische Bischof Franz v. Wartenberg versuchte später an Hand gefälschter Dokumente zu beweisen, daß schon in der Zeit des Johann von Hoya das Tridentinum in Osnabrück eingeführt, der Konfessionsstand im ganzen Hochstift also katholisch gewesen sei, um so seine Ansprüche auf die katholische Herrschaft im Hochstift bei den Friedensverhandlungen durchzusetzen. Molitor hat nachgewiesen, daß v. Wartenberg hierfür Dokumente gefälscht hat. Das Tridentinum ist erst 1625 (ein Jahr zu spät) eingeführt worden, was auch die relativ freie Entwicklung in den kirchlichen Zuständen der Landgemeinden im Osnabrücker Land zu erklären hilft.

15 An sich ist es falsch, die evangelischen Herrscher als „Fürstbischöfe“ zu bezeichnen, denn sie haben nie die Bestätigung des Papstes erhalten. Heinrich von Sachsen-Lauenburg immerhin war vom Kaiser belehnt worden, während der übernächste Bischof Philipp Sigismund von Braunschweig-Wolfenbüttel ohne päpstliche und kaiserliche Bestätigung regierte. Die evangelischen Fürstbischöfe waren also nur „postulierte“ Bischöfe, die sich der Opposition des Domkapitels sicher sein konnten.

16 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 167f.

17 C. Stüve, Geschichte, Bd. II, S. 377.

18 Ebenda.

19 Vgl. Neufeld, Ein Überfall im Jahr 1596, in: LN., Jg. 2, Nr. 5, 1984.

20 Ebenda.

21 1125 Jahre Kirchspiel Laer T.W., hg. v. H. Hiltermann, (Suderberger Hefte Nr. 2), Bad Laer 1976, S. 93.

22 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 168.

23 Stüve, Geschichte, Bd. II, S. 400.

24 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 169.

25 v. d. Heuvel, Ausbau, S. 546.

26 Stüve, Geschichte, Bd. II, S. 457.

27 Ebenda., S. 473.

28 Vgl. Ebenda, S. 471.

29 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 169.

30 Ebenda.

31 Stüve, Geschichte, Bd. II, S. 471.

32 Vgl. Ebenda, S. 472.

33 Ebenda, S. 495.

34 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 170.

35 Stüve, Geschichte, Bd. II, S. 528.

36 Vgl. Hoffmeyer, Chronik, S. 163.

37 Stüve, Geschichte, Bd. III, S. 22.

38 v. d. Heuvel, Ausbau, S. 546.

39 Visitationsprotokolle des Albert Lucenius, hier: Laer, abgedr. in: Wilfried Pabst, Konfessionelles Nebeneinander im geistlichen Fürstentum Osnabrück. Protokolle des Generalvikars Albert Lucenius über die Visitation der Kirchen und Klöster im Osnabrücker Land (1624/25), Heimatkunde des Osnabrücker Landes in Einzelbeispielen, hg. v. Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, H. 9, Osnabrück 1997, S. 14f.

40 Stüve, Geschichte, Bd. III, S. 42.

41 Vgl. Ebenda, S. 175.

42 Anton Schindling, Reformation, S. 48.

43 Hermann Rothert, Westfälische Geschichte, II. Bd., Das Zeitalter der Glaubenskämpfe, 4^{0} 1951, ND. Gütersloh 1981, S. 152.

44 Stüve, Geschichte, Bd. III, S. 49.

45 Ebenda. S. 51.

46 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 171.

47 Ebenda.

48 Stüve, Geschichte, Bd. III, S. 83.

49 Neufeld, Kirchenburg von Bad Laer im 30jährigen Krieg, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1989, S. 75.

50 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 171f.

51 Hoffmeyer, Cronik, S. 173.

52 Ebenda, S. 175.

53 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 180f.

54 Stüve, Geschichte, Bd. III, S. 114.

55 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 172.

56 K.H. Neufeld, Ein Brief aus dem 30jährigen Krieg, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1985, S. 75f.

57 Ebenda.

58 Vgl. zur Debatte um den Kriegseintritt Schwedens z.B.: Johannes Burkhardt, Der Dreißigjährige Krieg, Frankfurt am Main, 1992.

59 Stüve, Geschichte, Bd. III, S. 160.

60 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 172.

61 Stüve, Geschichte, Bd. III, S. 171.

62 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 173.

63 Hoffmeyer, Chronik, S. 180.

64 Theatrum Europaeum, Bd. III, hg. v. Mathaeus Merian, Frankfurt am Main 1944, S. 106, abgedruckt bei: Herbert Langer, Schweden als Bewahrer des Erbes der Reformation, in: 450 Jahre Reformation, S. 606.

65 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 173.

66 Vgl. Neufeld, Laer`s Bevölkerung im Jahre 1630-1631, 4 T., in: LN., Jg. 12 Nr. 1ff., 1982.

67 Vgl. hierzu: Ernst Hinrichs, Einführung in die Geschichte der Frühen Neuzeit, München 1980. Hinrichs gibt hier u.a. eine Einführung in die Grundlagen der Geschichte der Familie in ihrer Abhängigkeit und in ihrer Zuordnung zum Wirtschaftsbetrieb.

68 Friedhelm Jürgensmeier, Konfessionelle Weichenstellung für das Bistum Osnabrück in den Jahren 1623 bis 1625, in: 450 Jahre Reformation, S. 598.

69 Carsten Becker, in: Ebenda, S. 616.

70 „Christliche kirchen regulen des fürstenthums Oßnabr(ück), nach welchen sich die seelsorger zu verwaltung ihrer ämbter werden richten, biß auf gnädigen befehl des hochgebohrnen herrn, herrn Gustav Gustavsson, unsers gnädigen landesherrn, eine beständige kirchen ordnung verfertigt wird“, Transkription des Textes nach einer Abschrift des 18. Jahrhunderts, in: Ebenda, S. 618-621.

71 Vgl. Ebenda, S. 621.

72 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 181.

73 Ebenda, S. 182.

74 Stüve, Geschichte, Bd. III, S. 196.

75 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 182. Auch für Schockmann war Schulrabe hier als evangelischer Pastor tätig. Problematisch ist aber, daß neueren Erkenntnissen Karl-Heinz Neufelds zufolge Schulrabe nicht „unter den evangelischen Geistlichen des Landes“ aufgeführt ist (Gesprächsnotiz). Jedoch müßte dann geklärt werden, welche Position er gehabt haben könnte. Schulrabe lebte ja tatsächlich die Schwedenzeit hindurch in Laer und zwar im Pfarrhaus, und beim Amtsantritt des Pastors Hermann Geistmann war Schulrabe derjenige, der „ordnungsgemäß das Amt und die Kirchengeräte (übergab): einen vergoldeten Kelch, einen zinnernen Kelch, 4 Leuchter aus Messing und 14 Leuchter aus Zinn, ein Altartuch, ein Antependium und ein Wehrauchfaß. J. Schulrabe blieb vorerst allerdings noch im Pfarrhaus wohnen; er hatte am 12. Januar 1651 eine vergebliche Eingabe in Iburg gemacht, seinen Wegzug aufzuschieben“, zit. n. Neufeld, H. Geistmann, ein Glandorfer Pastor in Laer, LN. Jg. 12, Nr. 8, 1982.

76 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 175.

77 Ebenda. Vgl. hierzu auch: Bernhard Beckmann, Glandorf zur Zeit der Reformation und des 30jährigen Krieges, T. 2, in: LN., Jg. 9, Nr. 2, 1979. Beckmanns Schilderung nach fand der Brand im Jahre 1636 statt. Sein Anlaß war nicht die Erschießung schwedischer Soldaten, sondern der Umstand, daß Glandorf die Forderungen der schwedischen Soldaten nicht mehr zu erfüllen im Stande war. Welche der beiden Schilderungen letztlich zutreffend ist, kann hier nicht entschieden werden.

78 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus. Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch, dtv-weltliteratur, S. 16f.

79 Vgl. Stüve, Geschichte, Bd. III, S. 200.

80 Ebenda, S. 207.

81 Ebenda, S. 231f.

82 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 175.

83 Vgl. Stüve, Geschichte, Bd. III, S. 272ff.

84 Ebenda, S. 247.

85 Ebenda, S. 273f.

86 Gryphius. Werke in einem Band, ausgew. u. eingel. v. Marian Szyrockim, 5 ^{0}, Berlin (O) u. Weimar 1985, S. 3f.

87 Vgl. hierzu auch die Schilderungen bei Hoffmeyer, Chronik, S. 219.

88 Gerd Steinwascher, Der Westfälische Frieden und das Osnabrücker Land - Ausblick auf eine 350-Jahrfeier, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1998, S. 28.

89 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 186.

90 Vgl. hierzu auch: Neufeld, Der Westfälische Friede, in: LN., Jg. 12, Nr. 13, 15.07.82.

91 Steinwascher, Westfälische Frieden, S. 29.

92 Neufeld, Kirchspiel und Pfarrei vor 200 Jahren, in: LN., Jg. 6, 25.11.88.

93 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 189, Eingabe von Schulrabe an den Rentmeister in Iburg, 12.01.1651.

94 Vgl. Neufeld, H. Geistmann

95 Vgl. ders., Martin Huge, 33 Jahre Pfarrer des Kirchspiels Laer, in: LN., Jg. 10, 01.06.80.

96 Holtmann, Geschichte, S. 48.

97 Vgl. Neufeld, Liste der Kommunikanten von 1651/52, in: LN., Jg. 7, 15.12.89.

98 Vgl. ders., Kirch- und Schulvisitation 1653, in: LN., Jg. 11, 15.10.81.

99 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 188. In dieser Perspektive kommt der „Liste der Kommunikanten“ eine

besondere Bedeutung zu: Zum Ende des Krieges zählten keine 200 Erwachsene zu den Kommunikanten. Schockmann selbst weist noch darauf hin, „daß die Tätigkeit des katholischen Pastors dem größten Mißtrauen begegnete und von vielen Kirchspielsangehörigen abgelehnt wurde“ (Aufzeichnungen, S. 186f.). Er belegt das u.a. damit, daß in den Jahren 1652 und 1653 offenbar niemand die Sterbesakramente empfangen hat. Insofern dokumentiert die Liste der Kommunikanten auch, daß der katholische Pastor von Laer in den ersten Jahren nach 1648 einen schweren Stand hatte. 50 Jahre darauf sah das anders aus; schon durch die Jahre der Gewöhnung war das Kirchspiel fast vollständig rekatholisiert. So gab es im Jahre 1708 allein schon in Westerwiede 168 Kommunikanten, mehr als im gesamten Kirchspiel 50 Jahre zuvor.

100 Schockmann hat die Beschwerde in die Jahre 1656/57 datiert. Einem Hinweis von Neufeld folgend scheint sie aber der Anrede „Eminenz“ wegen eher in die Zeit nach der Erhebung Franz Wilhelms zum Kardinal erfolgt sein, also nach 1660.

101 Pfarrarchiv, Gravamina gegen Pfarrer Huge

102 Schockmann, Neufeld und Holtmann schätzen die Arbeit Huges wie folgt ein: Nach Holtmann, Geschichte war er ein „vorbildlicher“ Priester (S. 48), nach Schockmann war er nach Jahren der „Mietlinge“ endlich der „gute Hirte“ (S. 195) und auch Neufeld beschreibt ihn als verdienstvollen Mann.

103 K.H. Neufeld, Osnabrücker Agende, in: Bad Laer Actuell, Jg. 14,. 09/96.

104 Vgl. hierzu: Neufeld, Kirch- und Schulvisitation und: Ders., Laer um 1648, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1998, S. 120-128.

105 Monika Fiegert, Die Schulen von Melle und Buer im Hochstift Osnabrück vom Westfälischen Frieden bis zur Säkularisierung. Eine Regionalgeschichte des niederen Schulwesens im Prozeß der Konfessionalisierung, (OGQuF Bd. 32), Osnabrück 1992, S. 17.

106 Neufeld, Kirch- und Schulvisitation.

107 ders., Martin Huge.

108 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 177.

109 K.H. Neufeld, Schulneubau um 1824, LN., Jg. 4, 24.10.86.

110 Vgl. ders., Kirch- und Schulvisitation 1653

111 ders., Schulneubau

112 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 210. Schockmann vermutet, daß Hundorf aus der Vogtenfamilie Hundorf stammt. Seine Einschätzung wird von Neufeld bestätigt, vgl. K.H. Neufeld, Hundorf.

113 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 211.

114 Vgl. Ebenda, S. 187.

115 V.d. Heuvel, Beamten S. 112.

116 Klosterannalen, zit. n. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 242.

117 Ebenda.

118 Vgl. v. d. Heuvel, Beamten S. 243.

119 Ebenda, S. 128.

120 Ebenda, S. 131.

121 Ebenda, S. 130.

122 Ebenda, S. 131, Anm. 111.

123 in: Schockmann, Aufzeichnungen, S. 242.

124 v. d. Heuvel, Beamten, S. 132.

125 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 59.

126 K.H. Neufeld, Villa Lodere von 851 an, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1997, S. 25.

127 Alfred Bauer sen., Die Entstehung des Salzwerks Rothenfelde und seine ersten Jahrzehnte, (1952), in: Bad Rothenfelde. Vom Salzwerk zum Heilbad, hg. v. Gerhard Olhoff, Bad Rothenfelde 1986, S. 55.

128 Ebenda, S. 55.

129 Biographisches Handbuch zur Geschichte der Region Osnabrück, bearb. v. Rainer Hehemann, Bramsche 1990, S. 57.

130 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 202.

131 v. d. Heuvel, Beamten, S. 142.

132 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 204.

133 v. d. Heuvel, Beamten, S. 143.

134 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 204.

135 Vgl. Ebenda, S. 203. Vgl. dazu K.H. Neufeld, Eine Tragödie?, in: LN., Jg. 11, Nr. 6, 01.04.1981.

136 v. d. Heuvel, Beamten, S. 143.

137 Vgl. Ebenda, S. 144.

138 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 204.

139 Ebenda, S. 242.

140 Ebenda, S. 243.

141 Ebenda, S. 204.

142 Vgl. v. d. Heuvel, Beamten, S. 140.

143 Wolf Dieter Mohrmann, Die Politische Geschichte des Osnabrücker Landes im Überblick, in: Bernd Meyer u.a., Das Osnabrücker Land, (Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung, Folge 6), Hannover 1988, S. 89.

144 Ebenda.

145 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 205.

146 Ders., 1125 Jahre, S. 101.

147 Vgl. Ebenda.

148 Ebenda, S. 102. Außerdem: Katharina Wellmeyer, Laerer Hausinschriften, in: LN., Jg. 5, Nr. 20, 16.05.1975.

149 K.H. Neufeld, Feuerschutz und Feuerwehr in früherer Zeit, in: LN., 5. Jg., 20.02.1987.

150 Vgl. Staatsarchiv Osnabrück (StaOs.), Rep 350 Ibg. Nr. 1844, Bericht des Vogten Greve über die Besprechung der „Kirchspielsvorsteher, Kirchenprovisoren und Martheilungs-Deputierte“, 02.02.1824.

151 Ebenda.

152 Heinrich Hiltermann, Kleiner Führer durch das Solbad Laer TW., (Suderberger Hefte Nr. 1), hg. v. Kur- und Verkehrsverein Bad Laer, 2. Aufl., 1979, S. 40.

153 ders., Der Nothbrunnen am Paulbrink, in: LN., Jg. 9, Nr. 18, 01.10.1979.

154 StaOs, Rep 350 Ibg. Nr. 6175, Instruktionen für Nachtwächter Weiss, 03.07.1835.

155 Gemeindearchiv Bad Laer (Ga) Nr. 227, Dienst-Instruction für den Gemeindediener der Samtgemeinde Laer, o.D. vermutlich Frühjahr/Sommer 1853.

156 Christine und Gerd v. d. Heuvel, Reaktionen auf die Französische Revolution im Hochstift Osnabrück, in: Osnabrücker Mitteilungen, Bd. 94, Osnabrück 1989, S. 205f.

157 Ebenda, S. 214.

158 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 277. Schockmann bezieht sich auf eine Urkunde der Familie Müscher, datiert mit dem 19. April 1805.

159 Vgl. Ebenda, S. 276.

160 Vgl. Ebenda, S. 286.

161 Bonaparte, 87. Bulletin v. 4.11.1807, in: Helmut Berding, Napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik, (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 7), Göttingen 1973, S. 20f.

162 Reinhard Oberschelp, Politische Geschichte Niedersachsens 1803-1866, Hildesheim 1988, S. 42.

163 Vgl. Antoinette Joulia, Ein französischer Verwaltungsbezirk in Deutschland: Das Oberems-Departement (1810-1813), in: OM., Bd. 80, Osnabrück 1973, S. 92.

164 Oberschelp, Politische Geschichte, S. 44.

165 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 282.

166 Vgl. hierzu: Bericht des späteren Bauern Steinkamp, in: Ebenda, S. 282ff. Steinkamps Bericht ist auch von H. Hiltermann publiziert worden. Vgl. Ein Laerer Lebensbild aus Franzosen- und Hannoverzeit (1812-1843), in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1976, S. 60-71.

167 Ebenda, S. 286.

168 Ebenda.

169 Ebenda.

170 Ebenda, S. 287.

Anmerkungen zu Kapitel II.3

1 K.H. Neufeld, Trauungen 1651-1723, LN. Nr. 9, 10.08.84.

2 Holtmann, Geschichte, S. 48.

3 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 197.

4 Neufeld, Todesangstbruderschaft, LN., Jg. 2, 15.12.84.

5 Vgl. Ebenda und Schockmann, Aufzeichnungen, S. 197.

6 Ebenda, S. 201.

7 Ebenda, S. 208.

8 Vgl. Neufeld, Das alte Pastorat Laer, LN., Jg. 5, 25.09.1987.

9 K.H. Neufeld, Wegkreuze und Bilder im alten Kirchspiel Laer. Auf Grund einer Fotosammlung im Pfarrarchiv zu Bad Laer, (Suderberger Hefte Nr. 7), Bad Laer 1990, S. 16.

10 Ebenda, S. 17.

11 Holtmann, Geschichte, S. 50.

12 K.H. Neufeld, Kirchspiel und Pfarrei vor 200 Jahren

13 Holtmann, 100 Jahre, S. 59.

14 Bartelsmann an den Rektor des Gregorianums in Rom, 06.02.1855, zit. n. Neufeld, Ein Brief des jungen Kaplans Bartelsmann von 125 Jahren, in: LN., Jg. 10, Nr. 16, 01.09.1980.

15 Ebenda.

16 in: Schockmann, Aufzeichnungen, S. 293.

17 Ebenda, S. 294.

18 Ga. Nr. 323, Amtshauptmann an Samtvorsteher, 17.07.1879.

19 in: Ebenda, 23.08.1911, Laer 19. August, Ausschnitt Iburger Kreisblatt.

20 K.H. Neufeld, Ein Brief des Pfarrers Bartelsmann an den Rektor vom Collegium germanicum in Rom aus dem Jahre 1885, in: LN., Jg. 10, Nr. 17, 15.09.1980.

21 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 297.

22 Ebenda, S. 296.

23 K. H. Neufeld, Zum Laerschen Kreuzweg, in: BL., Jg. 13, 03/95.

24 zit. n. Ebenda.

25 Vitus Mannel, Der Kalvarienberg von Bad Laer, ein wertvolles Kulturerbe, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1997, S. 222.

26 Ebenda.

27 Vgl. Schockmann, S. 226.

28 K.H. Neufeld, Sozialfürsorge früher, in: LN, Jg. 6, 05.02.88.

29 Ebenda.

30 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 225.

31 Ebenda.

32 Vgl. Ebenda, S. 226.

33 Vgl. Neufeld, Sozialfürsorge.

34 Ebenda.

35 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 227.

36 Ebenda.

37 Neufeld, Sozialfürsorge.

38 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 212.

39 Neufeld, Einkünfte und Pflichten vom Schulvikar im 18. Jahrhundert, in: BL., Jg. 9, 18.10.91.

40 Hermann Herkenhoff, Bildungswesen, in: Der Landkreis Osnabrück. Geschichte und Gegenwart, hg. v. Hans-Joachim Behr, Osnabrück 1971, S. 289.

41 zit. nach: Fiegert, Schulen, S. 39. Die Schulpflicht galt wohl auch für die katholischen Kirchspiele, denn Ernst August richtete seine Schulordnung für das Landschulwesen an „alle unseres Stiffts Osnabrück Eingeseßene und unterthanen“, d.h. nicht nur (wie in einer vergleichbaren Anordnung aus 1670) an die evangelischen Kirchspiele.

42 Katholische Landschulordnung von 1786, in: Johannes Rothert, Die Entwicklung des katholischen Volksschulwesens im Bistum Osnabrück, Osnabrück 1921, S. 25.

43 Neufeld, Laersche auf dem Carolinum, LN., Jg. 12, Nr. 19., 15.10.82.

44 Vgl. hierzu: Liste der Priester aus der Pfarrgemeinde Laer, in: Holtmann, Gemeinde, S. 102ff.

45 Katholische Landschulordnung, in: Rothert, Entwicklung, S. 25.

46 Ebenda, S. 27.

47 Ebenda, S. 26.

48 Ebenda.

49 Holtmann, Geschichte, S. 51.

50 StaOs., Rep. 703, Kath. Kons. Os., Nr. 225, Redecker an Commission in kath. Kirchensachen, 13.08.1804.

51 Vgl. Neufeld, Geistlicher in Remsede – Grundlagen der Pfarrei, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1997, S. 106.

52 Holtmann, Geschichte, S. 54.

53 Rothert, Entwicklung, S. 21.

54 Vgl. Herkenhoff, Bildungswesen, S. 290.

55 Overberg hatte u.a. Anweisungen zum zweckmäßigen Schulunterricht, ein Religionshandbuch und auch eine Geschichte des Alten und des Neuen Testaments verfasst, die nach Rothert auch allgemein verfügbar waren. Vgl. Rothert, Entwicklung, S. 35.

56 StaOs., Rep. 703, Kath. Kons. Os., Nr. 225, Aufstellung Wehlage, um 1810.

57 Vgl. Bernhard Nonte, Remsede. Festschrift zum Jubiläum der St. Antonius Gemeinde, Mettingen 1985, S. 44f.

58 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 1842, Pastor Hüdepohl und Vogt Greve, 01.04.1800.

59 Ebenda.

60 K.H. Neufeld, Die Schule in Müschen, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1992, S. 90.

61 StaOs., Rep 350 Ibg. Nr. 1846, Vogt Greve an Amt Iburg, 28.07.1832.

62 Rep. 336, Reg. Os., Nr. 628, Bd. 1, Pastor Hamberg an Konsistorium, 02.09.1864.

63 Neufeld, Schule in Müschen, S. 90f.

64 Rep. 336, Reg. Os., Nr. 628, Bd. 1, Pastor Hamberg an Konsistorium, 02.09.1864.

65 StaOs., Rep. 703, Kath. Kons. Os., Nr. 225, Vikar Redecker an ungenannten Pastor, u.U. Freye, Iburg, 01.08.1805.

66 Vgl. Ebenda, Vikar Redeker an Commision in kath. Kirchensachen, 13.08.1804. Redecker schreibt, daß er den Schuldienst in Laer im Jahre 1798 aufgenommen habe, nicht schon, wie in der Literatur vermerkt, in 1797.

67 Katholische Landschulordnung von 1786 nach Rothert, Entwicklung, S. 22ff., hier S. 23.

68 StaOs., Rep. 703, Kath. Kons. Os., Nr. 225, Vikar Redecker an ungenannten Pastor, u.U. Freye, Iburg, 01.08.1805.

69 Ebenda.

70 Vgl. StaOs Rep. 350 Ibg. Nr. 1844, Neubau Knabenschule, Vogt Greve an Amt Iburg, 29.04.1819.

71 Pastor Hüdepohl an Archidiakon, um 1791, zit. n. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 217.

72 Ebenda.

73 Ebenda.

74 Vgl. StaOs. Rep 703, Kath. Kons. Os., Nr. 225, Kommission in katholischen Kirchsachen, 22.05.1805.

75 Ebenda, Redecker, 01.08.1805.

76 Ebenda.

77 Vgl. Ebenda, Publicandum zu Laer, 21.10.1805.

78 Ebenda, Redecker an Konsistorium, 10.03.1806.

79 Vgl. Ebenda, Welage, o.D., um 1810. Täglich wurden 180 bis 200 Kinder den Anweisungen Overbergs folgend unterrichtet.

80 Vgl. K.H. Neufeld, Schule in Laer 1810, in: BL., Jg. 10, 15.05.92.

81 Vgl. Rothert, Die Entwicklung, S. 32.

82 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 1844, Schulvikar Hülster, vermtl. a. d. Amt Iburg, 29.10.1817.

83 Ebenda.

84 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 1844, Vogt Greve an Amt Iburg, 29.04.1819.

85 Vgl. StaOs., Rep. 703, Kath. Kons. Os., Nr. 225, Pastor Homann an Konsistorium, 05.04.1819.

86 Ebenda.

87 zit. n. Neufeld, Schule in Laer um 1810

88 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 1844, Vikar, 14.10.1817.

89 StaOs., Rep. 703, Kath. Kons. Os., Nr. 225, Hülster, 14. Okt. 1817.

90 Ebenda.

91 Rep. 350 Ibg., Nr. 1844, Greve an Amt Iburg, 23.04.1819.

92 Ebenda, Greve an Amt Iburg, 29.04.1819.

93 Ebenda.

94 Ebenda, Greve an Amt Iburg, 23.04.1819.

95 Ebenda, Greve an Amt Iburg, 23.040.1819.

96 Ebenda, Pastor Homann an Amt Iburg. 10.06.1823.

97 Vgl. Ebenda, Nr. 5773, Greve an Amt Iburg, 11.12.1824.

98 Ebenda.

99 Vgl. hierzu: Nr. 1844, verschiedene Anschreiben und Rechnungslisten 1823/1824.

100 Ebenda, Greve an Amt Iburg, 16.03.1824.

101 Ebenda.

102 Vgl. Rothert, Die Entwicklung, S. 32f.

103 Domprediger Goldschmidt, Visitationsbericht 1836/37, zit. n. Ebenda, S. 38.

104 Ebenda.

105 zit. n. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 309.

106 Domprediger Goldschmidt, Visitationsbericht 1836/37, zit. n. Rothert, Die Entwicklung, S. 38.

107 StaOs., Rep. 703, Kath. Kons. Os., Nr. 225, Pastor Homann an Kons., 09.05.1823.

108 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 1844, Consistorium (Dorfmüller) an Amt Iburg, 25.06.1823.

109 StaOs., Rep. 703, Kath. Kons., Os., Nr. 225, Pastor Homann an Kons., 09.05.1823.

110 Domprediger Goldschmidt, Visitationsbericht 1836/37, zit. n. Rothert, Die Entwicklung, S. 38.

111 zit. n. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 308.

112 Vgl. StaOs., Rep. 336, Reg. Os., Nr. 628, Bd. 1, „Nachweisung des gegenwärtigen Bestandes der Hauptschule zu Laer“.

113 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 307.

114 StaOs., Rep. 336, Reg. Os., Nr. 628, Bd. 1, Etat der Lehrerstelle zu Laer, Amt Iburg.

115 Vgl. Ebenda.

116 Ebenda, „Nachweisung des gegenwärtigen Bestandes der Hauptschule zu Laer“.

117 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 307.

Anmerkungen zu Kapitel II.4

1 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 238. Schockmann erwähnt 2024 Einwohner, doch seiner Aufstellung auf S. 197 nach waren es 2027 Personen.

2 Für die Bevölkerungsdaten von 1772 vgl. Wrede, Geschichtliches Ortsverzeichnis, Ortschaften Laer, Remsede usw.

3 Neufeld, Todesfälle 1651-1744, in: LN., Jg. 4, 09/86.

4 ders., Laersche Bevölkerungsentwicklung von 1772-1803, in: BL., Jg. 12, 26.06.94.

5 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 238.

6 Vgl. Wrede, Ortsverzeichnis. Im folgenden werden seine Zahlen übernommen.

7 Zwischen 1634 und 1772 hat sich die Zahl der Erb- und Markkötter im Kirchspiel nur geringfügig verringert, von 160 auf 155 Stellen. Allerdings gab es erhebliche Verschiebungen in den Klassen selbst. Gab es 1634 noch 123 Markkötter zu 37 Erbköttern, so waren es 1772 83 Erbkötter zu 72 Markköttern. Vgl. hierzu: Wrede, Ortsverzeichnis, Abschn. 7b, nach Ortschaften addiert.

8 Vgl. H. Hiltermann, 1125 Jahre Kirchspiel Laer a.T.W., in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1977, S. 182. Hiltermanns Aufstellung, die auf Wredes Ortsverzeichnis basiert, wurde um die Daten aus dem Kirchdorf Remsede ergänzt.

9 StaOs., Rep 350 Ibg., Nr. 5252, Vogt Greve an Amt Iburg, 05.07.1833.

10 Ebenda.

11 Vgl. Ebenda, Nr. 5253, Liste der Seelenzahl und der Wohngebäude, 1.7.1836.

12 Vgl. Ebenda, Nr. 5254, 01.07.1839.

13 Vgl. Ebenda, Nr. 5255, 01.07.1845.

14 Vgl. Ebenda, Nr. 5256, 01.07.1848.

15 Rep Ebenda, Nr. 5255, Amt Iburg an Landdrostei Osnabrück, 24.07.1845.

16 Vgl. Ebenda, Nr. 5259, 03.12.1855.

17 Vgl. Ebenda, Nr. 5268, 24.02.1867.

18 Vgl. Ebenda, Nr. 1837, Übersicht der Besitz-, Vermögens- und öffentlichen Abgaben ..., 17.04.1873.

19 Vgl. Wrede, Ortsverzeichnis.

20 Vgl. StaOs., Rep 350 Ibg., Nr. 5259. Die folgenden Ausführungen fußen auf einer Auswertung der Volkszählungsunterlagen des Jahres 1855.

21 Zur Laerer Mühlengeschichte vgl. etwa: K.H. Neufeld, Mühlen im Kirchspiel Laer, in: Osnabrücker Land, Heimatjahrbuch 1984, S. 51-54.

22 Zur Desinger Mühle vgl. auch: Ders., Desingers Mühle in Bad Laer, in: Osnabrücker Land, Heimat Jarbuch 1994, S. 97-101; Ders., Ein Mühlenstreit 1597-1601, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1986, S. 146-151.

23 StaOs., Rep 350 Ibg., Nr. 2413, Vogt Greve an Amt Iburg, 25.03.1819.

24 Ebenda.

25 H. Hiltermann, Ein vergessener mittelalterlicher Baustein, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1976, S. 54. Vgl. auch: ders., Sinterkalke als Bausteine, in: LN., Jg. 7, Nr. 22, 1977; ders., Natürliche Bausteine aus dem alten Kirchspiel Laer TW., in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1996, S. 186-190; ders., Laer - ursprünglich ein Felsendorf, in: Kleiner Führer, S. 19-27.

26 Vgl. ders., Baustein, S. 57.

27 Schockmann, 1125, S. 109.

28 H. Hiltermann, Die Laerer Kalkbrennerei, in: LN., Jg. 9, Nr. 12, 01.07.1979.

29 Ebenda.

30 Ebenda.

31 Ebenda.

32 Ebenda.

33 Ga. Nr. 304, Gewerbeaufsichtsamt Osnabrück, 07.12.1921.

34 Die nachfolgenden Erörterungen basieren auf den Angaben aus Volkszählungsunterlagen aus dem Jahre 1772. Sie sind nach Bauerschaften geordnet von K.H. Neufeld dokumentiert worden. Vgl. Neufeld, Bad Laer TW. 1772. Seine sozialen Strukturen damals, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1992 ff. Außerdem ist herangezogen: Wrede, Ortsverzeichnis.

35 Ludwig Wahlmeyer, Winkelsetten. Geschichte einer Bauerschaft im Osnabrücker Land, Bielefeld 1999, S. 198.

36 Vgl. Schockmann, 1125, S. 111.

37 Wahlmeyer, Winkelsetten, S. 198.

38 Schockmann, 1125, S. 114.

39 in: Edgar F. Warnecke, Bauernhöfe. Zeugnisse bäuerlichen Lebens im Lande von Hase und Ems, Osnabrück 1984, S. 47.

40 Kaspar Müller, Landschaftstypisches Bauen am Südrand des Landkreises, in: Bad Laer, (Suderberger Hefte Nr. 6), Bad Laer 1985, S. 58.

41 Franz Bölsker-Schlicht, Die Hollandgängerei im Osnabrücker Land und im Emsland. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterwanderung vom 17. bis 19. Jahrhundert, hg. v. d. Emsländischen Landschaft, (Emsland/Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte, Bd. 3), Sögel 1987, S. 93.

42 Schockmann, 1125, S. 108.

43 Johann Eberhard Stüve, Beschreibung und Geschichte des Hochstifts und Fürstenthums Osnabrück mit einigen Urkunden, Osnabrück 1789, S. 20.

44 Vgl. Schockmann, 1125, S. 108.

45 Vgl. Bölsker-Schlicht, Hollandgängerei, S. 104f.

46 Ebenda, S. 108.

47 Ebenda.

48 Vgl. Ebenda, S. 137.

49 K.H. Neufeld, Berufe in Laer, in: BL, Jg. 12, 04.03.94.

50 Vgl. Ebenda. Vgl. auch: Bad Laer T.W. 1772, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1992ff.

51 Vgl. Jürgen Schlumbohm, Bauern – Kötter – Heuerlinge. Bevölkerungsentwicklung und soziale Schichtung in einem Gebiet ländlichen Gewerbes: das Kirchspiel Belm bei Osnabrück, 1650-1860, in: Nds. Jb., Bd. 58, 1986, S. 77-88. Vgl. hierzu u.a. auch: ders., Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuerleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in protoindustrieller Zeit, Veröffentlichung des M.P.I.f. Geschichte Bd. 110, Göttingen 1994.

52 Ebenda, S. 86.

53 Landdrostei, 10.01.1825, zit. n. Ludwig Hoffmeyer, Geschichte des Landhandwerks im Fürstentum Osnabrück, in Lingen, Meppen und Papenburg, Osnabrück 1925, Neuausgabe 1986, S. 121.

54 Vgl. hierzu: Neufeld, Hundorf.

55 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 249f.

56 Heinrich Hiltermann, Bad Laer - früher ein Leinenzentrum des Osnabrücker Südkreises, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1997, S. 179.

57 Neufeld, Vögte.

58 Ebenda.

59 Vgl. Schockmann, 1125, S. 128.

60 Adolf Wrasmann, Das Heuerlingswesen im Fürstentum Osnabrück, Teil II, in: Osnabrücker Mitteilungen 44, 1921, S. 10.

61 Doris Klein Ostendarp, Zur Geschichte der Leinenproduktion und des Handels im Osnabrücker Raum, MS Hausarbeit, Osnabrück 1983, S. 34.

62 Ebenda, S. 43.

63 Vgl. Hiltermann, Leinenzentrum, S. 177.

64 Publicandum in: Osnabrückischen wöchentlichen Anzeigen, 09.01.1773, abgedr. in: K.H. Neufeld, Die Legge zu Laer, in: LN., Jg. 10, 02.10.92

65 Vgl. Ostendarp, Zur Geschichte, S. 43.

66 K.H. Neufeld, Die Legge.

67 Vgl. Ostendarp, Zur Geschichte, S. 43.

68 Vgl. StaOs. Rep. 350 Ibg., Nr. 2482, Extrakt aus dem Leggelagerbuch, Iburg den 30.04.1789.

69 Vgl. Ebenda, Extract B.

70 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 2483, „Instructionen für die Legge Bediente bey den Leggen zu Iburg und Laer“, 05.06.1788.

71 Ebenda.

72 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 2483, v. d. Bussche an Beamte zu Iburg, 03.03.1788.

73 Ebenda.

74 Ebenda.

75 Ebenda, Amt Iburg (Kellinghaus) an Regierung, 02.06.1788.

76 Ebenda.

77 in: Ebenda, Bericht Withof, 22.06.1788.

78 StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 2482, Undatierte Denkschrift, vermtl. 1788/89, d.h. noch vor Schließung der Laerer Legge formuliert.

79 Vgl. Ebenda, Denkschrift 1788/89. „Lieber geht er also ein paar Stunden weiter zur Stadt (Osnabrück) und die ... Dissner, Glandorfer und die aus dem Laerschen schleppen fuder weise wochentlich ihre Linnen dahin, wodurch freilich wohl nicht viel zu gewinnen stehet, wann sie die Kosten und Versäumniß abrechnen, gleich wohlen bey der Versammlung der dortigen Kaufleuthe und des daselbst eingeführten Aufgeboths zu gewinnen glauben, auch in so weit gewinnen, daß sie baares Geld und nicht ... Waaren mit zu Hause bringen.“

80 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 2482, Publicandum v. 19.03.1789. Die Laerer Kaufleute ergaben sich übrigens nicht ohne Widerstand, mußten aber schließlich die Schließung ihrer Legge akzeptieren.

81 Vgl. Klein Ostendarp, Zur Geschichte, S. 49.

82 Vgl. zum Handelshaus Delius: Rolf Westheider, Versmold. Eine Stadt auf dem Weg ins 20. Jahrhundert, 2. Aufl., Bielefeld 1999, bes. S. 35-74.

83 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 2497, Amt Iburg an Landdrostey, 25.04.1826.

84 StaOs., Rep. 335 Nr. 11315, Vol. I, Provisorischer Legge-Inspector Meyer an Königliche Landdrostey, 19.12.1839.

85 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 2497, Vogt Greve an Amt Iburg, 07.04.1831. Vgl. hierzu auch: Rep 335 Nr. 11315, Vol .I, Kaufmann Richard an Amt Iburg, 08.04.1831. Richard und Greve haben offenbar voneinander abgeschrieben; ihre Formulierungen sind teilweise identisch.

86 StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 2497, Greve an Amt, 07.04.1831.

87 Ebenda. Es scheint, als sei zumindest zu jener Zeit im ganzen Amt Iburg hauptsächlich Hanf und nicht etwa Flachs angebaut worden. Vgl. hierzu z.B. StaOs., Rep 335 Nr. 11315, Bericht des Leggeinspektors Münden an Ministerium Hannover, 13.10.1838. „Bei der Legge in Iburg kommen nur Hanf-Linnen vor ...“. Damit erklärt sich auch, warum die Dissener Weber ihr Garn für die Packlinnenproduktion anfänglich aus dem „flachsreichen“ Amt Greöneberg bezogen (s.o.): in ihrem Amt Iburg wurde Hanf gezogen, nicht Flachs.

88 Ebenda.

89 Ebenda.

90 StaOs. Rep. 350 Ibg., Nr. 2497, Greve an Amt, 28.02.1822.

91 StaOs., Rep. 335 Nr. 11315, Vol. I, Kaufmann Richard an Amt Iburg, 08.04.1831.

92 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 2497, Greve an Amt, 07.04.1831.

93 StaOs., Rep. 335, Nr. 11315, Vol. I, Leggeinspector Meier an Landdrostei, 19.12.1839.

94 Vgl. StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 2497, Landdrostei, v. Bar, 06.03.1826, Bekanntmachung in der Kirche zu Laer.

95 Ebenda, Amt Iburg an Landdrostei, 25.04.1826.

96 Ebenda.

97 Ebenda.

98 Ebenda. Auszug aus dem Bericht des Leggeinspektors Reichard zu Münden, 19.01.1831.

99 Rep. 335 Nr. 11315, Vol I., Richard, Smits, Hiltermann an „Hochwohl- und Wohlgeborene hochgeehrte Herren“, (Landdrostei), 16.02.1831.

100 Ebenda.

101 Ebenda, Leggemeister Kerle zu Iburg an Leggeinspektor zu Melle, 19.02.1839.

102 Ebenda.

103 StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 2517, Bekanntmachung, 03.03.1840.

104 Rep. 335 Nr. 11315 Vol I Vorstellung und Bitte von Seiten der Einwohner in den Kirchspielen Laer und Glandorf an Landdrostei, o.D., vermtl. Winter 1839/40 bzw. Frühjahr 1840.

105 StaOs., Rep 350 Ibg. Nr. 2517, Bekanntmachung v. 03.03.1840.

106 StaOs., Rep. 335 Nr. 11316, Vorstellung und Bitte von Seiten der Linnenhändler Richard pp. an Landdrostei, „eingesandt am 16. April 1840“.

107 Ebenda.

108 Ebenda, Meier an Landdrostei, 19.05.1840.

109 Ebenda, Meier an Landdrostei, 15.06.1840.

110 Ebenda, Auktionator Greve an Landdrostei, 26.06.1840.

111 Ebenda, Bericht Meier an Landdrostei, 22.11.1841.

112 Ebenda.

113 Ebenda, Mietcontrakt 9./12.06.1841.

114 Vgl. Ebenda, Meier an Landdrostei, 15.07.1840.

115 Ebenda.

116 Ebenda, Besuchsprotokoll, 25.08.1840.

117 Ebenda.

118 Rep. 335, Nr. 11317, Bericht des Vogteigehilfen Brünjes, Dissen, 17.02.1844.

119 Rep. 335, Nr. 11316, Besuchsprotokoll, 25.08.1840.

120 Ebenda, Jahresbericht des Leggeinspektors Meier f.d. Jahr 1841, 13.01.1842.

121 Ebenda.

122 StaOs. Rep. 350 Ibg. Nr. 2516, Uebersicht des auf der Legge zu Iburg und den Nebenleggen zu Dissen und Laer statt gefundenen Verkehrs im Jahre 1841, Iburg, 05.01.1842, Leggemeister Kerle.

123 Smits, Hiltermann (Armen-Provisor), Zeugnis für die Laersche Hausspinnschule, 28.04.1843, zit. n. K.H. Neufeld, Ausbildung durch die Näh- und Strickschule in Laer, in: Osnabrücker Land 1999 Heimat-Jahrbuch, Osnabrück 1998, S. 174.

124 Pastor Hamberg, „Nachricht über das am 20. April 1843 zu Laer, Amts Iburg Statt gefundene Wettspinnen ...“, Laer, 28.04.1843, Anmerkung des Kaplans Seling, zit. n. Ebenda.

125 Smits, Hiltermann, Zeugnis, zit. n. Ebenda.

126 Rep 335 Nr. 11317, Vol III, Meier an Landdrostei, 29.11.1842.

127 Ebenda.

128 Ebenda, Provinzial-Vorstand des Gewerbe-Vereins an Landdrostei, 08.12.1842. Eine vergleichbare Politik betrieb man auch im benachbarten Ravensberg. Hier unterstützte die Regierung die Aufstellung neuer, leistungsfähigerer Webstühle (sog. Scharmbecker Webstuhl mit einem Schnellschützen ausgestattet, wodurch sich die Produktivität der Weber nahezu verdoppeln konnte) mit 15 Taler pro Stück. Vgl. hierzu: Westheider, Versmold, S. 214ff.

129 Ebenda.

130 Ebenda, Amt Iburg an Landdrostei, 09.06.1843.

131 Ebenda, Provinzial-Vorstand des Gewerbevereins an Landdrostei, 08.05.1844.

132 Ebenda, Actum zu Laer, 08.10.1844.

133 Ebenda.

134 Ebenda.

135 Ebenda, „Gehorsamste Vorstellung und Bitte von einigen Mitgliedern des Gewerbevereins und der Gemeinde-Vorsteher zu Laer, Amts Iburg, 31.03.1845“.

136 Rep. 350 Ibg. Nr. 2516, Summarische Übersichten 1846 und 1847, Leggemeister Kerle.

137 Ebenda, Übersicht für 1849.

138 Rep. 350 Ibg. Nr. 2517, Reiseprotokoll Bolenius, 31.07.1850.

139 Vgl. Osnabrückische Anzeigen, Nr. 37, 16.02.1875.

140 Vgl. StaOs. Rep. 350 Ibg., Nr. 2536, Bekanntmachung: Amtshauptmann Grote an Amtsvogt Nieberg, 24.04.1875. Kündigung des Mietvertrages zum zum 01.11.1875, Grote an Kaufmann Smits, 24.04.1875.

Anmerkungen zu Kapitel II.5

1 K.H. Neufeld, Laer um 1648, S. 121.

2 Ebenda.

3 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 241.

4 Ebenda.

5 StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 2775, Bergteilung, Protocollum über die Lahrsche Bergtheilung, 23.10.1719.

6 Ebenda, BergtheilungsRecess de anno 1722.

7 Ebenda.

8 Ebenda.

9 Ebenda, BergtheilungsRecess Remsede de anno 1725.

10 Ebenda.

11 Ebenda.

12 Ebenda.

13 StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 4334, Replik des Vogten Greve auf die Eingabe der Schafhaltenden des Kirchspiels Laer, 08.12.1798.

14 Ebenda.

15 Die nachfolgende Erörterung basiert auf den Angaben der Volkszählung des Jahres 1772. Sie ist nach Bauerschaften geordnet von K.H. Neufeld dokumentiert worden. Vgl. Neufeld, Bad Laer T.W. 1772.

16 Vgl. Wrede, Ortsverzeichnis. Nach Wrede gab es im Kirchdorf Laer 18 Heuerlinge, in Westerwiede 22, in Müschen 34, in Winkelsetten 17, in Hardensetten 24 und in Remsede 15. Wrede zählt zudem 124 Hüsselten im Kirchspiel.

17 Vgl. K.H. Neufeld, Hiesige Schafhaltung und Wolltuchproduktion im Mittelalter, in: BL., Jg. 7, 01.09.1989. Neufeld führt aus, daß die Schafhaltung „als Recht auf die Mark“ und die Schafhaltung an sich nach Ende des 30jährigen Krieges rasch verschwand. Tatsächlich nahm die Schafwolltuchproduktion rapide ab, zu Gunsten des Linnens. Die Akten zeigen aber, daß die Schafhaltung für die Vollerwerbslandwirte auch weiterhin interessant blieb. Erst in Folge der Markteilung und damit verbundener Flächenparzellierung dürfte sie gesamtwirtschaftlich betrachtet uninteressant geworden sein.

18 StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 4334, Replik des Vogten.

19 Ebenda.

20 Vgl. Ebenda und Abschrift Anlage A, Kopie des Beschlußes, auf Anforderung des Vogten angefertigt vom Amts-

schreiber Klingenberg.

21 Ebenda, Klage der Schafhalter v. 13.11.1798.

22 Ebenda, Replik Greve.

23 Ebenda.

24 Vgl. zur Markteilung K.H. Neufeld, Die Mark in Bad Laer und ihre Teilung, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1996, S. 144-146.

25 StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 2811, Vol II, Actum Dyckhof, 19.09.1799.

26 Wahlmeyer, Winkelsetten. S. 99f.

27 Rudolf Middendorff, Der Verfall und die Aufteilung der gemeinen Marken im Fürstentum Osnabrück bis zur napoleonischne Zeit, in: Osnabrücker Mitteilungen, Bd. 49, 1927, S. 86.

28 StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 2811, Vol I, Commissionsakta, 1. Buch Laer Marktheilung, Vorwort „copia publicandi“.

29 Ebenda.

30 Ebenda.

31 Ebenda, Forderungen des Hauses Harkotten „von Kettlerscher Seits“, 15.10.1799.

32 Ebenda.

33 Ebenda, Nr. 2812, Vol. II, Erklärung der Laer Markdeputierten auf die Ansprüche des Herrn Geheimen Raths von Ketteler.

34 Ebenda. Extractus Protocolli Commissionis, 18.09. 1806.

35 Ebenda, Nr. 2811, Vol. I., Commissionsakta, 1. Buch, Ansprüche v. Schmiesing.

36 Ebenda, Nr. 2812 Vol. II., „Unterthänigste Vorstellung und Bitte von Seiten der Genossen der Laer Mark im Amte Iburg“, 1815.

37 Vgl. Ebenda. Resolution für die Genossen der Laerschen Mark, 09.10.1818.

38 Ebenda, Nr. 2811 Vol II., Greve, 09.09.1799.

39 Vgl. Ebenda, Nr. 2812 Vol. II, Einkünfte Greve, 16.06.1818.

40 Ebenda, Pastor Homann in einem Schreiben vom 10.11.1822.

41 in: Ebenda, Nr. 2811, Vol. II.

42 Ebenda, Nr. 2812, Vol. I, Designatio, Vorbemerkung Greve.

43 Ebenda, Nr. 2800 Vol I, Register von der getheilten Laer Bruch Mark, Vorerinnerung, 10.02.1831.

44 Vgl. Ebenda.

45 Ebenda, Nr. 2815, Beförderung des Schlusses der Markteilung, Hollenberg u. Greve, 18.10.1822.

46 Ebenda, Nr. 4323, Greve an Amt Iburg, 20.05.1834 .

47 Ebenda, Nr. 2813, Vol II, Protokoll Laer, 01.07.1820.

48 Ebenda, Nr. 2814, Actum Laer, 29.01.1801.

49 Ebenda, Amt Iburg an Greve, 28.04.1802.

50 Ebenda, Nr. 2815, „Abgenöthigte Beschwerde mit unterthänig gehorsamster Bitte der Laerschen Markgenossen“ an Königliche Regierung zu Osnabrück, Mai 1822. Die Handschrift scheint vom Vogten Greve zu stammen, der aber nicht unterschreibt.

51 Ebenda, Hollenberg an Greve, 25.06.1822.

52 Ebenda, „Eigenhändig unterzeichnete Laer Marktheilungs-Deputirte, auch Kirchspielsvorsteher und Provisoren daselbst“ an Dyckhof, 22.02.1824.

53 Vgl. Adolf Wrasmann, Das Heuerlingswesen im Fürstbistum Osnabrück, T. I., in: OM., Bd. 42, Osnabrück 1919, S. 1-154.

54 Landschaftsplanungsbüro Hermann Seling, Landschaftsplan Bad Laer, Textteil, 1996, S. 8.

55 Vgl. im folgenden: Ebenda, S. 5ff.

56 Wrasmann, Das Heuerlingswesen, S. 9.

57 StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 5252, Vogt Greve an Amt Iburg, 05.07.1833.

58 Ebenda.

60 Ebenda, Rep 350 Ibg. Nr. 1846, Greve an Amt Iburg, 04.09.1832.

59 Ebenda.

61 Ebenda.

62 Vgl. hierzu z.B.: Heinrich Hommel, Die Eigenbehörigkeit im Osnabrückischen und ihre Ablösung. Auszug aus: Jahrbuch der Dissertationen der Phil. Fak. Berlin 1922/23, S. 80ff.; vgl. auch: Edgar F. Warnecke, Bauernhöfe, Zeugnisse bäuerlichen Lebens im Land von Hase und Ems, Osnabrück 1984, S. 155-167.

63 Karl Heinz Schneider u. Hans Heinrich Seedorf, Bauernbefreiung und Agrarreformen in Niedersachsen, hg. v. d. Nds. Landeszentrale f. Pol. Bildg., Hannover 1989, S. 26.

64 Ebenda, S. 85.

65 1125 Jahre, S. 20f.

66 Im folgenden zit. n. Ebenda, S. 21.

67 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 265.

68 Schneider u.a., Bauernbefreiung, S. 26. Neben den regelmäßigen Zahlungen, die die Bauern für den Landes- und den Grundherren zu leisten hatten, mußten sie im Osnabrücker Land auch noch einen Zehnten zahlen. Es handelte sich dabei um eine „drückende und deshalb verhaßte Abhängigkeit. Schon früh kam er in den Besitz des Landesherrn, der ihn seinerseits oft wieder verkaufte, verschenkte oder als Lehen an Adelige gab“.

69 Vgl. StaOs, Rep 350 Ibg Nr. 1517.

70 Schneider u.a., Bauernbefreiung, S. 85.

73 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 259.

74 Neufeld, Ein Hofinventar von 1821, in: LN, Jg. 11, Nr. 2, 01.02.1981.

75 Ebenda.

76 Ebenda.

77 Vgl. hierzu: Wolf-Dieter Mohrmann, Wilfried Pabst, Einführung in die politische Geschichte des Osnabrücker Landes. Darstellung und Quellen, Osnabrück 1990, 2. Aufl. 1992, S. 83f.

78 Ebenda. S. 84.

79 Gerd van den Heuvel, Vormärz und Revolution auf dem Lande: Sozialer Wandel und politischer Protest in Schledehausen 1830-1848, in: Schelenburg – Kirchspiel – Landgemeinde. 900 Jahre Schledehausen, hg. v. Klaus J. Bade u.a., Bissendorf 1990, S. 315.

80 Schneider u.a., Bauernbefreiung, S. 63.

81 Hommel, Eigenbehörigkeit, S. 87.

82 Vgl. StaOs., Rep 350 Ibg, Nr. 1520. In den Akten des kleinen Kirchspiels Remsede etwa findet sich sogar noch in den 1870er Jahren ein Ablösungsfall auf dem zum Verkauf stehenden Halberbe Klostermann.

83 Vgl. Werner Conze (Hg.), Die liberalen Agrarreformen Hannovers im 19. Jahrhundert, (Agrarwissenschaftliche Vortragsreihe 2), Hannover 1946, S. 14f.

84 Wahlmeyer, Winkelsetten, S. 103.

Anmerkungen zu Kapitel II.6

1 StaOs., Rep 350 Ibg. Nr. 2291, Vogt Greve an Amt Iburg, 08.11.1830.

2 Ebenda, Nr. 5773, Greve an Amt, 11.12.1824.

3 Ebenda, Greve an Amt, 06.03.1827. Im Zusammenhang mit der Aufbringung des Schulgeldes griff ein ähnliches Prinzip. Diejenigen Eltern, die zur Aufbringung nicht imstande waren, sollten die entsprechenden Gelder abarbeiteten, und zwar zur „Beßerung der Kirchspielswege“.

4 Ebenda, Nr. 2291, Greve an Amt, 26.02.1831.

5 Ebenda, Nr. 5773, Greve an Amt, 11.12.1824.

6 Vgl. hierzu auch: Schockmann, Aufzeichnungen, S. 327.

7 StaOs., Rep 350 Ibg., Nr. 5773, Greve an Amt, 11.12.1824.

8 Ebenda.

9 Hiltermann, Bad Laer, Bd. 2, Nr. 2.

10 Ebenda.

11 Ebenda.

12 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 327.

13 416 StaOs., Rep 350 Ibg. Nr. 2291, Vogt Greve an Amt Iburg, 08.11.1830.

14 Ebenda.

15 Ebenda.

16 Ebenda.

17 Ebenda.

18 Ebenda, 25.11.1830.

19 Ebenda, Protokoll v. 20.11.1830.

20 Ebenda, Greve an Amt Iburg, 25.11.1830.

21 Ebenda, Landdrostei, 21.12.1830.

22 Vgl. Ebenda, Vogt Greve an Amt Iburg, 02.05.1831. Tatsächlich konnten die Einnahmen der Spinnanstalt ihre Ausgaben nicht decken. Im Mai 1831 war einigermaßen klar, daß das Kirchspiel etwa 210 Rtlr. würde ersetzen müssen.

23 Ebenda, Amt Iburg an Vogtei Laer, 29.11.1830.

24 Ebenda, Vogt Greve an Amt Iburg, 17.01.1831.

25 Ebenda, Vogt Greve an Amt Iburg, 01.07.1831.

26 Ebenda, Vogt Greve an Königliche Landdrostei über Amt Iburg, 24.07.1831. Nachfolgend wird aus diesem Dokument zitiert.

27 Ebenda. Königliche Landdrostei an Amt Iburg, 29.07.1831. Nachfolgend wird aus diesem Dokument zitiert.

28 Ebenda, Greve an Landdrostei, 24.07.1831.

29 Rep. 335, Nr. 4248 III, Amt Iburg an Landdrostei Osnabrück, 22.11.1843.

30 Ein „Verzeichnis armer Schulkinder im Kirchspiele Laer und der für dieselben zu zahlende Schul- und Feuerungs = Gelder von Ostern 1834 bis Michaelis 1837“ deutet auf den Umfang der Armut jener Zeit im Kirchspiel hin. Insgesamt wurden die Laerschen Schulen von annähernd 550 Kindern besucht. Davon kamen zwischen 1834 und 1837 durchschnittlich 132 Kinder (über 20 %!) aus Familien, die zu arm waren, um das Schulgeld aufzubringen. Familiengründungen aber kamen an sich nur für all jene in Frage, die über eine ausreichende Ernährungsbasis verfügten. Knechte und Mägde etwa, heirateten gemeinhin nicht, weil sie so gut wie kein Einkommen hatten. Auch in anderen Bevölkerungsgruppen ist Armut zu vermuten (z.B. Altersarmut), so daß der Anteil der einkommenschwachen Bevölkerung noch weit höher gelegen haben muß.

31 Vgl. Anne Katrin Henkel, „Ein besseres Loos zu erringen, als das bisherige war“. Ursachen, Verlauf und Folgewirkungen der hannoverschen Auswanderungsbewegung im 18. und 19. Jahrhundert, (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Landesbibliothek 14), Hameln 1996, S. 81.

32 Heinrich Lutz, Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815-1866, (Die Deutschen und ihre Nation, Sonderausgabe), Berlin 1994, S. 244.

33 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 334f.

34 Lutz, Habsburg, S. 246.

35 Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983, S. 212.

36 Hans Joachim Behr, Zur Rolle der Osnabrücker Landbevölkerung in der bürgerlichen Revolution von 1848, in: OM., Bd. 81, 1974, S. 128.

37 Ebenda, S. 130.

38 Ebenda.

39 Vgl. zum weiteren Verlauf der Revolution im Amt Iburg: Rolf Westheider, Dissen und der heutige Südkreis Osna-

brück in der Revolution von 1848, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 2000, S. 160-165.

40 StaOs., Rep 350, Ibg. Nr. 4988, Vogt Rüpke an Amt Iburg, 25.03.1848.

41 Ebenda.

42 Ebenda.

43 Behr, Rolle, S. 131.

44 StaOs., Rep. 350, Ibg., Nr. 4988, Amt an Ministerium des Innern, 27.03.1848.

45 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 335.

46 Ebenda.

47 StaOs., Rep. 350, Ibg., Nr. 4988, Landdrostei an „Commandeur des 6. Infanterie-Regiments, 26.03.48.

48 Ebenda, Amtmann Iburg an Landdrostei zu Osnabrück, 28.03.48.

49 Ebenda, Rüpke an Amt Iburg, 28.03.1848.

50 Vgl. Ebenda.

51 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 335.

52 Hubertus Wilker, Getreuer noch als wie im Spiegel..., Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Osnabrücker Landes in alten Fotographien. 1840-1918, (Schriften zur Kulturgeschichte des Osnabrücker Landes, Bd. 5), Osnabrück 1994, S. 23.

53 Behr, Rolle, S. 133.

54 Vgl. Ebenda, S. 135. Die Petitionen der Heuerleute zu Aschen, Nolle, Sentrup, Hagen, Glane usw. entsprechen denen der Heuerleute des Kirchspiels Oesede, die hier aufgezählt sind.

55 Ebenda, S. 136.

56 Jahresbericht d. Amtmannes v. Iburg, 1848, abgedr. in: Ebenda, S. 142.

57 Ebenda, S. 146.

Anmerkungen zu Kapitel II.7

1 Vgl. Hiltermann, Kleiner Führer, S. 36.

2 Vgl. StaOs., Rep 350 Ibg., Nr. 5030, Vogt Rüpke an Amt Iburg, 29.11.1845.

3 Vgl. Hiltermann, Kleiner Führer, S. 37.

4 Vgl. StaOs., Rep 350 Ibg., Nr. 5436 und Rep 450 Ibg., Nr. 2, Ein— und Auswanderungssachen 1882-1894. Hier ist allerdings nur die Auswanderung militärdienstpflichtiger Männer erfasst.

5 Franz Bölsker Schlicht, Von Schledehausen in die Neue Welt. Die Nordamerika-Auswanderung im 19. Jahrhundert, in: Bade (Hg.), Schelenburg, S. 341.

6 Ebenda.

7 Vgl. Karl Kiel, Gründe und Folgen der Auswanderung aus dem Osnabrücker Regierungsbezirk, insbesondere nach den Vereinigten Staaten von Amerika, im Lichte der hannoverschen Auswanderungspolitik betrachtet (1823 - 1860), in: OM., Bd. 61, Osnabrück 1941, S. 97.

8 Vgl. Anne Katrin Henkel, „Ein besseres Los“, S. 79.

9 Vgl. StaOs., Rep 350 Ibg., Nr. 5252, Vogt Greve an Amt Iburg, 05.07.1833. Die Einwohnerzahl für das Jahr 1772 ist etwas höher, als bei Wrede angegeben.

10 Vgl. Anne Katrin Henkel, „Ein besseres Los“, S. 213.

11 StaOs., Rep 350 Ibg. Nr. 5030, Vogt Greve an Amt Iburg, 17.03.1834.

12 StaOs., Dokumentation zur Auswanderung. Diese Dokumentation, die vom StaOs. erstellt worden ist, wird im folgenden nur vorsichtig verwendet, weil sie doch offenbar eine Reihe von Mehrfachnennungen enthält, die für den eigentlichen Zweck der Dokumentation, die Familienforschung, wohl irrelevant sind.

13 Rep 350 Ibg., Nr. 5030, Vogt Greve an Amt Iburg, 29.12.1834.

14 Vgl. Ebenda, Vogt Greve an Amt Iburg, 12.12.1835.

15 Ebenda, Vogt Greve an Amt Iburg, 19.12.1836.

16 Ebenda, Vogt Greve an Amt Iburg, 29.02.1836.

17 Ebenda.

18 Ebenda, „Vogteygehülfe“ Rüpke an Amt Iburg, 18.11.1839.

19 Ebenda.

20 Ebenda.

21 Ebenda, Übersicht 1839.

22 Ebenda, Rüpke an Amt Iburg, 10.11.1840.

23 Ebenda.

24 Ebenda, Rüpke an Amt Iburg, 14.11.1841. Erneut differieren diese Angaben geringfügig mit denen in der Dokumentation des Staatsarchivs.

25 Ebenda, Rüpke an Amt Iburg, 09.11.1842.

26 Ebenda, Rüpke an Amt Iburg, 18.10.1843. Der Bericht wird später vom Amt Iburg an die Landdrostei weitergereicht, Rep 335, Nr. 4248 III, 22.11.1843.

27 StaOs. Rep 350 Ibg., Nr. 5030, Rüpke an Amt Iburg, 03.12.1844.

28 Vgl. Ebenda. Rüpke an Amt Iburg, 29.11.1845.

29 Vgl. Ebenda, Amt Iburg an Landdrostei Osnabrück, Übersicht 1845.

30 Ebenda, Rüpke an Amt Iburg, 29.11.1845.

31 Vgl. Dokumentation des Staatsarchivs. 63 Auswanderer für 1848. Die Zahl ist aber unsicher, denn die Dokumentation enthält Doppelnennungen.

32 Da die Dokumentation ohnehin nicht ganz exakt ist, sei die Vorläufigkeit der folgenden Ausführungen betont. Trotz dieser Unsicherheiten lassen sich die wesentlichen Tendenzen mittels der Dokumentation erschließen. Für die Jahre ab 1871 wurden die Daten aus den Akten: Rep 350 Ibg. Nr. 5436 und Rep 450 Ibg. Nr. 2 verwendet.

33 Privatarchiv (Pa) Richard, Briefe Clemens, 08.09.1852.

34 Ebenda, Briefe Franz, 17.10.1849.

35 Ebenda, Briefe Clemens, 06.10.1852.

36 Ebenda, Briefe Franz, 26.08.1849.

37 Henkel, „Ein besseres Los“, S. 191.

38 Pa Richard, Briefe Franz, 17.10.1849.

39 Es bleibt undeutlich, ob hier Washington D.C. oder Washington in Missouri, eine Gründung von Emigranten aus Ostercappeln, gemeint ist.

40 Walter D. Kamphoefner, Westfalen in der Neuen Welt Reihe: Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, hg. v. d. Volkskundlichen Kommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster 1982, S. 110.

41 Pa Richard, Briefe Franz, 30.10.1849.

42 Ebenda, 17.03.1850.

43 Ebenda, 17.10.1849.

44 Ebenda, 18.08.1850.

45 Ebenda, Briefe Clemens, 14.02.1855.

46 Ebenda, 02.11.1854.

47 Ebenda, Briefe Franz, 20.08.1856.

48 Ebenda, S. 208.

49 Vgl. StaOs., Rep 450 Ibg., Nr. 2, Ein- und Auswanderungssachen 1882-97.

50 Ebenda.

51 Ebenda.

52 Ebenda.

53 Ebenda.

Anmerkungen zu Kapitel II.8

1 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 313.

2 Vgl. StaOs., Rep 350 Ibg., Nr. 5259, Volkszählung, 03.12.1855.

3 Nonte, Remsede, S. 25.

4 Josef Suerbaum, in: Heimatbuch für den Landkreis Osnabrück, Osnabrück 1951.

5 Nonte, Remsede, S. 19.

6 abgedruckt in: Ebenda, S. 28.

7 Vgl. hierzu etwa: Neufeld, Bucks Wohnung zu Remsede, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1989, S. 129 - 136, bes. S. 135f.

8 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 222.

9 Ebenda, S. 223.

10 Neufeld, Remsede auf dem Weg zur Pfarrei, LN., Jg. 4, 21.03.1986.

11 Vgl. Neufeld, Geistlicher in Remsede – Grundlage der Pfarrei, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1997, S. 106.

12 Vgl. Ebenda.

13 zit. n. Nonte, Remsede, S. 28.

14 Vgl. Übersetzung in: Nonte, Remsede, S. 33.

15 Vgl. Neufeld, Remsede, ein berühmter mittelalterlicher Wallfahrtsort, in: Bad Laer, (Suderberger Hefte 6), Bad Laer 1985, S. 65.

16 Visitatio Dioeceseos Osnabrugensis de Anno 1705, zit. n. Nonte, Remsede, S. 34.

17 Neufeld, Remsede auf dem Weg...

18 StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 4323, Vogt Greve an Amt Iburg. Eine dreiköpfige Deputation, bestehend aus den Colonen Frölke, Strothmann und Happe (die beiden letzteren als Bauerschaftsvorsteher) kümmerten sich um Finanzierung und Bau des Gebäudes. Zu diesem Zweck liehen sie 500 Taler zu 4 % jährlich an. Vgl. Ebenda, Protokoll Greve, 20.04.1804.

19 Neufeld, Remsede auf dem Weg.

20 StaOs., Rep. 350 Ibg. Nr. 4323, Bericht des Oberförsters Hartmann an Amt Iburg, Juli 1815.

21 Ebenda.

22 Rep. 350 Ibg, Nr. 2793, 10.04.1818.

23 Ebenda, Hartmann an Vogt, 28.03.1818.

24 Eine Quadratrute umfasste 21,84 qm, ein Malter Saat entsprach etwa 1,4 ha. 12 Scheffel Saat ergaben einen Malter Saat.

25 Ebenda, Amt Iburg an Regierung in Osnabrück, 27.04.1818.

26 Ebenda, Nr. 4323, Hartmann an Amt Iburg, Juli 1815.

27 Ebenda, Nr. 2793, Landdrostei an Amt Iburg, 12.11.1824.

28 Vgl. Nonte, Remsede, S. 42.

29 Ebenda.

30 Neufeld, Remsede auf dem Weg...

31 Ebenda.

Anmerkungen zu Kapitel III; Erster Teil. 1

1 Vgl. Pa. Tewes, Verfassungsstatut der Samtgemeinde Laer, 22.03.1853.

2 Vgl. Gemeindearchiv (Ga.) Nr. 225, Rüpke wird Samtvorsteher. Seine Wahl wird am 05.04.1853 bestätigt.

3 Pa Tewes, Verfassungsstatut, § 15.

4 Vgl. Ga. Nr. 372, Neuwahl 1859.

5 Vgl. Ebenda, Bekanntmachung zur Wahl am 16.11.1859.

6 Ebenda, Wahl am 16.11.1859.

7 Ebenda, Wahl am 26.09.1860.

8 Vgl. Ga. Nr. 379.

9 StaOs, Rep. 350 Ibg. Nr. 6175, Instruktion, 03.07.1835.

10 Vgl. Ebenda, Protokollauszug, 10.07.1873.

11 Ebenda, Rüpke an Amt Dissen zu Iburg, 04.06.1853.

12 Ga. Nr. 227, Instruktionen, o.D.

13 Vgl. StaOs, Rep. 350 Ibg., Nr. 6175, Instruktionen, 10.06.1853.

14 Ga. Nr. 323, Amtshauptmann an Samtvorsteher, 17.07.1879.

15 Ebenda, Amtshauptmann an Samtvorsteher, 01.02.1879.

16 StaOs, Rep. 350 Ibg., Nr. 6175, Instructionen, 10.06.1853.

17 Vgl. Ebenda, Amtsvogt Rüpke zu Dissen an Amt Iburg, 20.01.1865, betreffend die Dienstführung des Gemeindedieners Fölling zu Laer.

18 Ebenda.

19 Ga. Nr. 227, Samtvorsteher Richard an Landrat, 30.06.1903.

20 Ebenda, Landrat an Richard, 29.08.1903.

21 Ga. Nr. 55, Vgl. Communalrechnung der Samtgemeinde Laer pro 1902/03.

22 Ga. Nr. 290, Protokoll der Sitzung. Im folgenden wird aus diesem Dokument zitiert.

23 Ga. Nr. 290, Entwurf des Statuts, o.D., sicherlich aber im März 1854. Im Folgenden wird aus diesem Entwurf zitiert.

24 Vgl. Ga. Nr. 288, Amt an Samtvorsteher Richard, 06.09.1864. Eine solche Aufteilung wäre nach § 3 des Ortsstatuts von 1853 rechtswidrig gewesen. Vgl. auch: Ga. Nr. 290, Samtvorsteher Heimsath an Amtshauptmann, 22.11.1881. Heimsath spricht von „Armenunterstützung aus der Samtgemeindecasse, die nur einen Armenverband bildet“.

25 Vgl. Ga. Nr. 290, Protokoll Gemeindeausschuß, 17.03.1854. Die hier am Statut vorgenommenen Korrekturen wurden im Text berücksichtigt.

26 Ga. Nr. 288, Amt Iburg an Samtvorsteher Richard, 06.09.1864.

27 Ga. Nr. 288, Protokollbuchauszug 1890ff.

28 Vgl. Ga. Nr. 298, Protokoll Fölling, 20.02.1892.

29 Ebenda.

30 Ga. Nr. 297, Bekanntmachung, 08.08.1893.

31 Vgl. Ga. Nr. 235, Protokollauszug Samtausschuß, 06.11.1894.

32 Ga. Nr. 297, Bekanntmachung o.D., vermtl. Herbst 1893.

33 Ebenda, Notiz, 07.10.1894.

34 Ga. Nr. 290, Amt an Samtvorsteher Heimsath, 30.01.1882.

35 Ebenda, Heimsath an Amtshauptmann, 09.02.1882.

36 Vgl. Ebenda, Heimsath an Amtshauptmann Tilemann, 15.09.1884.

37 Ga. Nr. 288, Amtshauptmann an Samtvorsteher, 14.02.1881.

38 Ga. Nr. 289, Amtshauptmann an Samtvorsteher, 18.02.1881.

39 Ebenda, Samtvorsteher an Amtshauptmann, 21.02.1881.

40 Ebenda, Amtshauptmann an Samtvorsteher, 03.03.1881.

41 Ga. Nr. 323, Ortsbesichtigung, Protokoll v. 30.05.06.

42 Holtmann, Hundert Jahre, S. 91.

43 Vgl. StaOs., Rep. 360 Laer Nr. 37, Testament usw. Hiltermann.

44 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 321.

45 Vgl. Wilhelm Heimsath, Laer vor 100 Jahren, bearb. v. K.H. Neufeld, (Suderberger Hefte Nr. 9), hg. v. d. Gemeinde Bad Laer 1995, S. 86f und Anmerkungen.

46 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 321.

47 Über die Wirksamkeit der Kommission konnten leider keine weiteren Quellen gefunden werden; es ist aber anzunehmen, daß eine regelmäßige Kommissionsarbeit gar nicht stattgefunden hat. Statt dessen dürfte der jeweilige Mediziner den Gemeindevorstand im Bedarfsfall, d.h. etwa bei ansteckenden Krankheiten o.ä. benachrichtigt haben.

48 Heinrich Hiltermann, Das erste Automobil in Laer, in: LN., Jg. 7, Nr. 15, 01.08.1977.

49 Heimsath, Laer, S. 86. Der Text entspricht im wesentlichen einer zeitgenössischen Festschrift: „Erinnerungsblätter an das 25jährige Jubiläum des Maria-Elisabeth-Hospitals zu Laer am 17. Februar 1927“.

50 Ga. Nr. 323, Ortsbesichtigung, 30.05.1906.

51 Heimsath, Laer, S. 87.

52 Erinnerungsblätter.

53 zit. n. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 322.

54 Holtmann, Hundert Jahre, S. 69.

55 Ebenda.

56 Ebenda, S. 70.

57 Ga. Nr. 339, Protokoll, 13.02.1911.

58 Ebenda.

59 Ebenda, Samtvorsteher Richard an Landrat, 24.02.1911.

60 Ebenda.

61 Ebenda.

62 Ebenda, Samtvorsteher Richard an Regierung Osnabrück, 18.04.1913.

63 Ebenda.

64 Ebenda.

65 Ebenda.

66 Ebenda, Regierungspräsident an Landrat bzw. Gemeindevorsteher, 09.08./25.09.1911.

67 Ebenda. Notiz Richard, o.D., vermtl. Frühjahr 1911.

68 Ebenda, Protokoll Gemeindeversammlung 1912, o.D.

69 Vgl. Ebenda, Samtvorsteher an Regierung, 13.04.1913.

70 Ebenda, Vorsitzender d. Kreisausschusses an Gemeindevorsteher, 19.05.1913.

71 Ebenda, Regierungspräsident an Landrat, 23.06.1913.

72 Vgl. Ga. Nr. 341, Projektbeschreibung, o.D., vermtl. Anfang 1919.

73 Ga. Nr. 342, Protokoll o.D., Juni 1919.

74 Vgl. Pa Feldhaus, Geschäftsbücher.

75 Vgl. Ga. Nr. 345, Vertrag.

76 Ga. Nr. 343, Kostennachweisung zur Abrechnung der Kanalisation in Laer, Kreis Iburg, Juni 1920.

77 Ga. Nr. 342, Inspektionsprotokoll, 19.08.1920.

78 Ga. Nr. 341, Gemeinde an Minister f. öffentliche Arbeiten, Berlin, 06.09.1920.

79 Holtmann, Hundert Jahre, S. 141.

80 StaOs., Rep. 336, Reg. Os., Nr. 652, Schulvorstand Müschen an Landrat, 10.04.1890.

81 Vgl. StaOs., Rep. 336, Reg. Os., Nr. 628, Bd. III, Baukosten der Schulen und des Inventars, aufgestellt 1901.

82 Vgl. Ga. Bad Laer, Schulchronik Hardensetten-Winkelsetten.

83 Vgl. StaOs., Rep. 336, Reg. Os., Nr. 628, Bd. III, Kreisärztliche Besichtigung, 30.05.1906.

84 Ebenda, Rep. 450 Ibg. Nr. 25, Petition v. 07.03.1894.

85 Ebenda, Rep. 336 Reg. Os., Nr. 628, Bd. III, Bitte des Lehrers, 12.05.1898.

86 Ebenda.

87 Ebenda, Kreisschulinspektor Heilmann, 01.05.1899.

88 Ebenda, Bitte des Lehrers Pohlmann an königliche Regierung, 01.11.1902.

89 Ebenda.

90 Wahlmeyer, Winkelsetten, S. 129.

Anmerkungen zu Kapitel III; Erster Teil. 2

1 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 6268, Rüpke an das Königliche Amt Dissen zu Iburg, 12.05.1858.

2 Hermann Schröter, Handel, Gewerbe und Industrie im Landdrosteibezirk Osnabrück 1815-1866, in: OM., Bd. 68, 1959, S. 347.

3 Hubertus Wilker, Getreuer noch, S. 49.

4 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 6268, Rüpke an Amt Iburg, 12.05.1858.

5 Ebenda.

6 Ebenda, Amt Iburg an Rüpke, 21.05.1858.

7 Ebenda.

8 Ebenda, Amt Iburg an Oberlandes-Baumeister, 11.06.1858.

9 Ebenda, Gutachten v. 17.06.1858.

10 Ebenda, Gutachten v. 23.06.1858.

11 Ebenda.

12 Ebenda.

13 Ebenda.

14 K.H. Neufeld, Gewerbe in Laer 1838, in: LN., Jg. 12, Nr. 17, 1982. Vgl. auch den Abschnitt „Kalkbrennerei“.

15 Ebenda.

16 StaOs, Rep. 350, Ibg., Nr. 6268, Gutachten v. 23.06.1858.

17 Ebenda.

18 Ebenda.

19 Ebenda, Protokoll v. 02.06.1858.

20 Vgl. Pa. Feldhaus, Rechnungsbuch.

21 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 6268, Amt Iburg an Kaufmann Wilhelm Niehaus, 18.06.1858.

22 Ebenda, Rüpke an Amt Iburg, 13.10.1858.

23 Ludwig Wahlmeyer, Einhundert Jahre Volksbank Laer. Eine Orts- und Bankengeschichte 1894-1994, Hilter-Bad Laer 1994, S. 12.

24 Vgl. Schockmann, 1125, S. 130.

25 K.H. Neufeld, Gründung einer Kaplanei (1827) und einer Sparkasse (1837), in: LN. Jg. 5, 11.12.87. Lt. Schockmann wurde die Sparkasse bereits 1836 eröffnet.

26 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 12.

27 Ebenda.

28 Ebenda, S. 14.

29 Ebenda.

30 Ebenda, S. 15.

31 Ebenda, S. 19.

32 Ebenda, S. 21.

33 Ebenda, S. 29.

34 Rolf Westheider, Ein Tor zur Welt? Seit 100 Jahren fährt die Teutoburger-Wald-Eisenbahn auch durch den Süden des Osnabrücker Landes, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 2001, S. 127.

35 Ebenda, S. 128.

36 GA Bad Laer, Nr. 328, Heimsath an Tilemann, 23.2.1892.

37 Heimsath, Laer vor 100 Jahren, S. 124.

38 Högemann, Die Teutoburger Wald-Eisenbahn, S. 11.

39 Zit. n. Westheider, Ein Tor zur Welt?, S. 131f.

40 Vgl. Josef Högemann, Die Teutoburger Wald-Eisenbahn feiert hundertjährigen Geburtstag, in: Unser Kreis 2001. Jahrbuch für den Kreis Steinfurt, Steinfurt 2000, S. 90-96.

41 Vgl. Ga. Nr. 303, Verzeichnis Gewerbetreibende, 07.03.1912.

42 Hans-Joachim Kracht, Adolph Kolping, Priester, Pädagoge, Publizist im Dienst christlicher Sozialreform. Leben und Werk aus den Quellen dargestellt, Freiburg 1993, S. 254.

43 Adolph Kolping, zit. n. Ebenda, S. 253.

44 Holtmann, Hundert Jahre, S. 180.

45 Ebenda, S. 181.

46 Vgl. Ga. Nr. 328, Samtvorsteher an Landrat, 23.02.1892 und Illustrierten Führer, einschl. Annoncenteil.

47 Illustrierter Führer von Laer (Teutoburger Wald) und Umgegend, Laer 1913, S. 22.

48 1888-1988. 100 Jahre Fahrzeugbau Heinrich Wellmeyer, Bad Laer 1988.

49 Vgl. Heinrich Hiltermann, Eine Postkarte aus dem Jahre 1913, in: LN., Jg. 10, Nr. 9, 15.05.1980.

50 Vgl. Ga. Nr. 304, Laerer Firmen, Gewerbeaufsichtsamt Osnabrück, 07.12.1921.

51 Ga. Nr. 303, Gesellen und Meister der Samtgemeinde an Samtvorsteher, 16.10.1910.

52 Vgl. Ebenda, Schriftwechsel Richard an Landrat / an Richard, 28.10./31.10.1910.

53 Ebenda, Samtgemeindeausschuß, o.D., vermtl. 11/1910.

54 Ebenda, Minister f. Handel usw. an Regierung Osnabrück, 13.07.1911.

55 Vgl. Ebenda, Samtvorsteher Richard an Landrat, 22.06.1912.

56 Vgl. Ebenda, Statut v. 24.03.1911.

57 Ga. Lehrplan v. Lehrer Markus, 17.08.1912.

58 Ebenda.

59 Ebenda, Schulordnung, 24.03.1911.

60 Ebenda.

61 Osnabrückischen Oeffentlichen Anzeigen, 09.07.1836.

62 H. Hiltermann, 150 Jahre Kurbetrieb in Bad Laer, in: LN., Jg. 4, 25.04.86.

63 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 333. Der Bericht, auf den Schockmann hier anspielt, kann nicht aus dem Jahre 1835 stammen.

64 Michael Stürmer, Das ruhelose Reich, Deutschland 1866-1918, (Die Deutschen und ihre Nation), Berlin 1983, S. 30.

65 Ebenda.

66 Badeprospekt, abgedr. in: Hiltermann, Zur Einweihung des neuen Kurmittelhauses, LN., Jg. 5, Nr. 31, 01.08.75.

67 Vgl. Ebenda.

68 Ebenda.

69 Illustrierter Führer, S. 15.

70 ders., Zur Einweihung.

71 Vgl. 75 Jahre Rindviehzuchtverein Bad Laer-Remsede, Festschrift, Bad Laer 1997, S. 17.

72 Vgl. hierzu die Schilderung bei: Wilker, Getreuer, S. 26.

73 Hermann Strautmann, Chronik der Familie Strautmann, MS., Bad Laer 1994, S. 5.

74 Ebenda, S. 2.

75 Wilker, Getreuer, S. 22.

76 Willkommensgruß des landw. Vereins Laer, 16.08.1922, zit. n. 75 Jahre, S. 27f.

77 Rindviehzuchtverein Laer, Kreistierschaukatalog 1969, S. 9.

78 in: 75 Jahre, S. 18.

79 Zeitungsbericht, in: Ebenda, S. 31.

80 Ebenda.

81 Zeitungsbericht in: Rindviehzuchtverein, S. 33.

82 Ebenda, S. 35.

Anmerkungen zu Kapitel III; Zweiter Teil. 1

1 Georg Rex, 17.10.1866 an Kirchspiel Laer, zit. n. K.H. Neufeld, Welfenbrief für Laer, in: LN., Jg. 3, 18.10.85.

2 Stürmer, Das Ruhelose Reich, S. 16.

3 Heinrich Hiltermann, Eine Postkarte aus dem Jahre 1913, in: LN., Jg. 10, Nr. 9, 15.05.1980.

4 Schockmann, 1125 Jahre, S. 133.

5 Hiltermann, Postkarte.

6 K.H. Neufeld, Die Laerer Kirche im Wandel der Zeit, in: Bad Laer, (Suderberger Hefte 6), S. 45.

7 Ebenda, S. 42.

8 StaOs., Rep. 350, Nr. 1837, Übersicht der Besitz-, Vermögens- und öffentliche Abgaben und Steuerverhältnisse der katholischen Kirchengemeinde Laer, Amts Iburg, 17.04.1873.

9 Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 333.

10 Ga Nr. 356, Amtshauptmann Grote an Heimsath, 05.08.1870.

11 Ebenda, Amtshauptmann Grote an Heimsath, 29.07.1870.

12 Ebenda, Amtshauptmann Grote an Heimsath, 03.08.1870.

13 Ebenda, Aufruf der Königin v. Preußen, o.D.

14 Ebenda, Instruktion o.D.

15 Ebenda, Aufstellung, 04.09.1870.

16 Ebenda, Aufruf des Vereins, 17.07.1870.

17 Vgl. Ebenda, Spendenlisten.

18 Vgl. Ebenda, Amtshauptmann Grote an Samtvorsteher Heimsath, 21.07.1870.

19 Vgl. Ebenda, Unterstützungslisten, September 1870ff.

20 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 317.

21 Ebenda.

22 Vgl. den Text der Urkunde in: Holtmann, Hundert Jahre, S. 82.

23 Zeitungsausschnitt, in: StaOs, Rep. 350 Ibg. Nr. 1837, o.D., o. N.

24 Holtmann, 100 Jahre, S. 78.

25 K.H. Neufeld, Ein Brief des Pfarrers Bartelsmann an den Rektor des Collegium germanicum in Rom aus dem Jahre 1885, in: LN., Jg. 10, Nr. 17, 15.09.1980.

26 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 1837, „Balancirender Revisions-Anschlag über den Neubau der Kirche zu Laer, Aufgestellt vom Kirchenvorstand, insb. vom Kaufmann Hiltermann daselbst am 3. März 1876“. Die Höhe der Anleihe von der Klosterkammer betrug nach diesem Anschlag 20.000 Taler; in verschiedenen anderen Schriftstücken ist allerdings von 30.000 Talern die Rede. Auch Schockmann geht von 30.000 Talern aus. Vgl. Schockmann, Aufzeichnungen, S. 318.

27 Ebenda, S. 319.

28 Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 2, Machtstaat vor der Demokratie, 3. Aufl., München 1995, S. 370.

29 Ebenda, S. 372.

30 Ebenda, S. 375.

31 K.H. Neufeld, Johann Heinrich Niehaus, 1833-1891, in: LN., Jg. 11, Nr. 4, 01.03.1981.

32 StaOs., Rep. 350 Ibg., Nr. 1837, Kirchenvorstand an Amtshauptmann Grote, 01.12.1869.

33 Ebenda, Landdrostei an sämtliche Obrigkeiten des Landdrosteibezirks, 08.06.1872.

34 Ebenda, Landdrostei an Amtshauptmann Grote, 07.02.1873.

35 Ebenda, Ministerium f. geistl. etc. Angelegenheiten an Landdrostei, 10.09.1873.

36 Ebenda, Landdrostei an Amtshauptmann, 01.04.1875.

37 Ebenda, Grote an Landdrostei, 29.04.1875.

38 Vgl. Ebenda, Balancirter Revisionskostenanschlag, 03.03.1876.

39 Ebenda, Landdrostei an Amtshauptmann, 02.06.1877.

40 Ebenda.

41 Ebenda, Landdrostei, 28.08.1883.

42 Vgl. Ebenda, Ministerium an Landdrostei / Amtshauptmann, 22. / 31.12.1883.

43 Vgl. hierzu etwa Holtmann, 100 Jahre, S. 75ff. Holtmann geht davon aus, daß der Kulturkampf die „Zerstörung der katholischen Kirche“ bezweckt habe. Kultusminister Falk habe den Laerer Kirchenbau wegen des Kulturkampfes nicht gefördert (S. 78). Das eine wie das andere ist so nicht haltbar.

Anmerkungen zu Kapitel III; Zweiter Teil. 2

1 Heimsath, Laer, Die Wahl, S. 133.

2 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 24.

3 Osnabrücker Volkszeitung, Jg. 40, Nr. 100, 01.05.1907.

4 Ebenda.

5 Ebenda.

6 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 30.

7 Vgl. Pa. Wahlmeyer, Cassa-Buch des Kriegervereins.

8 K.H. Neufeld, Der Laersche Kriegerverein, in: Osnabrücker Land, Heimat-Jahrbuch 1999, S. 170.

9 Pa. Wahlmeyer, Cassa-Buch.

10 Ebenda.

11 Stürmer, Das Ruhelose Reich, S. 34.

12 Vgl. hierzu: Neufeld, Kriegerverein, S. 169-171.

13 Vgl. hierzu etwa auch die Schilderungen zum Kriegerfest von 1905 in: Neufeld, Kriegerverein, S. 169-171.

14 Illustrierter Führer, S. 11.

15 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 31.

16 Illustrierter Führer, S. 12.

17 Ebenda.

18 Ebenda, S. 13.

19 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 33.

Anmerkungen zu Kapitel III; Zweiter Teil. 3

1 Iburger Kreisblatt, Jg. 22, Nr. 98, 20.08.1914.

2 Vgl. etwa: Andreas Gestrich, „Leicht trennt sich nur die Jugend vom Leben“ – Jugendliche im Ersten Weltkrieg, in: Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914-1918, hg. v. Rolf Spilker u. Bernd Ulrich, Bramsche 1998, S. 32-45, hier S. 39

3 Iburger Kreisblatt, Nr. 131, 05.11.1914.

4 Ebenda, Nr. 92, 06.08.1914.

5 Ebenda.

6 Ga. Nr. 391, Einladungsschreiben v. 03.08.1914.

7 Ebenda, Rundschreiben v. 25.08.1914.

8 Ebenda, Bittbrief 12/1914.

9 Ebenda, Wwe. Jochmann an Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit, Großes Hauptquartier, o.D., Frühjahr 1917.

10 Ebenda, Kriegsministerium an Landratsamt, 23.05.1917.

11 Iburger Kreisblatt, Nr. 113, 24.09.1914.

12 Vgl. Ga. Nr. 388, Protokoll, 27.08.1914.

13 Iburger Kreisblatt, Nr. 131, 05.11.1914.

14 Ebenda.

15 Ebenda, 22. Jg., Nr. 106, 08.09.1914.

16 Ebenda, Nr. 127, 27.10.1914.

17 Ebenda, Nr. 135, 14.11.1914.

18 Ebenda, Nr. 132, 07.11.1914.

19 Vgl. Neue Tagespost, 23.08.1966.

20 Vgl. Iburger Kreisblatt, 22. Jg., Nr. 132, 07.11.1914.

21 Vgl. Ga. Nr. 389, Statistik o.D., vermtl. Anfang 1915.

22 Vgl. Ebenda, Aufstellung v. 02.11.1915.

23 Heimsath, Laer, S. 87.

24 Ga. Nr. 283, Landrat an Samtvorsteher der Gemeinden, 18.11.1914. Vgl. auch: Ebenda, Landrat an Samtvorsteher, 14.11.1914. Ursprünglich sollte Laer 22 Flüchtlinge und Remsede 4 Flüchtlinge aufnehmen.

25 Erwin Lemke, Ostpreußische Flüchtlinge im 1. Weltkrieg in Laer, in: LN., Jg. 5, 26.06.1987.

26 Vgl. Ga. Nr. 283, Abrechnung 1915.

27 Ebenda, Landrat an Samtvorsteher des Kreises, 23.11.1914.

28 Vgl. Ebenda, Landrat an Samtvorsteher, 19.02.1915.

29 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 34.

30 Ga. Nr. 391, Lüchtefeld, handschriftl. vermtl. v. Samtvorsteher Richard geschrieben, an das Landsturm Infanterie Ersatzbataillon, 01.10.1914.

31 Ga. Nr. 357, Oberpräsident d. Provinz Hannover an Landräte, 06.03.1915.

32 Ebenda, Kriegsministerium, Grundsätze für die Beschäftigung von Kriegsgefangenen in der Landwirtschaft, 06.03.1915.

33 Ebenda, Lohnlisten 1915.

34 Ebenda, Notiz über den Beschluß d. Kriegsgefangenen-Commission, 25.06.1916.

35 Ebenda, Bedingungen für die Abgabe von Kriegsgefangenen zu landwirtschaftlichen Arbeiten durch die Samtgemeinde Laer, 10.07.1915.

36 Ebenda.

37 Ebenda, Landrat an Samtvorsteher, 21.07.1915.

38 Ebenda, Inspektion der Kriegsgefangenenlager an Landratsämter, 06.08.1915.

39 Ebenda, Inspektion ..., 16.08.1915.

40 Ebenda, Landrat an Samtvorsteher, 28.10.1915.

41 Ebenda, Antrag Richard, 12.11.1915.

42 Ebenda, Inspektion ... an Landrat, 29.12.1915.

43 Ebenda, Samtvorsteher Richard an Landrat, 02/1916.

44 Ga. Nr. 357, Inspektion ..., 08.06.1916.

45 Ebenda, Inspektion ..., 29.02.1916.

46 Ebenda, Inspektion ..., 08.10.1916.

47 Ebenda, Samtvorsteher an Zweiggefangenenlager Georgsmarienhütte, 06.12.1916.

48 Ebenda, Landrat an Samtvorsteher, 06.06.1917.

49 Ga. Nr. 360, Arbeitslisten des Kriegsgefangenenkommandos, 07/1918.

50 Ga. Nr. 357, Samtvorsteher Richard, o.D., vermtl. Frühjahr 1918.

51 Schulze, Weimar, S. 156.

52 Herbert Hoover, Memoiren, Bd. 1, Jahre der Abenteuer, Mainz 1951, S. 413f.

53 in: Schulze, Weimar, S. 231.

54 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 37.

55 Ebenda.

56 Ebenda, S. 38.

57 Ebenda, S. 41.

58 Osnabrücker Kreisblatt Nr. 82, 06.04.33.

59 in: Der Teutoburger Wald und angrenzende Gebiete. Wegweiser mit Karte und Unterkunftsverzeichnis, Bielefeld 1926, S. 133.

60 Hiltermann, Kalkbrennerei.

61 ders., Norddeutsche Portland.

62 Ebenda.

63 100 Jahre Fahrzeugbau, (Wellmeyer), Bad Laer 1988, o.S.

64 Pa. Wahlmeyer, Hermann Strautmann, Chronik der Familie Strautmann, MS., Bad Laer 1994, S. 13f.

65 Ebenda, S. 14f.

66 Ebenda, S. 12.

67 Vgl. Ga. Nr. 299, Listen.

Anmerkungen zu Kapitel III; Zweiter Teil. 4

1 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 299.

2 Vgl. Osnabrücker Kreisblatt, 06.03.33. Die Ergebnisse aus der Gemeinde Remsede sind eingerechnet.

3 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 44.

4 Ebenda.

5 Osnabrücker Kreisblatt, 03.03.1933. Die nachfolgenden Ausführungen beziehen sich auf diesen Artikel.

6 Vgl. Osnabrücker Kreisblatt, 06.03.1933.

7 Ebenda, 24.04.1933.

8 Ebenda.

9 Ga. Nr. 205, Protokoll Samtgemeindeausschuß, Sitzung v. 31.08.1933 im Gasthaus Storck.

10 in: Hans Ulrich Thamer, Verführung und Gewalt. Deutschland 1933-1945, Die Deutschen und ihre Nation, Berlin 1986, S. 335.

11 Ga. Nr. 206, Protokoll Gemeinderatssitzung, Sitzung v. 30.11.1934 im Gasthof Goeing.

12 Thamer,Verführung, S. 290.

13 Wahlmeyer, Winkelsetten, S. 162.

14 Pa. Wahlmeyer, Protokollbuch Kriegerverein.

15 Osnabrücker Volkszeitung, 03.02.1934.

16 Pa. Wahlmeyer, Protokollbuch Kriegerverein, 21.11.1934.

17 Zeitungsausschnitt Osnabrücker Volkszeitung, undatiert, Nachlaß Ossegge. Da die Feierlichkeiten den Zeitungsausschnitten folgend von Samtvorsteher Schürbrock organisiert wurden, der im weiteren Verlauf des Jahres abgesetzt wurde, muß es sich hier um den 1. Mai 1933 gehandelt haben.

18 Ebenda.

19 Ebenda.

20 Interview Schöning, 20.05.1998. Nicht nur angesichts der knappen Quellenlage hat d. Verf. im Sommer 1998 im Zusammenhang mit der Erarbeitung der zeitgeschichtlichen Beiträge eine Reihe von Interviews mit Zeitzeugen geführt. Sie können allein schon ihrer Ausführlichkeit wegen nicht zur Publikation kommen – es handelt sich um einige hundert Seiten Interviewmaterial –, doch fließen sie von Zeit zu Zeit in den Text ein. Die Zeitzeugen wurden hauptsächlich nach ihren eigenen Erlebnissen befragt, um so Beispiele alltagsgeschichtlich relevanter Wahrnehmungen zu sammeln. Die besondere Problematik erinnerter Geschichte soll hier gar nicht geleugnet werden; ihr Quellenwert ist zweifelhaft, allein schon weil Erinnerung im Laufe der Zeit vielfach gebrochen und verändert wird. Aber als Ergänzung zu den „Überresten“ der Zeit (die selbstverständlich auch keine „Wirklichkeit“ abbilden) und in Verbindung und im Abgleich mit der verfügbaren Literatur, vermittelt sie wertvolle Einblicke in die individuelle Wahrnehmung des historischen Alltages, auf die nicht verzichtet werden soll.

21 Arno Klönne, Was war die Hitlerjugend?, in: Terror und Hoffnung in Deutschland 1933-1945. Leben im Faschismus, hg. v. Johannes Beck u.a., Reinbek 1980, S. 432.

22 Rede Hitlers in Reichenberg, 2. Dezember 1938, zit. nach: Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte, hg. v. H. Michaelis u. E. Schraepler, Berlin 1964-1976, Bd. XI, S. 138f.

23 Klönne, Hitlerjugend, S. 433. Mit der Durchführungsverordnung zum Gesetz über die Hitlerjugend erhielt die Jugenddienstpflicht öffentlich-rechtlichen Charakter und sie trat gleichberechtigt neben Arbeitsdienst- und Wehrpflicht.

24 Interview Knemeyer, 27.05.1998.

25 Vgl. Nachlaß Hiltermann, Beschwerde der Frau Sand, 15.09.1938. Frau Sand beschwerte sich über den obligatorischen Kirchgang der Kinder, der von den Lehrern kontrolliert wurde, offenbar im Auftrag des Pastors. „Wer bezahlt die Lehrerpersonen, Pastor oder Staat? Dann sollen sie auch dem Staat gehorchen“, forderte sie.

26 Ga. Nr. 306, Poppe an Landrat, 18.01.1937.

27 Vgl. hierzu: Heinrich Hiltermann, Zum 100. Geburtstag von Erich Merse, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1989, S. 281f.

28 Interview mit Remsedern, 05.05.98.

29 Holtmann, Hundert Jahre, S. 182.

30 Ebenda.

31 Vgl. hierzu: Joachim Kuropka, Die Katholische Kirche in Oldenburg im 20. Jahrhundert, in: Oldenburgische Kirchengeschichte, hg. v. Rolf Schäfer in Gemeinschaft mit Joachim Kuropka, Reinhard Rittner, Heinrich Schmidt, Oldenburg 1999, S. 578-584.

32 Thamer, Verführung, S. 444.

33 Schockmann, Aufzeichnungen, S. 299.

34 K.H. Neufeld, Loarske Köppe, in: Osnabrücker Land, Heimat Jahrbuch 1997, S. 266.

35 Lothar Häusler, Die christlichen Kirchen – konfrontiert mit politischen und gesellschaftlichen Problemen (1875-1945), in: Pleticha, Diktatoren, S. 203.

36 Interview Knemeyer. August Knemeyer berichtet, daß sein Vater, der als Kreishandwerksmeister und Ortsgruppenorganisationsleiter durchaus über einen gewissen Einfluß verfügte, Pastor Schockmann mindestens einmal aus der Untersuchungshaft befreien konnte. Schockmann seinerseits konnte sich bei Kriegsende und Entnazifizierung revanchieren und für Knemeyer eintreten.

37 Thamer, Verführung, S. 444.

38 Interview Niebrügge, 07/98.

39 Thamer, Verführung, S. 295.

40 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 44f.

41 Osnabrücker Kreisblatt, 02.10.1934. Die nachfolgenden Ausführungen fußen auf diesem Artikel.

42 Osnabrücker Kreisblatt, Nr. 232, 04.10.1933. Die nachfolgenden Ausführungen fußen auf diesem Artikel.

43 Ebenda, 01.10.1934.

44 Ebenda, 02.10.1934.

45 Ebenda.

46 Ebenda, 16.08.1933.

47 Die Milch ist ihr Reichtum, in: LN., Jg. 12, 04.02.1994.

48 Neue Volksblätter, Nr. 33, 02.02.1937.

49 Gestapo Osnabrück meldet ... . Polizei- und Regierungsberichte aus dem Regierungsbezirk Osnabrück aus den Jahren 1933 bis 1936, bearb. u. eingel. v. Gerd Steinwascher, Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen XXXVI, hg. v. Verein f. Gesch. u. Landesk. v. Osnabrück, Osnabrück 1995, S. 303.

50 Neue Volksblätter, Nr. 16, 16.01.1937.

51 Thamer, Verführung, S. 520.

52 Steinwascher, Gestapo, S. 303.

53 StaOs., Dep. 104 II, Akz. 44/92, Nr. 25. Verkehrsverein Bad Laer Teutoburger Wald im Frühjahr 1935 an alle Laerer Nichtmitglieder.

54 Ebenda.

55 Zit. n. H. Spode, Der deutsche Arbeiter reist. Massentourismus im Dritten Reich, in: G. Hauck (Hg.), Sozialgeschichte der Freizeit, Wuppertal 1980, S. 291.

56 Zit. n. W. Buchholz, Die nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Freizeitgestaltung und Arbeiterschaft im Dritten Reich, Diss., München 1976, S. 7.

57 Vgl. zur sozialen Wirklichkeit der nationalsozialistischen Urlaubsorganisation: Thamer, Verführung, S. 500-504. Vgl. auch: H. Spode, Der deutsche Arbeiter. Man schätzt heute, daß beispielsweise die Schiffsreisen der KdF einen Arbeiteranteil von nur 17 % hatten. Das lag zum einen an den äußerst knappen Einkommen jener Jahre und zum anderen auch daran, daß der finanzstärkere Mittelstand KdF für sich zu nutzen wußte.

58 Osnabrücker Kreisblatt, 17.08.1934.

59 StaOs., Dep. 104 II, Akz. 44/92, Nr. 25, Verkehrsverein an Nichtmitglieder, Frühjahr 1935.

60 Vgl. Ga. Nr. 206, Protokolle, 19.03.1926.

61 Vgl. Ebenda, 10.08.1926.

62 Vgl. Ebenda, 07.11.1930.

63 Vgl. Ebenda, 30.11.1930.

64 Ga. Nr. 206, Protokolle, 28.11.1932.

65 Vgl. Ebenda, 29.03.1933 u. 13.07.1933.

66 Osnabrücker Kreisblatt, Nr. 82, 06.04.1933.

67 Vgl. StaOs., Dep. 104 II, Akz. 44/92, Nr. 25, Landrat an Bürgermeister, 03.10.36.

68 Ebenda, Bürgermeister an Landrat, 19.10.36.

69 Vgl. Ebenda, Landesfremdenverkehrsverband Westfalen e.V. an Kreisausschuß Osnabrück-Land, 23.10.36.

70 Vgl. Ebenda, Bürgermeister an Landrat, 19.10.36.

71 Vgl. Ebenda, Landrat an Bürgermeister, 09.11.36.

72 Ebenda.

73 Vgl. Ebenda.

74 Vgl. Ebenda, Landesfremdenverkehrsverband Westf. an Landrat, 25.01.37.

75 Ebenda, Bürgermeister an Landrat, 18.02.37.

76 Ebenda, Landesfremdenverkehrsverein Westf. an Landrat, 10.12.37.

77 Ebenda.
78 Ebenda, Bürgermeister an Landrat, 08.01.38.
79 Ebenda, Bürgermeister an Landrat, 20.01.39.
80 Ebenda, Landesfremdenverkehrsverband Westf. an Landrat, 15.02.39.
81 Ebenda, Bäderreferent an Fritz Leiber, 28.02.1939.
82 Vgl. Ebenda, Landesfremdenverkehrsverband Westf. an Landrat, 12.09.40.
83 Vgl. Ebenda, Niederschrift der Sitzung v. 24.02.41.
84 Ebenda.
85 Ebenda.
86 Ebenda.
87 Ebenda.
88 Vgl. Ebenda, Bürgermeister an Landrat, 08.05.41.
89 Ebenda.
90 Ebenda, Bürgermeister an Landrat, 18.04.42.
91 Vgl. Ebenda, Landesfremdenverkehrsverband Westf. an Landrat, 28.09.45. Nach Kriegsende gingen Leibers Renovierungsarbeiten weiter.
92 Vgl. Ebenda, Landesfremdenverkehrsverband Westf. an Landrat, 19.08.42.
93 Ebenda. Landesfremdenverkehrsverband an Bürgermeister, 18.07.44.
94 Vgl. Ebenda, Landesfremdenverkehrsverband Westf. an Landrat, 01.03.43.
95 Vgl. Ga., Nr. 393, Kassenbuch d. Verkehrs- und Verschönerungsvereins.
96 Vgl. StaOs, Dep. 104 II, Akz. 44/92, Landesfremdenverkehrsverband an Landrat, 28.09.45.
97 Hermann Strautmann, Chronik, S. 17.
98 William L. Shirer, Berliner Tagebuch-Aufzeichnungen 1934-1941, Leipzig-Weimar 1991.
99 Osnabrücker Kreisblatt, 11.09.1939.
100 Ebenda.
101 Ebenda.
102 Ebenda, 12.09.1939.
103 Ebenda.
104 Pa. Wahlmeyer, Protokollbuch Kriegerverein, 05.01.1941.
105 Ebenda.
106 Thamer, Verführung, S. 662.
107 Neue Volksblätter, Jg. 74, Nr. 130, 1941, Artikelüberschrift.
108 Ebenda.
109 Thamer, Verführung, S. 713.
110 Neue Volksblätter, Jg. 74, Nr. 130, 1941.
111 Kennen Sie Polen? Warschau 1974, S. 7.
112 Neue Volksblätter, 74. Jg., Nr. 156, 07.06.1941.
113 Ebenda.
114 Ebenda.
115 Thamer, Verführung, S. 713.
116 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 53.
117 Ga. Nr. 326, Bürgermeister an Landrat, 29.12.43.
118 Ebenda, Landrat an Bürgermeister, 16.12.43.
119 Ebenda, Landrat, i.A. Einhoff an Bürgermeister, 16.11.44.
120 Ebenda, Bürgermeister an Landrat, 20.11.44.

121 Thamer, Verführung, S. 713.

122 Ebenda, S. 711.

123 Neue Volksblätter, 73. Jg., Nr. 249, 08.09.1940.

124 Ebenda, Nr. 256, 15.09.1940.

125 Vgl. o.V., 50 Jahre Freiwillige Feuerwehr Bad Laer, in: LN., Jg. 8, Nr. 22, 01.12.78.

126 Wido Spratte, Zwischen Trümmern ..., Osnabrück in den Jahren 1945 bis 1948, Osnabrück 1990, S. 8.

127 Mannel / Tewes, 75 Jahre Rindviehzuchtverein, S. 56.

128 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 53.

129 Vgl. 1125 Jahre, S. 2.

130 Adolf M. Birke, Nation, S. 82.

131 Ebenda, S. 69.

132 Vgl. Bilanz des Schreckens in Osnabrück, in: Karl Ordelheide, Am Ende war der Anfang. Osnabrück 1945-1948, Osnabrück 1982.

133 Strautmann, Chronik, S. 25.

134 Ebenda.

135 Ga. Bad Laer, Heimsath an Gemeindeverwaltung, 19.03.1951.

136 Birke, Nation, S. 24.

137 Ebenda, S. 25.

138 Vgl. zur Statistik der Vertreibung, Marion Frantzioch, Die Vertriebenen. Hemmnisse und Wege ihrer Integration, Berlin 1987, Tabellenwerk.

139 Wahlmeyer, Orts- und Bankgeschichte, S. 55.

140 Vgl. Wrede, Ortsverzeichnis, S. 853ff.

141 Ga. Bad Laer, Antrag auf Wohnungstausch, 16.01.50.

142 Ebenda, Antrag 18.10.49.

143 Ebenda, Antrag, 03.12.51.

144 Ebenda, Caritasausschuß Laer, Pastor Schockmann an Gemeinderat, 05.02.49.

145 Ebenda.

146 Ebenda, Arbeiterwohlfahrt, Willi Vogt an Gemeinderat, 08.03.1949.

147 Vgl. Ebenda, Bürgermeister an Hw. Schockmann / AWO Laer, 22.03.49.

148 Ga. Nr. 380, Gemeinderatswahl Dorf Laer, 15.09.1946, Bekanntmachung des Samtbürgermeisters Schürbrock, 09.09.1946.

149 Vgl. Ebenda, Wahlunterlagen, Gemeinderatswahl und Kreistagswahl, 28.11.1948.

150 Zu Hardensetten vgl. Ga Nr. 383, Wahlen in Hardensetten 1948-1964.

151 in: O.K. Flechtheim (Hg.), Dokumente zur parteipolitischen Entwicklung in Deutschland seit 1945, Bd. 2, Berlin 1963, S. 27.

152 Ga. Nr. 380, Gemeinderatswahlergebnisse 28.11.1948.

153 Vgl. in: Ebenda.

154 Vgl. Ga. Nr. 205, Protokollbuch der Samtgemeinde Laer, 30.04.1949.

155 Birke, Nation, S. 128.

156 George Marshall, Rundfunkansprache v. 29.04.1947, zit. n. Ebenda, S. 130.

157 Vgl. Ga. Bad Laer, Nr. 215, Oberkreisdirektor (OKD) an Bürgermeister, 08.06.1948.

158 Ebenda, OKD an Bürgermeister, 09.06.48.

159 Birke,Nation, S. 134.

160 Ga. Bad Laer, Nr. 215, OKD an Bürgermeister, 19.06.48.

161 Wahlmeyer, Orts- und Bankengeschichte, S. 57.

162 Ebenda.

163 Ebenda, S. 56.

164 Die Angaben über die Gefallenen und Vermißten sind von Bernhard Tewes zur Verfügung gestellt worden, dem für seine freundliche Unterstützung herzlich zu danken ist.

165 Osnabrücker Zeitung, 24.11.1949.

166 K.H. Neufeld, Wegkreuze und Bilder im alten Kirchspiel Laer, Suderberger Hefte Nr. 7, Bad Laer 1990, S. 30.

167 Vgl. Ebenda, S. 54f.

Zur Homepage der Dissertation

Erklärung

Die vorliegende Dissertation habe ich selbständig verfasst und dabei nur die angegebenen Hilfsmittel benutzt.

Richard Sautmann

Dissen, den: 09.01.2002